A

Deutsche Rundschau

Band CLXXVII

(Oktober — November — Dezember 1918)

164:3
-29/8/21

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Librería nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Librería nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — Petersburg, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Polleweky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moriz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd 177

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsiebenundsiebzigsten Bande (Oktober — Dezember 1918).

	Seite
Richard Fester. Der amerikanische „Kreuzzug" und seine Weltwirkung	1
Richard Pohle. Die Probleme des Nordens	16
Carl Neumann. Neue Aufgaben der deutschen Universitäten. Auslandkurse und Pflege der deutschen Kultur	33
* * * Gentz. Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation. Ein Versuch. (Fortsetzung) IV	52
Friedrich Gentz. Über den ewigen Frieden (1800)	65
Ewald Banse. Alexander Humboldt. Eine moderne Studie	90
Georg Droescher. Gustav Freytags Schriftwechsel mit der Generalintendanz der Königlichen Schauspiele zu Berlin	129
Robert Walter. Der Krippenschnitzer. Eine Erzählung. I	147
Walter Heynen. Journalistenkomödien	160
Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg. Eine Berichtigung	163
Literarische Notizen	164
Literarische Neuigkeiten	166
Richard Fester. Auf neuen Wegen	169
Philipp Hiltebrandt. Belgien	180
Christian Friedrich Weiser. Der Auslandsdeutsche	190
* * * Deutschland und der Völkerbund	206
Moeller van den Bruck. Das Recht der jungen Völker	220
* * * Gentz. Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation. Ein Versuch. (Fortsetzung) V	236
Herbert Martens. Die Schöpfung der Kunstballade. Eine deutsche Offenbarung	249
Robert Walter. Der Krippenschnitzer. Eine Erzählung. (Fortsetzung) II	259

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Eugen Fischer. Das Leben Martin Luthers. (Fortsetzung) XVII 271
Literarische Notizen 288
Literarische Neuigkeiten 292
Richard Fester. Vom Weltkriege zur Weltrevolution . . . 293
Philipp Hiltebrandt. Der Charakter der englischen Politik . 313
Hermann Gruber. Das lateinische Kulturideal, die Freimaurerei und der Ententefrieden 322
Ewald Banse. Das neue Marokko 348
* * * Gentz. Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation. Ein Versuch. (Fortsetzung) VI 371
Ludwig Wilhelm Weber. Großstadt und Nerven 391
Robert Walter. Der Krippenschnitzer. Eine Erzählung. (Schluß) III 408
Wilhelm Bölsche. Ein Buch vom Leben 424
Walter Heynen. Deutscher und französischer Anschauungsunterricht 428
Weihnachtliche Rundschau 433
Literarische Notizen 441
Literarische Neuigkeiten 444

Der amerikanische „Kreuzzug" und seine Weltwirkung.

Von

Richard Fester.

In seiner Botschaft an den Arbeitertag der Vereinigten Staaten hat Präsident Wilson kürzlich die berechtigte Frage seiner Landsleute, wofür sie eigentlich kämpfen, auf eine ebenso einfache wie verblüffende Weise beantwortet. Als ob es 1914 keinen Gegensatz zwischen Rußland und Österreich-Ungarn gegeben habe, erzählt er ihnen, daß Deutschland Belgien vergewaltigt und Frankreich wie 1870 angegriffen habe. Ein allgemeiner Weltbrand sei es aus einem lokalisierten Verteidigungskriege erst geworden, als Deutschland allen Völkern der Welt das Recht bestritten habe, ihr eigenes Schicksal zu bestimmen. Der Amerikaner kann nicht dulden, daß die Freiheit, die er selbst genießt, allen anderen durch die über Deutschland und Österreich verfügende Gewaltherrschaft verkümmert werde. Als Kreuzfahrer haben die Vereinigten Staaten ihre Söhne über den Ozean geschickt, um in Europa für die Ideale ihrer Heimat zu fechten. Der amerikanischen Arbeiterschaft aber ist die Aufgabe zugefallen, diesen selbstlosen Kampf für die Gerechtigkeit mit aller Kraft zu unterstützen. Wie ein zweiter Peter von Amiens ist der Gewerkschaftsführer Gompers mit dieser Botschaft in der Tasche nach England gegangen, um auch dort den Industriearbeitern das Kreuz gegen die Hunnen zu predigen.

Dem Reichstagsabgeordneten Friedrich Naumann hat diese letzte Kundgebung schon vorgelegen, als er in seiner „Hilfe" Wilson den „internationalen Kaiser der Gegenwart" nannte, weil „er die Menschheit mit einigen großen, weiten Zielen sättige und volksverständlich sage, was er will". Wer in geschichtlichen Dingen eine so amerikanische Unwissenheit zeigt wie der Verfasser von „Mitteleuropa", für den sind auch die großen Lehren der Vergangenheit verloren. Ich weiß nicht, ob es Naumann in diesem Falle zum Ruhme gereicht, daß er nicht zu den Pfarrern gehört, die ein Komödiant lehren könnte. So naiv sind heute doch nur wenige Deutsche, daß sie nicht längst in Wilson den größten Phrasenjongleur aller Zeiten erkannt hätten, dessen Kunst gerade darin besteht, daß er noch niemals gesagt hat, was er will.

Was bezweckt also der „Kreuzzug"? Wofür kämpfen die Amerikaner? Sollte es wirklich Elsaß-Lothringen sein, wie jener Kriegsgefangene, der die Reichslande für einen See hielt, zu dem deutschen Kronprinzen gesagt hat?

Um die Antwort wird nicht verlegen ſein, wer gewohnt iſt, die Ziele der Politik eines Staates nicht in den Manifeſten ſeiner Regierung, ſondern in ſprechenden Taten zu ſuchen. Das Leitmotiv der amerikaniſchen Politik aber iſt allezeit das Streben nach der Herrſchaft über ganz Amerika geweſen. Auch Wilſon hat die Doktrin des Präſidenten Monroe, daß die alte Welt ſich in amerikaniſche Dinge nicht einmiſchen dürfe, nur ſcheinbar auf den Kopf geſtellt, als er ſich in die Händel der alten Welt einmiſchte. Ich will nicht wiederholen, was ich bereits im Maiheft dieſer Zeitſchrift näher ausgeführt habe [1]). Es genügt, noch einmal zu betonen, daß die Vereinigten Staaten „in Frankreich recht eigentlich für die Beherrſchung ganz Amerikas kämpfen". Was ſie bis jetzt ſchon erreicht haben, beweiſt, daß der Weltkrieg für die panamerikaniſche Politik eine unvergleichliche Gelegenheit geweſen iſt, und daß Wilſon ſie meiſterhaft benutzt hat. Die Ausſicht auf die Abtretung der Bermudasinſeln und der engliſch-franzöſiſchen Inſeln des amerikaniſchen Golfs iſt nur eine Vermutung, die aber neuerdings unabhängig von mir auch Boy-Ed [2]) ausgeſprochen hat. Tatſache aber iſt die Nötigung Dänemarks zum Verkauf der Antillen. Tatſache iſt ferner die Verwandlung der mittelamerikaniſchen kleineren Republiken in fügſame Vaſallenſtaaten. Tatſache iſt endlich der wachſende Druck auf Südamerika, der bereits Braſilien auf die Seite unſerer Feinde geführt hat und ſich in jüngſter Zeit von ſeinen ehemaligen Kolonien ſogar nach dem ſpaniſchen Mutterlande fortpflanzte. Der Kern des Völkerbundes, den Wilſon als Kriegsziel proklamiert hat, ſoll das vom Nord- zum Südpol reichende amerikaniſche Weltreich werden. So viel auch an ſeiner Verwirklichung noch fehlen mag, ſo darf doch ſchon das geſagt werden, daß die Summe des Erreichten ohne Parteiergreifung im Weltkriege nicht erreicht worden wäre.

Für wen aber hätte Wilſon Partei ergreifen ſollen, wenn nicht für England! Die Sympathien für den angelſächſiſchen Vetter dürfen wir dabei ganz aus dem Spiele laſſen. Reibungsflächen mit Deutſchland waren ja ſo gut wie gar nicht vorhanden. Für eine panamerikaniſche Politik, deren Endziel es zweifellos iſt, die alten Kolonialmächte England und Frankreich einmal gänzlich aus Amerika hinauszudrängen, wäre es der gegebene Bundesgenoſſe geweſen. Daß ſich Wilſon trotzdem ohne Zögern auf die Seite der Entente geſtellt hat, läßt Englands Beherrſchung der See als ſelbſtverſtändlich erſcheinen. Eduard Meyer hat es 1915 [3]) erſtaunlich gefunden, daß Wilſon in einem Erlaß vom 28. Dezember 1914 England den „herkömmlichen Vorkämpfer der Freiheit der See und der Rechte des Handels" nennen konnte,

[1]) S. 170. Vgl. auch Feſter, Der Machtwille (Halle 1918), S. 7 ff, und Haſenclever, Die Bedeutung der Monroedoktrin für die amerikaniſche Politik der Gegenwart. (Auslandſtudien an der Univerſität Halle-Wittenberg, Heft 5. Halle 1918.)

[2]) Die Vereinigten Staaten und der U-Bootkrieg. Berlin 1918.

[3]) Nordamerika und Deutſchland. Berlin 1915. S. 54 und 52.

obwohl Jefferson bereits 1813 an Frau von Staël geschrieben habe, daß „England der prinzipielle Feind aller seefahrenden Nationen" sei. Heute zweifelt wohl niemand mehr, daß der Präsident seit 1914 nicht umgelernt, sondern daß er 1914, gerade weil er genau so dachte wie Jefferson, geheuchelt hat. „Defenceless America" heißt nicht umsonst der Titel einer 1915 erschienenen Broschüre. An die Phantasien einer deutschen Landung hat kein urteilsfähiger Amerikaner geglaubt, am wenigsten die Propagandisten dieser Einbildungen. Die Einäscherung des Kapitols in Washington durch die Engländer im Jahre 1814 war dagegen eine unvergessene Tatsache. Je würdeloser die Vereinigten Staaten sich die Durchsuchung ihrer Schiffe, die Beschlagnahmung ihrer Post und alle die tausend Schikanen der Seetyrannei Englands gefallen ließen, desto besser konnten sie alle Welt über die Vorbereitung einer ihrer Stärke entsprechenden Wehrmacht täuschen.

So erklärt es sich auch, daß sie nicht wie Japan sofort aktiv in den Krieg eintraten, sondern sich darauf beschränkten, ihre Parteiergreifung durch eine die Neutralität faktisch durchbrechende kolossale Steigerung ihrer Kriegsindustrie zu dokumentieren. Hätten sie schon 1914 ihr Flottenprogramm aufgestellt und den Bau einer eigenen Handelsflotte in Angriff genommen, so würde sich der Druck der englischen Eifersucht sicher bemerklich gemacht haben. Der Munitionskrieg gegen Deutschland und seine Verbündeten entsprach daher sowohl den Forderungen des Augenblicks als auch der politischen Gewöhnung dieses unkriegerischen Kolonistenstaates.

Es ist in aller Erinnerung, wie der erste Einsatz die Vereinigten Staaten weitergeführt hat, von der Propaganda für eigene Waffen zur Wehrpflicht im Kriege und zur Flottengründung größten Stiles, von der Anmaßung des Schiedsrichteramtes der Welt zur Führung seiner Verbündeten und zur Tyrannisierung der Neutralen, von der heuchlerischen Verbeugung vor dem britischen Vorkämpfer der Freiheit der See zu dem kecken Griff nach Cromwells Gürtel mit den Schlüsseln aller Kontinente, von der einmaligen Rüstung zu der Ankündigung einer den Krieg überdauernden Militarisierung Amerikas. Wie es sich in dieser Entwicklung, die auch die besten Kenner der amerikanischen Siebenmeilenstiefel überrascht hat, mit Freiheit und Notwendigkeit, mit ursprünglicher Absicht und selbst herbeigeführtem Zwang der Umstände verhält, wird sich ohne Lösung des Problems, das uns Wilsons politischer Charakter aufgibt, nicht beantworten lassen.

Die Art, wie Woodrow Wilson der Welt seine Doktrinen aufnötigt, hat dazu verleitet, ihn zum einseitigen Doktrinär zu stempeln. Ein Doktrinär aber würde sich trotz Zwang der Umstände nicht so rasch vom Pazifisten zum Militaristen bekehrt haben. Zweifellos ist der Doktrinarismus seine professorale Mitgift gewesen, aber ebenso zweifellos würde ein deutscher Professor nicht mit dieser amerikanischen Leichtigkeit seinen Berufswechsel vollzogen haben. Man kann wohl sagen, daß Wilson den Verstand seines jeweiligen

Amtes beſitzt. Den Jargon ſeiner pazifiſtiſchen Vergangenheit hat er nur beibehalten, um die gewaltige Umwälzung vor den Blicken ſeiner Landsleute zu verſchleiern. Rooſevelt wäre dazu nicht imſtande geweſen, weil er es ſich nicht abgewöhnt hat, zuweilen laut zu denken. Als Sekundant ſeines Rivalen mag er mit ſeiner Draufgängerei gut ſein; zum Führer in dieſer Weltkriſis würde er nicht getaugt haben. Alle Erfolge der amerikaniſchen Politik ſeit 1914 ſind in erſter Linie das Verdienſt des Präſidenten. Ein moderner Machiavelli würde daher nicht zögern, ihn von vornherein auf die Politik, die er jetzt treibt, zuſteuern zu laſſen. Der Hiſtoriker aber wird immer Bedenken tragen, auch ein Studienobjekt wie dieſes in der plaſtiſchen Weiſe des nach Beiſpielen ſuchenden Politikers oder des Dichters herauszuarbeiten. Auch er aber kann ſchon heute feſtſtellen, daß Wilſon, wenn er auch häufig weiter gegangen iſt, als er offenbar gehen wollte, ſich dennoch nicht von dem Strome treiben läßt, ſondern ihn meiſtert, und zwar in der Richtung der Wandlung Amerikas zum militariſtiſchen Abſolutismus.

Der Weltkrieg hat gelehrt, daß der Imperialismus eines Weltreiches ohne eigene Wehrmacht nicht durchführbar iſt. Dem Beiſpiel, das England 1916 gegeben hatte, iſt Amerika ſchon nach Jahresfriſt gefolgt. Erſchien ſchon Englands Bruch mit allen ſeinen Traditionen und Gewohnheiten als eine nie für möglich gehaltene gewaltige innere Revolution, ſo überſteigt die Umwälzung Amerikas alles Dageweſene. So ungeheuer ſich auch der Mit- und Nachwelt der Entſchluß zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England immer darſtellen wird, ſo darf doch nicht überſehen werden, daß er kein unvorbereitetes Volk traf. Der Charakter des Engländers iſt härteſte, herbſte Männlichkeit. Der Krieg an ſich iſt ihm niemals fremd geweſen. Ein Berufsheer wurde durch unabläſſige Kolonialkriege in ſteter Übung gehalten. Die Pforten des Janustempels hätten in dieſem Weltreiche nie geſchloſſen werden können. Was ſich 1916 vollzog, hatte der Burenkrieg vorbereitet. In der Vorgeſchichte des Weltkriegs hat er, wie der Feldzug von 1864 für 1866 und 1870, die Bedeutung der Hauptprobe. In Amerika war keine dieſer Vorausſetzungen vorhanden. Der Durchſchnitt der Amerikaner iſt abgehetzt und nervös. Das angelſächſiſche puritaniſche Erbteil eines harten Geſchäftsſinnes ſchließt weibliche Sentimentalität und Hyſterie nicht aus. Der angeborene Pazifismus wurde durch die überwiegend in weiblichen Händen liegende Erziehung noch verſtärkt. Das kleine Berufsheer unterſchied ſich von dem engliſchen ſehr weſentlich dadurch, daß es keine Tradition und keine Erfahrungen beſaß. Sogar der Sezeſſionskrieg hatte keine tieferen Spuren hinterlaſſen. Die Sache fing mit jedem Krieg ſozuſagen von vorn an. Um die Amerikaner in kriegeriſche Stimmung zu verſetzen, bedurfte es zunächſt jener Hetze im gewohnten Reklameſtil, für die England und Frankreich in richtiger Erkenntnis der amerikaniſchen Volksſeele das Material lieferten. Sogar das Lynchen und das einſt die Loslöſung vom Mutterlande einleitende

Teeren und Federn wurden nicht verschmäht, um die Brutalität der Massen zu wecken und zu stacheln. Als aber endlich die eigentliche militärische Schule beginnen sollte, mußte sie doch bezeichnenderweise aus Amerika hinausverlegt werden. Der amerikanische Soldat wird als Halbfabrikat über den Ozean geschickt, um nach seiner Rückkehr nicht etwa den Blutrausch, sondern den kriegerischen Geist des alten Europa nach der neuen Welt zu verpflanzen.

Das Außerordentliche an dieser Entwicklung ist der Brückenschlag von der kriegerischen Propaganda des Geschäftskrieges zur wirklichen militärischen Schule. Das deutsche Volksheer ist das Rückgrat des deutschen Volksstaates. Das amerikanische Heer soll durch die Waffen aus Kolonisten und Einwanderern aller Rassen und Völker erst ein amerikanisches Volk schaffen. Auch dafür ist der Weltkrieg die sofort erkannte und ergriffene Gelegenheit geworden. Wie in einem Mörser werden die bunten Elemente der amerikanischen Bevölkerung zusammengestampft. Mit bekannter Großzügigkeit wird es dabei nicht allzu genau genommen. Außer Niggern und Indianern sind auch die noch nicht naturalisierten Ausländer in den großen Schmelztiegel geworfen worden. Selbst das zäheste Element der Iren, geschweige denn die Deutschamerikaner werden verschwunden sein, wenn dieser gewaltsame Prozeß der Völkermischung einmal beendigt ist.

Die englische Umwälzung ist das gemeinsame Werk der ganzen englischen Staatsnation. Die Wandlung der Vereinigten Staaten zum amerikanischen Einheitsstaate hat der Absolutismus übernommen. Das von Frankreich geschenkte Riesenstandbild der Freiheit im Newyorker Hafen war der erste Bluff, der den Besucher der Neuen Welt erwartete. Schrankenloser Freiheit erfreut sich in Amerika lediglich der individuelle Materialismus. Was nicht mit dem Geschäftsleben zusammenhängt, steht unter dem Zwange der öffentlichen Meinung. Diese aber wird von wenigen gemacht und kann von den führenden Politikern mit erstaunlicher Leichtigkeit in die von ihnen vorgezeichneten Bahnen gelenkt werden. Weiß der Präsident, was er will, so fehlt dem Kongreß jede Handhabe, ihm eine andere Politik aufzuzwingen. Eine Politik der Reichstagsmehrheit wäre in den Vereinigten Staaten schon deshalb undenkbar, weil das Repräsentantenhaus keine Rolle spielt. Der unserem Bundesrate vergleichbare Senat aber hat einem steifnackigen Präsidenten gegenüber nur die Wahl zwischen Unterwerfung oder gesetzlichem Streik, der die Union in kritischen Zeiten ohnmächtig machen würde [1]).

Enthält somit die amerikanische Verfassung die Entwicklungsmöglichkeit des Absolutismus, so hat doch erst der Weltkrieg die Tatsache enthüllt, daß auch in der Neuen Welt der Absolutismus dazu bestimmt ist, die staatlichen Bildungen der neueren Geschichte aus dem Mittelalter der Völkerwanderungen

[1]) Vgl. die meisterhafte Orientierung über die staatsrechtlichen Grundlagen der Vereinigten Staaten bei E. Meyer, Der amerikanische Kongreß und der Weltkrieg. Berlin 1917. S. XV bis XX.

und Völkermiſchungen herauszuführen. Vor dem Kriege hat Rudolf Kjellén bereits bemerkt, daß ſich der Akzent der amerikaniſchen Verfaſſung langſam aber ſicher von „states“ auf „united“ verſchoben habe. Heute wird niemand beſtreiten, daß dieſer Einheitsſtaat Woodrow Wilſon heißt. Weder Ludwig der Vierzehnte noch Peter der Große haben je über eine ſolche Machtfülle verfügt wie dieſer Präſident der „United states“. Wenn die Demokratie früher der Mantel des amerikaniſchen Staatsoberhauptes war, ſo iſt ſie jetzt zu einem ſehr dünnen Mäntelchen geworden. In dem neuen Amerika wird nur noch Eine Sprache des öffentlichen Verkehrs geduldet. Seine Staatsreligion iſt der Glaube an das von Wilſon feierlich verkündete amerikaniſche Ideal. Sein Fundament aber ſind von nun an Heer und Flotte. Die Publiziſtik des ſiebenzehnten Jahrhunderts hat Ludwig den Vierzehnten angeklagt, daß er nach der Univerſalmonarchie ſtrebe. War das eine Übertreibung, ſo iſt es heute nicht zu viel geſagt, wenn wir Wilſon des Strebens nach der Weltherrſchaft bezichtigen. Die einzige Schranke ſeines Ehrgeizes iſt für ihn augenblicklich die Gewißheit, daß er 1921 ſeine Machtfülle ſeinem Nachfolger abtreten muß. Weit entfernt, ihn zu zügeln, wird ſie ihn anfeuern, die Ernte ſeiner politiſchen Leiſtung unter Dach zu bringen, bevor im November 1920 die Wahlmänner für die Wahl des neuen Präſidenten ernannt werden.

Die unabweislichen Folgerungen aus alledem laſſen ſich kurz zuſammenfaſſen. Als alter Profeſſor wird Wilſon nicht vergeſſen haben, daß auch Rom nicht an einem Tage gebaut worden iſt. Die reſtloſe Unterwerfung Mexikos und ganz Südamerikas ſind wohl ein Hauptziel der amerikaniſchen Politik, aber ſie können nicht das Endziel dieſes Krieges ſein, wenn er nicht endlos werden ſoll. Mit der Umbildung des amerikaniſchen Staates, die über ſeine Zukunft entſcheiden wird, hat es dagegen eine andere Bewandtnis. Der geſchilderte Verſchmelzungsprozeß hat kaum begonnen. Das amerikaniſche Heer iſt noch jung und unfertig. Der Aufſtieg zur erſten Flottenmacht der Welt ſetzt voraus, daß die amerikaniſchen Werften mit kriegeriſcher Anſpannung aller Kräfte weiter arbeiten, während unſere U-Boote in der Zerſtörung des Weltſchiffsraumes fortfahren. Vor allem: die allgemeine Wehrpflicht nach dem Kriege iſt noch nicht geſichert. Der unterdrückte, aber noch nicht ausgerottete Pazifismus hofft noch immer, daß der Kreuzzug einen Völkerfrieden mit allgemeiner Abrüſtung erzwingen werde. Dem Panamerikanismus iſt man um ein ſo großes Stück nähergekommen, daß man Schluß machen könnte. Staat, Heer und Flotte verlangen eine längere Dauer des Krieges, wenn das angefangene große Werk nicht Gefahr laufen ſoll, ſteckenzubleiben. Will der Präſident bis zum Herbſt 1920 damit fertig werden, ſo muß er ſich auch über amerikaniſche Begriffe hinaus ſehr ſputen. Mindeſtens bis 1920 wird er alſo Zeit zu gewinnen ſuchen, indem er mit aller Macht den Krieg zu verlängern ſtrebt. Ob Europa ſich bei längerer Dauer

des Krieges verblutet, ist ihm einerlei. Sein amerikanischer Staatsfanatismus, der allerdings an den Fanatismus der ersten Kreuzfahrer erinnert, hat von vornherein die Schwächung Europas in seine Berechnungen eingestellt. Macht der Zusammenbruch der alten Welt ihre Einwohner zu Sklaven des amerikanischen Kapitalismus, so wird er auch das mit männlicher Fassung zu tragen wissen.

Es ist demnach nicht zuviel gesagt, wenn man das größte Friedenshindernis Woodrow Wilson nennt. Die Entente wird durch Mangel an Schiffen, Kohlen und Menschen täglich daran erinnert, daß sie in absehbarer Zeit Schluß machen muß. Die Vereinigten Staaten könnten es auch über Wilsons mutmaßlichen Termin hinaus noch geraume Zeit aushalten. Ein noch in diesem Jahre oder 1919 abgeschlossener Weltfriede liegt durchaus nicht in ihrem Interesse. Nur der Zusammenbruch oder die Friedensbereitschaft ihrer Verbündeten könnten ihn herbeiführen. Denn es liegt auf der Hand, daß Amerika nicht allein und nicht gegen den Willen der Entente den Krieg in Europa weiterzuführen vermöchte. Die enorme Steigerung der Truppentransporte seit dem April ist daher ein Beweis, daß die Gefahr des Zusammenbruchs der Entente infolge unserer Frühjahrsoffensive schon sehr groß geworden war. Die von Gompers überbrachte Kreuzzugsbotschaft und die überstürzte abweisende Antwort auf Burians jüngste Note verraten, daß Wilson trotz des Sommererfolges von dem neugestärkten Siegeswillen seiner Verbündeten nicht recht überzeugt ist. Er wird jetzt tun, was er kann, um die Stimmung in den Ententeländern zu heben und die Fortsetzung des Krieges zu ermöglichen. Auch unsere Niederwerfung wäre schließlich wegen der unausbleiblichen Blutleere der Entente der Sieg Amerikas. Die Hauptsache aber ist und bleibt für die amerikanische Politik, daß das Kriegsfeuer nicht in sich zusammenbricht, bevor die Fundamente der amerikanischen Weltherrschaft gesichert sind.

Presse und publizistische Erörterung haben der künftigen Geschichtschreibung die Beantwortung der Frage vorweggenommen, ob die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten zu den vermeidbaren Zufälligkeiten oder zu jenen unvermeidlichen Konsequenzen großer Weltkrisen gehört, die der Mensch Schicksal zu nennen pflegt. Wird dabei in der Regel übersehen, daß die Niederwerfung Rumäniens und die russische Revolution Wilsons Entschlüsse mindestens in gleichem Grade wie der unbeschränkte U-Bootkrieg bestimmt haben, so darf der Historiker wohl an das einzige untrügliche Gesetz des historischen Geschehens erinnern, daß jede Wirkung Rückwirkungen zur Folge hat. Hätten wir etwa auf die Frühjahrsoffensive verzichten sollen, weil vorauszusehen war, daß sie auch Amerika zu größeren Anstrengungen nötigen werde, als es vielleicht ursprünglich in Wilsons Absicht lag? So unabhängig dieser „internationale Kaiser der Gegenwart" in seiner Machtfülle auch dastehen mag, so ist doch auch die Freiheit seiner Entschlüsse keine unbedingte und muß sich seit der offenen Teilnahme am Kriege vielfache Einschränkungen gefallen lassen.

Dem Londoner Vertrag iſt er ferngeblieben, und die Kriegserklärung an unſeren Verbündeten hat er zu verzögern geſucht, aber ſein Einſatz iſt ſicher größer geworden, als es im amerikaniſchen Intereſſe erforderlich war. Die politiſche Betrachtung aber hat, wenn ſie fruchtbar ſein ſoll, auch davon abzuſehen, weil der Weg zum Frieden nicht über das Weiße Haus in Waſhington führt. Von den engliſchen Illuſionen kaum geheilt, könnten wir gar keinen größeren Fehler begehen, als uns nunmehr amerikaniſchen Illuſionen hinzugeben. War die Annahme der vier Punkte Wilſons nicht mehr als eine diplomatiſche Luftererſchütterung, ſo iſt darüber nichts weiter zu ſagen. Hat die Reichsleitung damit, einerlei ob zuverſichtlich oder ſchwach, etwas zu erreichen gehofft, ſo wäre das Zeitalter der deutſchen Illuſionen immer noch nicht überwunden.

Auch die Ausgeſtaltung der deutſchen Demokratie kann unſer Verhältnis zu Amerika nicht berühren. Der amerikaniſche Staat heißt, um es zu wiederholen, Wilſon, und Wilſon iſt kein Demokrat. Vor der abſoluten Unwiſſenheit ſeiner Landsleute hat er die Kenntnis der deutſchen Verfaſſung voraus und wird nach wie vor jeden Verſuch, den ſtarken und feſten Bau Bismarcks zu lockern, auf der amerikaniſchen Gewinnſeite buchen. So lange der Krieg dauert, werden wir mit einer Steigerung der amerikaniſchen Leiſtungen immer rechnen müſſen, aber es wäre grundverkehrt, wenn wir mit den Vereinigten Staaten auch in der dringlichſten aller Fragen, wie wir den Krieg beendigen, rechnen wollten. Indem wir der Weltwirkung des amerikaniſchen Kreuzzuges näher treten, haben wir unſer Augenmerk ausſchließlich auf die Haltung der Entente zu richten. An ihr haben ſich Kriegführung und Politik des Vierbundes zu orientieren.

Wenn im Anfang des Krieges Lord Curzon von dem Einmarſch indiſcher Krieger in Potsdam geträumt hat, ſo darf bezweifelt werden, daß heute noch in den Ententeländern ſolche Illuſionen gehegt werden. Das feindliche Barometer hat genau ſo wie das des Vierbundes bald gutes und bald ſchlechtes Wetter angekündigt. Zuverſicht und Niedergeſchlagenheit haben genau ſo wie auf unſrer Seite das Auf und Ab der kriegeriſchen Ereigniſſe begleitet. Unverändert aber erſcheint nach allen Erfahrungen des Krieges die Hoffnung auf den Zuſammenbruch Deutſchlands und ſeiner Verbündeten. So ſehr ſie durch die eigene Propaganda und durch die innere Entwicklung Deutſchlands und mehr noch Öſterreich-Ungarns geſtärkt worden iſt, ſo verdankt ſie doch nicht etwa dem Hader der Parteien und Nationalitäten des Zweibundes ihre Entſtehung. Sie iſt vielmehr ſchon ſeit jenem Auguſttage vorhanden, an dem es dem äußeren Anſcheine nach in Deutſchland keine Parteien mehr gab, und ſie gründet ſich auf den Glaubensſatz, daß in einem Koalitionskriege die Allianz, die England zum Gegner hat, ſchließlich zuſammenbrechen muß. Dieſer Hoffnung entſpricht es, daß die Entente niemals Zweifel an dem Endſiege hat aufkommen laſſen. Vor dem Auguſt 1916 hat man ihn ſich wohl anders vorgeſtellt als heute, wo man damit rechnet, daß der Schlußakt, ähnlich wie der ruſſiſche, durch die eigenen Hammer-

schläge und den Selbstmord des Gegners herbeigeführt werde. Wenn ihre Übermacht trotz der amerikanischen Hilfe nicht mehr groß genug erscheint, einen zum Äußersten entschlossenen Gegner niederzuboxen, so hat die Entente doch noch keinen Augenblick die Hoffnung aufgegeben, daß wir, aus innerer Schwäche in die Knie gesunken, uns auf Gnade und Ungnade ergeben werden.

Für die Richtigkeit dieser Sätze spricht in erster Linie die Haltung Frankreichs. Dreiundvierzig Jahre hatte es dem Zarismus um der Revanche willen gedient. Dann trat es freiwillig in die englische Leibeigenschaft. Heute ist es der Sklave Amerikas. Nicht mehr Herr im eigenen Hause, gezwungen, seine eigenen gefallenen Söhne durch Fremdlinge der weißen, gelben und schwarzen Rasse zu ersetzen, durch den Krieg im eigenen Lande in vier Jahren schwerer getroffen, als das mittelalterliche Frankreich in seinem hundertjährigen Kampfe mit England, pflanzt es doch am eigenen Grabe die Hoffnung auf, daß wir die Reichslande fahren lassen, wenn es auch nicht gelingen sollte, Hindenburg über die Vogesen und den Rhein zurückzudrängen. Die Amerikaner beugen sich nur widerwillig unter das von Wilson ihnen auferlegte Joch des Absolutismus. Die französische Nation folgt Poincaré, Clemenceau und Foch noch hingebungsvoller, als sie einst Napoleon dem Ersten oder Gambetta gefolgt ist, so daß es ein Irrtum wäre, in jenen Männern mehr zu sehen, als die Exponenten der nationalen Energie. Wollen wir das Selbstmord nennen, so werden wir doch rückhaltlos anerkennen müssen, daß es der Selbstmord eines Heldenvolkes ist.

Kann man von Frankreich trotz alledem sagen, daß es ohne die russische Entlastung, sowie ohne die englische und neuerdings die amerikanische Hilfe längst zusammengebrochen wäre, so verdankt Italien die Fristung seines Scheinlebens mehr der inneren Bedrängnis Österreich-Ungarns als der tatkräftigen Unterstützung seiner Verbündeten, so daß auch da mit Einlenken aus freiem Entschlusse nicht zu rechnen ist.

Es war daher militärisch wie politisch richtig gedacht, Frankreich und Italien durch wuchtige Offensivstöße zum Frieden zu zwingen. Daß der Versuch vorläufig nicht geglückt ist, beweist nichts gegen seine Zweckmäßigkeit. Der Jubel der Franzosen und Italiener über Erfolge, die durch einen meisterhaften Rückzug in die alten Stellungen sofort pariert worden sind, ändert nichts an der Tatsache, daß die amerikanische Verstärkung ihre eigne erneute Schwächung nicht wett machen kann. Dem Zusammenbruch entgehen sie nicht, wenn wir auch auf den unmittelbaren Nutzen, den wir uns im Frühjahr davon versprochen haben, vielleicht verzichten müssen. Wichtiger als das Tun und Lassen Frankreichs und Italiens erscheint im Augenblicke wieder die Haltung Englands.

Wer hätte nicht Bernhard Shaws eindrucksvolle Charakteristik des britischen Löwen gelesen! Von dem mächtigen Tatzenschlage gegen den korsischen Imperator hatte er sich hundert Jahre auf seinem Denkmal bei

Waterloo ausgeruht, bis ihn der Flügelschlag des deutschen Adlers daran erinnerte, daß ihm ein neuer Rivale erstanden sei. Zum Sprunge bereit, wartet er auf die erste Gelegenheit. Dann stürzt er sich brüllend auf Deutschland und wird sein Opfer nicht loslassen, bis er selbst tot am Boden liegt oder sich als Sieger auf seinem Denkmal bei Waterloo wieder sonnen kann. Das war 1914 geschrieben und kennzeichnet auch heute noch den englischen Vernichtungswillen. Shaw aber würde heute wohl den britischen Löwen mit steigendem Grimme bemerken lassen, daß sich eine noch größere ungeschlachte Bestie mit Polypenarmen neben ihm niedergelassen habe. Hat Amerika, das das Prahlen nicht lassen kann, wie es sich bereits rühmt, die größte Kriegs- und Handelsflotte der Welt, so beherrscht es die Meere, wie es schon in den Ententeländern den Grund zur Weltherrschaft des amerikanischen Kapitals gelegt hat. Es hieße doch die Engländer sehr unterschätzen, wenn wir ihnen zutrauen wollten, daß sie sich darüber irgendwelche Illusionen machten, und wir dürfen versichert sein, daß mit jedem Truppentransport, den sie in ihrer Not herüberrufen, auch das unbehagliche Gefühl wächst, diese Geister nicht mehr loszuwerden.

Die Wirkung der amerikanischen Sorge ist aber eine sehr eigentümliche. Lloyd George sucht sie krampfhaft abzuschütteln, weil er immer noch hofft, durch verdoppelte Anstrengungen unseren Zusammenbruch herbeizuführen, bevor Wilson seine Ziele erreicht hat. In dem vollen Bewußtsein, daß er „va banque" spiele, hat er unter Zurückstellung aller Lebensmittel- und Kohlentransporte seit unserer Frühjahrsoffensive soviel Amerikaner, als Wilson liefern konnte, über den Ozean transportieren lassen, um englische und französische Etappentruppen und Arbeiter für die wütenden Gegenstöße dieses Sommers frei zu bekommen. Die Gruppe um Lord Lansdowne war dagegen schon zu Anfang dieses Jahres der Ansicht, daß man unsere Friedensbereitschaft benützen solle, uns am Verhandlungstische niederzuringen, um so rasch als möglich angesichts der amerikanischen und japanischen Gefahr die Hände wieder freizubekommen. Für das, was man in Deutschland und Österreich-Ungarn unter Verständigungsfrieden versteht, ist aber auch Lansdowne keineswegs zu haben. Wenn Parteipolitiker umlernen könnten, so hätten die deutschen Parteigänger des Verzichtfriedens aus dem Echo auf die Stuttgarter Rede des Reichsvizekanzlers von Payer endlich lernen können, daß es mit der bedingungslosen Wiederherstellung der belgischen Unabhängigkeit noch nicht getan ist. Als Asquith am 26. Juli 1917 im Unterhause an den Reichskanzler die Frage stellte, ob er Belgien die vollständige, ungeschmälerte, absolute Unabhängigkeit wiedergeben wolle, hat er die Reichstagsmehrheit veranlassen wollen, dem Reichskanzler eine bejahende Antwort abzupressen, aber er hat damit sichtlich noch mehr bezweckt. Während der belgische Zankapfel in Deutschland seine Wirkung tat, wurde die deutsche Forderung der Freiheit der Meere in den Hintergrund geschoben, so daß es der Reichstags-

mehrheit entgehen konnte, daß die Forderung einer deutschen Lösung der belgischen Frage[1]) eine Bagatelle ist im Vergleich zu dem Verlangen, daß England auf die Fesseln des freien Weltmeeres und seiner Verbindungsstraßen verzichten solle. Inwiefern Lord Lansdowne und die englische Arbeiterschaft heute schon zu nennenswerten Zugeständnissen bereit wären, mag dahingestellt bleiben. In dem Punkte der Seeherrschaft gibt es auch für sie keine Nachgiebigkeit. Denn die volle Behauptung derselben gegen Amerika ist es ja gerade, was sie eine Verständigung mit uns nicht ganz abweisen läßt.

Erwägt man aber, daß sogar dieser schwache Friedenswille sich nicht durchzusetzen vermag, so ergeben sich aus der Haltung Englands Folgerungen, die uns die Auswege aus dem Labyrinth des Krieges mit greifbarer Deutlichkeit erkennen lassen.

Der eine Ausweg ist die Götterdämmerung Europas. Gelingt es uns nicht, uns von der britischen Löwenkralle zu befreien, so ist es um beide Teile geschehen. Wenn die Bolschewisten heute noch glauben, daß dann ihre Stunde gekommen sei, so täuschen sie sich gründlich. Nicht die rote Internationale, sondern der amerikanische Kapitalismus würde auf den Trümmern der alten Welt seine Standarte aufpflanzen. Den Tag des allgemeinen Zusammenbruchs kann natürlich niemand voraussagen. Daß er schließlich kommen müßte, ist der einzige Artikel, auf den sich zur Stunde Führer und Völker unseres Erdteils geeinigt haben. Es ist Sache der Dichter und Propheten, diesen Schrecken ohne Ende auszumalen. Der Politiker wird sich begnügen, der Gefahr tapfer ins Gesicht zu sehen. Der Deutsche wäre kein Deutscher mehr, wenn er sich in seiner Sterbestunde nicht zu jener Höhe der Gesinnung zu erheben vermöchte, die für alle Zeiten in dem echten Römerspruche des Horaz ihren ehernen Ausdruck gefunden hat:

„Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae."
Wenn auch die Welt zusammenkracht,
Den Deutschen es nicht mutlos macht.

Den anderen Ausweg wollen wir unseren Pazifisten in ihr Stammbuch schreiben. Er heißt nicht Verzicht, sondern Kapitulation, Ergebung auf Gnade und Ungnade. Wenn wir das wiederhergestellte Belgien entschädigen, Elsaß-Lothringen herausgeben, unsere Kolonien abtreten, den Ostfrieden durch die Entente revidieren lassen, uns der Seeherrschaft Englands unterwerfen und unsere Verbündeten verraten, so können wir den Frieden sofort haben und dürfen uns glücklich schätzen, wenn man uns in Gnaden einige Zusatzstrafen erläßt. Es ist leicht zu sagen, lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Es sind gewiß nicht immer die Schwächlinge, die mit dem Gedanken des Selbstmordes spielen. Nur ein nervenkranker Schwächling aber

[1]) Vgl. das Nachwort zur zweiten Auflage meiner „Wandlungen der belgischen Frage". Halle 1918. (Auslandstudien an der Universität Halle-Wittenberg. Heft 1.)

wird ſich aus Angſt vor der Gefahr der Verblutung ſelbſt die Pulsadern öffnen. Es iſt der große politiſche Gewinn der letzten trüben Wochen, daß ſie auch in den Reihen der Verzichtler, ſoweit ſie national empfinden, mit Ausnahme weniger Eunuchen, den Selbſterhaltungstrieb wieder geweckt haben.

So bleibt, um der ganz Europa bedrohenden Gefahr zu entgehen, nur der dritte Ausweg, der Friedensidee in England Luft zu machen. Befriedung des Kontinents durch Niederwerfung Frankreichs und Italiens wäre wohl das wirkſamſte Mittel geweſen. Wir brauchen uns der Enttäuſchung dieſes Sommers, die mit Verzagtheit nichts zu tun hat, ebenſowenig zu ſchämen wie der Schlappe, die wir durch einen zum äußerſten entſchloſſenen Gegner erlitten haben. Geht es nicht ſo, wie wir dachten und hofften, ſo muß es eben anders gehen. Nach wie vor aber gilt es in erſter Linie, England an den Verhandlungstiſch zu zwingen. Das Friedensproblem ſpitzt ſich alſo dahin zu, der engliſchen Friedenspartei nicht nur Luft zu machen. Auch ſie ſelbſt muß mürber werden, als ſie es heute ſchon iſt, wenn die Verhandlungen, kaum begonnen, nicht wieder abbrechen ſollen.

Daß vorweggenommene Zugeſtändniſſe dazu nicht das taugliche Mittel ſind, gehört zu den Binſenwahrheiten, die man in andern Zeiten nicht über die Lippen gebracht hätte. Seitdem ich mich aber mit eignen Augen überzeugt habe, daß die Krebſe — es waren Ukrainer — offenbar infolge von Kriegspſychoſe vorwärts gehen, habe ich mir auch das Erſtaunen über den Krebsgang alter Art in der Logik einer fortſchrittlich ſein wollenden Politik gänzlich abgewöhnt. Was von Seiten der Regierungen des Deutſchen Reichs und Öſterreich-Ungarns ſeit dem 12. Dezember 1916 in dieſer Richtung geſchehen iſt, kann dagegen nur aus dem Geſichtspunkte der inneren Politik verſtanden werden. Ob man ſich dabei von Anfang an bewußt geweſen iſt, daß es vergebene Liebesmühe iſt, die den ſtaatlichen Machtwillen durchkreuzenden verſchiedenen Tendenzen internationalen Machtwillens[1]) zu beeinfluſſen, muß vorläufig eine offene Frage bleiben. Auf die nationalgeſinnten, aber im engen Zirkeltanze der Alltäglichkeit befangenen Maſſen mag die immer wieder betonte Friedensbereitſchaft ihren Eindruck nicht verfehlt haben, wenn auch dieſer Vorteil dadurch wieder aufgewogen wurde, daß der internationale Pazifismus jetzt den Schwerpunkt ſeiner zerſetzenden Tätigkeit nach den Ländern des Zweibundes verlegen konnte. Allen anderen über den häuslichen Herd und die Parteizäune in die Welt und in die Zukunft hinausblickenden deutſchen Patrioten aber hätte die Reichsleitung keine größere Ehre erweiſen können, als daß ſie ihnen durch ihre Politik mittelbar zu verſtehen gab, daß ſie auf ihren felſenfeſten, unbeirrbaren Willen zum Durchhalten unter allen Umſtänden vertraut.

Am wenigſten aber wollen wir die Köpfe hängen laſſen, weil Hans Delbrück in den preußiſchen Jahrbüchern den Reichskanzler aufgefordert hat,

[1]) Hierüber Feſter, Der Machtwille und die Weltlage. Halle 1918.

gegen die Alldeutschen einzuschreiten, damit England keinen Grund habe, an der Ehrlichkeit unsrer Friedensbereitschaft zu zweifeln. Man soll nicht sagen, daß England undankbar sei. Dafür, daß just der Herausgeber der Zeitschrift Treitschkes unterschiedslos alle treuen Anhänger und Träger des Staatsgedankens Alldeutsche genannt hat, ist ihm von Lord Cecil auf dem Umwege über Dänemark der Hosenbandorden in Aussicht gestellt worden [1]). Ein Schwede aber hat kurz darauf die Bemerkung gemacht, daß „die Verbandspropaganda stets mit einheimischen deutschen Kälbern pflüge". Wie mit so vielem andern müssen wir uns auch damit abfinden, daß deutsche Gelehrte, die vor dem Kriege alle Flöhe der Welt husten hörten, heute ganz undeutsch nichts mehr hören als das bange Klopfen in der eigenen Brust. In dem Davidsbündlertanz der deutschen Geschichte stand von jeher neben Florestan ein Eusebius, neben Luther ein Melanchthon, dem ein hessischer Edelmann auf dem Bekenntnisreichstage einen Harnisch schicken wollte.

Wir dürfen daher, so wenig wir ihre Auslandwirkung unterschätzen wollen, über die Wirkung solcher Angstrufe auf die Reichsleitung unbesorgt sein. Was diese, abgesehen von den häuslichen Verhältnissen, naturgemäß beeinflußt, ist die Rücksicht auf unseren im eigenen Hause vor noch schwerere Probleme gestellten Verbündeten. Wer seinen Bismarck im Kopfe hat, wird in der Würdigung dieses Verhältnisses an eine Briefstelle erinnert, die der Leser im ersten Bande der Gedanken und Erinnerungen auf Seite 162 am Schlusse des ersten Abschnittes selbst nachschlagen möge. So viel aber darf ganz offen gesagt werden, daß führende und maßgebende Politiker der Donaumonarchie wie Czernin, Andrassy und Burian die Dinge auf den Kopf stellen, wenn sie immer wieder behaupten, Österreich-Ungarn sei der berufene Vermittler zwischen uns und unserem englischen Rivalen, weil es keine Reibungsflächen mit England habe. Ist denn etwa die italienische Reibungsfläche nicht wie vormals die russische zugleich als englische anzusehen? Laufen nicht die wechselnden Versuche der von England geführten Entente, Österreich-Ungarn von Deutschland abzusprengen oder es zu zersprengen, im Endziel auf dasselbe hinaus? Die tschechischen Umtriebe in Frankreich und England vor dem Kriege und das Verbrechen von Serajewo sind zwar in der zweiten Hälfte des vergangenen und zu Anfang dieses Jahres von englischen Lockungen abgelöst worden, aber doch nur, um erneuten Umtrieben Platz zu machen, die sogar Sonnino in der südslawischen Frage zu weit gingen. Österreich-Ungarn hat, wie mir deucht, unsere guten Dienste bei England weit nötiger als wir die seinen. Der Weltkrieg ist doch zugleich auch ein Mittelmeerkrieg. Erst im ozeanischen Bereich treten die österreichisch-ungarischen Interessen hinter den deutschen zurück. Mit den Ver-

[1]) In einer Unterredung mit dem Korrespondenten von „Berlingske Tidende". „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", Nr. 445 (31. August 1918).

[2]) „Göteborgs Aftonbladet" vom 4. September.

einigten Staaten hat die Donaumonarchie allerdings noch weniger Reibungsflächen als Deutſchland, aber wie darf ſie ſich einbilden, Wilſon deshalb mit uns verſöhnen zu können! Solange er ſein Geſchäft noch nicht gemacht hat, wird der Präſident keinen Ladenſchluß machen, wenn ihm nicht von anderer Seite der Laden geſchloſſen wird. Da aber nur die Entente ihrem Bankier die Bude ſchließen kann, werden gerade die für die Erhaltung der Monarchie verantwortlichen Staatsmänner darauf bedacht ſein müſſen, im Verein mit uns mit wirklich tauglichen Mitteln den dritten der genannten Auswege zum Frieden zu öffnen.

Wiederum iſt es eine Binſenwahrheit, die man hoffentlich jetzt nicht mehr wiederholen muß, daß die entſchloſſene Fortſetzung des Krieges das vornehmſte Überredungsmittel iſt. Gerade weil wir jetzt die Gefahren der Verlängerung des Krieges kennen, werden wir uns die Frage, wie lange noch, abgewöhnen müſſen. Die Schatten der Unterwelt in Schillers „Gruppe aus dem Tartarus" fragen, „ob noch nicht Vollendung ſei". Wer mitten im Lebenskampfe ſteht, darf dafür keine Zeit haben. Wie ſehr hat uns die von Regierung und Volksvertretung gewünſchte Berechnung der U-Bootwirkung geſchwächt. Ein Feldherr wird ſich auf ſolche Berechnungen nie einlaſſen. Hier aber ſollte das flüſſige Element feſtgehalten werden. So konnte es geſchehen, daß die erſte Enttäuſchung im Juli 1917 gerade in dem Augenblicke um ſich griff, als Lloyd George durch eine in künſtliche Nebel gehüllte Friedensoffenſive jedem ſchärfer Sehenden die Schiffsnot Englands zugeſtand. Mit den Erfolgen ſeiner Intrigen hätte er die Gefahr nicht beſchwören können. Wenn ſie noch einmal vorüberging, ſo hat er das dem mit Amerikas Hilfe durchgeführten Schiffsraub an den Neutralen zu verdanken gehabt. Die U-Bootwirkung aber kann auch dadurch auf die Dauer nicht aufgehalten werden, und ſie wird im Verein mit der Hartnäckigkeit unſerer Kriegführung zu Lande die relative Friedensbereitſchaft Lord Lansdownes in die nationale Einſicht verwandeln, daß Verzicht auf die unbeſchränkte Seeherrſchaft beſſer iſt als ihr Verluſt an Amerika.

Was uns zu dieſer Hoffnung berechtigt, iſt nicht die bisherige mit untauglichen Mitteln arbeitende Friedensoffenſive des Zweibundes, ſondern die ungewollte Bundesgenoſſenſchaft Wilſons. Wie auch Neutrale die Weltwirkung des amerikaniſchen Kreuzzuges anſehen, mag uns ein Schwede ſagen. „Der Schwerpunkt der Weltereigniſſe — urteilt Göteborgs Aftonbladet vom 9. September — iſt von London nach Newyork verlegt worden. In Newyork befinden ſich die Gläubiger Englands, Frankreichs und Italiens. Es iſt keine leere Phraſe mehr, wenn man von England, Frankreich und Italien als von europäiſchen Filialen der Vereinigten Staaten ſpricht. Der Weg, den Amerika zu gehen gedenkt, liegt klar vor Augen. Seine Verbündeten ſollen finanziell, wirtſchaftlich und dadurch auch politiſch Amerika unterworfen werden. Deutſchland ſoll niedergekämpft, Südamerika ebenſo wie ein Teil

Ostasiens in wirtschaftliche Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten gebracht werden. Zur Erreichung dieser Ziele wollen die Vereinigten Staaten die größte Handelsflotte der Welt schaffen und die Kontrolle eines großen Teiles der Rohstoffe an sich reißen. So richtet sich der amerikanische Kriegsplan nicht nur gegen Deutschland und seine Verbündeten, sondern auch gegen Amerikas eigene Verbündete in Europa und desgleichen gegen Südamerika und Ostasien. Und England muß schweigen und gute Miene zum bösen Spiele machen." Es ist unsere Aufgabe, zu verhüten, daß dieses Schweigen so lange anhält, bis England die Freiheit des Entschlusses zum Einlenken verloren hat. Die Gefahr für uns und unsere europäischen Gegner soll weder geleugnet noch verschleiert werden. Heer, Flotte und Heimat haben in dieser letzten Phase des Krieges, die naturgemäß die furchtbarste sein wird, erst die härteste Probe zu bestehen. Versagen sie nicht, so wird der amerikanische Kreuzzug eine Rückwirkung haben, die seine unmittelbare, den Krieg verlängernde Wirkung wieder aufhebt. Die Zeit ist heute nur noch Wilsons Bundesgenosse. In höchster Gefahr haben wir das stolze Gefühl, daß wir dazu berufen sind, dieses Bündnis zu zerstören.

So verhält es sich mit der amerikanischen Gefahr ganz ähnlich wie mit der russischen. Als wir die Bolschewisten nach Rußland hineinließen, haben wir zwar eine Beschleunigung des Zersetzungsprozesses erreicht, aber auch die Gefahr eines internationalen Weltbrandes heraufbeschworen, gegen den wir in den Randstaaten und vor allem in Finnland Brandmauern aufrichten mußten. Noch größer war das Wagnis, als wir uns die offene Feindschaft der Vereinigten Staaten auf den Hals zogen, aber dieses Wagnis hat zugleich, indem es ganz Europa mit Untergang bedroht, einen neuen Gegner Englands in die Schranken gerufen. Der einzige Damm gegen diese noch größere Gefahr ist der europäische Friede, den wir erkämpfen müssen. Wir werden ihn erreichen, wenn wir als Weltbejaher festbleiben. Dann aber wird in hundert Jahren das Urteil der Geschichte lauten: Deutschland hat die auf dem freien und friedlichen Wettbewerb aller Völker der Erde beruhende Weltkultur zweimal gerettet.

Die selbstverständliche Voraussetzung dieses hohen Zieles ist ein Friede, der uns ein ungebrochenes Weiterleben verbürgt. Was dafür unentbehrlich ist, nicht mehr und nicht weniger, muß durchgesetzt werden. Wenn wir es nicht durchsetzen sollten, so wären wir vor unseren Kindern und Enkeln nur gerechtfertigt durch das historische Urteil, daß es über unsere Kraft gegangen ist. Wer aber wollte an der tief wurzelnden Kraft der deutschen Eiche zweifeln? Die alte Kaiserin Augusta pflegte zu sagen, man ist so alt, wie man sich fühlt. Der David der jüdischen Sage hat den Goliath bezwungen, weil er so stark war, wie er sich fühlte. Was der Körper nicht zwingt, zwingt der Geist. Dem letzten Hieb folgt noch der letzte Hauch. Wir werden es schaffen, weil wir es schaffen müssen.

Die Probleme des Nordens.

Von

Richard Pohle.

Auch der Norden hat seine politischen Probleme, die auch hier durch die wirtschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen bedingt werden und deren Entwicklung in hervorragendem Maße durch wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten beeinflußt wird.

Was verstehen wir nun unter dem Begriff „der Norden"? Wie sehen die ihn erfüllenden Räume aus, wie verhalten sie sich zueinander, welche Unterschiede bieten sie dar?

Ein Blick aus der Vogelschau auf die um den Nordpol sich gruppierenden Landmassen zeigt, daß die Ränder der Kontinente vor dem imaginären Zentrum um etwa 20 Breitengrade zurückweichen. Damit ergibt sich: nördlich vom 70° herrscht das Polarmeer — eine gewaltige, zum größten Teil von Land umschlossene Wasserfläche, in die einige Halbinseln von Süden her hineinragen; einzelne Inseln und Inselgruppen liegen verstreut da, andere Eilande harren gewiß noch ihrer Entdeckung; nur über dem Festland der Neuen Welt schiebt ein Riegel sich polwärts vor — eine Masse kleiner, mittlerer und großer Inseln, unter denen Grönland, die größte Insel des ganzen Erdballs, dem Nordpol am nächsten gelegen ist.

Wir entnehmen also dem Kartenbild als greifbare Tatsache ein ganz bestimmtes Verhältnis vom Wasser zum Land: am Zenith der nördlichen Halbkugel herrscht das Wasser vor. Doch jahraus jahrein liegt das Polarmeer kalt und tot da, bedeckt von ewigem Eise, an dem seit Jahrhunderten Schiffe und Menschenkräfte zerschellen. Nur bei einigen wenigen Stellen entstanden auf Grund günstiger geographischer Momente Breschen, an denen menschliche Wirtschaft immer wieder Angriffspunkte für ihre Betätigung fand. Diese Breschen oder Tore sind natürlich von großer Bedeutung. Das eigentliche, eisumgürtete Polargebiet kann mithin als der Wirtschaftsbereich des Nordens nicht angesehen werden; es nimmt im allgemeinen nur geringen Anteil daran, und wir werden die wahren Wirtschaftsgebiete südlicher suchen müssen. Naturgemäß entsteht dabei die Frage, wie wir den Norden, nachdem wir seine obere Grenze kennen gelernt haben, nach unten hin begrenzen wollen.

Am einfachsten liegt die Sache bei Grönland. Diese weit über den 80. Breitengrad vorstoßende Insel ist 2 170 000 Quadratkilometer groß, von denen mehr als zwei Millionen unter eines Gletschers ewiger Last von Inlandeis ruhen; der eisfreie Landraum nimmt etwa ein Dreiundzwanzigstel des

Gesamtareals ein. Nur die Ränder sind belebt, und gegen 12 000 Seelen haben ihre Wohnsitze mit vielfachen, zum Teil weiten Zwischenräumen unmittelbar an Küsten und Gestaden aufgeschlagen. Die Südspitze berührt den 60. Breitengrad; von den Wogen des Ozeans umrauscht, senkt sie sich immer noch nicht in den nördlichen Waldgürtel hinein; nur niedere, lichte Birkenhaine knorriger, gekrümmter Stämme und mattenartige Wiesen lassen sich hier erblicken; sie locken heute lediglich den Forscher an; bloß einige Ruinen deuten darauf hin, daß einst im frühen Mittelalter Wikinger — vorübergehend — hier Halt gemacht haben. Verfolgen wir den Breitenkreis von Grönlands südlichen Felsufern weiter nach Osten durch Skandinavien hindurch, so treffen wir auf zwei Hauptstädte, die wir als „nordische Schönheiten" zu betrachten gewohnt sind — Stockholm und Petersburg, von denen die eine während des Krieges noch mehr erblühte, während die andere verödet, fast verwüstet daliegt, anscheinend ihrer völligen Zerstörung entgegensehend. Beide indessen, die Königin des Mälarsees und die „Palmyra des Nordens" am majestätischen Newastrom gehören unserem Norden doch nicht an, denn polwärts von ihnen dehnt noch ein breiter Streifen zusammenhängenden Ackerbaugebietes sich aus. Allerdings nähert Petersburg sich bedenklich dem Onegalande, wo bebaute Flächen immer mehr ungerodetem Wald und Moor Platz machen, aber es entfernt sich — zeitlich vorausgedacht — auch wiederum, denn der Kornbau schreitet unaufhaltsam von Süden nach Norden vor. Bis ins späte Mittelalter war ja das jetzt der Landwirtschaft vollauf erschlossene Innere von Finnland unbesiedelt und unbebaut, indem es nur Fischern, Jägern und Fallenstellern zum Aufenthalt diente, während dagegen im Mündungsgebiet der Dwina, dort, wo heute Archangel steht, von den Biarmiern schon damals Ackerbau und Viehzucht getrieben wurde, als Ottar der Wiking im neunten Jahrhundert die Gestade des Weißen Meeres erreichte[1]). Es ist noch kaum ein Jahrzehnt her, als man in Rußland die Entdeckung machte, daß an den Uferhängen der Dwina unter dem 63. Grad nördlicher Breite Sommerweizen reif wird — eine Tatsache, die den Anwohnern des nordischen Stromes natürlich längst kein Geheimnis mehr war. Und zwar geschah das darum, weil die Amerikaner diese im Norden schnell reifende Weizenrasse schon vorher gefunden und zur Kreuzung mit amerikanischem Weizen benutzt hatten, um eine Sorte zu erzielen, die sie möglichst weit im Norden anbauen konnten. Aus Amerika war nämlich erst die Kunde nach Rußland gelangt! Im Osten der Dwina sinkt dann die Grenze des Ackerbaus wieder, und einzelne Punkte in der Nähe des Polarkreises, wie zum Beispiel am unteren Mesen und am Knie der Petschora, bei Ust-Zylma, wo Gerste mit Erfolg gebaut wird, müssen als „Inseln" betrachtet werden.

[1]) Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europas, S. 45.

Wenden wir uns nach Sibirien, so können wir feststellen, daß im Westen der Kornbau von Tobolsk her am Irtysch entlang noch nicht bis zur Mündung dieses Stromes in den mächtigen Ob vorgedrungen ist. Er blieb also am 61. Breitengrad stecken. Andererseits fand ich Äcker als Inseln unter 64 Grad an der Soswa nicht weit von Beresoff, einem Städtchen, das als Verbannungsort russischer Granden und Staatsmänner wie Menschikoff und Ostermann eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, von der es seit dem achtzehnten Jahrhundert zehrt. Natürlich ist es nur eine Frage der Zeit (wenn auch vielleicht längerer Zeit), wann diese Inseln mit dem Gebiete zusammenhängender Feldkultur verfließen.

Es erscheint ebenso lehrreich wie interessant, das Vordringen feldmäßigen Anbaus an der Hand sibirischer Literatur zu studieren. So zum Beispiel auch im Lenatal des Jakutsker Gebietes. Da wiederholt sich immer das gleiche Schauspiel. Es befiehlt irgendein Gouverneur den Anbau in irgendeiner neu erschlossenen Gegend ohne Rücksicht darauf, ob der Ort dazu geeignet ist oder nicht. Natürlich mißlingen die Versuche und werden bald wieder aufgegeben. Später erst, nachdem größere Siedlungen auf Grund anderer Lebensquellen entstanden sind, werden die Versuche vorsichtig tappend von der Bevölkerung selbst wieder aufgenommen, fortgeführt, und dann gelingen sie auch. Derart könnte ich für das Land der intelligenten Jakuten, die ja als Vieh- und Pferdezüchter einen Namen haben und die einziehenden Russen bisher gemach „jakutisieren", für eine Reihe von Orten nach den Jahren und der geographischen Lage das Vorwärtsschreiten der Ackerkultur festlegen. Ich will aber nur noch darauf aufmerksam machen, daß Ostsibirien vor einigen Jahren Weizenkörner nach Petersburg sandte, die an der Jana, das heißt am Kältepol der Erde gereift waren, wo trotz Stein und Bein zersprengender Winterkälte infolge hoher Julitemperaturen hochstämmiger Wald wächst.

Eine andere Möglichkeit, unseren Norden zu begrenzen, erscheint ausgeschlossen: wir müssen dazu eben die Grenzlinie zusammenhängender Ackerkultur benutzen. Wie wir sehen, greift diese mit Zungen, Zacken und Spitzen nach Norden ein; sie ist ferner nicht konstant, denn, wie die Geschichte lehrt — beständig ist nur ihre Veränderung, die natürlich auch in Zukunft noch anhalten wird. Das dürfte mit der Südlinie übrigens auch die Nordlinie gemein haben. Auch oben muß in fernerer Zukunft, in hundert bis zweihundert Jahren sich dank ständig fortschreitender Wissenschaft und Technik alles umgestalten. Der Mensch kann durchaus Mittel und Wege finden, um wirtschaftlicher Vorteile willen in die Regionen sogenannten ewigen Eises einzudringen.

Nach dem Vorhergehenden läßt sich nun zur vorläufigen Charakteristik des Nordens sagen, daß dieser sich als mehr oder weniger breiter, zwischen dem Polarmeer einerseits, zwischen der Ackerbauzone andererseits belegener Gürtel um unsere nördliche Halbkugel spannt. Und zwar setzt er sich aus

zwei ineinander verfließenden Streifen zusammen, nämlich teils aus Wald und teils aus Tundra.

Die ursprüngliche Art der Beschäftigung des Menschen zum Zwecke der Unterhaltung seines Daseins äußert sich in Jagd und Fang der Fische, Säugetiere und Vögel (sowohl zu Wasser als auf dem Lande) — eine Form, die sich heute noch überall, auf dem ganzen Erdenrund findet. Ja, sie erscheint sogar als die Lebensführung des Menschen allein bestimmende Art des Erwerbs in einem Gebiet gewaltiger Ausdehnung, nämlich im Wohnraum der Eskimos auf den Inseln des dem amerikanischen Festland vorgelagerten Archipels. Von Grönland wissen wir, daß dieses Völkchen seine Jagd- und Fangmethoden mit Hilfe kunstvoller Werkzeuge zu einer Vollendung gebracht hat, die unsere Bewunderung erregt, während sie Dänemark instand setzt, die Produkte — Häute und Felle, Pelzwerk, Tran u. a. — vorteilhaft zu verkaufen. In weiser Politik schont und pflegt die dänische Regierung die Eigenart der grönländischen Eskimos, hütet sie vor Störung und schädlichen Einflüssen und sichert damit sich selbst und den Eingeborenen eine Einnahmequelle, die nicht zu versiegen braucht, sondern durchaus weiterer Entwicklung fähig ist. So gewährt uns Grönland das völlig abgerundete Bild vollendeter Ausbildung einer Urform menschlicher Wirtschaft im Norden. Zu politischen Problemen scheint es hier vorläufig noch nicht zu kommen. Wenn einzelne Kanadier oder Amerikaner den Gedanken einer Erwerbung bisweilen ausgesprochen haben, können wir das vielleicht als eine Art „Sport" betrachten. Die Imperialisten der Neuen Welt dürften wohl dann erst ernsthafte Ansprüche auf die große Insel erheben, wenn sich erweisen sollte, daß sie — was nicht ausgeschlossen ist — reiche Bodenschätze enthält.

Eine andere Urform menschlicher Wirtschaft finden wir auf dem alten Kontinent, und in ihr gelangt die Verschiedenheit, sagen wir lieber der geographische Gegensatz zwischen dem Norden der Neuen und dem Norden der Alten Welt so scharf als nur möglich zum Ausdruck. Dort felsige, zum Teil bis fast völlig von Gletschern bedeckte Inseln, getrennt durch eisstarrende, der Schiffahrt nicht zugängliche Wasserstraßen und natürliche Kanäle. Hier ein zusammenhängender, das Eismeer säumender Streifen Landes, in seiner Gesamtheit Tundra genannt, der, aus Ebenen und meist niedrigen Gebirgen bestehend, von gewaltigen oder wenigstens wasserreichen Strömen senkrecht durchschnitten wird, welche mit ihren erwärmten Wassermassen den Saum des Polareises auftauen und damit örtlich oder auch auf größeren Strecken Bedingungen für eine wenigstens zeitweilig zu betreibende Schiffahrt schaffen. Von der Beringstraße bis zum Atlantischen Ozean bildet die Renntierwirtschaft einen uralten Erwerbszweig nordasiatischer Völker, den die Lappen, im äußersten Westen am Gebirge entlang wandernd, bis in die Mitte der Skandinavischen Halbinsel vorgetragen haben. Schon allein als Zug- und Reittier der Tundra und des nördlichen Waldsaumes ist das Ren dem Menschen unentbehrlich.

Renntierherden liefern nicht nur den sie hütenden Nomaden Kleidung und Nahrung, sondern sie stellen bereits heute den Menschen dicht besiedelter europäischer Plätze eine gewisse Fleischmenge zur Verfügung, und sie werden in Zukunft in unserem Wirtschaftsleben eine größere Rolle spielen, wenn erst der Renntierzucht diejenige Ausbildung und Entwicklung zuteil wird, deren sie fähig erscheint. Bisher kann von eigentlicher Zucht keine Rede sein; noch arbeitet alles in primitivster Weise.

Wir deuteten schon an, daß unser Norden einen stellenweise nicht geringen Anteil am Nadelwaldgürtel besitzt. Während hier an der Südgrenze immerhin noch Anbau von Gerste, Kartoffel und Rübe im Nebenbetrieb geleistet werden kann, der aber stets nebensächlich bleiben wird, hat doch ein anderer Zweig der Landwirtschaft mehr Aussichten für die Zukunft. Das ist die Viehzucht, gegründet auf das Halten von Schafen, Rindern und Pferden, die man in größerem Maßstabe zu treiben vermag, sobald Moore entwässert und sumpfige, nur unbrauchbares Holz liefernde Wälder gerodet werden. Die Anfänge viehwirtschaftlicher Betätigung lassen sich in manchen Gegenden der Alten Welt feststellen, so im Lande der Jakuten, namentlich aber im Westen, wo Finnland schon Erfolge erzielt hat und sonderbarerweise auch einige russische Gemeinwesen, von denen selten Kunde zu uns gelangt. Ich meine die beiden Klöster, Solowezk im Weißen Meere und Petschenga an der Murmanküste, die sich Grasland zu schaffen vermochten, weil sie, von reichen Almosen lebend, als Kapitalisten über zahlreiche, freiwillige (durch Gelübde verpflichtete) Arbeitskräfte verfügten. Außerdem bieten die Einöden von Wald und Moor, die der Sibirier mit dem Namen „Taiga" belegt hat, noch eine Möglichkeit dar, ihnen Werte zu entnehmen, die in jedem Falle ein gewisses Kapital erfordert. Der ganze Norden zeigt die Erscheinung der ständigen Abnahme wertvoller Pelztiere, und in Amerika ist bereits der Anfang damit gemacht worden, sie auf eingezäunten oder isolierten Plätzen heranzuziehen und zu hegen, um dann das Pelzwerk der nicht in völliger Freiheit aufgewachsenen Tiere zu verwerten.

Fast alle der bisher erwähnten Erwerbszweige, welche die in Wald und Tundra, in Flüssen, Seen und an den Meeresküsten vorkommenden oder zu züchtenden Tiere ausnutzen, haben miteinander gemein, daß sie größere Mengen von Einwanderern in den Norden nicht zu locken vermögen, weil sich aus ihnen größere Betriebe nicht entwickeln lassen. Anders werden die Verhältnisse erst, sobald *Bodenschätze* in reichem Maße der Ausbeutung zugänglich werden oder gehäufte *Fischreichtümer* im Massenbetrieb zu verwerten sind. Dann pflegen schnell Mengen von Menschen zusammenzuströmen, große Siedlungen entstehen, und die geförderten Produkte gelangen in solcher Masse auf den Markt, daß sie an die Hebel der *Weltwirtschaft* greifen oder gar letztere ganz direkt beeinflussen. Derartige Fälle hat auch unser Norden bereits kennen gelernt, wird sie auch noch weiterhin

in Zukunft erleben, und daraus haben sich schon und werden sich ferner politische Probleme oder Verwicklungen ergeben.

In erster Linie steht mir Alaska vor Augen, der einzige Teil vom amerikanischen Festlande, dessen Natur Anklänge an Ostsibirien zeigt. Das stellenweise reich bewaldete Land der Gebirge, Gletscher, Stromschnellen und Wasserfälle ward im vergangenen Jahrhundert an U.-S.-Amerika um ein „Butterbrot" von Rußland verkauft, welches nicht ahnte, daß hier einmal in Zukunft ein Klondyke entstehen würde. Die amerikanische Schiffahrt zog sich bereits vor längerer Zeit von der Nordwestküste Amerikas in die Ostsibirien umspülenden Gewässer; heute hat sie allen Handel mit den Eingeborenen der Tschuktschenhalbinsel in der Hand. Und die jungen Goldfelder von Alaska sandten ihre Abenteurer über die Behringsstraße ins Tschuktschenland, die dort mit Erfolg auf Gold schürften — was die russische Regierung veranlaßte, bergmännische Expeditionen auszusenden, die dann erklärten, es sei kein Gold vorhanden. Einen unverkennbaren Reiz übt dieses nördliche Ostsibirien auf die Amerikaner aus, doch er datiert keineswegs aus jüngster Zeit. Es wird erinnerlich sein, daß amerikanische Kapitalisten zuerst den Überlandtelegraphen von Alaska nach Sibirien hineinführen wollten. Dann zeigten sie die Absicht, eine Eisenbahn vom Behringsmeer über die Gebirge nach Jakutsk anzulegen, und zwar auf ihre Kosten; als Gegenleistung verlangten sie lediglich Überlassung eines Landstreifens beiderseits der Bahnlinie, denn sie witterten die Bodenschätze bereits damals in Gegenden, die noch jetzt den wahren Einöden der Welt zugezählt werden müssen. Das geschah vor der Entdeckung jener Goldminen, und es ist nur eine Frage der nächsten Zeit, wann U.-S.-Amerika die Gebirge Ostsibiriens als ein natürliches Glied von Alaska betrachten wird.

Aus feuchten Nebeln, die unter stets wolkenschwerem Himmel über Kamtschatka sich ballen, taucht gleichfalls ein politisches Problem vor uns auf. Die Halbinsel gehört dem Norden an, obgleich sie erst 725 Kilometer vom Polarkreis entfernt aus dem ostsibirischen Festland herauszuwachsen beginnt; dabei reicht ihre Spitze bis an einen Breitenkreis heran, auf dem wir in Westeuropa Brüssel belegen finden. Beide, das Meer von Ochotzk und die Behringssee kühlen das Klima Kamtschatkas soweit ab, daß Ackerbau wegen der nicht völlig genügenden Sommerwärme undenkbar erscheint. Im stellenweise durch hohe und höchste Vulkankegel ungewöhnliche Reize erhaltenden Inneren konnten Bodenschätze bisher nicht zutage gefördert werden. Doch sammeln wasserreiche, ansehnliche Flüsse die großen Lachsarten des Meeres, die zur Laichzeit Rücken an Rücken dichtgedrängt, für Mensch und Raubtier sicht- und greifbar, bis an die Quellbäche stromauf ziehen, um nach Vollendung ihres Lebenskreises im Massentod zugrunde zu gehen. Dieses bizarre Wunder der Natur, das an kostbaren Pelztieren nicht arm, an köstlichen Fischen überreich ist, hat Japan zum Felde friedlicher Arbeit sich

erkoren. Den Japanern genügen die Großfischereibetriebe der weiter im Süden gelegenen Insel Sachalin nicht mehr; sie haben sich nach Kamtschatka begeben und hier an der Küste eine Reihe von Fischereianlagen begründet.

So schweben die Probleme über dem „Fernen Osten" Rußlands vorerst nur als Nebelflecke am Firmament. Jedoch die Stunde kann nicht ausbleiben, da die beiden Weltmächte des Stillen Ozeans auch im Norden aufeinanderstoßen werden.

Vom jungen Sibirien wenden wir uns dem alten Europa zu. Auf der uns entgegengesetzten Seite neigen und nähern die Festlandspitzen sich über den Wassern des Ozeans so sehr gegeneinander, daß ein schmales Tor den Wirkungsraum der Schiffahrt einengen muß, denn kein warmer Strom bringt die Eismassen zum Schmelzen, welche die Behringsstraße im Norden als feste Mauer verschließen. Ganz anders liegen die Verhältnisse in Europa. Im Norden des Atlantik weichen die Festländer voreinander zurück, und ohne Grönland öffnete sich ein weiter Raum zum Polarmeere hin. Grönland zwar engt die Fläche ein, und die Grönlandsee bleibt den Sommer über ebenso vereist wie ein großer Teil der Baffinsbay und Davisstraße. Trotzdem bahnen des Golfstroms erwärmte Wassermengen unseren Schiffen an Island vorüber durch das Atlantische Nordmeer den Weg, der zwischen Spitzbergen und Nordkap nach Osten einbiegt in die Barentssee. Wohin immer die Ausläufer des Golfstroms gelangen, gibt es im Sommer offenes Wasser; so an der Westküste von Spitzbergen bis zum achtzigsten, an der Westküste von Nowaja-Semlja über den fünfundsiebzigsten Breitengrad hinaus; vier Sommermonate hindurch bleibt der Weg an die enge Karische Pforte frei. Das Weiße Meer aber wird durch die einmündenden Flüsse bis in den späten Herbst offen gehalten; zwischen Juli und Ende September kann man von Archangel an die Ufer der Südinsel von Nowaja-Semlja reisen, ohne einer Eisscholle gewahr zu werden.

In diese, der Schiffahrt zugänglichen Gewässer ragt mit eisfreien Küsten der Scheitel des alten Europa hinein. Die Natur selbst hat die Skandinavische Halbinsel, Finnland, Kola und Karelien zusammengeschweißt zur einheitlich gearteten Landmasse, Fennoskandia genannt, die nahezu völlig von Wasser umgeben wird. Nur im Osten, zwischen Finnischem Golf, den großen Seen Ladoga und Onega und dem Weißen Meer, hängt Karelien durch schmale Landbänder mit dem russischen Flachland zusammen.

Beim Norden von Fennoskandia machen wir Halt. Hier findet man die wichtigen Kennzeichen skandinavischer Natur noch in aller Ursprünglichkeit beieinander. Felsboden und wenig vergletscherte Gebirge, Seen, wasserreiche Ströme, Nadel- und Birkenwälder, Moore, Fjelde (Tundren) bilden die Elemente der Landschaft, die vom Auge des Reisenden in nordischer Tagenacht als Naturwunder betrachtet wird, die andererseits so gewaltige Naturschätze und -kräfte in sich birgt.

Unser Gebiet läßt sich in der Erzählung schwierig nach Süden hin abgrenzen. Dagegen halte ich es für nützlich, zwei Tabellen zu bringen, die einiges zur Charakteristik beitragen werden. Daß die einzelnen Provinzen und Landschaften zum Teil im Süden in die Zone zusammenhängenden Ackerbaues hineinreichen, läßt sich nicht umgehen. Es stört aber das Ganze kaum.

I. Areale.

Staaten	Provinzen	Flächenraum (Quadratkilometer)	Volksdichte (Seelen — Quadratkilometer)
Norwegen	Finmarken	47 500	1 (0,8)
	Tromsö	26 200	3
	Norrland	38 600	4,4
Schweden	Norbotten	105 500	2 (1,7)
Finnland	Uleåborg	168 000	2
Rußland	Kola (Kr. Alexandrowsk)	155 200	0,1
	Kr. Kem	45 500	1,2

II. Bevölkerung der Provinzen und Landschaften.

	Finmarken	Tromsö	Norrland	Norbotten	Uleåborg	Kola		Kr. Kem[3])
						Murmanküste[1])	Übriger Teil[2])	
Lappen	10 000	6 000	1 800	4 700	1 515	2070		—
Finnen (Karelier)	5 000	1 600	—	25 000	292 600	1 260	?	19 000
Norweger	23 000	72 400	164 000	—	—	65	—	—
Schweden	—	—	—	136 000	1 600	—	—	—
Russen	—	—	—	—	—	575	?	16 000

Aus Tabelle I springt die für den Norden so charakteristische geringe Volksdichte sogleich in die Augen. Tabelle II weist insofern auf den einheitlichen Charakter des gesamten Gebietes hin, als die Lappen den ganzen Norden durchsetzen, obgleich er auf vier verschiedene Staaten sich verteilt; sie müssen als die Urbevölkerung betrachtet werden; noch heute wirtschaften sie in den von ihren Vorfahren übernommenen Urformen weiter. Die Finnen sind von Süden her nach Norden und Nordwesten vorgedrungen; nur die südlichste norwegische Provinz haben sie nicht betreten; von maßgebendem Einfluß auf das Wirtschaftsleben in Schweden und Norwegen waren sie indessen bisher nicht. Schweden und Norweger haben sich als Siedler in nennenswerter Anzahl über die Grenzen ihrer Reiche nicht begeben. Am geringsten ist die Bedeutung der Russen, ja, sogar in den Grenzen des russischen Reiches selbst spielen sie kaum eine Rolle, die der Rede wert wäre. Dementsprechend

[1]) Russische Angaben vom Jahre 1903. [2]) Nach russischer Statistik von 1907 wohnen im übrigen Teil von Kola 4110 Seelen; wenn neuere Statistiken die Gesamtzahl für Kola mit 12 500 Seelen angeben, so sind da 3000 bis 4000 im Sommer zuwandernde Fischer inbegriffen. [3]) Nach Resultaten der Volkszählung von 1897. Russischer Statistik von 1912 zufolge wohnen im Kr. Kem insgesamt 45 700 Seelen.

ist auch der Anteil sehr unterschiedlich, den die einzelnen Staaten an der wirtschaftlichen Ausnutzung und an der Weltwirtschaft nehmen, den wir hier natürlich nur mit einigen Strichen zu zeichnen vermögen.

Norwegen verfügt über eine lange Küstenstrecke, deren Säume durch zahlreiche Fjorde und Schären noch ganz bedeutend vergrößert werden. Dieser Staat unterstützt seine Fischerei durch praktischen Zielen dienende wissenschaftliche Untersuchungen; es wird mit Massenbetrieb gearbeitet, dessen Mittelpunkt in Nordlands Amt auf der Felseninselwelt „Lofoten" liegt; dort versammeln sich alljährlich im Januar mehr als 30000 Männer zum Dorschfang. Größerer Entwicklung ist noch der Bergbau fähig, dem bedeutende Wasserkräfte hilfreich zur Seite stehen. So in Nordlands Amt die Kupfergruben am Sulitjelma; sie gehören einer deutsch-schwedischen Aktiengesellschaft und beschäftigten vor dem Kriege 1750 Arbeiter. Jenseits von Norkap, dicht am Meere und an der russischen Grenze, wurden 1903 in Kirkenaes gewaltige Lager von Magneteisenerz entdeckt; es entstand die deutsch-schwedische Aktiengesellschaft Südvaranger, die 1400 Arbeiter (Norweger) zählt; sie lieferte 1908 für 8 Millionen, 1913 bereits für 18 Millionen Kronen. Dies dürfte genügen, die Aussichten des norwegischen Anteils auf eine vielversprechende Zukunft zu beweisen.

Schwedens nordische Bodenschätze ruhen im oberen Teil von Norbottens Län, dessen Volksdichte = 1 zu setzen ist. Hier handelt es sich um ganze „Eisenberge" wertvollster Erze, die bis 1891 in englischem Besitz waren, seitdem aber in schwedische Hände übergegangen sind. Auf die Ebene projiziert nehmen die Lagerstätten einen Raum von 1542105 Quadratmeter ein; der gesamte Vorrat ist auf 750 Millionen Tonnen Eisen berechnet worden. Diese Vorkommen gruppieren sich um die uns bekanntesten Namen Kirnua und Gällivare, von denen wir Deutsche jetzt, während des Krieges, in gewissem Grade abhängig sind. Außerdem verfügt das schwedische Norrland in seinen Erzgebieten über Stromschnellen und Wasserkräfte im Betrage von 2410000 Turbinenpferdestärken, das heißt über Werte, zu deren völligen Auswirkung der Zeitraum eines Jahrhunderts nötig sein wird. Eisenerze und Wasserkräfte bilden eine eigenartige, in Fennoskandia weitverbreitete, im Wirtschaftsleben neue Kombination der Natur, deren Zentrum im schwedischen Anteil sich befindet.

Finnland. Für Uleåborgs Län gibt die finnländische Statistik das bearbeitete Acker- und Gartenland zu 0,7 Prozent der Bodenfläche an, die auf den südlichen Teil fallen. Vom nördlichen, sogenannten Finnisch-Lappland kommen ganze 39 Prozent auf Moore, die sich zum Teil in Grasland verwandeln lassen. Hier gibt es neben großen Waldbeständen reiche Wasserkräfte, von der finnischen Regierung auf 1430800 Pferdekräfte berechnet.

Die dazu passenden Eisenerzlager wurden erst kurz vor Beginn des Krieges entdeckt; über sie und ihre Ausdehnung wissen wir soviel, daß sie

dem Lande eine glänzende Zukunft sichern. Um den Enare-See herum steht — wie auch in Finmarken und Karelien — Gold in der Kluft an, das im kapitalistischen Großbetriebe gewonnen werden kann.

Fennoskandias russischer Anteil enthält die jetzt so häufig genannte Murmanküste, von deren Entwicklungsmöglichkeiten Breitfuß [1]) sagt, daß der Dorsch- und Schellfischfang bei ausreichender Besiedlung und technischer Vervollkommnung der Fangmethoden nicht nur das gesamte europäische Rußland versorgen, sondern auch noch für die Ausfuhr arbeiten könnte. Bisher mußte Nord-Rußland alljährlich 16—25 000 Tonnen Fische aus Norwegen einführen. Es ist eben vom mächtigen russischen Reich für kulturelle und wirtschaftliche Erschließung seines von Fremdstämmigen bewohnten Nordens noch nie irgend etwas geschehen; dies äußert sich unter anderem auch darin, daß erst im Jahre 1911 damit begonnen wurde, die wertvollen Kiefernbestände von West-Kola forstlich zu vermessen und abzuschätzen. Ich selbst habe die Halbinsel Kola sowie Karelien auf drei Reisen (1904, 1909 und 1911) gesehen und die zahlreichen Erzvorkommnisse, die noch nie berechneten Wasserkräfte, die Fischereimöglichkeiten am Weißen Meer sind mir nicht allein aus der spärlichen Literatur bekannt.

Fassen wir zusammen, so ergeben sich im Norden von Fennoskandia als wirtschaftliche Grundlagen: einerseits Jagd, Kleinfischerei, Renntierwirtschaft und Viehzucht für den Einzelbetrieb, anderenteils für den Massenbetrieb Großfischerei, Holznutzung und Bergbau. Bodengestalt und geologische Entwicklung schufen die so interessante Gemeinschaft der Wasserkräfte mit Lagerstätten von Eisen, Kupfer, Gold, die ungeheuer zur Vermehrung der potentiellen Energie unsrer Gebiete beiträgt; der geologische Aufbau schließt gleichzeitig das Vorkommen von Steinkohle aus. Trotzdem erscheint die Beschaffung dieses so wichtigen Rohstoffes sicher gestellt.

Die rund 64 000 Quadratkilometer haltende arktische Inselgruppe Spitzbergen wird vom Meridian der nordischen Fischerstadt Tromsö in der Mitte durchschnitten, und die Entfernung des auf 76° 30′ liegenden Südrandes von jener Stadt beträgt nicht mehr als 700 Kilometer. 1596 vom Holländer Barents entdeckt, wird Spitzbergen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Stützpunkt für holländischen und englischen Wal-, Walroß- und Seehundsfang; aber auch Dänen und Norweger beteiligen sich daran. Im Jahre 1697 arbeiten 201 Schiffe im Angesicht der Inseln. Vom 18. Jahrhundert bis gegen 1850, ganz gewiß auch schon früher, haben die „Russen" finnisch-normannischer Abkunft, die Anwohner des Weißen Meeres Spitzbergen häufig aufgesucht, welches sie mit einem eigenen, nichtrussischen Namen „Grumant" benannten. In neuerer Zeit waren Norweger an Jagd und Fang am meisten beteiligt. Die Ehre, Spitzbergen wissenschaftlich erforscht

[1]) Expedition für wissenschaftlich-praktische Untersuchungen an der Murmanküste. St. Petersburg 1903.

zu haben, gebührt dagegen den Schweden. Die Steinkohle von Spitzbergen wird 1905 durch eine englisch-norwegische, 1906 auch von einer amerikanischen Gesellschaft ausgebeutet. Seit jener Zeit lebt eine Arbeiterschar (hauptsächlich Norweger, ferner Schweden und Finnen) auf der arktischen Inselgruppe — eine noch nie dagewesene Tatsache, die eine neue Ära im Wirtschaftsleben der Völker einleitet. In unseren Tagen haben sich dann — während des Krieges — Norwegen sowohl wie Schweden bedeutende Kohlenvorräte im Gelände um die Advent-Bucht und den Grünen Hafen gesichert.

Es ist nun sehr bezeichnend, daß mit dem Moment, wo es sich erweist, daß gute Dampfschiffskohle abgebaut werden kann — die Spitzbergenfrage brennend wird. Eine Verwaltung muß geschaffen werden, das Streitobjekt ist da. Wem soll die Inselgruppe in Zukunft angehören, Norwegen, Schweden oder Rußland? Gelegentlich der vor dem Kriege gepflogenen Beratungen wären die europäischen Mächte nicht abgeneigt gewesen, das Hoheitsrecht Norwegen zu übertragen. Nur die russische Regierung bestand — höchst charakteristisch — darauf, daß Spitzbergen „Niemandsland" bleiben solle. Daraufhin wünschte Norwegen, daß die Inselgruppe zum neutralen Gebiet erklärt würde, so zwar, daß sie unter Verwaltung einer aus je einem Vertreter der drei interessierten Mächte bestehenden Kommission mit dem Sitz in Tromsö käme. Bei diesem Vorschlag ist es indessen geblieben.

Der Norden Fennoskandias, den wir vielleicht ganz gut der Kürze halber mit dem gemeinsamen Namen Lappland belegen könnten, wächst natürlich in seiner wirtschaftlichen Bedeutung mit fortschreitender Erschließung Spitzbergens, dessen Lage zum Landblock durch das verbindende, im Sommer offene Meer äußerst günstig ist. Und die Bedeutung Lapplands kann dadurch wahrlich nicht geringer werden, daß nun als Gegenstück zu jener ausgedehnten nördlichen Wasserfläche ein anderes Meer auf der entgegengesetzten Seite im Süden als wichtiges wirtschaftsgeographisches Element hinzukommt. An seiner äußeren Peripherie wird Lappland umflossen, an seiner Innenseite dagegen umschließt es im Bogen ein zweites Meer, die Ostsee, die in Gestalt des schmalen Bottnischen Meerbusens von Süden her fast bis an den Polarkreis ins Land eindringt. Die Aussichten, welche sich auf Grund solcher Verteilung von Meer und Land noch eröffnen, werden schon jetzt genügend charakterisiert durch die Leistungen der sogenannten Ofotenbahn, die dank den Wasserfällen zum Teil elektrisch betrieben wird. Zwei Länder, Norwegen und Schweden, fesselt sie aneinander und läßt die politische Grenze fast illusorisch werden; sie verbindet die Meere miteinander und sendet die reichen Eisenerze vom Fjordhafen Narvik und vom bottnischen Abfuhrplatz Luleå in entgegengesetzte Richtungen der Welt hinaus; sie zieht damit die Werte verschiedener Länder und Staaten zu Lapplands Gunsten in dieses hinein.

Als mächtig aufgewölbter Ringwulst steigt Lappland aus den Meeren empor. Bisher wird dieses Segment eines Kreisringes nur von einem

Schienenstrang in radialer Richtung geschnitten. Doch die natürlichen Bedingungen von Lage und Gestalt stellen geradezu die Forderung, daß noch andere Bahnlinien als Radien entstehen, von einem Mittelpunkt ausgehend, welcher in der nördlichen Ostsee liegt. Der finnische Anteil und Kola sind Zukunftsländer, aber sie werden aufhören, es zu sein, sobald als Gegenstück zur Ofotenbahn eine „Kolabahn" gebaut wird, die irgendeinen der nordfinnischen Häfen des Bottnischen Meerbusens mit der Kolaküste verbinden muß.

Mit diesem Gedanken, den wir vorläufig nicht weiter ausmalen wollen, gelangen wir noch einmal an das Murmangestade, das Schiffen den Winter über zugänglich bleibt und nicht nur für die Fischerei, sondern auch für die Schiffahrt mehr in sich birgt, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Was Tromsö durch seine geographische Lage bisher für das erst aufgehende Spitzbergen schon war, muß in Zukunft irgendein Hafen an Kolas Fels- und Fjordküste werden — für Nowaja-Semlja. Die etwa 92000 Quadratkilometer große Doppelinsel ist im Mittelalter von ihren Entdeckern, den Anwohnern des Weißen Meeres häufig besucht worden; später ist sie und bis in die jüngste Zeit von norwegischen Fangleuten ausgebeutet worden; in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat die russische Regierung dort etwa ein Hundert Samojeden angesiedelt. Jagd und Fang der Land- und Seetiere werden noch für längere Zeit einen Verkehr aufrecht erhalten, doch erscheinen sie uns bei Nowaja-Semlja weniger wichtig als die dort schlummernden Bodenschätze, von denen bisher nur Kupfererze in weiteren Fachkreisen bekannt geworden sind.

Wie ein dicker Daumen zeigt Kola nach Osten. Bereits in der Geschichte spielt die Halbinsel insofern eine Rolle, als sie im Mittelalter einen Haltepunkt bietet, den alle englischen und holländischen Schiffe benutzen, welche, auf der Suche nach der nordöstlichen Durchfahrt begriffen, auf dem Wege nach einem „China" — der Karischen Pforte zustreben. Damals ist es die dem Kolafjord vorgelagerte Insel Kildin, an deren Ufern gerastet wird. Und wenn nicht gerade diese Insel, so muß doch wieder irgendein Punkt an der Murmanküste auch in Zukunft zur Kohlen- und Dockstation werden für die Schiffe, welche nach dem Kriege den Seeweg ins ferne Sibirien aufsuchen. Gewiß gibt es Hindernisse für die Schiffahrt nach jenem „Zukunftsland", aber sie erscheinen uns jetzt nicht mehr unüberwindlich. Im Zeitraum 1874 bis 1905 haben von allen Schiffen, die von und nach Sibirien gingen, 81 Prozent das Karische Meer passiert[1]). Der „Eiskeller" ist heute bei unseren technischen Hilfsmitteln nicht mehr hinderlich; durch ihn gelangt man zum Jenisei, an dessen Mündung Kohlen und Erze lagern. Ungleich wichtiger jedoch erscheint die Verbindung mit dem Ob, der die Hauptmasse sibirischen Getreides befördern muß. Und dafür läßt das Karische

[1]) Die meisten der übrigen Schiffe litten Havarie, ehe sie das Karische Meer erreichten.

Meer sich durch eine Bahn Petschoramündung—Obdorsk umgehen, für deren Bau keinerlei Schwierigkeiten vorauszusehen sind.

Europas nördlichster Landblock erweist sich solcher Art mit Naturschätzen und Naturkräften reich gesegnet und ausgestattet mit Entwicklungsmöglichkeiten für den Verkehr, die nicht allein aus dem Innern entspringen, sondern in seiner Lage an der Ostsee und an drei Nordmeeren, ferner in der Lage gegenüber den arktischen Inselgruppen und endlich zum sibirischen Festland fest begründet sind. So erscheint Lappland von der Natur dazu berufen, in der Weltwirtschaft eine größere Rolle zu spielen. In der Tat liegen hier Energien angehäuft, die es zum Herd für politische Probleme machen mußten.

Auch für das Entstehen innerpolitischer Fragen sind Gegebenheiten im reichsten Maße vorhanden. An und für sich schon enthält der Anteil jedes der beteiligten Staaten so viel freien, ungenutzten Bodens, daß noch mancher landlose Arbeiter im Norden sein Brot — ohne intensiven Ackerbau — erwerben könnte. Für Finnland bildet zum Beispiel die Kolonisation in seiner nördlichsten Provinz eine brennende Frage. Andererseits sind es wiederum gerade die Bodenschätze und Waldreichtümer, welche Umwälzungen auf sozialem Gebiet hervorrufen und damit innerpolitische Probleme schaffen. Man denke nur daran, wie schnell heute das stets zur Verfügung stehende Kapital seine Millionen zur Bildung einer Aktiengesellschaft bereit stellt, wie in wenigen Jahren ein Massenbetrieb entsteht, der ganz plötzlich an einem Punkt Tausende von Menschen konzentriert, die nur zum Teil aus entfernteren Gegenden herbeizuströmen pflegen. In der Regel lockt das durch Großkapital in Gang gesetzte Unternehmen vor allen Dingen die örtliche Bevölkerung aus ihren Kleinbetrieben heraus, die dadurch nicht nur geschädigt, sondern häufig durch Ankauf von seiten des Unternehmers aufgeschluckt werden und sozusagen vom Erdboden verschwinden. So ist seinerzeit das „Norrlandsproblem" entstanden, über das Rudolf Kjellén in seinem wertvollen Buche „Schweden" ausführlich berichtet[1]).

In einem Ländergebiet mit so reichen Entwicklungsmöglichkeiten, wie sie in Lappland erst jetzt recht zutage treten, werden natürlich zahlreiche Eisenbahnpläne geschmiedet. So besteht in Schweden die Absicht, eine zum Eismeer führende Linie durch Karesuanto nach Bossekopp am Altenfjord zu legen, und in der norwegischen Zeitung „Tidens Tegn" macht ganz kürzlich ein schwedischer Hauptmann der Behörde für Wege- und Wasserbauten den Vorschlag, Finnland möge das Enontekis-Lappland an Norwegen abtreten und als Entgelt dafür das Land östlich des Pasvigelf von Norwegen erhalten. Die Bahn würde nämlich im Bogen durch drei Länder laufen; Finnland, Norwegen und Schweden müßten jedes für sich die Verwaltung der ihnen angehörenden Teile übernehmen.

[1]) In Band I der bei R. Oldenbourg in München erscheinenden Monographien „Nachbarvölker Deutschlands", S. 58 ff.

Dieses Projekt beschäftigt sich also schon mit politischen Grenzen. Doch wir wollen das Jahr 1918, das denkwürdige Jahr der Staatenbildung in den Ostseeländern und in ganz Osteuropa, vorerst noch zurückstellen, um den Grenzen und Verhältnissen unser Augenmerk zuzuwenden, wie sie vor dem Kriege bestanden.

In der Tat mußten in der Grenzlage der vier Staaten, die an der Nordspitze Europas sich berühren, wichtige Probleme verborgen sein, in erster Linie darum, weil Norwegen und Rußland ans Weltmeer grenzten, Schweden und Finnland an der Ostsee lagen, ohne das Eismeer zu erreichen. Zwei Länder zum großen Außenmeer, zwei andere zur kleinen Binnensee gewandt, darunter eines — Finnland — nur 35 Kilometer von der Fjordküste Norwegens entfernt. Solchermaßen waren infolge der geographischen Lage zu zwei in ihrer Bedeutung so sehr verschiedenen Gewässern die Keime für politische Verwicklungen vorhanden, und natürlich konnte ein Streben nach dem Weltmeer eher entstehen, als ein Streben nach der Ostsee, und am leichtesten bei dem Staat, der dem Eismeer am nächsten kam.

Hier wird man mit Recht den Einwand erheben, daß es sich vor 1918 gar nicht um vier, sondern nur um drei Staaten handeln konnte, da ja Finnland zum russischen Reiche gehörte und Rußland durch seine — eisfreie — Murmanküste ausreichend Anteil am Weltmeer besaß. Dagegen läßt sich tatsächlich nichts sagen, aber — nur in der Theorie war es richtig, in der Praxis entwickelten die Dinge sich, als wäre es nicht so. Dies bildet entschieden ein sehr interessantes Moment in Rußlands Politik, deren gegen Nordwesten gerichtete Aspirationen wir nicht nach ihrer ganzen Tragweite gewertet haben.

Jahrhundertelang ist der Kampf im östlichen Flügel von Fennoskandia zwischen Schweden und Moskowitern herüber und hinüber gewogt, doch die alte, im Frieden von Nöteborg 1323 gezogene Grenzwand hielt, weil Moskowiens Schwerpunkt zu weit von der Ostsee entfernt war. Erst Peter der Große verlegte diesen nach Ingermanland an die Newamündung, und er riß den Vorhang ein. Für Schweden war Finnland die Brücke zum Baltikum gewesen, für das russische Reich ward das Großfürstentum zur Brücke, die den Weg nach dem eigentlichen Skandinavien wies; und mit der endgültigen Eroberung des gesamten Finnland stand das Zarenreich mit beiden Füßen tief in Lappland darin. Und damit nicht genug, mühen Alexander, der Eroberer und sein Nachfolger Nicolaus sich redlich, noch weiter vorzudringen, aber immer nur mit dem einen Fuß, immer von Finnland aus. Das wird uns in den „Schwedischen Stimmen zum Weltkrieg" bestens geschildert[1]). Erst in den achtziger Jahren regt sich etwas an der Murmanküste, als der Fürst Galitzyn, Gouverneur der Provinz Archangel, in einer Denkschrift an den Zaren darauf hinweist, daß die finnischen Siedler von der Halbinsel Kola fernzuhalten, dagegen russische Kolonisten an die norwegische

[1]) Zweite Auflage, 1916, bei B. G. Teubner.

Grenze zu ziehen seien. Dennoch ist es seit 1890 wiederum Finnland, daß zum Vorstoß bereit gemacht wird, und die Russifizierung beginnt. Im Jahre 1900 legt dann der Kriegsminister Kuropatkin seine jetzt allen bekannte Denkschrift dem Zaren vor, in der es heißt, daß Rußlands Grenze im Norden eine allzu künstliche sei, unvorteilhaft, da sie Finnland vom Nördlichen Eismeer abschließe; es müsse natürlich in Rußlands Wünschen liegen, seine Grenze an dieser Stelle zu verbessern, obgleich die Vorteile einer derartigen Verbesserung allein nicht als Vorwand für einen Krieg dienen könnten; in jedem Falle könne die Lage der Dinge in diesem Teil der Grenze als normal nicht betrachtet werden. Der Reformator der russischen Armee setzte die Auflösung des national-finnländischen Heeres durch, und darauf folgten einander Schlag auf Schlag: die Verwandlung Finnlands in ein bewaffnetes russisches Heerlager, Rußlands, durch deutschen Einspruch vereitelter Versuch, die Ålandsinseln zu befestigen (1908), Abschaffung des finnischen Lotsenwesens (1912), Errichtung der „Festungswerke Peters des Großen" auf der Linie Reval–Porkala (1913) und endlich die Befestigung der Ålandsinseln im Jahre 1915.

Was lockt nun die russische Große Politik, und was bestimmt die Richtung ihres Vorgehens? Es lockten der Fischreichtum Norwegens am Atlantischen Nordmeer und Schwedens, in Norbotten aufgespeicherte Bodenschätze; maßgebend für die Richtung ward nicht allein Finnlands Lage an der Ostsee als dem Hafenbecken für russische Kriegsschiffe, sondern vor allem die hohe wirtschaftliche Kultur des autonomen Staates, der die Wege und Bahnen gebaut hat, die nach Lappland hineinführen, während das russische, an Norwegen grenzende Gebiet unwegsam, unbebaut und unkultiviert geblieben ist.

Mit all den Dingen hatte Finnland selbst gar nichts zu schaffen; es blieb der leidende Teil solange, bis der Sieg in dem uns von Rußland aufgedrungenen Kampf das Russische Reich — ein geographisches Monstrum — in seine natürlichen Bestandteile auflösend die Völker befreite.

Damit schied das eine der großen, Lapplands wirtschaftliche Zukunft und Entwicklung bedrohenden Probleme — und zwar für längere Zeit — aus.

Es erscheint nun keineswegs uninteressant, zu beobachten, wie gewissermaßen durch Rußlands eigene Initiative — jetzt auch Finnland, der neue Staat im Norden, zu seinem Problem gekommen ist.

Bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts suchte Rußlands nordische Politik die Streitigkeiten für sich auszunutzen, die dadurch entstanden, daß Lappen der Grenzgebiete ihre Rentiere bald hüben, bald drüben weideten. Nach dem verlorenen Krimkrieg trat Stillstand in den Bestrebungen ein. Aber immer war unter Lappen und Finnen ein ganz natürlicher Zug nach der Eismeerküste mit ihren günstigen Fischerei- und Fangverhältnissen vorhanden. Dieser Zug richtete sich naturgemäß vom Enare-See am Pasvigelf (Paatsjoki) längs der norwegischen Grenze, in die Gegend von Petschenga (Petsamo). In der angegebenen Be-

ziehung machte sich noch ein Moment geltend, welches die Wanderung an die Westecke der Murmanküste förderte, nämlich ein bestimmt ausgesprochener Wunsch der Archangeler Gouverneure, Siedlern und Fischern aus Finnland den Zugang ans Nordufer der Halbinsel Kola zu erleichtern. Tatsächlich entstand eine Bewegung der Nord-Finnländer ans Eismeer, gegen die erst Fürst Galitzyn (vergl. S. 29) einschritt, indem er dem Zaren über ihre Gefahren berichtete — damals, als die russische Politik im Nordwesten schon wieder aggressiv geworden war.

Immerhin hat die russische Regierung aus der einmal in Gang gekommenen Wanderung jener Finnen und Lappen einigen Nutzen gezogen, indem sie auf leere Versprechungen hin ein Landstück des autonomen Finnland abschnitt, um es dem Gouvernement Petersburg anzuflicken. Am 15. Februar 1864 wurde im Amtsblatt des Finnländischen Senats (der damaligen finnischen Regierung) bekannt gegeben, daß die Gewehrfabrik in Systerbäck (russ. Sescrorezk) künftighin von Finnland abzutrennen und dem russischen Kaiserreich einzuverleiben wäre, während russischerseits in Erwägung gezogen sei, Finnland als Ersatz eine Küstenstrecke am Eismeer östlich vom Jakobself an der Stolbowa-Bucht abzutreten — ein Gebiet, welches schon vorher als Platz für die von finnischen Lappen zu betreibende Fischerei in Aussicht genommen war. Die Abtretung erfolgte nun allerdings nicht, und auch dann blieb sie aus, als der finnische Landtag 1882 noch einmal an das Versprechen erinnerte; dagegen bereitete die russische Regierung schon 1912 alles dazu vor, dem autonomen Großfürstentum einen weiteren Teil abzuschneiden, nämlich die zur finnischen Provinz Wiborg gehörenden Orte Raivola, Terijoki und andere. Nur der Eintritt des Krieges veranlaßte Rußland, diese Amputation vorläufig aufzuschieben.

Während des Krieges ruhte die Frage, um erst wieder aufzuleben, als Finnland seine Freiheit endlich gewann. Da machte die Regierung der Sowjets Anspruch auf Raivola mit der Festung Ino, indem sie das seinerzeit in Aussicht gestellte Gebiet an der Murmanküste zum Entgelt anbot. Als aber die Finnländer im Mai dieses Jahres beim Vormarsch auf Petschenga dem Murman-Meer sich näherten, trafen sie dort auf den Widerstand russischer Sowjettruppen, finnischer Aufrührer und bewaffneter Engländer in Gestalt englischer Seeleute.

So haben die über Lappland schwebenden Probleme im Lauf der Zeiten ihre Herren gewechselt. Der russische Koloß, die größte Kontinentalmacht, ward abgelöst vom Inselvolk, das mit seiner stärksten Seemacht nach wie vor die Meere zu beherrschen gewillt ist; es trat an die Stelle des „Elefanten" — der „Walfisch"!

Zur Erklärung der Tatsache jener soeben erwähnten sonderbaren Mischung verschiedenartigster Elemente, denen die nach der Murmanküste vorgehenden Finnländer begegneten, muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Trotzki,

der russische Kriegsminister schon Ende April in allen, den Sowjets nahestehenden Blättern öffentlich kund tat, die Landung englischer und anderer Truppen des Verbands an der Murmanküste sei in vollem Einverständnis mit der Sowjetregierung geschehen. Trotzki betrieb ein Doppelspiel, doch England ließ die Bolschewisten fallen, nachdem es festen Fuß gefaßt und damit seine wichtigsten Zwecke erreicht hatte. Und jetzt ist es Trotzki, der die gerufenen Geister nicht mehr los wird.

England hat nun die natürliche Fortsetzung jener norwegischen Küste betreten, die es seit Beginn des Krieges beherrscht, und daß es seinen Fuß auf den Rand von Lapplands östlichem Flügel setzt, bedeutet in Wirklichkeit nichts anderes, als Wiederaufnahme einer Politik, die 1905 mit der Lösung Norwegens vom Schwedischen Reiche begann, indem sie das Band der skandinavischen Union zerriß. Mit dem Besetzen der Murmanlinie, die, von Anfang an von der russischen Regierung als strategische Bahn gedacht, für wirtschaftliche Zwecke nur geringe Bedeutung hat, ist England auf dem Wege zur Ostsee, an welcher Fuß zu fassen ihm bisher nicht gelang. Fest in der Halbinsel Kola verankert, gebietet England über den Zugang zum Weißen Meer; es lagert am Seeweg nach Westsibirien und hält seine Flotte in Gewässern, denen unsere deutschen Nordsee-Fischdampfer vor dem Kriege zwischen Kola und Kanin vom Grunde des Meeres reiche Ernten entnahmen. Natürlich verfügt England längst über die Kohlenschätze Spitzbergens ganz nach eigenem Ermessen, und noch in diesen Tagen entzog es der schwedischen Schiffahrt den größten Teil ihrer dort gewonnenen Vorräte, um sie Norwegen gnädigst zu überlassen.

So sehen wir, wie der Engländer, unterstützt von unseren übrigen Feinden, auf Lappland und den umliegenden Gewässern ungestört schaltet und waltet. Doch wir erkennen gleichfalls, wie er, obgleich das Deutsche Reich dort keinen Anspruch auf irgendeinen Fußbreit Bodens besitzt, danach trachtet, schon jetzt unsere wirtschaftlichen Interessen zu schädigen. Wir aber wollen, wie wir es vor dem Kriege waren, in Zukunft wiederum an Lappland beteiligt sein, mit unserem Kapital, unserer Arbeit, mit Handel, Schiffahrt und Fischerei. Und wir müssen noch mehr leisten. Zumal in Finnland rechnet man gerade auf unsere Hilfe beim wirtschaftlichen Aufbau des jungen Staates, der ebensowenig auf seinen Norden verzichten kann, wie auf die längst erhoffte Erweiterung seines Wirkungskreises nach Kola und Karelien hinein, da letztere tatsächlich als seine natürlichen Hinterländer erscheinen. Trotzdem, trotz allen wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten und den darin gegebenen politischen Problemen wird der Scheitel Europas im Norden nicht zu einem neuen „Balkan" werden, wenn nur diejenigen Staaten in den Besitz Lapplands sich teilen, die von der Natur selbst dazu berufen sind — Schweden, Norwegen und Finnland.

Neue Aufgaben der deutschen Universitäten.

Auslandkurse und Pflege der deutschen Kultur.

Von

Carl Neumann.

1. Die Denkschrift des Königlich Preußischen Kultusministeriums.

Das Preußische Ministerium für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten hat schon vor dem Krieg das Problem einer Erweiterung der allgemeinen Bildung in der Blickrichtung auf das Ausland angegriffen. Auf eine Beförderung der Sprachkenntnisse und des Sprachenstudiums im philologischen Sinn war es dabei nicht vorwiegend abgesehen. Vielmehr hat sich der damalige preußische Kultusminister am 24. Februar 1914 im Abgeordnetenhaus dahin ausgesprochen: Wir sollen nicht nur fremde Sprachen studieren, sondern fremde Kulturverhältnisse. Dann kam die Denkschrift vom 24. Januar 1917 und ein halbamtlicher Aufsatz im Februarheft der Internationalen Monatsschrift 1917. Die Frage, ob für die Zwecke vermehrter Auslandskenntnisse einer an bestimmte Orte und Mittelpunkte gebundenen Auslandshochschule oder einer Dezentralisierung an sämtliche deutsche Universitäten der Vorzug zu geben sei, wurde hier zugunsten der Universitäten entschieden. Seitdem haben sich die deutschen, nicht nur die preußischen Universitäten mit den entsprechenden Organisationsfragen und Vorbereitungen beschäftigt, und Heidelberg hat im April 1918 den ersten erfolgreichen Versuch großen Umfangs gemacht. Über die Lehren und Erfahrungen dieser Probe soll am Schluß dieses Aufsatzes gesprochen, zunächst aber in eine Erörterung grundsätzlicher Sorgen und Nöte eingetreten werden, die, über den örtlichen und einzelnen Fall weggreifend, die gesamte Universitätspädagogik der geisteswissenschaftlichen Seite berühren. Sie gelten der Frage, ob nicht die sogenannten Auslandkurse notwendig durch Inlandkurse, das heißt durch eine gesteigerte Pflege und Zusammenfassung aller der deutschen Kultur gewidmeten Lehrfächer, ergänzt werden sollen.

Der Deutsche hat ein ererbtes Interesse für Ausland und Fremde. Es ist ein Stück seiner romantischen Seele. Die Ferne lockt ihn. Man mochte also stutzen, wenn man in der genannten Denkschrift von 1917 (Spalte 5)

den Satz fand: „Der Krieg hat auch die, die es noch nicht wußten, darüber aufgeklärt, wie erschreckend unsere Unkenntnis des ausländischen Denkens gewesen ist, wie bitter not uns ein staatswissenschaftliches Verstehen der Gegenwart tut." Hier werden recht verschiedene Tatsachenreihen aneinander gebunden.

Daß die politischen Kenntnisse von Auslandzuständen bei uns mangelhaft oder je nach Schichten und Ständen der Bevölkerung sehr ungleich sind, hängt mit der Ungleichheit der politischen Reife, die ein Ergebnis unserer Geschichte ist, zusammen. Im allgemeinen kann man aber dem Deutschen nicht nachsagen, daß er ausländisches Denken nicht gekannt habe. Unsere Kaufleute und Techniker, die draußen Rohstoffe gewannen, Brücken, Bahnen und elektrische Einrichtungen gebaut haben, kannten das Ausland. Wer es nicht kannte, waren viele unserer Auslandbeamten, die hin und her versetzt wurden, ohne Zeit zu gründlicher Beobachtung zu finden, oder überhaupt nicht die notwendige Vorbildung und das richtige Augenmaß mitbrachten. Diese Klage war und ist in den Kreisen unserer Übersee- und Auslandinteressenten die lauteste. Im allgemeinen aber wußte der Deutsche, mit dem Fremden verglichen, nicht wenig vom Ausland. Er ist immer gern gewandert, hat viele Sprachen gelernt, den Zugang zu fremder Seele leicht gefunden, ja sich ihr gefährlich leicht angepaßt. Das alles ist oft erörtert worden. Von Goethe ist der Begriff Weltliteratur geprägt, ihre Schätze sind uns zeitig zugänglich gemacht worden. Dennoch hat die Denkschrift nicht unrecht: das ästhetisch-literarische Interesse steht im deutschen Bildungswesen dem politischen voran. Die große Literaturperiode ist dem großen politischen Aufschwung vorangegangen, und im Herzen vieler Deutschen hat sie den Vortritt behalten. Hier will die Erziehung einsetzen. Die amtliche Äußerung ist deutlich genug.

Wenn als Muster und Vertreter der großen Horizonte im Deutschland vor hundert Jahren die Namen von Savigny, A. Humboldt, Bopp, Ritter, Ranke beschworen werden, so fehlt bezeichnenderweise in dieser Meisterreihe der Name Goethes. Die praktischen Anknüpfungsmöglichkeiten der Wissenschaft scheinen im Zeitalter der Technik in den Vordergrund geschoben werden zu sollen gegen Glück und Egoismus der Persönlichkeitsentfaltung und des ästhetischen Genießens.

Es ist also ein Mehrfaches, was benötigt wird: die Veränderung des Zieles zum Praktischen und Politischen und die Ausweitung des Politischen zum Weltpolitischen. „Von der binnenländischen Einstellung des alten Preußens und Deutschlands in der Bismarckschen Zeit sollen wir uns weltpolitisch umstellen." Ja, es tritt eine weitere Forderung der Selbsterziehung hinzu, und nicht bloß für den amtlichen deutschen Vertreter. Jeder wird gewissermaßen amtlich und muß sich, wenn er die Grenzen der Heimat verläßt, als Gegenstand empfinden lernen, auf den prüfende Blicke gerichtet werden. Wir stehen nicht mehr in binnenländischer Enge mit hochgeschlossenem Horizont, sondern frei silhouettiert gegen das freie Licht. Wir müssen uns dagegen abheben und auf Haltung sehen, verantwortlich jeder einzelne; wir müssen uns gewöhnen,

auf etwas Gemütlichkeit, auf das Ferienschlendern im Lodenrock und etwas Bequemlichkeit des Nurgenießens zu verzichten.

Indessen, wäre eine Pose gefordert, die unserer Natur aufgezwungen wäre, so könnte die gewünschte Neustilisierung nicht gelingen. Die Selbstbesinnung und Änderung muß von innen kommen. Als Kur und Erziehung mag die Lüftung im großen Atem des Weltmeeres und der Weltbereiche, das Bewußtsein, gesehen und beobachtet zu werden, das ihre tun. Aber Rücksicht auf Weltlage und Ausland mögen dazu helfen, das Gesicht zu wahren, ein Maß von Anstand und Gemessenheit aufzuzwingen: das, worauf es ankommt, die neue Form, wird nicht aufgestempelt, sondern sie müßte von innen herausgepreßt und mit innerer Notwendigkeit gestaltet sein. Es kommt in allen Wegen auf heimische Gewöhnung und veränderte Bedingungen unseres Wachstums an.

2. Die Umwandlung in Deutschland seit 1871.

Man liest in der genannten Denkschrift weiter: Dasjenige Volk wird die Führung behalten, welches am besten mit der Kenntnis der anderen ausgerüstet ist.

Ist das richtig? Man sollte denken, es sind nicht diese Eigenschaften, die die Führerrolle sichern. Die Kenntnis der anderen bringt, wo der Instinkt der Selbstsicherheit fehlt, Gefahren. Die Engländer sind gefeit, Mimikryverwandlungskünstler zu werden. Sie bleiben Engländer. Sie sind einander die Nächsten, und jeder tritt für seinen Landsmann ein. Unter den Gedichten unseres Theodor Fontane ist das über einen englischen Konsul in Chile vielleicht nicht jedem bekannt:

Konsul Cunningham, an die dreißig Jahr
Ist er im Amt schon in Tulkahuar . . .

Eines Tages schleppt das Volk einen englischen Matrosen her, der des Mordes bezichtigt von Soldaten zur Richtstätte geführt wird.

Konsul Cunningham steigt auf das Flachdach hinauf,
Auf dem Flachdach oben, leis und lind
Englands Flagge spielt im Wind;
Die läßt er herab jetzt, — um Schulter und Frack
Schlingt er ruhig-bedächtig den Union-Jack,
Dann wieder treppabwärts: „Nun laßt uns gehn.
Ich will dich begleiten. Wir wollen sehn."

Schon richten sich die Flintenläufe auf den Verurteilten.

Da, über den verlorenen Mann
Wirft der Konsul das Flaggtuch: „Nun schieße, wer mag;
Fire, but don't hurt the flag!"
Da senken die Gewehre sich still,
Keiner, der es wagen will.
Wann kommt auch für uns der goldne Tag:
Fire, but don't hurt the flag!

Außer der Schlußmahnung wäre zu beachten, daß dieser englische Konsul „an die dreißig Jahr", ohne versetzt zu werden, auf seiner Stelle war. Er handelt in ruhigem Selbst- und Staatsgefühl, ohne die verletzende Gebärde, mit der Brennus sein Schwert auf die Wage wirft, ohne Schneidigkeit und Brutalität.

Wie machen wir den Deutschen, jeden Deutschen zu einem Auslandsvertreter, der Ansehen hat und Achtung gebietet? Der Deutsche seit 1871 genoß es im Ausland nicht immer, und der von 1914 ist mit Haß verfolgt.

Über die Tatsachen und Ursachen dieses Hasses fast der ganzen Welt ist viel geredet worden. Max Scheler (Die Ursachen des Deutschenhasses, 1917) hat darüber ein besonders fesselndes Kapitel geschrieben mit der Überschrift: Die Vertreibung aus dem Paradiese, worin er den von uns seit 1871 geformten Pflichtarbeitstyp herausarbeitet, den „Paradiesengel als Arbeitsmann mit derben, guten Fäusten", der die Nachbarnationen aus dem Paradies des Genusses und Besitzes vertrieben habe. Aber Gleichnis beiseite!

Selbstkritik und Einkehr in uns selbst zwingen uns, zuzugestehen, daß die Schnelligkeit des neuen Aufmarsches seit 1871 den Zusammenhang und die Einheit des Volkskörpers gelockert hat. Der Wettlauf, möglichst schnell am neugesteckten Ziel zu sein, haben die alte Front in Plänkelketten und Sturmtrupps aufgelöst; die Fühlung mit den Reserven ging verloren. Es schien, als ob die Brücken schlecht bewacht oder gar abgebrochen worden seien. Es ist nach unserem Dafürhalten nicht so, daß sich Deutschland tatsächlich verwandelt hätte. Aber es gab so viele Umschichtungen, Umgruppierungen und Neuformationen, daß der alte Kern zeit- und stellenweise unsichtbar wurde. Nicht verschwunden ist das alte Deutschland, aber es wurde überschrien, überlaufen, überblendet von dem Getue und der Breitspurigkeit eines neuen Deutschland.

Unnötig zu sagen, was für einen Riesenweg die Nation als Ganzes seit 1870 zurückgelegt hat. Die atemlose Anspannung der Kräfte hat sie selber ebenso wie die übrige Welt überrascht. Was nicht mit vorwärts eilte, fand sich wie mundtot gemacht, in die Ecke gestellt. Was einst die den deutschen Ideologen wohlgesinnte Frau von Staël, die Feindin Napoleons, uns zugewiesen hatte: das schrankenlose Reich der Luft und der Gedanken, indes England die Wasser, Frankreich aber die Erde beherrschte — alles das traf nicht mehr zu. „Der Platz an der Sonne", die „gepanzerte Faust", die Welt steht „im Zeichen des Verkehrs", das wurden die neugeprägten Schlagworte, die neuen „Ideale". Die vorwärts stürmten, sahen nicht zurück; sie lösten sich los von den Zurückgebliebenen und fanden im neuen Rekordwesen ihren Stolz. Es gab ein altes und ein neues Deutschland nebeneinander. Wenn schon Raabe geklagt hat, in Deutschland sei „ewiger Werktag", so formte sich der Neudeutsche zum Gegenteil des Eichendorffschen Taugenichts, der, seine Geige am Band, über Hecken und Zäune springt, ein Spielmann und Sonntagskind. Er wurde der kleine „Realpolitiker", der auf die romantischen

Achtundvierziger herabsah, frühzeitig rechnend, klingenden Erfolg suchend, dem Kampf ums Dasein wie einem naturgesetzlichen Zwang auch der menschlichen Gesellschaft sich fügend. Dieses Illusionslose, jung-greisenhafte Wesen hatte jedes Verhältnis zu Schiller, der längst nicht mehr der „unsere" war, eingebüßt. Der ewig Jugendliche, der Begeisterungsfähige, der glaubensstark Beschwingte konnte dem jung-alten Geschlecht überwunden dünken. Max Piccolomini gab seine Heldenrolle an Octavio ab. Die Wandlung blieb nicht auf die Willensnaturen beschränkt. In den theoretischen Fächern siegte ein achselzuckender, dürr intellektualistischer Relativismus; der deterministisch gerichtete Sinn anerkannte Naturwissenschaft als die Krone aller voraussetzungslosen Wissenschaft, und ungeahnte technische Bewältigungen schienen diese Huldigung zu rechtfertigen. Überall drang Technik und Ausbildung der Fachorgane gegen Totalität und Seele vor. Als eine Art Berufsgenossenschaft wurden in sehr bemerkbarer Schicht die Fachgenießer, die Nurgenießer sichtbar, die Ästheten.

Es gab längst Menschen, die warnten und klagten: Lagarde († 1891), der Rembrandtdeutsche (1890). Noch mehr als uns, die wir mitten im Strome standen, fiel es den Fremden am Ufer auf. 1907 gab es ein französisches Buch, Vieille Allemagne, einen Band Au pays de Schiller, einen Band Paysages de Goethe. Man fand das Nürnberg der Bleisoldaten und Spielsachen dem der neuen elektrischen und Maschinenindustrie entgegengestellt. Der Verfasser bekam eine Gänsehaut, wenn vor Goethes Haus am Frauenplan (wo sich heute gar ein Warenhaus aufreckt) ein Motorradler vorbeisauste. Alles das las sich unschuldig und ohne Giftwirkung.

Nicht nur unsere Feinde, wir selbst haben für diese Dinge seit dem Kriege ein verändertes Augenmaß. Die Kritik, auch die wohlmeinende, ist wild geworden und versteigt sich. Es gibt Toren und Ästheten, die eine Rückkehr von Bismarck zu Goethe predigen; andere, die eine militärisch-feudale Dauerpolitik fordern. Wir müssen gegen jede Art reaktionärer Romantik den Rücken steif machen. In Holland und Schweden gibt es Politiker, die uns die Rolle zudenken, in der einst preußische Reaktionäre Rußland als Hort des Absolutismus erblickten. Wohin dieser Hort des Absolutismus gelangt ist, liegt vor aller Augen.

Die radikalen Formulierungen und Typen sind die auffälligsten. Der Eichendorfftyp, wie wir ihn vorhin anführten, und der neudeutsche sind wohl auch äußerste Grenzformen. Dazwischen stehen mannigfache Mischungen und Augenblicksverbindungen, die den Wirrwarr vermehren. Noch ganz ungeklärt ist das künftige Verhältnis zu Nietzsche. Es gibt viele, die ihn zu den Ecksteinen rechnen, mit denen das künftige Deutschland gebaut werden könne. Wir bescheiden uns, der Lieblingspredigt dieser Vielen ein Wort Ernst Moritz Arndts entgegenzustellen: „Ich bin geboren aus dem kleinen Volk, dicht an der Erde. Schicksal und Gemüt haben mich zu dem kleinen Volk gesellt und

unten an der Erde festgehalten, wo es mir in den Furchen, wo die Lerchen wohnen und auffliegen, heimlicher und traulicher gedeucht hat, als in den Räumen, wo die Adler über den Hochgeborenen hinschweben."

3. Deutsche Jugend von heute.

Der Spruch ist mir im Gedächtnis haften geblieben — er stammt von einem preußischen General her —: vom Wissen zum Können sei es ein großer Sprung. Aber immerhin ein Sprung vom Wissen aus, nicht vom Nichtwissen. Von der Unwissenheit gibt es überhaupt keinen Anlauf. Sie ist Urstünde ohne Absolution.

In diesem heillosen Zustand befindet sich der Deutsche angesichts seiner Geschichte, in der sich sein Wesen in immer neuer Form ausgeprägt hat. Nicht genug, daß er wenig, nicht genug oder nichts davon weiß: ein guter Teil der Jugend von heute *will* nichts davon wissen. Diese Jugend ist, wie neulich auch Friedrich Meinecke schrieb, wurzellos und ohne Halt am Geschichtlichen. Jeder von uns, der unter der Last des Bildungsstoffes des neunzehnten Jahrhunderts gestöhnt hat, weiß vom Ernst der Frage nach Nutzen und Nachteil der Historie. Eine neue Buchung unseres Erbes und unserer Habe ist unaufschiebbar, unabwendbar. So viel eines Tages abgestoßen wird: um eines werden wir uns sammeln, um die Aufschwungstellen unserer nationalen Geschichte, damit sich der Anlauf, nachdem zeitliche und historische Hindernisse weggefallen sind, von neuem an den gegebenen Kraftplätzen sammele und auf diese Reservelager sich stütze.

An einer Zufallsstelle hat es sich in der Kriegsabgeschlossenheit gezeigt, wie überrascht das unwissende deutsche Reisepublikum war, Schätze deutscher Vergangenheit zu entdecken. Wer sonst in Italien, in der Schweiz, an der Riviera, womöglich im englischen Seebad Ferien machte, lernt jetzt mit weidlichem Erstaunen die kleine deutsche Stadt kennen, Schwäbisch-Hall und Wimpfen, Weikersheim, Tangermünde und Lüneburg. Denn Rothenburg im Taubertal hatten sogar schon die Engländer entdeckt. Hätte das deutsche Volk die kleine deutsche schöne alte Stadt in Herz und Sinn gehegt, nie hätte in unseren Großstädten, auf die der snob so stolz war, das Stadtbild durch Architektur und Plastik so verhäßlicht werden können, wie es in der Regel geschehen ist. Indessen denken wir bei unserer Betrachtung weniger an das örtlich abgelegene Deutschland, das nun in Kunstwallfahrt, als Futterplatz und zum Szenenwechsel aufgesucht wird, als an das zeitlich entfernte Deutschland vergangener Jahrhunderte. Hätte das deutsche Volk seine Geschichte gewußt, geliebt, gepflegt und sie nicht bloß den „Historischen Vereinen" überlassen, nie wären wir, wo wir jetzt allem Anschein nach hingeraten.

Die Gleichgültigkeit gegen die geschichtlichen Wurzeln war ein Stück der sozialdemokratischen Erziehung; das Nichtwissenwollen von geschichtlichen Mächten ein Stück Klassenkampf. Aber die Sozialdemokratie hat unter dem

wohltätigen Druck furchtbarer, zur Besinnung zwingender Nöte den Weg zurückgefunden und ihre Schuldigkeit gegen Staat und Vaterland getan. Dagegen müssen wir mit ansehen, wie ein Teil unserer gebildeten Jugend, ohne daß es ihr vollkommen deutlich ist, in die altsozialdemokratische Staats- und Gesellschaftsfeindschaft gerät. Nachdem sie durch vier Kriegsjahre gegangen ist, bekommt sie Ekel und Entrüstung über das Elend der europäischen Katastrophe eingeflößt, so daß sie angesichts der Umstände, die einen solchen Ausbruch nicht nur ermöglicht, sondern herbeigezwungen haben, jede Überlieferung mit diesen gesellschaftlich-kapitalistisch-staatlichen Voraussetzungen abbrechen und glatte Bahn machen möchte. Das Gift radikalster Opposition frißt sich als „aktivistischer Reformdrang" in die Jugend hinein. Man hält ihr eine moralische Maske des ethischen Rigorismus hin, der eine solche Abkehr fordere; man singt ihr ein „moralisch Lied", um sie gewisser zu betören. Diese revolutionäre Gesinnung wird durch eine Literatur genährt, die in jedem Satz und bis in jedes Eigenschaftswort hinein antimilitaristisch, antistaatlich, unvölkisch ist, über jeden sozialen Gedanken und jede soziale Errungenschaft hinwegsieht und an den unhistorischen Individualismus des contrat social Rousseaus wiederanknüpfend den pazifistischen Egoismus des Einzelmenschen und seines Rechtes auf Dasein und Genuß wachruft. Erschreckt sehen wir mitten in allen Umwälzungen und neuen Verpflichtungen ein pervertiertes Ästhetentum auftauchen, das alte Ästhetentum von vor 1914 mit veränderten Schlagworten, kaum unkenntlich gemacht durch die Maske der neuen Umstände. Seine Neurasthenien weiden sich an der mit allen Mitteln übersteigerten Ausdrucksspannung der Sprache, wie sie allmählich Gemeinbesitz der Literaten geworden ist und von jedem Zeitungsjüngling gemimt wird; was aber die Inhalte angeht, so wird das Gräßliche und Ekelhafte als stärkster Nervenreiz genossen, wobei die unmittelbare Jammerempfindung gleichsam weggedrängt und verschoben wird. Man muß Le feu von Henri Barbusse (prix Goncourt), das natürlich in deutschen Übersetzungen verschlungen wird, und die deutschen Nachahmungen gelesen haben, um einen Begriff von diesen internationalen Tendenzen zu haben. In dem Buche von Barbusse wird das Kriegsschicksal einer Korporalschaft kleiner braver Leute verschiedener Berufsherkunft geschildert, „Menschen", die die Narrheit des Krieges zu Soldaten gepreßt hat. Im Ruhequartier lernen sie die Erbärmlichkeit der Kriegsgewinner, die Pose der bummelnden Zeitungsschreiber und Drückeberger kennen; im Urlaub entfaltet sich das rührende Zartgefühl der kleinen Leute (achtes Kapitel, la permission); erst Sturmangriff und Höllenfeuer gelingt es, den Menschen zu ertöten und die Bestie zu wecken; ohne daß sie es recht wissen und ausdrücklich gesagt bekommen, wird das Schlächtermesser vor dem Grabensturm an ihre Uniform geheftet, die Handgranate in ihre Hand gedrückt. In Rausch und Unbewußtheit vollzieht sich das Schreckliche. Wenn hier eine bemerkenswerte künstlerische Begabung die Feder führt, so arbeiten deutsche Nach-

ahmungen, die ich kenne, mit den kleckſenden Mitteln des Kolportageromans und mit widerlicher Draſtik aufdringlicher Tendenz. Ein zahmes Beiſpiel einer Lazarettſchilderung lautet ſo: „Die Geſchundenen, die da in Reih und Glied zu leiden hatten, lagen da, reglementiert bis in den Tod hinein, bis ans Grab, in das man ſie, verunglückte Schuhmacher, Klempnergeſellen, Bauernknechte und Schreiberſeelen, mit großmäuligen Gewehrſalven verſcharrte." Der mitleidige Unterton der Greuelſchilderungen kann nicht die tiefe Immoralität zudecken, die in dem Verkennen und Verleugnen der ewigen Lebensnotwendigkeiten von Volk und Nation beſteht. Dieſes Beſchweigen des Mutterbodens und Lebensganzen, das Heraustreiben des Einzelrechtes und -verlangens iſt der Grundzug ſolcher anarchiſcher Literatur. Eine Woge des Internationalismus und Bolſchewismus will auch bei uns die Jugend packen und läßt die Söhne, wie in dem Theaterſtück des Aachenerſ Haſenclever, die Piſtole gegen die Väter erheben! Zum Troſt mag man ſich ſagen: es muß um die Sache dieſer Söhne nicht zum beſten beſtellt ſein, wenn ſie als Folie ſolche lebens- und kunſtunmögliche Schemen von Vätern erfinden müſſen.

Wer mag ſagen, wie weit die Gefahr reicht, ob es nur Äſtheten und Literaten ſind, deren Phantaſie an Dyspepſie leidet, die in ihren Sackgaſſen keinen Aufblick und keinen Maßſtab für Größe finden und zur Erleichterung ihrer phantaſie- und nervenüberſteigerten Einzelnöte der Welt Revolution verſchreiben zu ſollen meinen?

Man fühlt ſich an die düſteren Prophezeiungen des heidniſchen Philoſophen Celſus erinnert, der im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung die Minierarbeit des Chriſtentums beobachtete, der den Maſſen das Intereſſe am Staat nahm, bis der Staat, der tragenden Kräfte beraubt, haltlos im Leeren ſtand, des Zuſammenbruchs gewärtig.

Unſer Staat iſt nicht wie der Römerſtaat von damals. Sollte das deutſche Volk, ſpät in ſeinen Staat hineingewachſen, ſein eigenes Werk unterwühlen, ſich bereit zum Untergang erklären wollen? Iſt es ſo, daß der Deutſche in gewaltigem Vordringen ſeit 1871 den lebendigen Zuſammenhang mit Wurzel und Überlieferung ſeines Daſeins geſchwächt und Form und Stil eingebüßt hat, ſo ſcheint der Krieg von gewiſſen Seiten her dieſe Neigungen und Gefahren zu verſtärken.

Wohl gibt es Tauſende, denen nicht mehr geſagt zu werden braucht: Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt. Andere aber, vielleicht auch Tauſende, leben ſich in einen dumpfen Groll hinein und warten der Stunde, um den Titanenhammer, der die alte Ordnung zerſchlagen ſoll, in die Fauſt zu nehmen.

4. Wurzelbefeſtigung deutſcher Überlieferung.

Es hieße, das Ehrwürdigſte, was ein Volk beſitzt, den Boden, auf dem alle ſeine Geſchlechter gelebt haben, der der Schauplatz aller ſeiner Freuden

und Leiden gewesen ist, zu einem Zuchthaus der Geister hergeben, wenn man das einzupflanzende Gefühl der Ehrfurcht vor den ewigen Voraussetzungen deutschen Lebens und Seins als Polizeimittel organisieren wollte.

Von selbst wird das Gift, das den Körper anfrißt, durch die gesunden Dauerkräfte überwunden werden. Die Jugend und die Älteren, deren Heldentum das Unerhörteste erduldet hat, werden diesen letzten Kampf selber kämpfen und gegen den Versucher, der sie bedrängt, ihren Mann stellen. Die Frage darf aber erhoben werden, ob diese Gesundung nicht beschleunigt werden, ob man ihr nicht helfen könne. Wie kann ein rutschender Boden befestigt werden, wie können dünn werdende, abbröckelnde Zusammenhänge gestärkt werden, wenn es schon wahr ist, daß wir seit 1871 das Steuer hastig umgelegt haben, vorwärts und vorwärts gefahren sind und die Seezeichen der Küste längst aus den Augen verloren haben, als ginge uns das alte Land überhaupt nichts mehr an?

Es ist kein gutes Zeichen, daß man nach Verboten ruft, derart, daß zum Beispiel für unsere Auslandvertreter solche, die mit Ausländerinnen verheiratet seien, ausgeschlossen würden. Ein solches Verbot könnte nicht bei der Auslandvertretung stehen bleiben, sondern müßte sich schließlich auf die gesamte Armee und Marine und die Staatsverwaltungsposten ausdehnen. Hier verrät sich das Eingeständnis, daß die deutsche Persönlichkeit zu schwach ist und des Schutzes gegen Fremdansteckung bedürfe. Traut man aber ausgelesenen und führenden Personen solche Verführbarkeit zu, wie könnte man vom Durchschnittsdeutschen erwarten, daß er sich zu Haus wie im Ausland als unbevollmächtigter Vertreter seines Volkes und Staates fühlen und halten solle? Es ist klar, er hat keine Mitgift gefestigten Staats- und Volkssinnes; er ist nicht genügend deutsch erzogen und gewöhnt. Nicht nur, daß der deutsche Charakter keinen anerkannten und vollwertigen Kurs besitzt: das Schlimmere ist, er ist minderwertig geprägt.

Von deutschem Wesen zu reden, ist nachgerade verdächtig geworden. Niemand mag solche unklaren Phrasen hören, hinter denen sich sehr verschiedene Willensrichtungen in Deckung halten.

Deutlicher ist es, sich an Beispiele und Personen zu halten. Denken wir an Gustav Freytag und Wilhelm Raabe.

Freytag wollte die Nation durch das Gefühl eines uralten Zusammenhanges stark und stolz machen. In allen Teilen sollte sie „in den Adelstand erhoben werden", indem auf eine wechselvolle Geschichte hingewiesen wurde, die aus Unfreiheit Freiheit und Adel hervorgehen, alte Freiheit in Unfreiheit sinken ließ, allen aber eine Ahnenreihe zurückgab, deren Alter und Erlebnisse mit Vornehmheit als gleichbedeutend gelten. Angesichts der liberalen Kampfstellung des befreiten dritten Standes, des Bürgertums, und seiner Spannung mit den altfeudalen Schichten wünschte Freytag als Erzieher die Ausbildung

einer Bourgeoisie zu hindern, ihrer Einseitigkeit entgegenzuwirken, ebensosehr den sozialen Druck von ihr zu nehmen wie ihrer Kapitulation in Gestalt freiwilliger Feudalisierung vorzubeugen. Sein Ideal war, den durch die letzten Jahrhunderte gezüchteten deutschen Spießbürger wieder auf das politisch-militärische Selbstbewußtsein der Zeit der Hansa hochzubringen. In dem Roman „Soll und Haben" ist diese Travestierung des deutschen Kaufmanns des neunzehnten Jahrhunderts in die Rolle eines althansischen Bürgermeisters bis zur Karikatur durchgeführt. Durch die Politisierung des Bürgertums sollte sich sozial eine Anerkennung der Gleichberechtigung der großen Formmächte unserer Überlieferung verbreiten: der Stände, des Staates, der Kirche und Religion, und somit ein Schutz gegen kleinlichen Neid und Parteihader gewonnen werden. Die Freude an der Mannigfaltigkeit, ein ästhetisch-gemütliches Erlebnis unserer Geschichte, war ungefährlich, wenn die Nation ihrer innersten Einheit und Unzerreißbarkeit sicher blieb. In diesem Sinn sind die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" geschrieben worden. Sie sind in ihrer Farbe etwas verblichen und blaß geworden. Man könnte sie heute reicher gestalten. Aber niemand hat dieses Werk ersetzt und ein gleichwertiges neugeschrieben.

Unter den Schriftstellern des abgelaufenen Jahrhunderts kenne ich keinen, dessen Gestalten so sehr die Züge historischer Gebundenheit und Familienähnlichkeit in Antlitz und Haltung tragen und damit eine fast schrullenhafte und sonderlingmäßige Freiheit und Unabhängigkeit verbinden, wie die von Wilhelm Raabe. Es ist um so erstaunlicher, wenn man an Richter und Schwind denkt. Diese bildenden Künstler sind bei aller Köstlichkeit ihrer Erfindungen in der Formgestaltung nicht über einen flauen, dreiviertels akademischen Ausdruck hinausgekommen. In der Ursprünglichkeit der Gestaltung ist Raabe weit über ihnen, und man mag es ihm zugute halten, wenn die Triebkraft seiner Begabung den köstlichen Wildwuchs manchmal wuchern läßt, wo ein Zurückschneiden das edle Gewächs stolzer und klarer entfalten würde. Der Deutsche des Werktages, das von der Obrigkeit bewachte Spießertum, der domestizierte deutsche Philister, die Tugend der Geduld, aber auch der Treue und Tapferkeit, der freie Humor, der, alle natürlichen Maßstäbe zerbrechend, in der Willkür der Proportion und Beleuchtung seine genial künstlerische Übertreibung übt, das glückselige Träumen und das Unendlichkeitsgefühl des Sonntagskindes — alle diese Typen und Eigenschaften schwimmen, indem sie in der Einzelbildung Fleisch und Person werden, in seltsamem Helldunkelzwielicht zwischen historisch oder gegenwärtig Zeitlichem und dauernd Geprägtem. Je eckiger die Umrisse von Raabes Gestalten sind, um so auffälliger wirkt dieses Typisch-Rassenmäßige, womit das Individuum in das halbsymbolische Geheimnis einer deutschen Überzeitlichkeit getaucht wird. „Wir sind", heißt es da einmal, „Boten, die versiegelte Briefe zu unbekannten Leuten tragen." Das Wesen der historischen Bedingtheit, das Allumflutende der

geschichtlich nationalen Atmosphäre, aus der sich wirklich oder täuschend Individuen ballen, kann nicht schlagender bezeichnet werden.

Hier ist der Deutsche, nicht nur der weserdeutsche Niedersachse von Raabes Heimat, verstanden und leibhaft gestaltet. Nicht sowohl durch Schärfe der Beobachtung als von Herz zu Herzen. Denn ohne diese Wärme der Anteilnahme kann es nicht gelingen, und so durfte Treitschke in der Einleitung seines letzten Bandes der Deutschen Geschichte aufrichtig bekennen: „Nur ein starkes Herz, das die Geschicke des Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück empfindet, kann der historischen Erzählung die innere Wahrheit geben."

Dieses familienhafte Empfinden für unsere deutsche Geschichte ist der neue Sinn, in dem sie erforscht, geschrieben, aufgenommen und erlebt werden müßte. Hier ist die Stelle, wo sich ihre Besonderung von der gewohnten historischen Einstellung auf „Universalgeschichte" und Weltgeschichte abzweigt.

Unsere historische Erziehung ist durchaus weltgeschichtlich gerichtet gewesen. Sie war ein Erbteil unserer kosmopolitisch-humanistischen Periode. Letztlich gipfelnd in Hegel und Karl Marx, mit der bekannten Doppelmöglichkeit, entweder die Notwendigkeit alles Gewordenen zu betonen und quietistisch-ästhetisch zu wirken oder, jede erreichte Stufe als Vorstufe eines Kommenden wertend, revolutionär das gewünschte Neue zu beschleunigen. Die Weltgeschichte ist sowohl die Bühne unruhiger Politiker wie der geistgenießenden philosophischen Köpfe des Zeitalters der Vernunft, die die ungeheure Leistung von Jahrtausenden als selbstverständlich abgelieferten Tribut an die fortgeschrittene Gegenwart werten und teleologisch deuten.

Die nationale, die deutsche Geschichte, die kommen wird, beruht auf anderes fordernder Empfindung. Wenn Schiller als Humanist mit Entsetzen auf die Germanen des Tacitus als auf Wilde zurücksah, so sind wir anders gerichtet. Im Enkel suchen wir das Bild des Ahnen; der „Barbar" schreckt uns nicht. Wir lernen das Bindende und Beglückende eines Gesamtablaufes unserer Geschichte empfinden, in dem wohl Zufälligkeiten und Fremdeinflüsse ablenkend, fälschend, hemmend gewirkt haben, nicht aber den mächtigen Hauptstrom und die echten Dauerkräfte aufzuhalten vermögen. Eine neue Vertiefung in unsere Vergangenheit wird und muß kommen und uns zur Belebung der Form- und Stilkräfte unseres Wesens helfen. Keine Angst vor phrasenhaftem Mißbrauch durch nationalistische Temperamente kann uns abhalten, wissenschaftlich und kulturell eine neuverstandene *deutsche* Geschichte zu fordern. Der romantische Historismus, der Kosmopolitismus, der Sensation verlangend in alle Länder und Zonen griff, wird, von der Selbstbesinnung gelenkt, einem *ethischen Historismus* weichen, der die großen Schicksals- und Bestimmungslinien deutscher Geschichte deutet und uns Kraft gibt, wir selber endlich zu werden.

Die deutsche Vergangenheit, also das längste Stück Erfahrung von deutschem Wesen, der stärkste vorhandene Ausdruck seiner Form und seines

Gehaltes ist weit entfernt, von dem Deutschen von heute „erlebt" worden zu sein. Sie müßte ein Stück Erlebnis sein, und im Vertrautwerden mit ihr müßte jedem klar werden: das bist du, das ist deine Geschichte.

Die Vorstellungen, auch unserer Gebildeten, sind, in Sachen deutscher Vergangenheit, unsicher und, soweit sie mit Politik zusammenhängen, die der Berufung auf Geschichtliches nicht entbehren kann, schematisch und konstruiert. In den letzten Jahrhunderten ist die Monarchie Träger des politischen, auch des kulturellen Fortschrittes gewesen. Ihr Verdienst ist, dem zerfließenden deutschen Wesen Rückgrat und Widerstand gegeben zu haben. Unser Reich ist eine Schöpfung der Monarchie. Dennoch enthielt unsere Geschichte ganz andere Möglichkeiten. Unsere gotischen Kirchen sind als Denkmäler eines republikanischen Städtewesens übrig geblieben. Die deutsche Stadt des ausgehenden Mittelalters ist eine der merkwürdigsten Gestaltungen wirtschaftlicher Selbstgenügsamkeit, christlicher Samtverantwortlichkeit, militärischer Selbstverwaltung. Noch im 18. Jahrhundert standen diese Bildungen nebeneinander: der Staat Friedrichs des Großen und das republikanisch städtische und das ständische Reich, aus dem die Wunderblüte Goethe erwuchs. Vergessen wir auch nicht das lange Überleben der Kirchenstaaten auf unserem Boden. Auch unter dem Krummstab wie unter der Herrschaft irgendeines deutschen städtischen Senatus populusque ... gab es gute Seiten des Lebens. Die Erotik gewisser deutscher Fürstenhöfe des 18. Jahrhunderts hatte hier jedenfalls keinen amtlichen, die Finanzen zerrüttenden Platz, so verlottert das Privatleben sein mochte. Der ewige Streit der Domkapitel mit dem geistlichen Fürsten zog eine ansehnliche Summe von Verwaltungserfahrung, Diplomatie und Politik groß und schuf Charaktere. Was weiß man heute von diesen Dingen?[1])

Die meisten ahnen nicht, welche Fülle von Charakterstärke es in dem alten Deutschland vor der Revolution gab. Die „gotischen Zinnen und Zacken des deutschen Reichsbaues", von denen Treitschke spricht, boten Unterkunft für tausenderlei Sonderart und Freiheit. Als dem jungen Schiller in seiner Heimat Schlimmes drohte, brauchte er nicht wie ein Refugié auszuwandern. Er floh einfach in die benachbarte Pfalz, und ein Hof- und Nationaltheater hat seine Räuber aufgeführt. Man darf sich fragen, ob ein Stück wie die Räuber, ein Stück, das heutige Zustände mit ähnlicher Kühnheit gestalten würde, in der heutigen deutschen Welt des bisherigen 20. Jahrhunderts öffentlich aufgeführt worden wäre. Unnötig zu sagen, daß die Begleiterscheinung dieser Freiheit Anarchie und politische Ohnmacht gewesen ist. Trotzdem, wir werden Überraschungen erleben, wenn wir unsere Geschichte

[1]) Eine Eisenbahnerinnerung. Ein Herr — es stellt sich heraus, ein Ingenieur — fragt mich, wer das Bruchsaler Schloß gebaut habe. Ich antworte: die alten Fürstbischöfe von Speier. Mein Gegenüber sieht mich gläsern an. Nach einer Pause: also die Grafen von Bruchsal haben das Schloß gebaut? Keine Stelle in Wissen und Gedächtnis, wo die historische Tatsache anzubringen wäre.

mit neuen Augen kennen lernen. Die notwendigerweise erstarkende Staatsgesinnung des neuen Reiches wird darunter nicht Not leiden.

5. Die Universität und die Pflege des Deutschen.

Wir sprachen davon, daß ein Teil unserer Jugend, von einem Humanitätsstreben eingefangen, das ein Deckmantel für ganz andere Interessen ist und nirgend ernste Anknüpfungsmöglichkeiten bietet, von nationalen Dingen nichts wissen will. Diesen Stimmungen mögen wir gern einiges zugute halten und so viel zugeben, daß auch wir ein Umsichgreifen des Exerzierplatztones, wo er nicht hingehört, verabscheuen und gewisse feudal-gesellschaftliche Gebärden, Äußerungen und Betätigungen von Gewaltpolitik, wo sie nicht hingehört, uns nicht als deutschen Ton aufdrängen lassen mögen. Wir hoffen, daß sich jene Wallungen der Jugend beruhigen. Bei der Frage, was und wo etwas dagegen geschehen könne, steht fraglos die Universitätserziehung in vorderster Reihe.

Die Schule, für deren Umbildung bereits Vorschläge bekannt geworden sind, die der Pflege des Deutschen, insbesondere des Unterrichts in deutscher Geschichte gelten, lassen wir bei Seite. Denn es handelt sich um Erziehung und Einwirkung in voller geistiger Freiheit, und es muß alles vermieden werden, was Gesinnungen züchtet. Die zwangsähnliche „patriotische" Unterweisung der Schulen ist just nicht das, was wir im Sinn haben. Auch könnte ihre Wirkung ins Gegenteil umschlagen.

Dazu kommt die größere Reife der Lernenden und die freie und vielseitige Einrichtung der Universität (die wir nicht nach bureaukratischer Bequemlichkeit und zum Vorteil anders gearteter Fachanstalten „Hochschule" nennen sollten; denn das Schulmäßige ist nicht ihr Wesentliches). „Der Mensch lernt wirklich erst, wenn er die Schule verlassen hat"[1]). Schließlich entscheidet ja auch Lehrmethode und Geist der Studien auf der Universität über die Schule. Die Universität ist letztlich immer für das, was die Lehrer der Schulen an die Schüler heranbringen, verantwortlich. Der wissenschaftliche „Sport" der Universität überträgt sich auf die Schule. Also muß das Haupt reformiert werden; die Glieder werden folgen.

Die Auslandkurse, die auf Grund preußischer Ministerialanregung eingeführt werden, können manche Lehre und Erfahrung zeitigen und auch den Zwecken, die wir hier verfolgen, nutzen. Wir sprechen davon im letzten Abschnitt. Hier handelt es sich um die Erwägung, ob nicht Inlandkurse oder irgendeine Neuordnung der deutschen Unterrichtsfächer ihre notwendige und dringende Ergänzung sein müssen.

Wir sind nicht gegen Auslandstudium und seine Beförderung, und wenn jetzt neue spanische, englische, bulgarische, ungarische und andere Lehrstühle

[1]) General von Freytagh-Loringhoven, Folgerungen aus dem Weltkrieg. 1917. S. 92.

begründet werden, so ist gewiß nichts dagegen einzuwenden[1]). Dann sollte man aber einsehen, daß Aufmerksamkeit auf die nächsten Nachbarbereiche, die Schweiz und Holland, nicht zu versäumen ist. Für die skandinavischen Länder ist durch das Studium der Edda und Vorlesungen über Ibsen ein, wenn auch ungenügender Ansatzpunkt kultureller Einführung vorhanden. Dänemark ist durch seine Volksbildungsbewegung besonders bemerkenswert; es hatte doch, wie es die Schweiz und Österreich hat, deutsches Land unter seinem Zepter. Der Schnitt von 1864 war nicht viel anders als der von 1866 gegen Österreich, und doch ist es uns nicht gelungen, die Freundschaft herzustellen. Das eigentümliche Staats- und Kulturleben der Schweiz und Hollands hat damit sein Gepräge, daß Formkräfte, die am Ende des Mittelalters bei uns untüchtig wurden, als die Städte verkümmerten und die Bauern in die schlimmsten Zeiten von Druck und Bindung gerieten, an diesen Außenstellen des alten Reiches, am Oberlauf und am Mündungsgebiet des Rheins, Freiheit und Wachstum erlangten. Die republikanischen und die aristokratischen Möglichkeiten deutscher Geschichte, die bei uns der Monarchie, dem Militärstaat Platz machten, Platz machen mußten, sind in der Schweiz und in Holland verwirklicht worden. Es ist ein Stück von unserer Geschichte. Gerade deshalb müssen wir uns fragen, woran wir es haben fehlen lassen, wenn die kulturelle Schwerkraft die deutsche Schweiz oder Holland mehr nach Paris und London zieht als zu uns. Daß wir dieser Magnetberg nicht sind, kann unter anderem auch daran liegen, daß die Gesamtmöglichkeiten unserer Geschichte zu wenig allseitig ausgewachsen sind, daß der Kurs der neuesten Jahrhunderte ein wenig einseitig bei uns war. An unseren Universitäten gibt es kaum Gelegenheit, sich über schweizerischen Staat, sein Recht und seine Politik zu unterrichten. Die Kenntnis und Ergebnisse holländischer Kolonialerfahrung über den Islam hätten uns vor der Blamage bewahren können, daß auf unser Antreiben der Sultan in Konstantinopel als Kalif den „heiligen Krieg" verkündete, was auf die gegen uns kämpfenden Marokkaner und Indier keinen Eindruck gemacht zu haben scheint. Der bekannte Leidener Orientalist, Professor Snouck Hurgronje, hat damals ein ironisches Pamphlet veröffentlicht: Der Dschihad (das ist der heilige Krieg) made in Germany.

[1]) Zum Dringendsten gehört wohl der Lehrstuhl für Slawistik. Ob eine rein philologische Versorgung genügt, bleibe hier unerörtert. Jedenfalls ist der Gedanke, dieses „Fach" den östlichen Randuniversitäten und den großen Mittelpunkten vorzubehalten, allmählich ebenso kritisierbar, als wenn seinerzeit die Meinung gewesen wäre, Romanistik und Anglistik auf den Westrand des Universitätsgebietes zu beschränken. Die Besetzungen werden zunächst schwierig sein, zumal mit Rücksicht auf den angeführten Satz von hoher Stelle: man solle nicht nur Sprachen, sondern auch Kulturverhältnisse studieren. Schon 1908 schrieb der verstorbene Münchener Byzantinist Karl Krumbacher: „Die einstige Ignoranz der Franzosen über Deutschland war nicht schlimmer als unsere eigene heutige Ignoranz von den östlichen Nachbarn." (Über den Kulturwert des Slawischen, in der Internationalen Wochenschrift 1908 und wieder abgedruckt in seinen populären Aufsätzen, S. 337 ff.)

Wenn überhaupt an der Universität die Fühlung mit dem Leben gegen das Schlagwort: Die Wissenschaft um der Wissenschaft willen (l'art pour l'art!) ungenügend festgehalten worden ist, so ist es nur ein Einzelbeleg, was in den geschichtlichen und deutschen Fächern unterlassen und gesündigt worden ist. Wie hätte man das Recht, sich über Vernachlässigung nächster und nahverwandter deutscher Stammesgebiete zu beklagen, wenn die Pflege unserer eigenen Geschichte und Gesamtkultur an der Universität im Argen liegt?

Wir sehen von den wenigen ganz großen Universitäten ab, wo die Zahl der Lehrkräfte Umfang und Besonderung des Lehrstoffes möglich macht, die an mittleren und kleineren Universitäten unerreichbar ist. Vielmehr hält sich unsere Betrachtung und Klage an die deutsche Normaluniversität.

Freilich kann der Student an jeder Universität von deutscher Geschichte und Kunst, von deutschem Schrifttum und Volksleben und von deutscher Sprache hören. Aber all das läuft wie Rinnsale, die vertrocknen und sich verlaufen können, querfeldein und ist nicht zu einem Strom zusammengefaßt. Man arbeitet sich nicht in die Hände, und auch nach mehreren Semestern wird der Student kein Gesamtbild gewinnen, weil das Einzelne dem Zufall anheimgegeben ist, planlos und lückenhaft bleibt. Die Neuphilologen erklären ihre Texte, sprechen von Schrifttum, Grammatik, Metrik, Sprache; aber häufig verwechseln sie sozusagen ihre Theologie mit der lebendigen Religion. Man hat vielfach den Eindruck, daß die Altphilologen die Vielseitigeren, Menschlicheren sind, die das Ganze umfassen und aus dem Vollen zu schöpfen in der Lage sind. Immer wird man bei solchen Beobachtungen das Urteil bestätigt finden, daß die Schuld am System und an den Personen liegt. Die deutsche Kunst, zumal die gotische, fällt dem Studenten schwer. Wir sind alle durch die klassizistische Herkunft unserer Ästhetik und unseres Geschmacks mit Vorurteilen erfüllt, verdorben, rand- und bandlos gemacht. Das natürliche Empfinden für das, was inmitten historischer und internationaler Stilniederschläge und Sedimente deutsch kernhaftes Tiefengestein ist, ist erstickt. Geschichtlich sind wir an weltgeschichtliche Einstellung und Einteilung gewöhnt. Daher kommt in der Hauptsache die deutsche Geschichte innerhalb der Vorlesungsfolge nur da zu Wort, wo ihr Strom der Weltgeschichte die Hauptfarbe gibt, das heißt in der Kaiserzeit der ersten Hälfte des Mittelalters und in der Reformationszeit. Daß sie mit dem neuen Reich und seiner Vorgeschichte wieder das Wort nimmt, ändert nichts an der Tatsache, daß der Zusammenhang mit dem Gesamtablauf gelöst ist und also unklar bleibt. Nun tritt ja ergänzend die Geschichte der deutschen Einzelstaaten hinzu: preußische und bayrische Geschichte sind ja wohl an den Landesuniversitäten regelmäßige Vorlesungsgegenstände. Indessen mit natürlicher Teleologie in die modernen Gebilde mündend und auf das Endergebnis sich einstellend, entbehren sie leicht des gemeindeutschen Interesses an den historischen Bestandteilen unserer Bundesstaaten, ihrer Sondergeschichte und ihrer Sonderberechtigung. Ich habe

Droysens Preußische Geschichte, die ich in Berlin gehört habe, noch in den Ohren. Auch wenn das jetzt anders und sachlicher geworden ist, ändert es nicht die Tatsache, daß die Territorien, die ihre Selbständigkeit verloren haben (die Kirchenstaaten und viele weltliche), jetzt keine „amtliche" Stimme im Vorlesungswesen der Universität finden. Und doch schlägt das Herz des Deutschtums in all der krausen, gotischen Besonderheit. Vor allem sollte durch Lehraufträge die deutsche historische Geographie an jeder Universität behandelt werden. Die Professoren für Geographie, zumal sie häufig nach naturwissenschaftlicher Betrachtung neigen, können das nicht. So müssen junge Historiker dafür erzogen werden. Zeigt man jungen Leuten den alten Homannschen Atlas, so glaubt man in ihren Gesichtern größere Überraschung zu lesen, als wenn man auf dem einst so dunklen Erdteil Afrika mit ihnen spaziert wäre. Die Buntfarbigkeit der deutschen Karte im achtzehnten Jahrhundert und ihre Schnörkellinien scheinen unmittelbar den gotischen Randzeichnungen und Schnörkeln Albrecht Dürers zu entstammen. Die deutsche Rechtsgeschichte ist seit der Zeit, da Jakob Grimm Rechtsaltertümer und Weistümer bearbeitete und anregte, in die andere Fakultät übergegangen. Zu meinem nicht kleinen Schrecken fand ich in einem neueren Vorschlag zur besseren Vorbildung und Erziehung deutscher Auslandvertreter die Meinung geäußert, die deutsche Rechtsgeschichte könne für die juristische Ausbildung dieser Kreise entbehrt werden!

Welches sind nun die Mittel, um aus all dem Stückwerk ein rundes Ganzes zu machen, aus all den guten Ansätzen und Steckenpferden und Einzelforschungen etwas zu formen, was Bildkraft, Überzeugungsmacht, Leben gewinnt und Dauerbesitz eines jeden würde, der in seiner aufnahmefähigsten Zeit, in seiner Jugend, den Segen der Universität genossen hat?

Der Vorschläge sind gewiß viele denkbar. Man kann Lehraufträge und Lehrstühle vermehren, soweit und in den Grenzen, wie dies heute und morgen möglich ist. Eine ideale deutsche Fakultät könnte man sich für diesen Lehrbereich als Ausschuß mehrerer Fakultäten, ähnlich wie den engeren „Senat" oder Verwaltungsausschuß für Verwaltungsfragen, gebildet denken, in der Pläne und Perioden semesterweise abgesteckt werden, um ein Gesamtbild deutscher Geschichte und Kunst, Wirtschafts- und Kirchengeschichte, von Rechts- und Volksleben, Schrifttum und Sprache, historischer Geographie übersichtlich zu entwerfen. Dem eingeborenen Hang zur Vertiefung und Besonderung folgend, könnten sich herrlich Forschungsseminare und Institute oder etwa ein deutsches Hauptinstitut daran angliedern, wo dasjenige kleinteilig und mit dem Vergrößerungsglas beobachtet wird, was die Vorlesung im Freskostil zu geben hätte. Niederland, Schweiz, Skandinavien würden an diesen Kreis herangezogen werden, und es darf uns nicht beirren, daß diese Völker und Staatenteile, die tragische Wahrheit der Meneniusfabel verkennend, als verärgerte Neutrale, Gewehr bei Fuß, uns pharisäischen Hochmut bewiesen und geschichtliche Gemeinsamkeiten und Schicksale vergessen haben.

Wo der Mut zum Umorganisieren des Semesterunterrichts fehlt, Widerstände und Gewohnheiten der Einzelnen im Wege stehen, da wäre auch periodische Behandlung des Gesamtstoffes in kürzeren Vortragsreihen gewinnbringend und ein großer Fortschritt.

Indessen will sich der gegenwärtige Aufsatz nicht zu weit auf praktische Vorschläge einlassen; ja, wir halten gern mit unserer Einzelmeinung zurück. Denn man kann zu den maßgebenden Männern im preußischen Unterrichtsministerium wie in den anderen deutschen Fachministerien das volle Zutrauen haben, daß sie mit Kopf und Herzen bei dieser Sache sind, überlegen und prüfen, Rat suchen und entscheiden werden.

Für die Ausgestaltung der gedachten Um- und Neubildung sind die Ergebnisse nicht gleichgültig, die der jetzt gemachte Versuch von Auslandkursen gezeitigt hat. Deshalb wenden wir uns am Schluß unserem Ausgangspunkt wieder zu.

6. Die Auslandkurse als Ansatz zu Umformungen der Universität.

Einige Universitäten haben die Anregung von sogenannten Auslandkursen so aufgegriffen und verwirklicht, daß sie eine lose Folge von Einzelvorträgen, die sich in Abständen über die Semesterdauer erstrecken, veranstalten. So vortrefflich solche Einzelleistungen sein mögen: jeder weiß, wie schnell auch der eindrucksvollste Vortrag vom Wandel der Tage und Eindrücke verweht wird [1]).

Da die Aufgabe nicht die einer konzertmäßigen Sensation ist, sondern Erziehung, geistige Umstellung und Erneuerung, so möchte es keine örtliche Anmaßung und Überhebung sein, die Heidelberger Form der ersten Auslandkurse mitzuteilen und ihren Erfahrungen Wert beizulegen.

Der Ehrgeiz, der uns leitete, war, mit der Zeit der Reihe nach alle Hauptgebiete der Auslandbereiche zu behandeln, alle verfügbaren Kräfte der Universität heranzuziehen, sie nötigenfalls durch von außen Erbetene zu ergänzen und in mehrstündigen Vortragsreihen die einzelnen Seiten des Gesamtkörpers des Lehrgegenstandes darstellen zu lassen.

Als erster Gegenstand war Orient und Balkan gewählt. Ihm waren achtundsechzig Vortragsstunden in den zwei um den Semesteranfang liegenden Wochen gewidmet; die Mitwirkenden lasen durchschnittlich jeder vier Stunden;

[1]) Als Beispiel einer solchen Organisation seien die „Auslandstudien an der Universität Halle-Wittenberg" genannt, wo durch die Drucklegung der Vorträge der oben bezeichneten Gefahr begegnet wird. Es sind für 1918 bis jetzt sechs Nummern in sieben Heften. Im ersten hat Richard Fester das Programm entwickelt: Historisch-politische Einzelvorlesungen über Gegenwartsfragen des Auslandes in jedem Semester, wobei die Pforten der Universität auch den nichtakademischen Hörern geöffnet werden. Andere Universitäten wollen sich auf das benachbarte Ausland beschränken oder die Veranstaltung dauernd spezialisieren.

doch schwankte die Beteiligung von einer Stunde bis zum Höchstmaß von sechs Stunden. Es waren zwanzig Redner, davon dreizehn Mitglieder der Universität Heidelberg, sieben Auswärtige und unter diesen vier, die außerhalb von Universitätskörpern stehen (Privatgelehrte, Offiziere, Schriftsteller). Die Fachverteilung innerhalb des Gesamtstoffes Orient und Balkan umfaßte historische und nationalökonomische, militärische, religions- und kirchengeschichtliche, geographische und naturwissenschaftliche (die geographischen besonders ausführlich), juristisch-politische Vorträge, Reise- und Völkerschilderungen. Für die Fortsetzung ist zunächst als Gegenstand: Kolonien, England usw. in Aussicht genommen.

Vorlesungen dieser Art müssen auf einen sicheren Hörerkreis abgestimmt sein. Es darf nicht vorkommen, daß sich der Professor am Schluß sagte: er würde seinen Stoff anders angelegt und gestaltet haben, wenn er gewußt hätte, daß die Hörer, auf die er gerechnet, fehlen, und ein ganz unerwartetes Publikum da sein würde. Die vortreffliche, mehr erwähnte preußische Denkschrift rechnet mit drei Hörergruppen: Auslandbeamten, Interessenten (also Fachgruppen, die durch Beruf und Geschäft mit dem betreffenden Kulturbereich zu tun haben) und den weiteren Kreisen, die mit diesen Dingen bekannt zu machen, pädagogisch und politisch wünschenswert ist. Ein in solcher Zusammensetzung gedachtes Publikum war im Frühjahr 1918 nicht im vollen Umfang vorhanden. Die sehr große und aufmerksame Hörerschaft war tatsächlich das gebildete und geistig interessierte Stadtpublikum, das auch sonst Vorträge und Konzerte besucht. Dagegen sind die sogenannten Interessentenkreise (im Heidelberger Fall wären es die Mannheimer Handels- und Industriebeteiligten) völlig ausgeblieben. Studenten, die als junge Menschen, denen die Zukunft gehört, für die Aussaat der Auslandkurse als besonders dankbarer Boden in Betracht kommen, waren natürlicherweise nicht stark vertreten. Die vielen Studentinnen, die an ihrer Stelle da waren, kommen für praktische Beziehungen zu Orient und Balkan am allerwenigsten in Frage. Das badische Ministerium für Unterricht hatte ein Häuflein Lehrer des Landes mit Reiseunterstützungen hergeschickt, die regelmäßige Besucher der Vorträge waren und sie als Ferienkurse genossen. Man muß aber sagen, daß der Gedanke der Auslandkurse mit dem von Ferienkursen, die dem Auffrischen und Ergänzen alter Universitätsstudien dienen, wenig gemein hat. Wenn Auslandkurse gewisse Nebenerträge in der Richtung allgemeiner Anregungen abwerfen, so ist das erfreulich[1]).

[1]) So schrieb mir ein Pater der Abtei Maria-Laach, der eine Zeitlang hier gehört hatte: „Ich bedauere, keine Gelegenheit zu haben, an dem Kurs teilzunehmen, obwohl ich der Meinung bin, daß auch die Geistlichen da, wo es sich um Neuorientierung für die Zeit nach dem Kriege handelt, nicht fehlen sollten. Denn wenn sie wünschen, daß die Kultur auch mit der Religion nach dem Krieg wieder einen innigeren Bund eingehe, so müssen sie vor allem auch die Kultur kennen."

Aber Zweck und Einstellung sind, wenn man sich auf den gesunden Boden der Denkschrift stellt, andere und besondere. Die Auslandkurse gelten einem jugendlichen und älteren Hörerkreis von Studenten, Technikern, Kaufleuten, Offizieren und Anwärtern für die Konsulats- und Auslandslaufbahn. Auf diese müßte, sobald sie da sind, das heißt sobald Frieden im Land ist, der Vorlesungsstoff berechnet werden.

Die Klarheit über Auswahl und Zusammensetzung des Publikums ist auch deshalb notwendig, weil die Bemühung, die richtigen Hörer zu erfassen, sich nicht mit Bekanntmachung in Zeitungen genügen lassen kann, sondern unmittelbar bei den Organisationen, Leitungen, Behördenstellen einsetzen muß, denen an der entsprechenden Ausbildung der jüngeren Menschen mitzuwirken obliegt, und die Offiziere und jede Art Anwärter für den Bereich der veranstalteten Vorträge „abkommandieren" werden.

Die Rückwirkung der neuen Einrichtung auf die Universität ist eine Sache für sich. Je nachdem die nationalökonomischen Fächer in die philosophischen oder in die juristischen Fächer eingegliedert sind, fällt die Hauptlast der neuen Organisation auf die philosophische oder auf diese und die juristisch-staatswissenschaftliche Fakultät. Die neue gemeinsame Aufgabe hat sowohl innerhalb der Fakultät wie im Verhältnis der beteiligten Fakultäten eine Folge, die imstande scheint, den oft beklagten Rückgang des alten Sinnes der universitas litterarum aufzuheben. Die Fachabsonderung und Eigenbrödelei, die Bequemlichkeit des Einzelnen, die oft festgestellte Neigung, sich auf Seminar und Institut zurückzuziehen, die Vorlesung aber im „Heft" zu schematisieren, finden durch die Gemeinsamkeit neuer Aufgaben ein Gegengewicht. In dieser psychologischen Wirkung eröffnet sich die Aussicht, dem neuen Leben in der Universität die Bahn zu öffnen.

Welches Leben könnte erst entfesselt werden, wenn die Auslandkurse durch Inlandkurse ergänzt oder die Vorlesungen, die das Deutsche pflegen, besser und sinnvoller zusammengefaßt würden. In wohltätigem Wettbewerb würden vorhandene Kräfte besser ausgenutzt, neue hinzugesellt werden. Ein neues hohes Ziel würde die Fachpedanterie, die ein Teil unserer Stärke ist, in den Dienst freieren Geistes und notwendiger Beherrschung stellen. Aus begeisterter Gesamtkraft könnte ein Werk der Erziehung und Klärung geleistet werden, das in neuer Zeit der Universität eine neue Führerrolle zuwiese und zugleich der Nation die Werte herauszubilden helfen könnte, die mitten im Haß einer feindseligen Welt das Bewußtsein einer einzigartigen Sonderüberlieferung schaffen und verstärken, Vertrauen und Glauben an künftigen Beruf und Bestimmungsichern sollen.

Gentz.

Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation.

Ein Versuch.

Von

* * *

(Fortsetzung.)

Um die „Illusionen in der öffentlichen Meinung" zu zerstören, unternimmt Gentz einen Gang durch die europäischen Verhältnisse, seitdem „eine neue Tätigkeit erweckt wurde durch Begebenheiten von allesumfassender und unvergänglicher Größe, worunter der Entdeckung von Amerika schlechterdings der erste Rang gebührt". In der Aufklärungszeit habe der „bessere Teil" von Europa bis zum Ausbruch der französischen Revolution „eine bewunderungswürdige Höhe der gesellschaftlichen Vollkommenheit erreicht", aber „die Keime der Zerstörung und Auflösung fanden in den Grundstoffen der Vervollkommnung selbst ihre Nahrung". Die Ursachen der Umwälzung liegen zu Tage. Real „erzeugte der Drang der immer steigenden Bedürfnisse, die unabläßige Beschäftigung mit den Mitteln, sie zu befriedigen, zuletzt einen allgemeinen unheilbaren Egoismus und eine gefährliche Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht das unmittelbare Interesse des eigenen ausschließenden Genusses traf". Ideal „trug selbst das edelste aller Resultate der menschlichen Vervollkommnung, die höhere Bildung des Geistes, zu dieser geheimen Anarchie der gesellschaftlichen Masse bei". Schrankenlose leibliche und seelische Auswirkung wurde das begehrenswerte Ziel, dem der Natur der Dinge nach ewige Hemmnisse im Wege stehen müssen. „Dieser innere Widerstreit zwischen den Begierden und Kräften war die wahre und letzte Grundlage des fürchterlichen Kampfes, der, schon längst im Schoße der zivilisierten Menschheit genährt, nur eine große Veranlassung erwartete, um in helle Flammen aufzuschlagen und Europa in Blut und Tränen zu ersäufen." Schon vorher aber begann der „Rückfall in die Barbarei", weil versäumt wurde, ein „Übergewicht des Charakters über die Begierden zu schaffen"; die Erziehung

des Menschen war veräußerlicht worden, weil „eine einseitige Schätzung des Verstandes allenthalben so überhand genommen hatte, daß man Erziehung und öffentlichen Unterricht für gleichbedeutend hielt". Politisch aber nahm die „Bewegung gegen die Peripherie" durch die Regierenden selbst, ihre national übersteigerte Ausbreitungssucht und persönlichen Ehrgeize einen übertriebenen Umfang an, der das „gefahrvolle System der Staatsschulden" bedingte, bis die Lasten und der Unmut mehrerer Generationen sich „solidarisch verbanden". Die Revolution darf praktisch und historisch weder als Resultat des Fortschritts oder als Ergebnis von Faktionen angesehen werden; beispiellos in ihrer Entstehung und Verbreitung, kann sie für absolut gut nicht erklärt werden, weil „eins ihrer Elemente" gut gewesen war, und nicht für absolut böse, weil dies Element in ihrem Verlauf verdorben wurde. Unbekannt mit ihren Trieben und Kräften aber gefällt sich die öffentliche Meinung darin, sie zu illusionieren, und gerade „treffliche Köpfe und gutdenkende Menschen" verfallen dem „Wahn der Grundsätze", die die Revolution erzeugt haben will, und sprechen ihr einen „unvermischt-edlen, gleichsam göttlichen Ursprung" zu. Sie staunen nicht über die „Größe der Verruchtheit", die ein „künftiges Wohlsein" durch einen „Umsturz des Wohlstandes" herbeiführen will, und sehen nicht, daß kein „Motiv der höheren Glückseligkeit, kein Plan der Vervollkommnung den kühnen Reformator zum Herrn über das Recht macht, das er mit Füßen tritt". Man will nicht sehen, daß „diese Geringschätzung des Rechts der letzte Gipfel der Unsittlichkeit ist, welchen die revolutionäre Maxime ersteigen kann". Die blinde Gewalt der Volkssouveränität entriß zum „Wohl des Volkes" den Einzelnen ihre Rechte; es hieß, das System erfordere diese „ursprüngliche Usurpation". Denn diese Rechte wurden als zweifelhaft angesehen und, wenn sie auch auf Verträgen beruhen mochten, so „sei noch sehr die Frage, wie weit sich überhaupt die bindende Kraft eines Vertrages erstreckt". — Diesen letzten Satz führt Gentz aus Fichtes „Beiträgen zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution" an und fügt hinzu, daß Fichtes Ruhm dereinst diese „Beiträge" vergessen machen möchte. — Im „Meridian ihrer Schrecklichkeit" aber vernichtete sie auch noch die „individuellen Rechte". In diesem Abschnitte der Revolution, der, nach Frau von Staëls Worten, „außerhalb der Natur und jenseits des Verbrechens lag," aber glaubte man in Deutschland, gerade das „Prinzip des Rechts" rein und unmittelbar aufstellen zu können, ein „ewig merkwürdiges Phänomen", das Gentz der „verführerischen Kraft der Revolutionsmaxime" zuschreibt, die stärker ist als die Revolution selbst. Mit diesen Zeilen, in denen er noch einmal Grund und Ziel seiner Arbeit in die Mitte stellte, schloß Gentz die Einleitung ab. Im Journal hielt er sich dann ganz als Chronist der Zeit an die verbürgten Tatsachen, begleitete das revolutionäre Frankreich durch alle Phasen, bis in seine allmähliche Beruhigung. Im Juliheft 1800 sprach er bei der „Übersicht der französischen Finanzen seit dem 18 ten Brumaire"

* * *

aus, daß zum ersten Mal wieder, mit der Festigung der Finanzen und des Kredits, durch die Mäßigkeit der neuen Regierung eine bürgerliche Ruhe einzukehren scheine, aufgebaut auf einer neuen Verfassung, mit der sich die Nation begnüge, so sehr diese „auffallend unrepublikanische Regierungsform" im Gegensatz zu den früheren „Verheißungen der Freiheitsprediger" von einst stehe, weil sie einsehe, daß sie nun wenigstens unter einer „ausführbaren Verfassung" leben würde.

Die geschichtliche Betrachtung der Revolution bedeutete aber weder seinen Ausgangspunkt noch sein Ziel. Sein Sinn war währenddem unausgesetzt darauf gerichtet, vorauszusehen, nicht nachzutasten. Immer wieder durchdringt die ruhig überschauende Abhandlung die Grundstimmung, von der er ausgeht, und die Absicht, mit der er schreibt. So, wenn er Condorcet zitiert, um die verworrene Idee zu ersticken, die französische Revolution habe zum Ziel, das mangelhafte Beispiel der britischen Verfassung aus Eigenem ins Vollkommene zu erhöhen. — „Laßt uns die Windeln der Nachahmung endlich einmal abwerfen! Mit einem kühnen Ansatz wollen wir uns zu dem Ruhme, durch unser Beispiel die Nationen zu erleuchten, hinaufschwingen —", wenn er sagt, daß „die Revolution, wenn sie das Werk einiger Mächtigen gewesen wäre, die Verbrechen, die sie hervorbrachte, erstickt haben würde. Sie war das Werk einer herrschenden Leidenschaft, und darin allein lag der wahre Grund ihrer Kraft und ihrer Dauer". Er streift noch einmal die Erklärung der Menschenrechte, wie sie von Nordamerika ausgingen, zuerst zum Unheil für Frankreich — „diese leere Formel, die, weil sie zu keiner Konstitution gehörte, auf jede geheftet werden konnte", und in einem kurzen Anhang deckt er in dem Satze: „Sobald der Egoismus (er sei nun Egoismus des Eigennutzes, der Eitelkeit, der gekränkten Hoffnungen oder der Trägheit) die höheren Stände verleitet, bei herannahenden politischen Ungewittern auch nur passiv zu bleiben, so ist der Staat schon für halb verloren anzusehen", für einen Augenblick seine Karten ganz auf.

Die Aufsätze vom britischen Staat machen den zweiten Teil seines Journals aus. Die Zusammenstellung der französischen und britischen Chronik der Ereignisse ist unauffällig; äußerlich wechseln sie, wo nicht der Inhalt eine geschlossene Folge der Arbeit fordert, neben- oder nacheinander ab. Innerlich aber sind sie grundverschieden. Der Ton bedingt sie — unwesentlich-gleichmäßig abgewogen, nach ihrer Bedeutung allein scheinen die Dinge vorüberzuziehen. Aber diese Dinge sprechen von selbst. Und darum erzeugen die französischen und die britischen Tatsachen, so in ihren charakteristischsten Formen gegeben und dargestellt, politische Gedanken. Das ist Gentz' Verdienst und seine Meisterschaft.

Die britische Insel soll für Europa ein geistiges Festland sein; England, der einzige Staat, bei dem die Macht ist, sich der Gewalt mit Erfolg widersetzen zu können. Im Kriege, der nach dem Frieden von Campo Formio

von England allein gegen Frankreich, eigentlich gegen Napoleon, 1798 weitergeführt wurde, bedurfte England nicht mehr eines Bundesgenossen. Es war in der Lage, ohne großen Aufwand, aber mit kluger Benutzung der ihm bereitstehenden Mittel, sich das Mittelländische Meer und damit die Zufahrt nach den Kolonien zu sichern, zugleich aber seine Heimatküsten zu decken. Wie selbstverständlich das ging, sagt Gentz in seinem Rückblick auf „die Lage von England", als „London an den Ufern des Nils erobert" wurde: „Alles, was von Toulon bis Civita-Vecchia an Schiffen und Truppen stand, führte den Namen des linken Flügels der Armee von England. Das Truppenkorps in dem nördlichen Flandern und an den Küsten von Holland heißt noch bis auf den heutigen Tag und in allem Ernste Armee von England." Nachdem England einen Beweis gegeben, daß es da siegen könne, wo es siegen wollte und mußte, kam es darauf an, die Voraussetzungen für jenen Krieg zu gewinnen, der, langwierig wie einst, mit Frankreich wieder bevorstand. Pitt erschien vor dem Parlament mit seinem Finanzplan für das Jahr 1799. Gentz schildert das Experiment, das dem britischen Reich Geld für die „außerordentlichen Staatsgaben" verschaffen sollte, ohne die Staatsschuld unangenehm zu erhöhen und ohne daß man zu Anleihen greifen müßte. Die Einführung einer Luxussteuer und der Einkommensteuer von 60 Pfund Sterling Einnahmen an könnten nicht nur die nötigen Summen großenteils aufbringen, sondern auch den Reichtum Englands und seine Hilfsquellen zeigen. — Die britischen Maßregeln wirken schon durch den Gegensatz zu denen der französischen Finanzadministration unter dem Direktorium, wie sie Gentz einen Monat danach darlegt. Dort England, „mit seinem ganzen Stolz umgürtet", hier eine Regierung, die „trotz aller konstitutionellen Phrasen eine der uneingeschränktesten in Europa ist, welche, wenn die gewöhnlichen Hilfsquellen auch alle vertrocknen sollten, immer noch außerordentliche zu eröffnen wissen wird. Sie hat genugsam gezeigt, daß sie, wenn es auf ihre Erhaltung oder auf die Ausführung ihrer Pläne ankommt, nur die Grenzen der Möglichkeit — und keine anderen Grenzen — kennt". Was Gentz damit meint, kommt auf der nächsten Seite noch deutlicher zum Vorschein: die Nachbarn und Feinde dieser Regierung müssen „jede Botschaft, die eine neue Verlegenheit ankündigt, als einen Zuwachs zu ihren eigenen Gefahren und Widerwärtigkeiten betrachten". Eine Regierung wie die französische, die im Frieden jetzt die deutschen Lande an Rhein und Lahn aussaugen muß, weil „ihre Truppen auf dem linken Rheinufer ohne das, was sie sich auf dem rechten zu verschaffen suchten, nicht subsistieren könnten", die offen erkläre, daß „der Sold der Truppen nicht mehr gesichert ist", eine derartige Regierung bringe selbst ihren Feinden, die an ihren Sturz durch Zerrüttung der Finanzen glaubten, endlich die Meinung bei, daß mit ihren Verlegenheiten nichts wachsen werde als ihre Schadloshaltung jenseits der Grenzen. Eine Finanzgebarung wie die des französischen Staates seit dem Umsturz ist nicht durch „zufällige Umstände"

* * *

so schlecht; sie ist nur eine „notwendige Folge der radikalen Fehlerhaftigkeit des Systems".

Gentz' im Septemberheft 1799 begonnene Kritik „Über den jetzigen Zustand der Finanzadministration und des Nationalreichtums von Großbritannien" ist ein von voller Sachkenntnis getragener Beweis der Gesundheit englischer Geldwirtschaft für jene Ungläubigen auf dem Festland, die Schulden und Ausgaben Englands riesenhaft vergrößert sahen, ohne das Nationalvermögen zu bedenken. Diese falsche Anschauung widerlegt seine Betrachtung über diese Ausgaben und dieses Vermögen, über ihre Verhältnisse zueinander und zur Nationalschuld, schließlich noch über den „Zustand der Englischen Bank und ihr Verhältnis zur Regierung". Ein Institut wie die Bank von England, deren „Operationen auf einem großen und sicheren Fundamente ruhen, kann bloßer Geldmangel nie stürzen. Die ökonomische sowohl wie die politische Existenz des britischen Staates ist das stärkste aller praktischen Argumente gegen die eitle Lehre, nach welcher vor dem Jahre 1789 nur gotische Barbarei und verächtliche Staatsmaximen in Europa geherrscht haben müßten. Sie ist zugleich eins der wichtigsten Glieder in der großen gesellschaftlichen Kette, welche die Stürme unseres Zeitalters zu zerreißen drohen. Sollte dieses Bollwerk dahinfallen, so würde Europa den betäubenden Stoß in jedem seiner Nerven fühlen. Ein großer Teil der Welt würde dann erst lernen, was England für das Ganze war". Neben diesem Promemoria für Europa ist das, was Gentz über das „Handelsmonopol der Engländer" geschrieben hat, die kühnste These und Antithese, die er in fast grausamer, logischer Verfolgung seines Zwecks, in einer instinktiven Voraussicht der Kontinentalsperre, die dann wirklich das Schlußstück seiner Folgerung vom April 1799 geworden ist, durchführte bis zu dem Satze, daß durch den „Untergang Englands", das heißt seines Handels, „Europa ungefähr auf den Punkt zurückkommen würde, auf welchem es sich vor der Entdeckung der beiden Indien befand," es würde wahr werden, was die Apostel der Gleichheit prophezeiten, „daß Europa nichts weiter übrig bleiben würde als Brot und Eisen". Gentz' Auffassung von der Notwendigkeit, der Größe und dem Schutz eines Welthandels ist so überzeugend, daß sie nicht veralten kann, auch wenn sein Standpunkt nur seinem damaligen Zweck gemäß war, in einer Zeit, da neben dem britischen Handel kein ebenbürtiger mehr bestand, an einen gleichwertigen gar nicht gedacht werden konnte. „Wer denken kann und die Verhältnisse der großen bürgerlichen Weltökonomie begreift, wird die Wahrheit des Raisonnements fühlen".

Gentz' Raisonnement vom britischen Welthandel sans phrase beginnt mit der Gesamtanklage der Gegner. Man darf sie nicht wie ein Märchen aus alten Zeiten, man kann sie aber nur lesen im Hinblick darauf, daß sie von Gentz, der mit Tatsachen umzugehen und mit dem Feind im Auge zu denken wußte, widerlegt werden sollte, und auch mit seinem nur auf ein Ziel konzentrisch eingerichteten Scharfsinn abgetan wurde, ohne daß die Ver-

teidigung der für England sprechenden Umstände auch ein Diktum für andere Zeiten enthielt. Dem ohnmächtigen „England müsse gedemütigt, das Meer müsse wieder frei werden, endlich müßten doch die Kontributionen ein Ende nehmen, welche die Briten von aller Welt erhöben — das sei keine Kunst, große und kostbare Kriege auszuhalten, wenn andere Völker das Geld dazu lieferten, bald werde der englische Minister dem armen Deutschland seinen letzten Taler abgepreßt haben" — steht Gentz' mächtiges Bild der politischen Verhältnisse der Zeit gegenüber, unabhängig wie das Schicksal zugunsten oder ungunsten des einen oder des andern. Weltwirtschaftlich und volkswirtschaftlich stellt er den Satz auf, „daß es nirgend einen Handel gäbe, worin die Abhängigkeit der Nationen voneinander nicht wechselseitig wäre". „Europa war vielleicht nie so nahe daran, diesem liberalen Maxim endlich einen Eingang zu gönnen, den wechselseitigen Verbindungen der Völker eine breitere und festere Basis unterzulegen, die veraltete Theorie der sogenannten Handelsbalanzen auf ihren wahren Wert zurückzuführen, die ängstlichen Vorkehrungen wider die Handelsvorteile fremder Völker und alle die Spitzfindigkeiten, wodurch man Monopole zu erwerben oder zu zerstören sucht, gegen ein einfaches, weises und wohlwollendes System zu vertauschen, als in dem Zeitpunkte, wo die französische Revolution begann. Unter dem trügerischen Vorwande, diese schönen Blüten zu befruchten, hat die französische Revolution sie mit der Gewalttätigkeit eines Hagelwetters zerknickt und vernichtet. Europa sieht sich selbst nicht mehr ähnlich; alle liberalen Ideen sind in die Bücher zurückgekehrt, auf der Bühne der handelnden Welt sind alle Leidenschaften losgelassen: die Länder, die bereits unter dem Zepter der Revolution stehen, sind mit Hilfe einiger leeren Formeln, die kaum dem Pöbel mehr Ehrfurcht abzwingen, in eine einförmige, gehässige Tyrannei geschmiedet worden, die weder den Zustand der einzelnen Nationen noch das schöne Band, welches sie aneinander zu knüpfen anfing, vervollkommnen wird; die übrigen sind mit der Sorge für die Aufrechthaltung ihrer Existenz lebhaft und hinreichend beschäftigt. Der Übergang zu einem neuen Völkerbunde ist lang und schwer, und vielleicht werden nur wenige, die den Anfang der großen Zerrüttung gesehen haben, das Ende derselben erleben." Gentz geht den Ursachen nach, die seitdem zu dem ungemessenen britischen Handelsmonopol führen mußten — er übersieht dabei weder, daß es so unumschränkt besteht, noch daß es unvermeidlich ist. Er fragt: „Welche Aussichten sind vorhanden, der Alleinherrschaft, die die Briten jetzt auf der See ausüben, ein Ziel gesetzt zu sehen?" Und er gibt die Antwort: „Die größte mögliche Konkurrenz der verschiedenen zum Seehandel geeigneten Nationen würde eine der ersten Veranstaltungen in einem guten System des europäischen Staatenvereins sein." Dieser „erwünschte Zustand" habe beinahe bestanden; „großenteils wird er von neuem einkehren, wenn Europa sich je wieder in seine Angeln senkt, wenn ein wahrer Friede seinen Fittich über diesen zerrissenen

* * *

Erdteil ausbreitet und Balsam in seine tödlichen Wunden gießt". Wenn aber kaufmännische Ungeduld, schlauer Parteigeist, kurzsichtige Diplomatie und geistige Unwissenheit diesen entfernten Zustand nicht abwarten will, so wird — und hier setzt der zeitliche Gentz wieder ein — man nur die britische See- und Handelshoheit mit der französischen Tyrannei vertauschen. Schwerer als dies alles aber wiege, daß, „wenn das kunstreiche Gewebe der Staatsverwaltung von Großbritannien sich auflöste, so geht mit der Industrie und dem Reichtum von England sofort die Hälfte der Industrie und des Reichtums von Europa verloren. Der Fall des englischen Handels reißt alles, was nur Macht und Kredit in der kaufmännischen Welt hat, darnieder".

Am 17. Februar 1800 hielt Pitt im Unterhaus seine große Rede über die „Subsidien für den Kaiser", eine der klassischen Reden britischer Staatsmänner, die, von Interpellationen der Opposition ausgehend, die Ziele der großen Politik zu geben bestimmt waren. Gentz übersetzte sie dem deutschen Publikum. Pitt begann: „Ich bin aufgefordert worden, den eigentlichen Zweck des Krieges bestimmt anzugeben. Ich will diesen Zweck nicht bloß in einer kurzen Erklärung, ich will ihn sogar mit einem einzigen Worte bezeichnen: er ist — Sicherheit. Sicherheit gegen die größte aller Gefahren, die je die zivilisierte Welt bedrohten ... Wir allein stellten durch unsere Beharrlichkeit wirksame Schranken auf, an welchen der Fortgang des Übels scheitern mußte." Er sprach gegen die Meinungen derer, die „die Entdeckung gemacht haben, daß die Gefahren des Jakobinismus nicht mehr existieren", und gegen „den Mann, der vorzugsweise das Kind und der Held dieser Grundsätze war". Durch ihn haben sie sich erst „in einem Punkt gesammelt, Einheit der Wirkung ist jetzt mit Einförmigkeit des Zwecks verbunden". Die Frage, wie lange der Krieg dauern soll, wenn sie heiße, „so lange, bis der Jakobinismus seinen Stachel verloren, seine Macht zu schaden aufgegeben hat", beantworte er mit Ja Ein Krieg gegen die „völlige Ausrottung dieser Krankheit" sei freilich nicht möglich. „Die, welche jetzt so feierlich versichern, daß die Gefahr des Jakobinismus vorüber ist, suchen uns durch eben die Mittel zu entwaffnen, deren sie sich sonst bedienten, um uns vor seinem mittäglichen Glanze zittern zu lehren. Sie sagen uns von neuem, daß wir durch den Widerstand das Übel vergrößern. Sie sagen, daß wir zweihundert Millionen für eine Redensart, für die Worte „gerecht und notwendig" ausgegeben haben. Ich ehre das englische Volk zu sehr, um zu glauben, daß es sich durch leere Worte regieren läßt. Nein! so schwach kann das englische Volk nicht sein! Wenn wir zweihundert Millionen ausgegeben haben, so geschah es, um die Quellen unserer Wohlfahrt, unseres Ruhms und unserer Freiheit zu bewahren. Ja! wir haben sie ausgegeben: und ich hoffe, wir sind bereit, und ich weiß, wir sind imstande, für so große, so wichtige Güter noch einmal so viel auszugeben." Pitt verteidigte die Ver-

bindung mit Österreich, wandte sich gegen die oppositionelle Forderung nach schnellem Frieden, „wir wollen nicht die Aussichten, die uns eine standhafte Beharrlichkeit in dem jetzigen Kampfe darbietet, gegen einen unsichern Frieden vertauschen; wenn unsere Mittel, weit entfernt erschöpft zu sein, uns noch den Mut zu kraftvollsten Unternehmungen einflößen, können wir unmöglich einen trüglichen Waffenstillstand einem nachdrücklichen Kriege vorziehen" — und schloß: „Wenn jemand bessere und schnellere Mittel zur Beendigung des Krieges zu kennen glaubt, als kraftvolle Anstrengungen und militärische Operationen, so hat er das Recht, solche Mittel in Vorschlag zu bringen. Aber selbst die, welche einen Krieg mißbilligen, den sie durch ihre Meinungen nicht hindern können, dürfen nie ein System befolgen, welches den Ausgang des Krieges zum Vorteil des Feindes bestimmen würde. Sie müssen sich wenigstens auf Argumente einschränken, die gegen den Krieg an und für sich gerichtet sind, nicht auf solche, die unsere Kräfte zur Bestreitung desselben lähmen. Ich halte es für Pflicht, eine solche Sprache zu mißbilligen, die mit jedem Gefühl, das man von einem Staatsmann erwarten kann, streitet."

Dieser Rede gegen die Oppositionspartei, die nicht einsehen wollte, „daß die Revolution zuletzt einen ausschließend kriegerischen Staat gestiftet habe", und diesem Stand auf der Höhe der dritten Koalition gab Gentz im Herbst den wahren Abschluß durch die „Übersicht der britischen Finanzen im Jahre 1800". Kaum einem Staat ist je von einem fremden Beobachter eine so maßvolle, überzeugende Würdigung seiner Kräfte, eine so überlegende, an die Wurzeln völkischen Lebens und staatlicher Macht greifende Anerkennung geworden als dem britischen Reich unter Pitts Ministerium. Die „britische Staatsschuld, deren Zinsen bei weitem der größte Artikel der britischen Staatsausgaben sind, um deren Vermehrung oder Verminderung sich das ganze Finanzsystem dreht", ist für Gentz die Basis jeder Betrachtung über das jetzige und künftige England. „Das kunstreiche, jetzt zur höchsten Vollkommenheit gediehene Amortisationssystem, das größte und ruhmvollste Monument, welches die jetzige Finanzadministration sich gesetzt hat, eröffnet dem britischen Staate eine Aussicht, der kein anderer in Europa sich rühmen kann." Ohne Krieg werde in wenigen Jahren die stehende Ausgabenlast sich auf ein Fünftel verringern, in einem neuen Krieg ein allzeit frischer Kredit vorhanden sein. „Selbst eine längere Dauer des jetzigen Krieges kann in diesem System keine beträchtliche Störung mehr verursachen." Da die Einkommensteuer fast die etwaigen Anleihen decke, so vermehre sich nur die zeitweilige, nicht die permanente Staatsausgabe. „Als *außerordentliche* Maßregel, als temporelle Hilfsquelle, als *Kriegssteuer* betrachtet, verdient die Einkommentaxe unstreitig das Lob einer ebenso weisen als glücklichen Finanzoperation." Ohne Rücksicht „auf die Umstände, die ihr das Dasein gaben", aber hält Gentz die Einkommentaxe „als eine direkte Vermögenssteuer von ausgebreitetstem Umfang für eine an und für sich tadelhafte Abgabe". Sie für die Zukunft „als

* * *

eine bleibende Basis des Finanzsystems zu betrachten," hält Gentz für eine „ganz verwerfliche Idee", die Pitt aber anscheinend nicht vorgeworfen werden könne, da er nach seiner Erklärung nur „einen kleinsten Teil von ihr später beibehalten, sie aber nicht als Surrogat für andere Taxen belassen wolle". Denn Beschränkung des Verbrauchs, unvermeidliche Willkür und widrige Maßregeln in Menge seien ihre Schwäche, und sie selbst „ein lehrreiches und auf immer schreckendes Beispiel von der radikalen Untauglichkeit aller auf eine große Sphäre berechneten direkten Abgaben, ein redender Beweis von der Falschheit aller der verführerischen Theorien, die uns die Freiheit und den Wohlstand der Völker an diese Abgaben ausschließend gebunden zeigen wollten". Von der Opposition wurde die britische Regierung heftig getadelt, daß sie die von der Bank von England vorzuschießenden Subsidien ins Ausland in barem Gelde leisten wolle. „Wenn England Geld im Überfluß habe, warum verwende man es nicht lieber, um Getreide zu kaufen und die Not der Einwohner zu mindern?" Gentz sieht diesen Einwand „ganz in das Gift jener falschen Popularität getaucht, durch welche man bei den meisten Nationen einen ungeheuren Effekt hervorzubringen pflegt". Die englische Nation aber „zeichne sich vor manchen anderen dadurch aus, daß man sie nicht leicht mit populären Trivialitäten überrumpelt". Pitt antwortete darauf: „Wir geben den deutschen Mächten Subsidien, um uns ihre Unterstützung in einem Kriege zu sichern, von welchem unsere Existenz abhängt. Alles überflüssige Getreide, das irgendwo in Europa zu finden ist, werden wir ebensogut jetzt erhalten, als wenn wir nie eine Guinee an einen auswärtigen Fürsten geschickt hätten." Das Parlament aber war einstimmig über „die finanzielle Güte der gewählten Versendungsmethode, auch die, welche über die politische Zweckmäßigkeit der Subsidienbewilligung verschiedener Meinung waren", denn England hatte seit 1797, nachdem seine Kaufleute ihre auswärtigen Guthaben in Bargeld einkassiert hatten, so viel Gold und Silber tot in den Kassen liegen, daß die Unterstützungszahlungen in bar sogar eine ökonomische Maßnahme ersten Ranges zur Erleichterung des Geldabflusses waren. Gentz bestreitet dann die auf dem Kontinent übliche Auffassung, daß Englands Hauptgewinn aus seinem Handel mit kolonialen Erzeugnissen bestehe. Der Umfang und die Ausfuhr rein britischer Produkte und Fabrikate sei doppelt so groß als bei den Kolonien, und ihr Wert beziffere sich aufs dreifache gegenüber den überseeischen Summen. Hier ist also „Nationalgewinn, nicht Handelsprofit zu denken". „Die wahrhaft empfindlichen Stöße, die England erdulden kann, werden immer nur die sein, die eine beträchtliche Verminderung seiner ‚einheimischen Fabrikate' nach sich ziehen." Auch wächst die Bevölkerung in einem Maße, daß die Landeskultur schwer mit ihr Schritt halten kann; darin liegt ein anderes bedrohliches Moment. „Es ist für die Subsistenz des Volkes nicht genug, daß das Produkt des Bodens überhaupt von Jahr zu Jahr größer werde: der Anwachs dieses Produktes muß besonders

in dem Fundamentalartikel der allgemeinen Konsumtion, in dem Getreide, fühlbar werden. Nun liegt aber in dem Zustande einer jeden zu großer Verfeinerung und zu großem Reichtum emporsteigenden Gesellschaft eine beständige Tendenz zum Mißverhältnisse zwischen der Erzeugung des Getreides und den anderen Nutzungen des Bodens. Die zahlreichen Bedürfnisse des Luxus, die auf der Viehzucht beruhen und mit der Viehzucht zusammenhängen, geben nach und nach dem Produkte derselben einen so hohen Wert, daß unter einer oder der anderen Gestalt diesem Zweige der Ökonomie ein weit größerer Teil der Ländereien gewidmet wird, als in Rücksicht auf den Getreidebedarf eigentlich dazu verwendet werden sollte. Es setzt sich also eine für die Getreidekonsumenten immer nachteiligere Proportion zwischen Getreideland und Wiesenland fest." Der Ausfall an Getreide bei der Inlandsernte zeigte sich bereits, „aber in einem Staate, wo der Nationalreichtum auf einem so großen, festen und vielseitigen Fundamente ruht wie in England, haben vorübergehende Besorgnisse und vorübergehende Verlegenheiten, wie erheblich sie auch sein mögen, fast immer die Folge, daß sie den wahren Umfang der Hilfsquellen in ein helleres Licht stellen, die relative Geringfügigkeit gewisser Gefahren einleuchtender machen und die Regierung sowie die Nation für die Zukunft mit Gleichmut und Entschlossenheit gegen ähnliche Übel waffnen. So wünschenswürdig es auch immer für einen Staat sein mag, das erste Lebensbedürfnis in hinreichender Quantität auf seinem eigenen Boden zu erzeugen, ist doch bei einer Nation, der vermöge ihres Reichtums so reelle und so disponible Kräfte und vermöge ihrer Schiffahrt so unermeßliche Hilfsmittel zu Gebote stehen, wie der britischen, ein Getreidemangel kein überschwenglich großes und besonders kein folgenschweres Übel."

In einem Zusatz zu seinen Ausführungen verglich Gentz noch einmal Frankreich und England in ihrer politischen Erscheinung seit dem „schwersten Ungewitter, das sich je über der bürgerlichen Gesellschaft zusammenzog". Das anarchische Frankreich und das auf seiner Kraft ruhende England, „welchem die vereinte Kraft aller übrigen Mächte nicht gleichkam", sind „jedes in seiner Art, groß, neu und einzig — England, das unter den erschöpfendsten Anstrengungen der Erschöpfung entgeht, und Frankreich, das die Erschöpfung selbst überlebt: die Geschichte hat nichts, das sie ihnen zur Seite setzen könnte". Dieses „die Werkstätte des Angriffs", jenes „die Seele des allgemeinen Widerstandes". Aber da „die Kraft des Widerstandes allemal weniger glänzend ist als die Kraft des Angriffs", so wird Frankreich, auch ohne das Mitspielen der Umsturzideen, „die Einbildungskraft ergreifen und beschäftigen, besonders alles, was jung, unternehmend und verwegen ist". Frankreich riß erst seine ganze politische und bürgerliche Existenz entzwei — England „zog die gesellschaftlichen Bande fester als je zusammen, umgab das Eigentum mit unverletzlichen Schranken, beschützte mit religiöser Achtung das ehrwürdige Produkt der Arbeit und des Kunstfleißes seiner

* * *

Bürger, griff selbst in der Stunde der Not die Quellen seiner Wohlfahrt nicht an und überlieferte den kommenden Geschlechtern, anstatt eines unsicheren Anspruches auf idealische Glückseligkeit, die Verfassung, die Grundsätze und die Sitten, die ihre Väter zur wirklichen geführt hatten, anstatt einer zweideutigen Hoffnung des Besseren, die unverkürzte Erbschaft des einmal erworbenen Guten". England wird „wie ein solider Haushalter" sich erhalten und vermehren und in seiner Ruhe und Stetigkeit ein „wichtiger Bundesgenosse" sein. — Frankreich wird „wie ein kühner Spieler" der Regierung großer Talente bedürfen und „mit seinem Glanze auch die Glut, die sein Inneres verzehrt, den entferntesten Punkten des gesellschaftlichen Systems mitteilen. Europa aber wird so lange, bis mit der wahren Harmonie zwischen seinen Bestandteilen der wahre, noch weit, sehr weit von uns entfernte Friede zurückkehrt, immer wechselsweise vor der Bewegung und vor der Ruhe Frankreichs, vor seinem Glück und vor seinem Unglück, vor seiner Macht und vor seiner Ohnmacht zittern".

Im Oktober- und Novemberheft ließ Gentz noch einen Aufsatz folgen, zu dem er ein innenpolitisches Problem Englands, das heikelste dieses Staates überhaupt, ganz nach außenpolitischen Erfahrungen und Wirkungen beurteilte, geschichtlich, politisch, volkswirtschaftlich mit peinlicher Gründlichkeit abhandelte, ohne jemals das Ganze anders als im weltpolitischen Zusammenhang mit britischen Machtfragen sehen zu können. „Über die Finalvereinigung zwischen Großbritannien und Irland" war der Kampf der irischen Parteien und der von Fox geführten Whigs gegen die großbritische Partei der Regierung vor und während der französischen Revolution noch einmal entbrannt. Gentz, der genau die irischen Verhältnisse schildert, geht mit dem gelassenen Schritt des ausländischen Politikers an Zuständen vorbei, die er doch nur mit dem Sehwinkel des Unbeteiligten ansehen will, weil sein Gedanke auf eine ganz andere Sehweite gerichtet ist. Seine Bemerkungen zu diesem letzten Streit um Für und Wider in der irischen Frage vor der Union gelten nicht den irischen Führern, sondern ihren britischen Parteigängern, denn er stellt sich zu der Vereinigung in dem entschlossenen Satze: „Irland vertauscht eine Staatsverfassung, die, gleich unvollkommen in der Theorie und in der Ausübung, die Nation weder zu beglücken noch zu beschützen, noch zu beruhigen vermochte, gegen die Konstitution von Großbritannien. Aus dieser Hauptansicht entwickelt sich alles, was gegen die Gefahren und für die Vorteile der Union gesagt werden kann." Immer von dem äußeren Punkt aus, um den sich für ihn alle politischen Vorgänge drehten, wirft er den Gegnern des Regierungsprojektes, das nach allen Seiten hin „recht eigentlich ergründet und erschöpft worden ist", als eine blinde Maßlosigkeit vor, „daß sie in einem Zeitpunkt, wo England in der Tat von den ernstesten Gefahren bedroht ward, im Angesicht dieser Gefahren die Realität derselben leugneten, daß sie in einem Augenblick, wo es nichts als Vereinigung aller Kräfte gegen aus-

wärtige und einheimische Feinde galt, von inneren Staatsreformen sprachen, über deren Notwendigkeit man selbst in friedlichen Zeiten sich nie hatte vereinigen können". Diese Opposition wurde in wenigen Jahren „so unpopulär, wie vielleicht noch nie eine Opposition in England gewesen ist, denn es konnte einer Nation, deren Urteil eine lange Übung in politischen Diskussionen geschärft hat, unmöglich entgehen, daß die Mitglieder der Opposition, obgleich niemand sie für fähig hielt, den Umsturz der britischen Verfassung zu wünschen, doch immer so redeten und immer so handelten, als wenn eine solche Absicht sie beseelte". Die Union zwischen Großbritannien und Irland ist Gentz eine Staatsnotwendigkeit von höchster Bedeutung: „Sie konsolidiert das britische Reich und muß in einem Augenblick, wo alles in der politischen Welt auf Trennung und Auflösung deutet, unter allen Maßregeln des öffentlichen Heils, welche die britische Regierung ergreifen konnte, die wirksamste und entscheidendste sein."

Nachdem Gentz so mit einem stärksten Aufwand an geistiger und physischer Kraft die Verwirrung und Verstrickung Europas angesagt und zwischen Frankreich und England als den Repräsentanten und Antipoden des europäischen Gleichgewichts an der Jahrhundertwende den Scheidestrich gezogen hatte, konnte er sich kühn und offen zu England, der „Hoffnung und dem Trost jedes aufgeklärten Freundes der Ordnung, der Gerechtigkeit und der gesellschaftlichen Glückseligkeit in Europa", bekennen. Dithyrambisch bewegt traf sich hier seine politische Erfahrung mit seiner politischen Erkenntnis. „Soviel vermochte in einem gutgegründeten und glücklich organisierten Staate das Genie und der Charakter einiger wenigen für schwere Zeiten und große Aufgaben geschaffenen Männer. Soviel vermochte ein festes und durchdachtes System, Einheit in den Maßregeln, eiserne Beharrlichkeit in der Ausführung, Unerschrockenheit bei widrigen Schicksalen, der Mut, sich durch eigene Fehler nicht niederschlagen zu lassen, und die Kunst, sie wieder gut zu machen, tiefe Einsicht in die wahre Natur der politischen Verhältnisse, eine richtige Schätzung der Pläne und der Kräfte seines Feindes und jener gleichförmige ruhige Blick, der die Gefahr, da, wo sie sich wirklich zeigt, nie übersieht und sich nie verleiten läßt, sie da, wo man sie ihm vormalen möchte, zu ahnden."

Als Gentz im Dezember 1800 das letzte Heft des Journals herausgab, war es über Europa, für das er es gegründet und geschrieben hatte, dunkel geworden. Preußen stand wie eine Pagode am Rande der Ereignisse. Rußlands Zar Paul hatte in seinen Krisen das europäische Gesicht verzerrt und das moskowitische gezeigt. Er war von der zweiten Koalition so brüsk zurückgesprungen, wie er ihr prahlend beigetreten war. Dem Erzherzog Karl war schon im Frühjahr der Wiener Hofkriegsrat am Rhein in den Arm gefallen; nun war er vor der Stoßkraft der besten militärischen Macht Frankreichs in Italien zurückgewichen. Der Konsul Bonaparte herrschte in Frankreich und brachte seinen Fahnen den halbverlorenen Ruhm im Tempo seiner Eilmärsche

* * *

zurück. Bei Marengo und Hohenlinden schlugen seine Waffenkameraden glückliche Schlachten. Nach Österreichs Niederlagen und Rückzügen stand dem Einmarsch der französischen Heere auch das südliche Deutschland offen. Nur England hielt noch aus und hielt noch stand; ihm brachte Gentz auch das Wort dar, das sich noch an eine Hoffnung klammerte: „Das britische Ministerium hat England und vielleicht mehr als England gerettet." In den Pitt und Grenville sah er für England den britischen Machtgedanken, ja noch mehr: durch sie wirkend eine stille und zähe, auf einen engsten Kreis beschränkte, nie erlahmende und nie im Ziel wechselnde Tätigkeit, die sich dann über Personen und Zeiten weg vor ihm weiter ausschwang, von keinem Argument und keinem Mißerfolg beirrt. Bereit, immer zu bezeugen, daß ihre Macht auch das Recht sei, überzeugt, daß jede ihrer Handlungen auch Geschichte sein würde, hat sich diese Politik, als ihr Gegner Napoleon sich an ihr zerrieben hatte, dann in einem Zuge fortgesetzt und vollenden können, was sie gewollt hat. Alles, was sie einem Staatsmann zu geben hatte, hat Gentz von ihr gehabt. Aber ihm fügten sich die Dinge nicht, wie sie sich England fügten, denn er trug mit sich die europäische Zerrüttung, die Vielgestaltigkeit und Zweideutigkeit jeder Festlandspolitik, das verzweifelte Wissen um alle europäischen Möglichkeiten. Von Marengo bis Wagram hat er sie publizistisch erschöpft, politisch verarbeitet. In dieser Zeit wurden von Gentz die Gedanken vorgedacht und vorgesprochen, die heute reif geworden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Gentz:

Über den ewigen Frieden (1800).

In allen Schriften von Gentz läßt sich als Antrieb ein politisches Ereignis feststellen, das ihn besonders reizte, es zu besehen. Er schloß daran eine Reihe von Betrachtungen und stellte so einen Vorgang auf den Boden der geschichtlichen Erfahrung. Aber kein noch so verlockendes Beispiel konnte ihn dazu verführen, sich ihm unbedingt anzuvertrauen und den Rhythmus der Taten durch gedankliche Lasten zu erschweren. Keine Form, die Ideenglaube unveränderlich für das unendlich wechselnde politische Leben aufrichten wollte, war ihm ehrwürdig, auch die höchste nicht. In der Abhandlung „Über den ewigen Frieden", die im letzten Heft seines „Historischen Journals" im Dezember 1800 erschienen ist, trat Gentz seinem Lehrer Kant entgegen. Nicht Fichte, so ausdrücklich er diesen und sein staatsphilosophisches Werk auch anführt, war es, dem Gentz widersprechen wollte. Aber Gentz' Schrift ist keine Polemik, sie bedurfte auch keiner Anmerkung und Andeutung, was sie veranlaßt hatte. Denn sie ist entstanden aus einer politischen Einsicht — der einzigen „Idee", der Gentz sich jemals untergeordnet hat — und geschrieben aus eigenster Lust am Spielball der Gedanken, beim Untergang eines von Theorien getragenen und verwirrten Jahrzehnts und am Anfang eines von politischen Geschehnissen vibrierenden Zeitalters. Gentz zwingt sich darin selbst, sich von dem Erbe der „aufgeklärten" politischen Idee von den Staaten und ihren Verbindungen zueinander zu entlasten, weil er schon in einer erschreckend realen Erscheinung, in Napoleon, einen Gedanken daraus sich verwirklichen sieht: den Schein der Universalherrschaft. Zum andern holte er aus diesem philosophischsten Bezirk der Staatstheorie die eine Möglichkeit heraus, die nachmals als das Stabilitätssystem die Friedenszeit des Biedermeiers ausmachte: die Lehre vom politischen Gleichgewicht. Was Gentz zum Problem des ewigen Friedens zu sagen hat, ist eben nicht problematisch zugespitzt, sondern in die nach ganz anderen Gängen und Gesetzen sich vollziehende praktische Politik eingestellt. Er denkt staatsmännisch, wenn er politisch denkt, auch wenn er wie hier nichts dabei voraussetzen konnte. Ganze Sätze sind Muster zu politischen Noten, während er vorgab, mit dem Recht und der Vernunft auf den ewigen Frieden hin zu debattieren. Er versucht, dem Ganzen jenen völkerrechtlichen Gewinn zu entziehen, den er von vornherein für eine der einfachen Klugheitsregeln der Politik, nicht aber für eine Vorstufe zu einem immerwährenden Ausgleich hielt: die jeder Macht möglichen, nützlichen und wirkungsvollen Zugeständnisse zur Vermeidung eines Krieges. Er hat ihre Steigerung im diplomatischen Verkehr der Regierungen wie im politischen der Nationen immer befürwortet, hat sich aber, nach seinem Satze, daß ein freier Vertrag unter Staaten nur so lange bindet und besteht, als kein Staat die Macht und das Recht, ihn zu brechen, besitzt —, zu einer offensiven Politik bekannt, wenn sie dem Körper des Staates wieder Luft zum Atmen schaffen sollte.

Der ewige Friede, oder vielmehr die völkerrechtliche Verfassung unter den Staaten, die man als die Grundlage des ewigen Friedens anzusehen pflegt, ist kein willkürliches Hirngespinst einer dichtenden oder träumenden Einbildungskraft, sondern eine ernste, tiefe, überschwenglich große Idee, eine bestimmte Aufgabe, sogar eine Forderung der Vernunft, ein notwendiges Resultat der fortschreitenden Entwicklung unserer Begriffe von Recht und Ordnung und Sittlichkeit in dem großen Ganzen der Menschenverbindung. So wie sich überhaupt kein vollkommenes Recht unter den Individuen denken läßt, solange sie nicht in eine gesetzmäßige Gesellschaft treten und in einer gesetzmäßigen obersten Gewalt die vollständige Garantie ihrer wechselseitigen Ansprüche und der wechselseitigen Beschränkungen dieser Ansprüche suchen, so kann auch keine vollkommen rechtliche Gemeinschaft unter unabhängigen Gesellschaften stattfinden, solange nicht eine allgemein geltende Gesetzgebung ihre rechtlichen Verhältnisse bestimmt, ein oberster Gerichtshof ihre Streitigkeiten nach den Vorschriften jener Gesetzgebung entscheidet und eine oberste ausübende Gewalt den Aussprüchen dieses Gerichtshofes Ansehen und Eingang verschafft. Bis dahin ist und bleibt das Verhältnis, in welchem die Staaten untereinander stehen, im völkerrechtlichen Sinne Anarchie. Die Verträge, wodurch sie von Zeit zu Zeit diesen oder jenen einzelnen Punkt oder auch ihre ganze wechselseitige Lage aus dieser Anarchie herauszuheben suchen, sind keineswegs ein hinreichendes Äquivalent für eine durchaus bestimmte, gesellschaftliche Verfassung. Dergleichen Verträge können immer nur das Bedürfnis des Augenblicks, nie die entfernteren Konjunkturen der Zukunft, nie alle in den Tiefen dieser Zukunft verborgenen Streitfälle umfassen, und wenn sie es können, so ginge ihnen doch immer das wichtigste Erfordernis zu einer wahren Garantie der Rechte ab: sie binden nur so lange, als der einseitige Wille derer, die sie geschlossen haben, ihre bindende Kraft anerkennt: da, wo sie am wirksamsten sein müßten, sind sie am ohnmächtigsten. Unser gesamtes jetziges Völkerrecht ist nichts als eine unzusammenhängende Reihe von solchen gebrechlichen Verträgen: das Bruchstück einer Vorrede zu einem wirklichen Völkerrecht. Die Entscheidung jeder kritischen Frage muß in einer Sphäre gesucht werden, die mit der rechtlichen nicht die entfernteste Gemeinschaft hat. Nichts ist einem Rechtsstreite fremder, als die Gewalt der Waffen; und doch bleibt die Gewalt der Waffen der einzige und letzte Richterstuhl in jedem völkerrechtlichen Prozesse. Die Vernunft steht allerdings, so oft sie nur ihre Stimme erheben darf, gegen eine so vernunftwidrige Verfassung auf. Sie ruft aus der trostlosen Tiefe dieser unauflöslichen Verwirrung, dieser immer bejammerten und doch immer erneuerten und doch immer unvermeidlichen Kämpfe, mit gebietender Stimme hervor: Es soll kein Krieg sein! Und unter den Gründen, auf die sie ihren ehrwürdigen Ausspruch stützt, steht — mächtiger noch als alles, was Menschenliebe und zartes Gefühl und höhere Staatsweisheit und Sorge für die Erhaltung

und Wohlgefallen am ruhigen Fortschritt der gesellschaftlichen Kultur und Sehnsucht nach Ordnung, Festigkeit und dauernder Harmonie im großen Weltstaate vorschreiben kann — dieser obenan: Es soll kein Krieg sein, „weil der Krieg das heilige Recht dem Zufall und der Willkür preisgibt".

Die Idee eines Zustandes, worin rechtliche Streitfragen nur durch rechtliche Mittel entschieden würden und in welchem der Krieg auf immer aus der Gesellschaft verbannt wäre, verdient also nicht als gutmütige Schwärmerei belacht zu werden. Auch wenn die Unerreichbarkeit eines solchen Zustandes nicht bloß für den gegenwärtigen Augenblick, sondern für alle künftige Zeiten aufs strengste erwiesen werden könnte, auch dann noch bliebe es Pflicht, und Pflicht der Weisesten und Besten unserer Gattung, sich mit den Bedingungen, unter denen dieses höchste politische Gut auf Erden zu realisieren wäre, von Zeit zu Zeit ernsthaft zu beschäftigen. Es kann in der sittlichen Weltordnung Zwecke geben, denen im Reiche der Wirklichkeit durchaus kein Mittel entspricht: es kann zwischen den Forderungen der Vernunft und den Kräften beschränkter Naturen eine unübersteigliche Kluft befestigt sein. Aber eine solche Dissonanz zu studieren, wenngleich alles uns droht, daß sie unauflöslich sein wird, an einem großen Gedanken festzuhalten, wenngleich keine Hoffnung, ihn in einer glücklichen Zukunft zur Realität zu erheben, uns belebt, und immer noch den Himmel über uns zu sehen, wenn auch rund um uns her eine undurchdringliche Nacht die Erde umhüllt: — das ist unser klarer Beruf, und das ist unser edelster Trost.

Diese Untersuchung gewinnt noch dadurch eine ganz vorzügliche Würde, daß eine tiefere Einsicht in den Grund der Unmöglichkeit der Verfassung, nach welcher wir streben, uns der Gefahr überhebt, auch an anderen sittlichen Ideen, die mit jener Verfassung näher oder entfernter zusammenhängen, ungläubig zu werden, wenn man auf der einen Seite den gesellschaftlichen Zustand, aus welchem der ewige Friede hervorgehen soll, als die höchste Sanktion des Rechts unter den Menschen schildert, wenn man sagt, daß er ebenso fest, als der Begriff von Recht und Pflicht überhaupt, in der Quelle aller Rechte und Pflichten, in der Vernunft, gegründet ist und wenn sich auf der anderen Seite auch nicht die entfernteste Aussicht in eine mit diesem Ideal übereinstimmende Wirklichkeit darbietet, so könnte gar leicht, zumal in diesen Zeiten der höchsten moralischen Ohnmacht, der Argwohn, daß es wohl mit den Grundsätzen des Rechts überall nicht besser stehe, und daß sie, ein löblicher Zeitvertreib der Denker, mit den Angelegenheiten der Welt so gar viel nicht gemein haben möchten, auch in besseren Köpfen Eingang finden. Es ist also nichts weniger als unnütz, zu zeigen, wie und warum der ewige Friede ein ewiges Ideal der Vernunft sein muß und doch nie mehr als dieses sein kann; zu zeigen, daß selbst dieser anscheinende Widerspruch die Grundpfeiler der sittlichen Weltordnung nicht erschüttert; zu zeigen, daß, wenn auch die tiefsinnigste Staatskunst in ihrem Nachdenken über dieses große Problem

zuletzt nur zur Verzweiflung gelangt, doch gegen die Verzweiflung selbst, in der alles umfassenden und alles heilenden Kraft der sittlichen Gesetze, noch ein Mittel und eine Rettung zu finden ist.

*

Um ein für allemal zu verhindern, daß die Nationen, die einen gewissen Strich der Erde bewohnen, untereinander in Krieg geraten, gibt es drei verschiedene Mittel, unter welchen auch alle bisher getanen Vorschläge zur Beförderung des ewigen Friedens begriffen sind und notwendig begriffen sein müssen.

Das erste ist die absolute Vereinigung dieser Nationen in einen und denselben Staat, wodurch alle die Kollisionen wegfallen, die die Trennung ihrer Regierung erzeugt.

Das zweite ist die absolute Absonderung derselben, oder eine Verfassung der Staaten, wodurch alles Interesse des einen, den andern in seinen Rechten zu verletzen, aufhörte.

Das dritte ist endlich eine Organisation des von diesen Nationen gebildeten, gesellschaftlichen Ganzen, vermöge welcher ihre Streitigkeiten auf einem friedlichen Wege entschieden werden müßten und auf keinem anderen entschieden werden könnten. Es wird sich nachher ergeben, daß diese Organisation wieder auf doppelte Weise denkbar ist. Sie besteht entweder in einer freiwilligen Übereinkunft der Staaten, nach welcher sie sich gegeneinander verbindlich machen, alle unter ihnen aufkommenden Rechtsfragen vor einem dazu ernannten oder in jedem einzelnen Falle zu ernennenden Schiedsrichter aburteilen zu lassen und dem Ausspruch der Gewalt auf immer zu entsagen, oder in einer förmlichen, völkerrechtlichen Verfassung, durch welche ein höchster Gerichtshof, dem alle Staaten sich unterwerfen, gestiftet und zugleich mit der zur Ausführung seiner Sentenzen erforderlichen Macht bekleidet wird.

Die Möglichkeit der Ausführung vorläufig beiseite gesetzt, verdienen die beiden letzteren Mittel allein als echte betrachtet zu werden, weil sie wenigstens, wenn auch am Ende nur idealisch, der Aufgabe in ihrem ganzen Umfange Genüge leisten und nicht wie die beiden ersten, das Völkerrecht, statt es zu vervollkommnen, gänzlich vertilgen. Wenn alle Staaten zusammengeschmolzen oder alle Staaten vollständig isoliert werden, so hört der Krieg freilich auf, da in jenem Falle keine Absonderung und in diesem Falle keine Gemeinschaft mehr stattfindet: aber dies heißt den Knoten zerschneiden, nicht lösen; und die beiden ersten Mittel sind daher schon in dieser Rücksicht als unechte anzusehen. Nichtsdestoweniger ist es der Mühe wert, einen Augenblick dabei zu verweilen, teils damit kein möglicher Ausweg aus dem Labyrinth ganz unerörtert bleibe, teils weil selbst die unzweckmäßigsten und unhaltbarsten Hypothesen zuweilen Stoff zu nützlichen und sogar zu praktischen Betrachtungen darbieten können.

Die Idee, die sämtlichen in einem gewissen Bezirk der Erde verbreiteten Völkerschaften in einen einzigen Staat zusammenzuziehen, ist dieselbe, die in früheren Zeiten unter dem Namen der Universalmonarchie mehr als einen kühnen und emporstrebenden Kopf in Bewegung und mehr als einmal Europa in Schrecken gesetzt hat. Es versteht sich von selbst, daß hier von der Ausführbarkeit einer solchen Idee gar nicht erst die Rede sein darf, so wie es überflüssig ist, zu bemerken, daß der Versuch, sie zur Wirklichkeit zu bringen, mehr Unglück stiften möchte als alle Kriege, denen sie ein Ende machen sollte. Die Frage, mit der wir es zu tun haben, geht nur dahin, ob ein solcher Zustand, wenn er plötzlich realisiert werden könnte, den ewigen Frieden und einen wünschenswürdigen ewigen Frieden befördern würde.

Fürs erste ist es klar, daß, wenn ein sogenannter Universalstaat auch einen noch so großen Teil der Erde einnähme, doch in Ansehung der übrigen nicht mit darunter begriffenen dieselben Schwierigkeiten eintreten würden, denen seine Errichtung begegnen soll. Sobald er Grenzen hat, muß er auch Verhältnisse mit anderen haben, und bis er den ganzen Erdball unterjocht, hört nie die Möglichkeit des Krieges auf. Wenn Meere und Wüsten, Gebirge und das ewige Eis der einen und der brennende Himmel der anderen Zone den Menschen vom Menschen trennen könnte, so möchte eine friedliche Teilung der Erde nach den alten Urgrenzen, welche die Natur zwischen die großen Massen des festen Landes gesetzt hat, vielleicht die äußere Möglichkeit einer dauerhaften Ruhe begründen. Da aber dies rastlose Geschlecht, sobald seine Begierden oder seine Leidenschaften gebieten, weder Entfernungen noch Hindernisse, noch Ungemach, weder die Gefahren der See noch die Gefahren unbekannter Himmelsstriche scheut, so ist es entschieden, daß wenn auch nur zwei oder drei Universalstaaten die ganze Kugel bedeckten, der Krieg um die Oberherrschaft ihr erstes und ihr letztes Geschäft sein würde.

Je mehr man sich von dieser gigantischen Idee entfernt, je mehr man die Universalstaaten vervielfältigt, desto mehr nimmt die Hoffnung, auf diesem Wege den ewigen Frieden zu bewirken, ab. Europa unter einer einzigen Regierung — ist schon ein Bild, worunter die Einbildungskraft fast erliegt. Und doch ist Europa etwa nur der zwanzigste Teil des gesamten festen Landes der Erdfläche. Europa hat seiner früheren Kultur bis jetzt die Herrschaft über jeden Punkt der Erde, wohin es seine Schiffe, seine Künste und seine Waffen trug, zu danken gehabt. Wird diese Herrschaft ewig dauern? Wird nicht, so wie sich schon unter unseren Augen ein neues Europa in Nordamerika erhob, im Laufe der Zeiten und im notwendigen Fortgange der Kultur noch mehr als ein furchtbarer Nebenbuhler aufsteigen? Und sind zehn oder zwanzig Universalstaaten nicht genug, um den Krieg auf der Erde zu verewigen?

Wenn aber nun auch durch diese Vereinfachung der politischen Verhältnisse der Friede für das ganze menschliche Geschlecht weder zu erreichen

noch zu erwarten wäre, so scheint es doch, daß viel gewonnen sein müßte, wenn wenigstens durch eine große Völkerverschmelzung ein beträchtlicher Teil der Masse der unaufhörlichen Gärung ihrer jetzt gedrängten Elemente entrissen werden könnte. Europa ist, soweit seine Geschichte reicht, ein beständiger Schauplatz innerer Kriege gewesen. Wenn sich Europa in einen einzigen Staat verwandelte, wäre dann nicht die Quelle dieser Kriege auf einmal und auf immer verstopft?

Das Problem, eine politische Organisation für einen solchen Staatskörper ausfindig zu machen, das ungeheure Problem, so viele in Sprache, Kultur, Sitten, Religion und Fähigkeiten und Charakter verschiedene Nationen unter eine Gesetzgebung, unter eine Regierung zu ordnen, sei für einen Augenblick gelöst. Was würde gewonnen sein? Es ist unmöglich, mehr als hundert Millionen von Menschen mit gleichförmiger Gerechtigkeit, mit gleichförmiger Weisheit zu beherrschen, und doch wäre in einem so großen Ganzen durchaus keine schwache Seite erlaubt. Aus jedem Druck würde sofort unerträgliche Tyrannei, aus jeder Erschlaffung grundlose Anarchie hervorgehen. Zwischen Sklaverei und Auflösung würde keine Mitte mehr sein. Solange das Ungeheuer einer Universalregierung bestände, würde Europa unter seinem Elend noch mehr als jetzt unter seinen Kriegen seufzen; und ein immerwährendes Streben nach Freiheit würde der herrschende und notwendige Charakter dieser widernatürlichen Verfassung werden. Bald würden aus dem Schoße der riesenhaften Macht auf allen Seiten Verschwörungen und Rebellionen emporsteigen, die nur durch Krieg zu bezwingen und nur durch Krieg zu bestrafen wären. Wenn sie hundert Versuche dieser Art in Blut und Verwüstung erstickt hätte, würden hundert andere zu ersticken sein und endlich die gefährlichsten gelingen. In fünfzig Jahren wäre eine neue Trennung, eine neue Völkerrepublik, die Unabhängigkeit der Staaten auf der einen, die Unbestimmtheit ihrer Rechte, ihre Eifersucht, ihr Krieg auf der anderen Seite, mit einem Wort, der jetzige Zustand von Europa und von allen seinen Vorteilen und mit allen seinen Übeln wieder hergestellt.

Die Geschichte des glänzendsten Universalstaates, den je die Welt gesehen hat, ist nur die eines langen und lehrreichen Experimentes über die gänzliche Untauglichkeit einer solchen Verfassung für die Ruhe und Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts. Rom brachte sieben Jahrhunderte damit zu, um den damals kultivierten Teil der Erde zu erobern, und ungefähr ebensoviel Zeit, um ihn wieder zu verwirren. Das Schicksal seiner zahlreichen Provinzen war nichts als ein beständiger Wechsel von stürmischem Glück und Unglück im Ruhestand. Solange es noch Völker zu unterjochen gab, war für Rom kein Friede auf Erden; von dem Augenblick an, da das große Gebäude seiner Macht die Vollendung erreicht zu haben schien, schritt Rom seinem Untergange entgegen. Auf Blut und Ruinen stieg eine Weltherrschaft empor: in Blut und Ruinen löste sie sich wieder auf. In den zwölf Jahrhunderten,

die von der Stiftung dieser kolossalen Republik bis zur Zerstörung des westlichen Reiches verflossen, genoß das menschliche Geschlecht kaum ein Jahr lang die Wohltaten des Friedens. Als endlich der Riesenstaat unter seiner eigenen Größe dahinfiel, kehrte die ganze gesellschaftliche Ordnung von neuem ins Chaos zurück. Mehr als ein Jahrtausend verging, ehe sich aus dem tiefen Abgrunde des Elends, der Verwirrung und der Anarchie, in welche die Zerstückelung jenes unermeßlichen Ganzen die Welt versenkte, ein neues Staatensystem hervorwand, um dessen langsame Entwicklung wieder ein Heer von Kriegen schwebte, sowie ein Heer von Kriegen noch lange der notwendige Begleiter seiner fortdauernden Unvollkommenheit sein wird.

Wenn aber auch in der Idee eines alles vereinigenden Staates keine wahre Freistätte für einen dauerhaften Weltfrieden zu finden ist, so hat doch diese Idee selbst in der wirklichen und selbst in der jetzigen Ordnung der Dinge unstreitig einen gewissen Wert und sogar einen praktischen Wert. Sie führt uns zu dem unbestreitbaren Grundsatze, daß weniger Krieg sein wird, wenn es weniger Staaten gibt.

Könnte Europa plötzlich in eine gewisse Anzahl von großen Reichen zerfallen, so wäre ein mächtiger Schritt zu einem allgemeinen Friedenssystem getan. Es war ehemals und noch in der Mitte dieses Jahrhunderts eine ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß das wahre gesellschaftliche Glück nur in kleinen Staaten zu finden sei. Dieser sonderbare Wahn — man darf es jetzt kühnlich so nennen — hatte seinen nicht zu verkennenden Ursprung in der finsteren und trostlosen Barbarei, die seit der Zerstörung des römischen Reiches die schönsten Länder der Erde bedeckt. Einige glücklich gelegene Seestädte, einige zufällig isolierte oder durch günstige Konjunkturen von den größeren Staatsmassen abgerissene kleine Republiken waren die ersten Punkte von Europa, denen es gelang, sich aus dieser Barbarei zu einer regelmäßigen bürgerlichen Existenz und zum Genuß der wahren Güter des Lebens hervorzuarbeiten. Indes noch die Anarchie der Feudalverfassung das Innere des großen Reiches zerriß und nachher ihre ewigen Kriege um die Oberherrschaft jeden raschen Fortschritt in den gesellschaftlichen Künsten hintertrieben, hat sich alles, was den Menschen erheben und beglücken kann, in jene kleineren Staaten geflüchtet. Sie waren der Sitz der Industrie, des Reichtums, der Wissenschaften, der feineren menschlichen Kultur, zuweilen die Zuflucht und sehr oft das Muster der übrigen Welt. Die deutschen Hansestädte, die älteren italienischen Republiken, die friedlichen Täler der Schweiz, die Sümpfe von Venedig und Holland wurden von reichen und glücklichen und verhältnismäßig gebildeten Menschen bewohnt, als noch die großen Monarchien in Europa die traurigen Schauplätze des Faustrechts, der wilden Gewalt, der Tyrannei der Mächtigen und des Elendes aller waren.

Seitdem aber die Erfahrung besserer Tage uns gelehrt hat, daß auch in großen Staaten eine regelmäßige und liberale Regierung, die Herrschaft weiser

Gesetze, eine geordnete und alles umfassende Polizei, eine sorgfältige Rechtspflege und die genaueste Übereinstimmung aller Teile des Ganzen zu dem letzten Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft erreicht werden kann, seitdem sich Industrie und Reichtum und Bildung, wenngleich nicht über alle europäischen Länder in gleichem, doch über alle in großem Maße ausdehnten, seitdem die Regenten und die Völker gelernt haben, daß nicht Gewalt und Alleinherrschaft, sondern Arbeit und wechselseitige Verbindung das eigentliche Fundament aller wahren Nationalgröße und aller wahren Staatskunst sind — seitdem hat jene Maxime, daß die höchste Wohlfahrt nur in kleinen Staaten zu finden sei, durchaus ihre Gültigkeit verloren. Es läßt sich sogar aus dem jetzigen Zustande der Gesellschaft erweisen, daß große Staaten zur vollkommenen Entwicklung der Menschheit notwendig sind. Die Verhältnisse der Menschen haben sich mit der steigenden Kultur so unendlich vervielfältigt und verwickelt, daß nur eine gemeinschaftliche Gesetzgebung, die eine beträchtliche Masse dieser Verhältnisse umschlingt, sie zum allgemeinen Besten ordnen und leiten kann. Die Bedürfnisse des Landbaues, der Manufakturen und des Handels greifen allenthalben so mächtig und vielseitig ineinander, daß jeder kultivierte Fleck der Erde das dringendste Bestreben äußert, mit allen benachbarten Flecken in eine enge Verbindung zu treten. Die zu große Trennung, die zu große Vervielfältigung der Staaten steht mit diesem natürlichen und gewiß sehr wohltätigen Gange der menschlichen Ausbildung im Widerspruch. Je wichtiger die Gegenstände der Gesetzgebung, je größer und mannigfaltiger die Geschäfte der Regierung werden, desto nötiger wird es, daß in einem großen Bezirke der Erde die unendliche Differenz der Privatzwecke und der Privattätigkeit der Menschen in der Einheit eines obersten Zwecks und das freie Spiel ihrer Kräfte in der Einheit einer obersten Macht zusammengehalten werde.

Wenn auf einer Oberfläche von zehntausend Quadratmeilen zehn oder fünfzehn Städte zerstreut sind, die durch Arbeit und Kunst gedeihen, indes das übrige Land in Armut und Barbarei verschmachtet, so mögen sich jene ausgezeichneten, von der Natur oder dem Zufall privilegierten Punkte immerhin ihrer abgesonderten Verfassung und ihrer abgesonderten Munizipalgesetze erfreuen; sobald aber die Kultur, der Reichtum und die Bildung gleichsam ein Kontinuum auf der ganzen Fläche ausmachen, sobald jede Stadt und jedes Dorf und jeder einzelne Teil des Landes sich zu gleichen Ansprüchen auf gesellschaftliche Vervollkommnung emporschwingt und gleiche Hoffnung des Wohlstandes auf gleiche Fortschritte gründet, müssen sie sich schlechterdings zu einem ganzen und strengeren Sinne des Wortes erheben. Die Tendenz, große Staaten zu bilden, ist nicht bloß eine Tendenz des Ehrgeizes und der Herrschsucht der Regenten: sie ist eine unvermeidliche Folge, eine natürliche und wohltätige Tendenz der höheren Kultur der Nationen.

Für die Aufrechterhaltung des Friedens unter ihnen kann sie schlechterdings nicht anders als ersprießlich sein. Die Hälfte aller Kriege, die in den

letzten dreihundert Jahren Europa zerrissen haben, rührte von der Existenz der kleinen Staaten her. Die unzählige Menge von unabhängigen Fürsten, die das Lehnssystem — eine durchaus auf Trennung und eben deshalb durchaus auf Barbarei gegründete und berechnete Verfassung — zurückließ, ist eine Quelle unzähliger Streitigkeiten und sehr großer Übel gewesen. Auf der einen Seite luden sie durch ihre Schwäche unaufhörlich den Geld- oder Ländergeiz der Mächtigeren zu Eroberungs- und Vergrößerungsentwürfen ein, denen die übrigen nur durch ähnliche Entwürfe oder durch Kriege entgegenwirken konnten. Auf der anderen Seite wurde durch die immer wiederkehrenden Streitfragen über die Sukzession in ihren Besitzungen, durch die zahllosen Ansprüche, die nähere oder entferntere Verwandte auf ihre Länder machten, durch ihre Heiraten, durch ihre Familienverträge und durch ihre Familienprozesse das Staatsrecht so unendlich verwickelt und verdunkelt, daß man fast bei jedem Todesfalle eine allgemeine Bewegung in Europa befürchten mußte. Und doch war es noch ein nicht geringes Glück, daß sich in allen diesen kleinen Staaten das Prinzip der Erbfolge erhielt. Denn hätte das Schicksal gewollt, daß sie sämtlich oder auch nur der größte Teil unter ihnen in republikanische oder halbrepublikanische Formen gerieten, so fiele längst der schönste Teil von Europa, anstatt aus den Trümmern der Lehnsverfassung seine jetzige regelmäßige Gestalt zu gewinnen, wieder in die Wiege dieser Verfassung, in die Barbarei der Nomadenstaaten, zurück. Daß wir das werden konnten, was wir heute sind, haben wir vor allen Dingen dem glücklichen Umstande zu verdanken, daß jene unübersehliche Menge von mehr oder weniger unabhängigen Staaten, womit die Zerstörung des Römischen Reiches und das Feudalsystem Europa bedeckten, sich nach und nach in größere Massen verloren und in die Einheit beträchtlicher Staatskörper verschmolzen hat. Seitdem sich Frankreich und Spanien und Rußland und die beiden großen Monarchien in Deutschland — ehemals samt und sonders nichts als unförmliche Aggregate zerrissener, fragmentarischer, in ewige innere Gefechte verwickelter Souveränitäten — gebildet haben, ist der Stoff zu Kriegen notwendig geringer geworden; die Unzerstörbarkeit des Lebensprinzips in diesen großen politischen Körpern hat eine nur ihnen eigentümliche Garantie der inneren Festigkeit und der äußeren Sicherheit gewährt; selbst die noch übrigen kleineren Staaten haben unter dem Schutz jener größeren mehr Konsistenz und Ruhe erlangt; und was dann auch das traurige Resultat unserer unaufhörlichen Fehden sein mag, soviel bleibt immer gewiß, daß für das Interesse der Gesellschaft im ganzen und großen betrachtet die Kriege von fünf oder sechs beträchtlichen Mächten weit weniger verderblich sind, als die Kriege von zwei- oder dreihundert kleinen es sein würden.

In den neuesten Zeiten ist Europa durch zwei Erscheinungen heimgesucht worden, die, obgleich an und für sich nichts weiter als preiswürdig oder erwünscht, doch diesem großen Reunionsprinzip, welches man als eines der

natürlichen Gesetze des politischen Weltlaufes betrachten darf, eine mächtige Nahrung gaben. Die eine war das Teilungssystem, das seit dem Jahre 1772 eine von den Grundflächen der europäischen Staatskunst geworden zu sein scheint; die andere die französische Revolution. In den wenigen rechtlich gestimmten Gemütern, die weder der Schimmer gelungener Usurpationen noch die täuschende Magie, die oft den schnödesten Mißbrauch der Macht umschwebt, aus dem Heiligtum wahrer, sittlicher Grundsätze zu entführen vermag, ist beiden längst ihr ewiges Urteil gesprochen. Mit dem Teilungssystem kann überall kein Völkerrecht bestehen, und so lange noch eine Revolution für eine erlaubte Unternehmung gilt, darf man überhaupt nicht vom Recht in der bürgerlichen Gesellschaft sprechen. Auch haben sie beide, besonders die Revolution, weit entfernt, Quellen des Krieges auch nur unter den europäischen Völkern zu verstopfen, den Frieden auf lange Zeit so gut als unmöglich gemacht. Aber nach so unendlich vielen Übeln, die sie über der jetzigen Generation zusammenzogen, ist es doch wohl erlaubt, eines zufälligen Vorteils zu erwähnen, der sich mitten aus diesen Übeln für unsere Nachkommen entwickeln kann. Es ist eine Annäherung zur Eintracht, es ist einer der Keime einer künftigen friedlichen Verfassung des Völkersystems. Es ist ein Gut für die Menschheit, daß der Staaten weniger geworden sind. Dies für den Fortgang der Kultur und für die Verminderung der Kriege gleich wichtige Resultat ist vielleicht der einzige, freilich sehr teuer erkaufte Gewinn, den die menschliche Gesellschaft im ganzen aus den schreckensvollen Konvulsionen der letzten zehn Jahre ziehen wird. Die erhaltende und treibende Kraft, die, wie im Innern der Natur, so auch im Innern der gesellschaftlichen Maschine waltet, zwingt sogar die Torheiten und die Verbrechen der Menschen, zuletzt dem großen Zwecke der menschlichen und bürgerlichen Existenz zu dienen, und die oberste Regierung der Welt zieht endlich selbst aus Giften und reißenden Tieren, Erdbeben und Orkanen die Fruchtbarkeit der Erde und die Wohlfahrt ihrer Bewohner hervor.

*

Das zweite Mittel, einen dauerhaften Frieden unter den Staaten zu errichten — nämlich eine absolute Trennung des einen von dem anderen durch eine hierauf berechnete Verfassung jedes einzelnen — würde vielleicht nicht einmal einer näheren Erörterung bedürfen, wenn nicht ein berühmter deutscher Philosoph es ganz neuerlich in einem eigenen Buche umständlich auseinandergesetzt und ernstlich angeraten hätte[1]). Die Grundzüge des in diesem merkwürdigen Buch vorgetragenen Planes sind folgende:

[1]) Der geschlossene Handelsstaat. Ein philosophischer Entwurf als Anhang zur Rechtslehre und Probe einer künftig zu liefernden Politik, von J. G. Fichte. — Tübingen 1800.

Jeder Staat soll sich vor einem Handel mit dem Auslande und überhaupt vor jeder Verbindung mit anderen Staaten (die wissenschaftliche allein ausgenommen) gänzlich verschließen, der Verkehr seiner Bürger mit den Ausländern soll nicht nur aufgehoben, sondern für immer unmöglich gemacht werden. Zu diesem Ende soll er alles in den Händen der Bürger befindliche Geld, welches wegen seiner bisherigen allgemeinen Gültigkeit durchgehend Weltgeld genannt wird, mit einem Schlage außer Umlauf bringen und dagegen ein Landgeld, das heißt, ein solches, das nur im Lande und in diesem nur ausschließend anerkannt würde, einführen. Mit diesem Landgelde versehen und von allen anderen Staaten ein für allemal getrennt, errichtet die Regierung des so isolierten Volkes eine neue ökonomisch-politische Verfassung, vermöge welcher sie durch eine strenge, mit Strafgesetzen verbundene Bestimmung der Preise aller Produkte, durch eine genaue Kontrolle des Fabrikanten und des Kaufmannes und durch beständige Aufrechthaltung eines erzwungenen Gleichgewichtes zwischen Produktion, Fabrikation und Verkauf jedem Landesbewohner ein hinreichendes Auskommen sichert, oder, wie es in diesem System heißt, ihm zu dem Seinigen verhilft. Weil diese große Revolution doch vielleicht nicht in einem Augenblicke vollführt werden könnte, so soll, bis zu ihrer gänzlichen Vollendung, die Regierung den Handel mit dem Auslande in ihre Hände und alle zur Ausfuhr bestimmten Waren und alle ausstehenden Forderungen der Bürger sofort in Beschlag nehmen. Bliebe ja noch bei irgend einem Artikel die unbedingte Notwendigkeit einer Einfuhr aus der Fremde übrig, so treibt wenigstens die Regierung dieses Geschäft nur allein, und ihre ganze Sorgfalt muß auf immer größere Beschränkung derselben gerichtet sein. Ein so organisierter Vernunftstaat heißt ein geschlossener Handelsstaat. Damit er übrigens ein- für allemal so viel Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, als er nur irgend für nötig erachtet, in seinem Schoße vereinige und künftig desto sicherer von allen anderen Staaten getrennt leben könne, muß er mit der Einführung des Landgeldes und mit seiner neuen Polizeigesetzgebung noch eine große politische Maßregel verbinden: er rückt nämlich in eben dem Augenblicke, wo diese große Operation bei ihm zur Reife gediehen ist, in seine natürlichen Grenzen ein. Dies geschieht, wenn sich seine Nachbarn nicht gutwillig ergeben, durch den letzten Krieg, welcher von nun an nötig sein wird.

Für die Erhaltung des Friedens unter den Staaten wäre diese Theorie von allen bisher erdachten und noch künftig zu erdenkenden Theorien ohne alle Zweifel die tauglichste.

Wenn niemand mehr den kleinsten Bewegungsgrund hat, die Grenze seines Landes zu überschreiten, wenn aller wechselseitige Verkehr mit den Nationen aufhört, und wenn es keine Art von Verbindung, keine Art von gemeinschaftlichem Interesse und nicht einmal ein gemeinschaftliches Um-

laufsmittel unter den Staaten mehr gibt, so hat auch der Krieg unter ihnen ein Ende. Die Frage ist nur, ob um einen solchen Preis nicht selbst der ewige Friede auch zu teuer erkauft sein würde. Über die absolute Unausführbarkeit dieses kühnen Isolierungssystems wäre es unnütz, ein Wort zu verlieren. Der Erfinder selbst hat es von dieser Seite vollkommen aufgegeben, ob er gleich die Schuld der Unausführbarkeit nicht seinen Grundsätzen, sondern der Trägheit und dem Leichtsinn der Menschen zuschreibt; aber daß es selbst als philosophischer Traum vor der Vernunft nicht Gnade finden kann, dieser Vorwurf ist bedeutender. Die durchgängige Gemeinschaft unter den Bewohnern dieser Erde ist die oberste Bedingung aller wahrhaft menschlichen Kultur. So wie diese Gemeinschaft fortschritt, entwickelten sich auch die edelsten Kräfte unseres Wesens; nur von dem Augenblick an, wo durch Schiffahrt und Handel die entferntesten Punkte miteinander in Verbindung traten, wurde das menschliche Geschlecht auf immer gegen jeden Rückfall in eine allgemeine Barbarei gesichert. Allerdings gingen aus dieser Gemeinschaft auch unzählige Laster und unzählige Leiden hervor. Aber reiner Fortschritt zum Guten und reiner Genuß des Guten sollte und konnte das Los der Menschheit nicht sein. Wenn jeder Staat im Sinne dieses unfreundlichen Systems geschlossen gewesen wäre, so hätten wir weder Stoff noch Fähigkeit zum höheren Lebensgenuß, weder Stoff noch Fähigkeit zur höheren Humanität erlangt. Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, die Produkte unserer Arbeit, unserer Künste, unserer Wissenschaften, unsere physische und intellektuelle Bildung wäre in ewiger Kindheit geblieben; der Philosoph, der jetzt mit undankbarem Stolze auf eine Verfassung herabsieht, die seine Ideale nicht erfüllt, lebte noch in der gröberen Atmosphäre der rohen Bedürfnisse und der eisernen Arbeit, wo nicht einmal der Flug in eine idealische Welt ihm vergönnt sein würde, und sollte noch jetzt, mit allen Schätzen, welche die große Verbindung der Nationen untereinander wohltätig über uns ausgoß, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Staaten und Staaten errichtet werden, so kehrte die Welt unvermeidlich in ihre Kinderjahre zurück. Der wahre Reiz des Lebens wäre dahin; kein höheres Interesse als das der augenblicklichen Erhaltung unserer nackten, physischen Existenz, kein Sporn und kein Lohn für die Industrie, keine ausgebreitete Unternehmung, kein vielumfassender Plan, keine Aussicht auf Ruhm, kein begeisternder Antrieb zu großen Taten mehr. Eine einförmige, abspannende Leere, die Ruhe der Trägheit würde sich über allen Ländern, eine grauenvolle Öde über allen Meeren lagern und bald die alte Finsternis wieder zur Herrschaft über die Welt gelangen. Lieber gleich mit Rousseau in den Schoß der rohen Natur zurück, als dem Zwange der bürgerlichen Gesellschaft ohne volle Entschädigung für den Verlust der ungebundenen Freiheit gelebt! Nein! Es ist nicht genug, der Menschheit den Frieden zu verheißen; man muß es auch unter den Bedingungen tun, unter denen er allein der Menschheit wert sein kann. Das Bedürfnis, über

den engen Kreis, der unsere erste ungesellige Existenz umschließt, hinauszugehen und mit unseren Wünschen und mit unserer Tätigkeit nach und nach über Land und Meer, soweit der Erdkreis sich erstreckt, zu wandern, ist tief in unsere Brust gepflanzt. Ein unwiderstehlicher Trieb zieht alle Nationen aneinander. In seiner Befriedigung liegt das ganze Geheimnis der Kultur, das ganze Geheimnis der höheren kosmopolitischen Erziehung. Je mannigfaltiger die Berührungspunkte, desto gebildeter, desto vollendeter und desto menschlicher der Mensch. Jedes wahre Gut muß uns auf diesem Wege dargeboten werden; was diesen Weg uns verschließt, muß immer ein Übel sein. Wir hassen den Krieg; aber wäre er unglücklicherweise an jene große Völkergemeinschaft auf immer gebunden, so müßten wir ihn tragen, wie man eine schwere Abgabe trägt, um die unendlich überwiegenden Vorteile einer bürgerlichen Verfassung zu genießen. Wir sehnen uns nach einem Zustande, in welchem der Friede einheimisch in den Staaten würde; wenn aber selbst der ewige Friede nur durch eine ewige Trennung der Nationen erreicht werden kann, so ist der Entschluß schon gefaßt: wir bleiben, wie wir sind, und entsagen dem ewigen Frieden.

*

Das dritte Mittel zur Stiftung oder Vorbereitung des ewigen Friedens wäre ein freier Bund oder eine vollständig bestimmte und organisierte Föderativverfassung unter den Staaten. Die Absicht einer solchen Verbindung müßte immer dahin gehen, daß die Streitigkeiten, in welche ihre Mitglieder geraten können, auf einem friedlichen und rechtlichen Weg ausgeglichen und daß durch die vereinte Macht des Bundes jeder einzeln darin aufgenommene Staat in die Unmöglichkeit, sein Recht durch Waffen zu behaupten, gesetzt würde. Es lassen sich zur Erreichung dieser Absicht verschiedene Formen denken. Die verbündeten Staaten können sich vorbehalten, in jedem einzelnen Streitfalle einen oder mehrere Schiedsrichter zu ernennen, oder sie können festsetzen, daß die Minorität der Glieder jedesmal dem Ausspruch der Majorität unterworfen sein soll, oder sie können endlich einen permanenten Kongreß errichten, vor dem alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Bundesgenossen verhandelt, alle ihre Prozesse geführt und geschlichtet und alle zweifelhaften Rechtspunkte in oberster Instanz entschieden würden.

Wenn es wahr wäre, was Rousseau sagt, daß dieser Friedensbund nur deshalb nicht zustandekommen könnte, weil die Häupter der Staaten, die ihn eingehen müßten, nie freiwillig in eine Verfassung treten würden, welche es ihnen unmöglich machte, „nach eigner Willkür ungerecht zu sein"; wenn es wahr wäre, was er ferner behauptet, „daß ein solcher Bund nur einen Tag existieren dürfte, um nie wieder zerstört zu werden," — so dürften wir die Hoffnung, ihn früher oder später realisiert zu sehen, nicht schwinden lassen.

Es hat mehr als einen Augenblick in der neueren Geschichte von Europa gegeben, wo alle Regenten die Sicherheit eines anhaltenden Friedens dem ungewissen Erfolg der Kriege mit Bereitwilligkeit vorgezogen haben würden; es kann und wird noch mehr als ein solcher Augenblick kommen; und alles, was unter den Menschen von einem augenblicklichen Entschluß abhängt, ist möglich und praktisch möglich. Die Schwierigkeit oder vielmehr die gänzliche Unmöglichkeit der Sache liegt keineswegs in der Entstehung des Bundes: sie liegt in den Bedingungen seiner Dauer.

Wenn eine gesetzliche Verfassung unter einzelnen Personen oder unter Staaten Bestand haben soll, so muß eine Garantie, und zwar eine äußere, vorhanden sein, worauf ihre Wirksamkeit und ihre Festigkeit beruht. Sobald eine solche Verfassung vom bloßen festwährenden Willen ihrer Mitglieder abhängt, ist sie auf Sand gebaut. Die Neigungen der Menschen und der Staaten sind wandelbarer als die Natur, und ihre Moralität ist ein Rohr, das der Wind bewegt. Eine rechtliche Verbindung setzt notwendig Zwang, und Zwang setzt eine oberste Gewalt voraus. An dieser fehlt es gänzlich in jedem Projekt eines Staatenbundes. Es gibt in allen diesen Projekten zwar eine gesetzgebende und eine richtende Behörde, aber keine vollziehende Macht, und folglich keine Garantie. Dies ist der wichtigste Umstand, der ihre radikale Untauglichkeit nicht bloß in der Ausführung, sondern sogar — was besonders zu ihrer Verdammnis gereicht — in der bloßen Idee charakterisiert.

Ein freier Vertrag unter Staaten wird immer nur so lange beobachtet werden, als keiner von denen, welche ihn schlossen, zugleich den Willen und die Macht, ihn zu brechen, besitzt; das heißt mit anderen Worten, solange auch ohne einen solchen Vertrag der Friede, welchen er gründen soll, bestehen würde. Sobald ein einzelner Staat oder eine Privatkoalition von mehreren ihr Interesse dabei finden, und sobald ihnen Kraft genug zu Gebote steht, sich dem gemeinschaftlichen Interesse zu widersetzen, fällt das ganze System über den Haufen. Von Stunde an haben die übrigen Teilnehmer an dem Bunde kein anderes Mittel mehr, die Widerstrebenden zur Unterwürfigkeit unter den Ausspruch der Schiedsrichter oder der Majorität oder des Kongresses zu zwingen, als Krieg. Nun sollte ja aber die Vermeidung des Krieges der einzige Zweck der großen Verbindung sein; mithin kann diese Verbindung nur durch Mittel aufrecht erhalten werden, die ihren Zweck, anstatt ihn zu befördern, zerstören würden; und folglich ist sie eine Idee, die sich selbst widerspricht.

Es hat seit ungefähr hundertfünfzig Jahren in dem wirklichen Verhältnisse der europäischen Staaten eine Art von unvollkommener Nachbildung dieser beim ersten Anblick so reizenden, unter einer näheren Prüfung so unhaltbaren Idee gegeben, die unter dem Namen des politischen Gleichgewichts bekannt war. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß die meisten Kriege

aus dem zu großen Übergewicht entstanden, welches eine oder die andere Macht sich durch günstige Umstände zu verschaffen wußte. Hieraus zog die Staatskunst den Schluß, daß, wenn man durch zweckmäßige Allianzen, durch geschickte Unterhandlungen und im Falle der Not selbst durch die Waffen die Entstehung eines solchen Übergewichts verhindern oder, wenn es einmal entstanden war, seine schädlichen Wirkungen neutralisieren könnte, die Ruhe und die Sicherheit des Ganzen dadurch notwendig und wesentlich gewinnen müßte. Die Absicht dieses Systems war nie, wie man ihm oft mit Unrecht vorgeworfen hat, daß alle Staaten ungefähr gleich mächtig sein sollten; sie ging nur dahin, die schwächeren durch ihre Verbindung mit mächtigeren gegen die Unternehmungen eines präponderierenden Staates soviel als möglich sicherzustellen. Man wollte die natürliche Föderativverfassung von Europa so geschickt organisieren, daß jedem Gewicht in der großen politischen Masse irgendwo ein Gegengewicht zusagte. Man wollte die Kriege, wenngleich nicht unmöglich machen — welches keine Verbindung, eine allgemeine so wenig als eine besondere, vermag —, doch vermindern, indem man neben den Reiz immer gleich die Schwierigkeit stellte, und durch Furcht und Interesse überwinden, was, bei dem Mangel einer obersten Gewalt, weder das Recht noch die Moralität zu unterdrücken imstande war. Man wollte mit einem Worte durch Separatbündnisse erreichen, was das Projekt von St. Pierre durch ein allgemeines Bündnis zu leisten versprach.

Dieses System des politischen Gleichgewichts ist freilich mehr als einmal in den Händen des Ehrgeizes und der Selbstsucht zu einem Werkzeuge der Zerstörung geworden und hat mehr als einmal den Krieg, den es zu hintertreiben vorgab, befördert. Nichtsdestoweniger verdient es keineswegs die Verachtung, womit es in neueren Zeiten von unwissenden Deklamatoren freigebig beschenkt worden ist. Die wohltätigsten Erfindungen der Weisheit können sich durch Mißbrauch in Gifte verwandeln. Es gibt nichts Edles unter der Sonne, das nicht hier oder dort zum Vorwande der größten Verbrechen und zur Grundlage der schrecklichsten Übel gedient hätte. Im gegenwärtigen Fall muß das Urteil desto behutsamer sein, da jenes System offenbar den einzigen Zufluchtsort darbietet, der uns bei der erwiesenen Unausführbarkeit aller anderen Pläne zur Friedensgarantie in unserer traurigen Hilflosigkeit noch übrig geblieben ist. Wenn uns das politische Gleichgewicht in seinem ursprünglichen und richtigen Sinne auch nur drei oder vier Kriege in jedem Jahrhundert ersparen könnte, so wäre es der Mühe schon wert, die Grundsätze dieses heilsamen Systems mit der äußersten Anstrengung zu studieren. Daß es nach und nach in so tiefen Mißkredit gefallen ist, hat seinen Grund — man muß es ohne Schonung erklären — in der steigenden Unsittlichkeit — in der immer unverhüllteren Frevelhaftigkeit des Zeitalters gehabt. Die wahre Theorie des politischen Gleichgewichts ist ganz aus Ideen der Mäßigung, der wechselseitigen Beschränkung, der Genügsamkeit, der

Haltung zusammengesetzt; sie deutet durchaus auf die Herrschaft des gebildeten Verstandes über die rohe Gewalt, der stilleren und feineren Talente über die ungestüme und stürmische, der Kabinettsklugheit über die militärische hin. Sie kann also unmöglich in einem Zeitpunkte gefallen, wo die Gewalt allein das Schicksal der Welt entscheidet, wo der Ausschlag des Schwertes die geschicktesten Spekulationen des Staatsmannes zuschanden macht, wo für den Schwächeren fast keine Rettung mehr zu finden und wo es bei den Stärkeren fast Maxime geworden ist, die Staatsklugheit wie eine Grille zu verlachen, damit sie nicht etwa zuletzt der verbannten Gerechtigkeit zu Hilfe komme. Aber die Natur der Dinge und die ewige Regel der gesellschaftlichen Ordnung behauptet früher oder später ihr Recht, wenn nicht etwa am Ende der unzuberechnenden Krisis, in welcher das neunzehnte Jahrhundert seinen Einzug hält, die ganze politische Existenz unseres Erdteiles sich in einigen wenigen, alles verschlingenden Staaten konzentriert, eine Begebenheit, die vielleicht in ihren entfernteren Resultaten den Frieden begünstigen könnte, die aber nur durch eine Reihe von Revolutionen, an die man ohne Entsetzen nicht denken kann, zu realisieren ist — wenn Europa noch fernerhin ein Gemisch von größeren und kleineren Staaten bleiben soll, so wird auch das System eines wohlverstandenen Gleichgewichtes unter diesen Staaten jederzeit der Leitstern der besseren Staatsmänner sein.

Die Politik, im engeren Sinne des Wortes, ist eigentlich die Wissenschaft und, wenn sie praktisch wird, die Kunst, dieses System zu behaupten und zu vervollkommnen. Daß man an die Stelle dieser Kunst nur zu oft eine Technik der falschen Schlauigkeit, der unwürdigen Hinterlist und der verworfensten Kabalen setzte, fällt ihr ebenso wenig zur Last, als der Religion zum Vorwurfe gereichen kann, wenn man sie mit den leeren Spitzfindigkeiten einer grübelnden Theologie, oder der Philosophie, wenn man sie mit den hohlen Sophistereien eines scholastischen Pedanten verwechselt. Die wahre Politik soll sich mit der großen Aufgabe beschäftigen, das Verhältnis der Staaten untereinander beständig so zu leiten und so zu ordnen, daß es die höchstmögliche Ähnlichkeit mit dem Zustande einer gesetzlichen bürgerlichen Verfassung behält; sie sollte die Veranlassung zum Kriege, solange nur noch ein Mittel zum friedlichen Einverständnis übrig bleibt, zu entfernen und endlich aus dem Kriege selbst, wenn er sich schlechterdings nicht mehr vermeiden ließ, eine verbesserte Ordnung der Dinge und einen festeren, gesicherten Friedensstand, soweit er erreichbar ist, ableiten. Diese Aufgabe darf man nur aussprechen, um alle die Forderungen anzudeuten, die an den, der sie bearbeiten soll, mit vollem Rechte getan werden können. Eine ausgebreitete und gründliche Kenntnis der Verfassung, der Kräfte, der Gerechtsame und der Verhältnisse der Staaten, ein tiefes Studium des menschlichen Gemütes in seinen verborgensten Triebfedern, ein schneller und treffender Blick, der in dem oft unauflöslich scheinenden Gewebe der wechselseitigen Pläne und Ab-

sichten und öffentlichen Schritte und geheimen Machinationen zugleich den wahren Lichtpunkt für das Urteil sowohl als für die Entschließung faßt, die Gabe, das verwickeltste Geschäft, wo ein einzig falscher Schritt oft durch den Ruin der Nationen gebüßt werden muß, zugleich mit der höchsten Festigkeit und mit der höchsten Gewandtheit zu behandeln, — das sind die Eigenschaften eines Staatsmannes in der höheren Bedeutung des Wortes. Wer eine solche Kunst wie ein unnützes Spielwerk verachten kann, muß nie ihre Elemente gekannt und nie ihren Zweck begriffen haben.

Wenn es eine Wissenschaft gäbe, die die Mittel zum ewigen Frieden lehrte, so wäre diese unter allen menschlichen die höchste: da es eine solche Wissenschaft nicht gibt, so muß die mit Ehrfurcht genannt werden, die in ihrer Vollendung den möglichst dauerhaften Frieden begründet.

*

Der vierte und letzte Weg, auf den das Nachdenken über die Möglichkeit eines immerwährenden Friedens uns führt, ist der einer förmlichen völkerrechtlichen Verfassung, in welcher gesetzgebende, richtende und vollziehende Gewalt in irgendeinem obersten Organ des gemeinschaftlichen Willens vereinigt wäre.

In einer solchen Verfassung allein sind alle Bedingungen der großen Aufgabe erfüllt. In einer solchen Verfassung allein tritt jeder Staat zum andern in eben das vollständig geordnete Verhältnis, welches unter der bürgerlichen Gesetzgebung die sämtlichen Mitglieder eines einzelnen Staates umschließt. Ein höchster Gerichtshof, der alle Prozesse im Völkerrecht nach unwandelbaren Gesetzen entscheidet und, mit der Fülle der höchsten Macht bekleidet, seine Aussprüche, wie der bürgerliche Richter die seinigen, zur Vollziehung bringt, gewährt allein jene alles umfassende Garantie, ohne welche sich keine Gesellschaft und mithin auch keine Staatengesellschaft zu einer rechtlichen Existenz im ganzen Umfange des Wortes erhebt.

Diese einzig befriedigende Verfassung ist unglücklicherweise eine Chimäre und wird und muß eine ewige Chimäre sein. Denn:

1. Sie müßte, um das Ideal des ewigen Friedens zu realisieren, den ganzen Erdkreis umschlingen können; ein vollständig ausgebildetes Föderativsystem, das nur einen Teil der Erde unter sich begriffe, wäre noch keineswegs eine vollständige Friedensgarantie. Der Naturstand unter den Völkern hört nur dann erst durchgängig auf, wenn sie sich alle zu einem Staate verbinden können; welches schlechthin unmöglich ist.

2. Selbst für eine beträchtliche Anzahl von Völkern und besonders von großen Völkern läßt sich ein durchaus vollendetes Föderativsystem unter keiner Bedingung errichten. Eine Gesellschaft kleiner Staaten, die ein gemeinschaftliches Interesse untereinander verbindet, kann allerdings unter einer solchen Verfassung leben und gedeihen; sollte aber das Föderativsystem auf große

Staaten angewendet, sollte zum Beispiel Europa nicht etwa nach dem unzureichenden Plane von St. Pierre, sondern in dem hier zugrunde gelegten und einzig haltbaren Sinne in eine wahre Föderativrepublik verwandelt werden, so müßte der höchste Senat dieser ungeheuren Republik mit einer Macht bekleidet sein, gegen welche die Macht jedes einzelnen Staates in keine Vergleichung käme; welches abermals schlechthin unmöglich ist.

3. Wenn sich endlich eine Macht erdenken ließe, die groß genug wäre, um in einem so ungeheuren Föderativstaate, wie ihn auch nur Europa bilden würde, ihren richterlichen Anspruch an die Stelle der Privatgenugtuung zu setzen, so würde selbst dann — und diese Bemerkung trifft sogar den bloß idealischen Wert des Projektes — noch kein ewiger Friede unter den Völkern sein. Denn es ist unmöglich, anzunehmen, daß sich jeder einzelne Staat dem Ausspruch des obersten Gerichtshofes gutwillig unterwerfen würde; so wie im Innern der Staaten, so oft die Gewalt ins Mittel treten muß, um das Recht zur Vollziehung zu bringen, so würde auch in den Prozessen der Völker und vielleicht noch öfter als in den Privatverhältnissen die Notwendigkeit einer durch Zwangsmaßregeln gesicherten Vollziehung der richterlichen Entscheidung obwalten. Nun sind aber Zwangsmaßregeln gegen einen Staat nie etwas anderes als Krieg; mithin wäre selbst in dieser Verfassung der Krieg unvermeidlich.

Und so ist es denn vollständig erwiesen, daß es schlechterdings keinen Plan zum ewigen Frieden gibt, der auch nur in der Idee, und ohne noch an die Schwierigkeiten der Ausführung zu denken, Stich hielte. Dies niederschlagende Resultat scheint nicht bloß die Menschheit, sondern gewissermaßen sogar die Weltregierung anzuklagen. Wir müssen versuchen, ob nicht wenigstens die letztere sich rechtfertigen läßt.

*

In der physischen Natur ist das Prinzip der Erhaltung durchaus an ein Prinzip der Zerstörung geknüpft. Jede neue Form geht aus der Zersetzung einer alten, der Stoff zu jeder Organisation aus den Elementen vernichteter Organisationen, das Leben aus dem Tode hervor. Die Natur ist ein beständiger Kampfplatz, auf welchem eine Kraft mit der anderen, ein Trieb mit dem anderen, ein Dasein mit dem anderen ringt; das ganze Geschäft ihrer unerschöpflichen Entwicklung ist auf die Möglichkeit einer rastlosen Auflösung gegründet.

Da, wo die Organisation in einer veredelteren Gestalt erscheint, wo der rohe Mechanismus in freie Tätigkeit übergeht, und wo sich mit dem höheren und kunstreicheren Lebensprinzip die erste Spur des Bewußtseins und des Willens offenbart, nimmt dieser Kampf den Charakter eines Krieges an. Die tierische Schöpfung lebt und gedeiht nur im Kriege. Die Natur hat zwar durch den Tod, den sie selbst unablässig herbeiführt, dafür gesorgt, daß eine

Generation in Ruhe der anderen Platz mache und die Erde nicht in wenig Jahrhunderten zu klein für ihre Bewohner werde; aber dieser friedliche Gang scheint ihrem Plane noch nicht Genüge geleistet zu haben. Die meisten Geschlechter der Tiere sind offenbar darauf angewiesen, von anderen Geschlechtern zu leben, sie sind zum Kriege bestimmt, zum Kriege geschaffen, oft durch einen wundervollen Instinkt und durch eine höchst künstliche Bildung zum Kriege sichtbar ausgerüstet. Das menschliche Geschlecht ist selbst in diesem Falle: auf Kosten der übrigen Tiere muß es die Mittel zu seiner Erhaltung und die Herrschaft über die Erde gewinnen; es bleibt ihm nur die Wahl, entweder zugrunde zu gehen, oder alles um sich her, was nicht zu anderen Zwecken erhalten werden muß, zu bekriegen und zu zerstören.

Dieser sonderbare Haushalt der Natur scheint auf den ersten Anblick ein System von Widersprüchen und eine allgemeine Unordnung zu verkündigen. Aber wir betrachten die Welt aus einem viel zu niedrigen Standpunkt und überschauen einen viel zu unbedeutenden Teil der großen Kette der Wesen, um uns ein Urteil über das Ganze anzumaßen. Überdies sind Schmerz, Tod und Zerstörung nichts als relative Begriffe, die nur von der eigentümlichen Art, wie diese oder jene Naturveränderung auf unsere Empfindungen wirkt, geleitet werden. Jene scheinbare Unordnung löst sich oft sogar schon vor unseren kurzsichtigen Augen in Harmonie und Ordnung auf; und könnten wir tiefer ins Innere dringen und zugleich eine größere Sphäre umfassen, so würde die rätselhafte Geschichte der Natur, wovon wir jetzt nur noch einige Bruchstücke erkennen, uns allenthalben Zusammenhang, Zweck und Weisheit offenbaren. Der ewige Krieg in der Natur würde dann nur eine veränderte Ansicht ihrer ewigen Fülle und ihrer ewigen Tätigkeit sein.

Der Mensch, *als Vernunftwesen*, ist durch Selbstbewußtsein und Freiheit schon jetzt über diese anscheinende Verwirrung im Weltlaufe erhaben. Für ihn haben Tod und Vernichtung keinen Sinn: seine Erhaltung, wie die Erhaltung alles dessen, was wirklich ist, was als *Substanz*, nicht bloß als *zufällige Form* existiert, hängt immer nur mit allgemeiner Erhaltung und nie mit Untergang zusammen. Seine Tätigkeit wird durch Regeln, die aus ihm selbst hervorgehen, bestimmt; er allein unterwirft sich die Natur, mit einer bleibenden Gewalt; er allein geht über alle Instinkte hinaus und lebt, sobald er sich selbst zu verstehen und zu achten anfängt, mit seinesgleichen in Frieden. In ihm muß das Bedürfnis sich unter das Recht und die Sittlichkeit beugen; was andere Geschöpfe nur durch blinde Gewalt und durch Krieg zu erreichen wissen, verschafft er sich durch gesellige Verbindung und Gesetz.

Aber der Mensch ist nie ein reines Vernunftwesen und wird und kann es in keinem Zeitpunkt seiner hiesigen Dauer sein. Ein geheimnisvolles Band knüpft ihn unaufhörlich an eben die Natur, über welche sein Geist ihn unaufhörlich erhebt. Der kriegerische Trieb, das anscheinend feindselige Prinzip,

das alle Naturwesen in Tätigkeit setzt, lebt, wirkt und atmet auch in ihm. In den Tieren war es Instinkt; in ihm wird es Neigung und Leidenschaft. Seine ganze vernünftige Existenz und die Bestimmung aller seiner Generationen ist nur ein immerwährendes Bestreben, dieses Prinzip den Ideen von Ordnung und Gesetzlichkeit, von denen er allein die Quelle und das Muster auf Erden sein sollte, unterzuordnen. Dies Bestreben kann nie mit vollständigem Erfolge gekrönt werden. Wenn auch das gesamte menschliche Geschlecht die vollkommenste rechtliche Verfassung unter allen seinen Mitgliedern errichten könnte, so würde doch der feindselige Stoff, der in den unbezwingbaren sinnlichen Trieben verborgen liegt, jeden Augenblick die Ordnung stören und eine ewige und widrige Dissonanz zwischen dem Gesetz der Vernunft, die immer Frieden gebietet, und dem Gesetz der rohen Natur, die immer Krieg will, erhalten.

Noch mehr: Selbst die den Menschen ausschließend eigene Art, auf die Welt, die ihn umgibt, zu wirken, selbst seine Freiheit bietet der Ordnung, zu der er berufen ist, eigentümliche Hindernisse dar. In dieser an und für sich unendlichen und schrankenlosen Freiheit ist jedem Einzelnen ursprünglich die Herrschaft über die ganze sinnliche Welt, so weit er nur darin fortschreiten kann, gegeben. Solange sie durch kein Gesetz beschränkt wird, gehört im wahren Sinne des Wortes, und wenn noch so viele Millionen nebeneinander geschaffen wären, einem jeden unter ihnen die Erde mit allen ihren Früchten und Gütern. Deshalb ist auch der reine Stand der Natur notwendig ein Stand des Krieges. Nur aus der Unmöglichkeit, diese Ansprüche aller zu erfüllen, nur aus dem Bedürfnis ihrer Beschränkung geht der Begriff ihres *Rechtes* hervor; und auf diesen allein ist die Möglichkeit eines *Vertrages* gegründet, und weil die Verträge zwischen Einzelnen noch immer die anderen nicht binden und doch das Recht unter den Menschen durchaus und für immer bestimmt sein soll, so mußte man zuletzt, um die Forderungen der Vernunft zu befriedigen, zu einem *allgemeineren Vertrage*, zu einer gesetzlich geordneten Gesellschaft gelangen.

Wenn aber diese gesetzlich geordnete Gesellschaft den ganzen Umfang der menschlichen Zwecke erreichen und den Stand der Natur von allen Seiten endigen sollte, so müßte sie schlechterdings das gesamte menschliche Geschlecht umfassen. Nur dann ist jedem Erdbewohner sein Recht gegen jeden anderen durchgängig und vollständig versichert, wenn er *mit allen* in eine rechtlich geschlossene Verbindung tritt. Auch dann wäre noch keineswegs der Krieg in weiterem Sinne des Wortes verbannt, weil dies die absolute Alleinherrschaft der Vernunft und die Vernichtung jedes mit der Vernunft nicht übereinstimmenden Triebes im Menschen voraussetzt; aber dann wäre wenigstens die äußere Möglichkeit eines Zustandes gegeben, worin kein *rechtlicher* Krieg mehr stattfinden könnte. Die ganze Erde müßte *ein Staat* sein, wenn das Recht unter den Menschen eine absolute und vollständige Garantie

erlangen sollte. Darum war auch, wie wir oben gesehen haben, eine allgemeine, die ganze Erde umschließende Föderativverfassung das einzige Projekt zum ewigen Frieden, das wenigstens keinen offenbaren Widerspruch in seiner reinen Idee enthielt. Indem die Natur diesen Universalvertrag durch die Schranken der menschlichen Kräfte unmöglich machte, erklärte sie auch den ewigen Frieden für ein Unding. Indem sie die menschliche Gesellschaft zu einer notwendigen Teilung bestimmte, umzog sie das Gebiet des Rechtes mit Grenzen, die allenfalls weiter hinausgerückt, aber nie ganz aufgehoben werden können. In jedem einzelnen Staate sind durch die gesetzliche Verfassung alle rechtlichen Verhältnisse bestimmt; aber die Staaten untereinander können kein gemeinschaftliches, durchaus nach Gesetzen organisiertes Ganzes bilden. Sie leben nicht gerade im Stande der Natur, welches die gewöhnliche, aber nicht die richtige Vorstellung ist, sondern in einer unvollkommenen, gesellschaftlichen Verfassung. Ihr Verhältnis ist das der Individuen vor der Stiftung einer bürgerlichen Gesellschaft, wo allerdings gültige Verträge geschlossen werden können, nur kein alles umfassendes Band die gesamte rechtliche Existenz, die gesamten wirklichen und die gesamten möglichen Verträge, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft umgibt. Sie können daher den Krieg auch immer nur provisorisch, nie definitiv aus ihrer Mitte verbannen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist der Krieg offenbar nur beziehungsweise ein Übel zu nennen. Mit größeren Übeln verglichen, denen gerade der unvollkommene Zustand der menschlichen Gesellschaft, aus welchem der Krieg hervorgeht, uns entreißt, verdient er den Namen eines Gutes. Die ursprüngliche Tendenz der Vernunft oder des Rechtsgefühles im Menschen strebt nach einer durchgängigen und vollständigen Garantie der Rechte, die nur durch eine allgemeine gesetzliche Verbindung unter allen Bewohnern der Erde erreicht werden kann. Eine solche Verbindung ist unmöglich. Soll also eine rechtliche Verfassung überhaupt zur Wirklichkeit kommen, so muß sie von einer gewissen Anzahl von Menschen, die sich als Volk einem gemeinschaftlichen Gesetz unterwerfen, geschlossen werden. Es muß sich, damit nur der furchtbare und die Vernunft empörende Stand der Natur auf irgendeine Weise ein Ende nehme, eine Reihe von Staaten bilden, weil nun einmal ein einziger Staat schlechterdings nicht erreicht werden kann. Nun ist doch wenigstens der Krieg aus der Sphäre jedes einzelnen Staates verbannt; und wenn er sich zwischen den Staaten nicht bleibend verbannen läßt, so ist er der Preis, um welchen die Menschheit das Glück, nur in irgendeiner gesetzlichen Verfassung zu leben, erkaufen muß. Es ist kein geringer Gewinn, daß durch die Errichtung der Staaten, der Krieg, der im Stande der Natur das Verhältnis aller Individuen war, aus dem Busen der menschlichen Gesellschaft vertrieben und nur auf die Grenzen verpflanzt wird, welche die großen rechtlich geschlossenen Bezirke voneinander

trennen. Man muß die Kriege der Staaten wie Ableiter betrachten, an denen der einmal vorhandene Stoff der feindseligen Neigungen des Menschen, der, sich selbst überlassen, alles verwüsten und jede rechtliche Verbindung sogar unter einzelnen verhindern würde, auf gewisse Punkte konzentriert und gleichsam in bestimmte Kanäle verwiesen wird. Der Krieg ist, mit allen seinen Schrecknissen, die Bürgschaft der einzigen gesetzlichen Verfassung, die unter den Menschen möglich war; und, wie paradox es auch klingen mag, es ist dennoch eine unleugbare Wahrheit: ohne Krieg wäre kein Friede auf Erden.

Wenn man nun noch weiter gehen und fragen wollte: warum uns denn die oberste Weltregierung zu diesem unvollkommenen Zustande verdammt hat, und ob sie nicht mit sich selbst im Widerspruche war, indem sie auf einer Seite die heiligen Ideen des Rechtes in unsere Seelen grub und uns doch auf der anderen Seite das einzige Mittel zur absoluten Realisierung dieser Ideen, die Fähigkeit, eine allgemeine gesellschaftliche Verfassung unter dem ganzen Menschengeschlechte zu stiften, versagte, so würde ungefähr folgendes die Antwort sein:

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß auch nur in den Privatverhältnissen des Menschen, welche die bürgerliche Gesellschaft durch gesetzliche Ordnungen bestimmt, das Recht je vollständig garantiert und in seinem ganzen Umfange gesichert wäre. Die bürgerliche Gesellschaft ist immer nur ein mehr oder weniger gelungener Versuch, die Herrschaft des Rechts zu gründen. Auch bei der vollkommensten Form, welche die menschliche Weisheit ihr geben kann, bleiben ungerechte Gesetze und ungerechte Regenten und ungerechte Richter möglich. Gegen die absolute Anarchie des außergesellschaftlichen Zustandes ist sie freilich ein unschätzbares Gut; aber von dem reinen Ideal einer vollkommen-rechtlichen Verfassung bleibt sie weit und ewig entfernt. Überdies ist selbst der Zwang, wodurch die Gesellschaft in tausend Fällen ihre Mitglieder zur Unterwürfigkeit führen und ihren Beschlüssen Nachdruck verschaffen muß, eine Art von beständigem Kriege gegen das geheime Streben nach ungebundener, gesetzloser Freiheit, das sich stets in den Neigungen des Menschen, so sehr die Vernunft es auch bekämpfen mag, offenbart. Selbst im Schoße der bürgerlichen Ordnung ist immer nur ein relativer, nie ein absoluter Friede zu finden.

Zwischen dem wahren Charakter des gesetzlichen Verhältnisses im Staate und dem wahren Charakter des gesetzlosen Verhältnisses unter den Staaten herrscht also eine größere Analogie, als man auf den ersten Blick vermuten sollte. Die bürgerliche Gesellschaft genießt zwar den wichtigen und entscheidenden Vorzug, daß wenigstens durch ihre Form der gänzlichen Rechtlosigkeit in ihrem Innern auf immer vorgebeugt worden ist; ein Vorzug, auf welchen die Staatengesellschaft nicht Anspruch machen darf. Aber auch die Staatengesellschaft kann nach und nach, wenngleich durch weniger befriedigende und weniger dauerhafte Mittel, zu einem hohen Grade von rechtlicher Ordnung emporsteigen. Nach dem Ideal gemessen, ist keine von beiden vollkommen:

aber keiner von beiden ist es versagt, sich auf ihrem eigenen Wege zu höherer Vollkommenheit zu entwickeln. Diese trostreiche Analogie, aus der sich zuletzt die einzige mögliche Auflösung des Problems vom ewigen Frieden ergeben wird, erscheint in einem noch viel merkwürdigeren Lichte, wenn man die Mittel in Erwägung zieht, wodurch überhaupt die Herrschaft des Rechtes unter den Menschen zu ihrer höchsten Kraft gedeihen kann. Die Staatskunst hat ihr Äußerstes getan, sobald die zweckmäßigste Form der bürgerlichen Gesellschaft gefunden ist. Alles übrige muß sie von der fortschreitenden Verbesserung ihres Stoffes, das heißt von der sittlichen Bildung der Menschen, die regieren, und derer, die regiert werden sollen, erwarten. Dies letztere ist sogar bei weitem das wichtigste Element, und so sehr das wichtigste, daß es immer noch zweifelhaft bleibt, ob nicht am Ende die Form, da sie die Erreichung des Zweckes nur höchstens erleichtert und nie verbürgt, nur für einen zufälligen Umstand gelten kann. Das ewige Supplement der gesellschaftlichen Ordnung im Staate ist in der Sittlichkeit der Mitglieder desselben zu suchen. So wie diese sich erhebt und verbreitet, gewinnt auch die Herrschaft des Rechtes an Umfang und Festigkeit; die Gesetze werden gerechter und weiser, die Tribunale gewissenhafter, die Regierung regelmäßiger und sanfter; der geheime Krieg zwischen den Staaten macht nach und nach einem harmonischen Einverständnisse Platz. Der Gehorsam selbst geht wieder in Freiheit über. Die Gesellschaft verwandelt sich endlich aus einem rohen Gebäude, wohin man nur geflüchtet war, um den Gefahren des ewigen Krieges zu entgehen, mit welchem die Rechtlosigkeit im außergesetzlichen Zustande den ohnmächtigen Halbmenschen bedrohte, in einen Tempel des Rechtes, wo neben der wahren Ordnung, der wahren Sicherheit und der wahren gemeinschaftlichen Wohlfahrt die wahre Würde des Menschen und der wahre Friede wohnt.

Es ist nicht anders im gesellschaftlichen Verhältnisse der Nationen. Auch hier ist die höhere Sittlichkeit das einzige Supplement einer notwendig unvollkommenen Verfassung. Die sittliche Veredlung der Menschen muß schlechterdings auch zur Veredlung der Regierungen führen. Und je besser diese sind, desto glücklicher muß die große Gesellschaft werden, von welcher sie, als Repräsentanten der Völker, die Bestandteile und gleichsam die Bürger ausmachen. Wenn sich allenthalben auf der Erde die Gewalt der Leidenschaften unter die heilige Autorität der sittlichen Grundsätze beugt, wenn das Recht der Gottheit der Staaten, wenn Ehrfurcht vor dem Eigentum, Unverletzlichkeit der Verträge und strenge Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung wechselseitiger Pflichten ihre oberste Maxime wird, wenn die Fürsten, von dieser Maxime geleitet, nur von der Idee des wahren, bleibenden Vorteils und der wahren Bedürfnisse ihrer Staaten durchdrungen, für alle Lockungen des überstandenen Ruhmes, der falschen Größe, der sich selbst verzehrenden Habsucht taub, in der Ruhe und Sicherheit aller ihre eigene Glückseligkeit finden, wenn selbst eine vorübergehende Aufopferung ihnen nicht so schmerzhaft dünkt, als die

harte Notwendigkeit, Entscheidung zweifelhafter Rechte in dem noch zweifelhafteren Erfolg der Waffen zu suchen, mit einem Worte: wenn, soweit die menschliche Gesellschaft reicht, gerechte und weise Regenten über gebildete, genügsame Völker herrschen, dann, aber auch nur dann, werden der Kriege weniger sein.

Der Weg zum Frieden im gesellschaftlichen Verhältnisse der Nationen ist also derselbe, der auch zur Vervollkommnung des bürgerlichen Bandes und folglich zum Frieden im Innern der Staaten führt. Wenngleich dort mehr Schwierigkeiten zu bekämpfen sein sollten als hier, so ist doch das letzte Ziel ein mit den Geboten der Vernunft durchaus übereinkommender Zustand, vielleicht in beiden Aufgaben gleich fern. Unter den Staaten eine Verfassung zu erreichen, die den Krieg auf immer verbannte, ist unmöglich: aber durch Regierungsformen und Gesetze die Menschen auch nur im Schoße der Gesellschaft zur Gerechtigkeit, zur Sittlichkeit und zum Frieden, der ohne Gerechtigkeit und Sittlichkeit nie dauerhaft sein kann, mit vollständigem Erfolge zu erziehen, ist ein nicht viel hoffnungsvolleres Werk. Die Unzulänglichkeit der bürgerlichen Verfassung unterscheidet sich nur dem Grade nach von der Unzulänglichkeit der Völkerverfassung: aber beide sind einer fortschreitenden Verbesserung fähig, und die Mittel dazu liegen in der sittlichen Kraft des Menschen. Das Ideal des ewigen Friedens fällt mit dem Ideal des vollkommenen Staates zusammen: ihr gemeinschaftliches Fundament ist die unumschränkte Herrschaft des Rechtes; erhebt die Menschheit zu dieser, und alle ihre vernünftigen Zwecke sind erfüllt.

Auf die Frage: wann denn wohl endlich der Zeitpunkt herankommen wird, wo die Kriege unter den Völkern ein Ende nehmen? gibt es nur eine einzige Antwort. Wenn Recht und Sittlichkeit im Innern jedes Staates regieren werden, dann wird auch das Völkerrecht, das jetzt nur ein Stückwerk ist, ein vollendetes Ganzes sein. Der ewige Friede ist freilich eine Schimäre; aber er ist es nur insofern, als eine vollkommen rechtliche Verfassung unter den Menschen überhaupt eine Schimäre bleibt. Wir sollen nach beiden mit Ernst und Mut und unermüdeter Tätigkeit streben. Aber solange wir Menschen sind, werden beide unerreichbar für uns sein.

Unterdessen ist es eine ewige Regel und eine wohltätige Bedingung unserer gebrechlichen gesellschaftlichen Existenz, daß selbst aus den Übeln, mit denen wir kämpfen, sich nach und nach das gemeinschaftliche Wohl entwickelt; und darum ist es uns erlaubt, solange wir den Krieg nicht vermeiden können, auch von den Vorteilen des Krieges zu sprechen. Vom gerechtesten Abscheu durchdrungen, von Jammer und Tod und Verwüstung umringt und niedergedrückt, entschließt sich ein menschenfreundliches Gemüt nur ungern zu einer solchen Betrachtung. Aber nichts schützt mehr gegen die Verzweiflung, in welche der beständige Anblick der selbstgeschaffenen menschlichen Leiden uns endlich versenken würde, nichts erhebt so sehr den Mut, der, wenn wir über

das stürmische Meer der Drangsale und der Leidenschaften des Menschen doch endlich zu einem Hafen gelangen sollten, uns schlechterdings nicht verlassen darf, als der beruhigende Gedanke, daß selbst die schrecklichsten Übel, die unser Geschlecht durch eigene Verschuldung erduldet hat, für seine Erziehung, für seinen Fortgang im Guten nicht ganz verloren gewesen sind. Der Krieg hat den menschlichen Geist auf tausend Wegen entwickelt und gebildet. Er ist auf der einen Seite Veranlassung und Sporn zu den wichtigsten Erfindungen in den Wissenschaften und Künsten, zur Ausbreitung, Erhöhung und Verfeinerung der Industrie, zur Erweiterung und Belebung jeder Art von menschlicher Tätigkeit geworden; er hat auf der anderen Seite die Verbindung zwischen den verschiedenen Völkern der Erde vielleicht wesentlicher und sicherlich schneller als irgend ein friedliches Band, das die Menschen aneinander knüpfte, befördert; er hat barbarische Nationen zur Kultur und kultivierte zum eigentlichen Bewußtsein und zum vollen Gebrauch ihrer gesellschaftlichen Kräfte geführt. Er hat die Regierungen gezwungen, die inneren Quellen ihrer Macht mit verdoppelter Anstrengung zu erforschen, und wenn er sie auch oft genug zu mißlungenen Versuchen, zu verderblichen Fehltritten verleitete, so hat er sie doch zuletzt über das wahre Geheimnis ihrer Stärke belehrt. — Er hat sogar wohltätig auf die Bildung des Charakters gewirkt. „Die Götter" — sagten die Alten — „verkaufen den Sterblichen alles um Arbeit und Mühe." Hätte das menschliche Geschlecht in tiefem und anhaltendem Frieden gelebt, wäre nicht auf jedem seiner Schritte ein ungeheurer Widerstand zu überwinden gewesen, so würde die mächtig vervollkommnete gesellschaftliche Existenz, zu der wir doch endlich emporstrebten, weit weniger als jetzt, das Werk unserer eigenen Kraft, die Frucht unseres eigenen Verdienstes sein. Eine der schönsten unter den menschlichen Tugenden, Entschlossenheit und Beharrlichkeit, Ruhe in der Gefahr, Standhaftigkeit im Unglück, die auch für das friedliche Leben und selbst für das individuelle Glück vom höchsten Werte sind, konnten nur im Gewühl der Kriege ihren wahren Schwung, ihre vollständige Entwicklung gewinnen. Sogar die Vaterlandsliebe, diese höchste und reinste unter allen Triebfedern der gesellschaftlichen Wohlfahrt, wurde durch den Krieg genährt, erweitert und befestigt; und den besten Teil von dem, was den Nationen im Frieden Selbständigkeit und Würde gibt, haben sie im Kriege erworben.

Die Frage ist nicht, ob die Vorteile des Krieges von den Nachteilen desselben überwogen werden. Diese ganze Berechnung ist unnütz, wenn einmal die Vernunft gebietet, daß kein Krieg unter den Menschen sein soll. Die Frage ist nur, ob sich bei der notwendigen Unvollkommenheit unserer Lage die Idee einer weisen Weltregierung selbst mit der Unvermeidlichkeit der Kriege noch vereinigen läßt, und es ist für den denkenden und besonders für den sittlich gestimmten Menschen kein unbedeutender Trost, daß diese Frage bejaht werden muß.

Alexander Humboldt.

Eine moderne Studie

von

Ewald Banse.

Glück war die Fahne, die seinem Leben voranflatterte, und Erfolg das Band, das seine Tage durchflocht.

„Je conçus l'idée d'une physique du monde," schrieb der Siebenundzwanzigjährige — und das war der Anfang seines Genius, das erste Glied einer langen Kette von Gedanken, an deren Ende das Wort und Werk Kosmos steht.

Dieser Mann ist der Typus des genialen Entdeckers — aber nicht in der Terra incognita der Ströme und Gebirge, sondern in jener der Ideen über dieselben. Dieser Mann war nicht Geograph, hatte keine Geographie gelernt, wußte kaum, was er der Erdkunde genützt — und befruchtete sie mehr als irgend jemand vor ihm. Dieser Mann war Autodidakt, hatte nie eine Schule besucht, keine einzige gute Vorlesung gehört (fast nur kameralistische), hat nie einen Lehrstuhl innegehabt — und wurde der Gelehrtentypus seiner Zeit. Diesen Mann freute nichts mehr, als wenn er die Grenzpfähle seines engen Vaterlandes hinter sich lassen und in die geistvoll-pikante Atmosphäre der Pariser Salons und Laboratorien springen konnte — und Deutschland setzt ihm Denkmäler und nennt Straßen, Plätze, Anstalten nach ihm.

Fast niemand hat das erste Hauptwerk seines Lebens gelesen, die dreiunddreißigbändige Beschreibung seiner fünfjährigen amerikanischen Reise, die mehrere tausend Taler kostet — und jeder lobt sie. Er selbst besaß das Werk nicht vollständig.

Vielleicht ist der Mann ebenso groß durch das, was er unterlassen, was er ausgeschlagen hat, was er hätte sein können — wie durch seine gewollten und getanen Leistungen.

Er war der Ausdruck seiner Zeit, ihr Wunsch und ihr Wille — ihre Erfüllung. Fünfzig Jahre früher — und der Sohn eines preußischen Majors wäre als Staatsbeamter gestorben, einer unter vielen, oder Schlesiens Schlachtfelder hätten ihn eingeäschert. Fünfzig Jahre später — er hätte als Universitätsprofessor eine „Richtung" vertreten und bestenfalls ein paar Schüler hinterlassen. Außerdem wäre er in diesem Falle erst vor vier Jahren ge-

storben. Und dann hätte sich das erstaunlichste Geschehnis seines Wunderlebens sicher nicht ereignet — dies nämlich, daß er trotz neunzig Jahren seinen Ruhm nicht überlebte.

Über Leopold von Buch hat er einmal gesagt, daß der eine der größten Illustrationen seiner Zeit war — Humboldt selber war mehr, war vielleicht die größte Illustration seiner Zeit. War's in drei Menschenaltern, war's als leidenschaftlicher Jüngling des Sturm und Drang, war's als begeisterter Arbeiter und Pfadfinder in den Jahren der großen Umwälzung, war's als stiller, liebevoller Sammler im Biedermeier. War dies alles in jederlei Sinne — politisch wie literarisch, wissenschaftlich wie forschungstechnisch.

Der Name Humboldt bedeutet ein ganzes Zeitalter der menschlichen Entwicklung in aufsteigendem Sinne.

Der Fünfundsechzigjährige schrieb: Ein Buch von der Natur muß den Eindruck wie diese selbst hervorbringen. Ein wenig geändert gilt dieser Satz von ihm selber: Ein Mann seiner Zeit muß den Eindruck wie diese selbst hervorbringen. Gibt es ein bedeutenderes Lob?

Das erste Menschenalter: die Vorbereitung.

Dies Glückskind brachte es fertig, gerade am Beginn neuer und großer Aufschwünge zur Welt zu kommen, an der Schwelle einer neuen Zeit, ja an der Trittstufe unserer großen deutschen Gegenwart.

Friedrich der Einzige stand auf der Höhe seiner Siege, Lessing strahlte schon in das werdende deutsche Geistesleben hinein, Kant regelte das Denken, Goethe rüstete zum literarischen Sturm und Drang.

Diese Zeit mußte Großes bringen, wenn anders der Sinn alles Daseins Entwicklung bedeutet. An der richtigen Verbindung elterlicher Genieelemente in einem Sohn jener Tage nur lag es, die Größe der Verhältnisse zu verkörpern. König der Zeit, heißt es im Gedichte der Tausendundeine Nacht. Der ward es, den die Frau Majorin von Humboldt, verwitwete von Hollwede, am 14. September 1769 in Berlin gebar: im Geburtsjahr Cuviers und Walter Scotts, Napoleons und Wellingtons.

Er entstammte und erwuchs in altpreußischem Beamten- und Offiziersmilieu: Prinzen, Minister und Generäle waren seine Paten. Ein viel ungünstigeres Bett für die Entwicklung geistiger Tugenden konnte es in damaliger Zeit nicht geben. Doch war der väterliche Adel noch kein halbes Jahrhundert alt. Die Ahnen von dieser Seite waren gutes neumärkisches Bürgerblut, die von der mütterlichen anscheinend ostfriesischer Adel: beide im höheren Beamtendienst. Die Ostfriesen brachten den Hauptteil des Vermögens mit.

Der Vater, der schon im Geburtsjahr Alexanders, des zweiten Sohnes, als Neunundvierzigjähriger seine Hofstellung als Kammerherr aufgab, wird

geschildert als ein Mann von Verstand und Geschmack und als wohltätiger Menschenfreund. Die Mutter galt als sehr gebildet und im Besitz von viel Welterfahrung; auch wird ihr Verwaltungstalent gerühmt, das zu betätigen sie nach ihres Mannes Tode (schon in Alexanders zehntem Lebensjahr) genugsam Gelegenheit fand.

Es ist augenscheinlich, daß die Voreltern der beiden Humboldt in langer, stiller Verwaltungstätigkeit ihrem Geschlecht eine nicht geringe Grundmasse von intellektuellem Besitz erwarben, wogegen die geruhige und sicher nur zweitklassige Art der Arbeit vor übergroßer Verausgabung von Hirn- und Nervenkraft bewahrte. Schon im Vater des berühmten Brüderpaares zeigen sich die Äußerungen dieses Überflusses an geistiger Fähigkeit, doch fehlt ihm noch der Drang zu ihrer Betätigung: eine vorbereitende Erscheinung, die sich so häufig bei den Vätern genialer Männer findet. Die Mutter übte mehr als durch Vererbung vielleicht durch die Freiheit der Erziehung Einfluß auf ihre Söhne aus. Sie bewahrte beide vor der nivellierenden und die unwillkürliche Entwicklung hintanhaltenden Macht der öffentlichen Lateinschule, indem sie den Privatunterricht bevorzugte. Doch müssen mindestens später vielerlei Hemmungsversuche der freien Berufswahl von ihr ausgegangen sein; wenigstens sehnte sich Alexander immer gern von Haus fort. Die Eltern konnten noch nicht aus der Zwangsjacke ihrer Standesvorurteile heraus; erst die Söhne sprengten alle beengenden Fesseln: und dies ist die Vorbedingung der geistigen Erhebung eines Mannes. —

In Tegel und Berlin wuchs Alexander auf, inmitten einer großen und lebhaften Geselligkeit, welche bekannte Namen jener Zeit in ihren Kreis zog und Humboldts späteres Bedürfnis nach vielseitigem Verkehr sicherlich beeinflußt hat. Draußen in Tegel boten die Rebenhügel und Baumplantagen mit ausländischen Hölzern zwischen weiten Wiesen die Vorbilder zu einer Vertiefung in die Natur und zur Ausbildung malerischer Genußfähigkeit, die beide ebenso beherrschend sein späteres Schaffen durchziehen, wie der Geselligkeitstrieb seine äußere Lebensführung.

Und dieser Junge hatte den Vorzug, nicht in den Zwang der Mittelmäßigkeit einer Lehranstalt gesteckt zu werden. Vielmehr lernte er an der Hand von Privatlehrern, die ihn durchaus persönlich erzogen und anscheinend Verständnis genug besaßen, seine Anlagen, wenn nicht zu pflegen, so doch ungehindert sich entwickeln zu lassen. Ja, sie verfochten deren Daseinsberechtigung selbst gegenüber der in solchen Fragen noch engherzigen und adelsmäßig beschränkten Mutter.

Es wird erzählt, daß Alexander schon früh mit Schmetterlingen, Käfern, Muscheln und Steinchen ganz besonders gern spielte und deshalb der kleine Apotheker genannt wurde. Geistig ragte das Kind in keiner Weise hervor, auch war es viel kränklich. Als Knabe soll er unruhigen und flatterhaften Sinnes gewesen sein, Charakteranlagen, die auch dem Mann nicht ganz

fremd waren. Bis zum sechzehnten Jahre war keinerlei Neigung zu irgendeinem der Lehrfächer wahrzunehmen.

Es scheint allerdings, daß dieses ungünstige Urteil nur im Rahmen des damaligen Unterrichtsbetriebes bestehen kann, der noch viel ausschließlicher sprachlich war als heutzutage. Denn Alexanders Neigungen zur Natur wird er wohl kaum sehr entgegengekommen sein: erfährt man doch, daß Humboldt erst in seinem neunzehnten Lebensjahre vom Dasein einer botanischen Wissenschaft gehört hat! Er, der Schöpfer der Pflanzengeographie . . .

Seine Begabung trat in späteren Knabenjahren ganz plötzlich hervor, wird berichtet. Man muß sich das erst erläutern. Vermutlich erschien sie seiner Umgebung so spät: nämlich dann, als sich dem von jeher aufgeweckten Sinn des Jungen Gegenstände boten, die seiner Anlage entsprachen. Das war die Begier, fremde Wunderländer zu sehen und Gefahren zu bestehen: eine Saite, die unter dem Eindruck exotischer Literatur angeschlagen wurde und fortschwingend alle Tage seines Lebens durchtönt hat. Drei Dinge waren es besonders, die, geboren aus dem Rausch jener Gesichte, den Mann niemals wieder verließen: Georg Forsters gefühlsselige Träume von den Inseln im Südmeer, ein Gemälde der Gangesufer, ein riesiger Drachenbaum im botanischen Garten.

Hatte er doch das Glück, hineinzuwachsen in die Zeit des Aufschwungs der Entdeckungsreisen. Cook, La Peyrouse, Bougainville, Banks, die beiden Forster, Vancouver, Pallas, Niebuhr, Volney, Bruce, Hornemann, Mackenzie: jeder Name noch heute eine Fülle von Programmen, Abenteuern und Erfolgen. Das war jene Zeit ohne Abbildungen, als die Sprache neue Ausdrücke und Tropen fand, finden mußte, um die ungeahnten Wunder der Tropen den Daheimgebliebenen erklären zu können. —

In diesen Jahrzehnten der Neuschöpfungen daheim und draußen wuchs der preußische Herrensohn auf. In einem wohlhabenden, aristokratisch-ländlichen Milieu, kränklich, sicher nicht verstanden von seiner Umgebung, später verzehrt von Reisegier. Schon allein der Wille, hinauszuwollen aus diesen gesund-engherzigen Verhältnissen, hinaus ins Freie und Große: der zeigt, daß dieses junge Herrchen von besonderem Schlag war. Da er aber seinen Trieb bei sich verbergen mußte, so dachte er oft nur mit widrigen Empfindungen an seine Leute, damals und später, selbst im hohen Alter.

Man darf wohl sagen, daß der frühe Tod des Vaters für die zukünftige Geistesentwicklung Alexanders eine durchaus günstige Fügung gewesen ist; denn es läßt sich annehmen, daß der preußische Major und Kammerherr a. D. die standeswidrigen Neigungen seiner Herren Söhne mit dem Rohrstock in die normalen Bahnen der Offizierslaufbahn gelenkt haben würde. Sein Tod aber räumte das stärkste der Hindernisse aus dem Wege und ließ mehr passive zurück, aus deren Junkermilieu zu entrinnen Geist und Wille des Sohnes stetig und fest genug waren.

Bemerkenswert ist, daß die beiden Humboldt als Jünglinge weniger die stumpfen Kreise ihrer Standesgenossen suchten, sondern vielmehr in dem geistesdumpfen Berlin jener achtziger Jahre die fast allein intellektuellen Salons der gebildeten Juden bevorzugten. In dieser aus neuer Philosophie (Kant), moderner Belletristik (Lessing, Goethe) und etwas umstürzlerischen westlichen Ideen (Rousseau) zusammengewehten Atmosphäre fühlte Alexander sich wohl. Hier konnte er schon damals auffallen durch feine äußere Kultur, durch lebhaft bewegte Konversation, durch graziöse Tanzkunst: wer erkennt nicht in dem jugendlichen Gaste der Madame Herz den späteren Löwen der glänzenden Pariser Salons?

*

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Humboldts Knabenjahre den Stempel der (damals freilich nicht erkannten) Frühreife tragen. Die aber ist typisch für das spätere Genie, ist embryonales Genie.

Hierzu tritt noch ein bemerkenswerter Umstand. Die Jugendjahre haben Alexander so gut wie gar nicht auf das Feld seiner späteren Tätigkeit vorbereitet, und wenn, dann mehr auf dem Gefühlswege als durch Wissensstoff. Von Botanik ahnte der Mulus gar nichts, von den andern Naturwissenschaften vermutlich kaum mehr. Aus der Geographie wußte er nichts besseres als einige äußerliche Namenskenntnisse, und nur ein paar Farbenträume schwammen inselgleich auf dem Meer seiner Wünsche.

Dies aber sind gerade die Fächer, in deren jedem einzelnen er später als selbständiger Forscher arbeitete und teilweise Großes leistete. So muß sich die Bewunderung seines Genius noch erhöhen. Humboldt war in der Hauptsache Autodidakt; fast alle die genannten Wissenschaften hat er selber allein und aus Büchern gelernt, einige sogar erst in späteren Jahren: und auch das ist typisch für den Werdegang einer genialen Entwicklung, dieses Aufsichselberstehen und Sichselbstentwickeln. —

Viereinhalb Jahre hat Humboldt auf hohen Schulen studiert (1787 bis 1792), von seinem achtzehnten bis zum dreiundzwanzigsten. In Frankfurt a. O., in Göttingen, in Hamburg und im sächsischen Freiberg. Er wollte Cameralia hören, als Vorbereitung für den Staatsdienst: vermutlich im Kompromiß zwischen seinen eigenen naturgeschichtlichen und den mütterlichen Standeswünschen. Cameralia studieren, das hieß damals soviel wie nichts studieren.

In dieser Periode der wissenschaftlichen Vorbereitung bildete sich Humboldts selbständiges Streben aus, seitab der vorgeschriebenen Heerstraße der Mittelmäßigkeit. Er langweilte sich in der Liliputuniversität Frankfurt, blickte ironischen Auges auf das Treiben der anderen: aber (und darin zeigt sich der Grundzug der menschlichen Seite seines Charakters) er fand sich damit ab.

Er fand sich damit ab: das ist sein Savoir vivre gewesen bis in seine

letzten Lebensjahre hinein. Ihm verdankte er schließlich den stillen Fortbestand seiner Existenz, die Muße zu leidlich von Nahrungssorgen befreiter Arbeit. Ohne diese, oft zur Schwäche, zur bewußten Schwäche ausartende Lebenskunst hätte ein Humboldt vielleicht niemals die Ungestörtheit gefunden, noch als Achtziger den Wurf des Kosmos zu wagen.

Er arbeitete weit mehr für sich, aus Büchern, als er in Vorlesungen lernte, die er nicht einmal oft besuchte. Wie manchem von uns ist es nicht ähnlich gegangen mit den Vorlesungen (Ostwald nennt sie eine gänzlich veraltete Art des Lehrbetriebes).

Der junge Student galt als eitel, suchte zu glänzen, war mokant. Er durchlief damals jenen unerfreulichen Zustand, jene akademischen Flegeljahre, jene Zeit geistigen Reifens, die vielfach dem Beginn der Eigenproduktion vorausläuft. Man sagte, er habe Esprit. Unzweifelhaft spricht sich in diesem Gebaren das Bewußtsein bedeutender innerer und äußerer Überlegenheit aus.

Humboldt in Frankfurt: dieses Kapitel ist eine geistvolle Satire auf den damaligen Unterschied französischer Kultur und deutscher Bärenhaftigkeit. Der gepflegte Schöpfer des Essay politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne im Laukhard-Milieu! Die neue Zeit hatte schon damals in einer heitern Laune einen Vorläufer in die alte absterbende Barbarei vorausgesandt. —

In Berlin wollte Humboldt Technologie studieren, angewandt auf das Fabrikwesen: immer in Hinblick auf die kameralistische Laufbahn. Hier erst lernte er im Umgang mit einem Freunde die Botanik kennen und faßte gar bald eine leidenschaftliche Liebe zu ihr.

In diese Zeit, in sein zwanzigstes Jahr, fiel sein erster bekannt gewordener literarischer Versuch. Natürlich auf botanischem Gebiet: nur eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Französische, aber mit vielen Anmerkungen aus seiner Feder und — gedruckt. Es ist bezeichnend für sein Ringen, welches ihn aus der Zwangsjacke der Standesvorurteile fortzog, daß er den Aufsatz noch anonym schrieb: „par un jeune Gentilhomme".

Hier in Berlin läßt sich zum erstenmal das Einschwenken vom scholastischen Lehrbetrieb in den der Realfächer feststellen. Neben Botanik beschäftigte er sich mit Mathematik und Zeichnen, quälte sich allerdings auch mit Griechisch, womit seine Hauslehrer ihn verschont hatten. In diesem sprachlichen Versuch spiegelt sich wohl seine sekundäre Neigung zu historischen Untersuchungen, die damals noch nicht das rechte Gleis gefunden hatte.

Das Jahr der französischen Revolution erlebte Humboldt in Göttingen, dessen Universität damals der Vorort der Naturwissenschaften in Deutschland war und einen Blumenbach ihre Zierde nannte. Hier scheint zum erstenmal ein Schwanken zwischen seiner philologischen Erziehung und seinen naturgeschichtlichen Neigungen stattgefunden zu haben. Er hörte Philologie,

Archäologie und Geschichte, aber auch Physik und Ökonomie und zählte zu den Begründern der physikalischen Gesellschaft.

Dieselbe Zeit brachte aber auch die Entscheidung. Eine kleine Studienreise durch Westdeutschland veranlaßte ihn, den einundzwanzigjährigen Autodidakten, zu einer geologischen Arbeit, die auch gedruckt wurde — schon in ihr zeigte sich sein später so eindrucksvolles weitschichtiges Literaturstudium.

Der Ausflug gereichte aber noch in anderer Weise zu einer Verstärkung der naturwissenschaftlichen Neigung. Humboldt lernte nämlich auf ihm Georg Forster kennen, Cooks Begleiter auf dessen zweiter Erdumsegelung und schnell bekannt gewordenen Autor eines anschauungsreich und lebhaft geschriebenen Reisewerks. Mit Forster, der ihm Vorbild schon war und noch mehr ward, machte er 1790 eine dreimonatige Reise durch die Niederlande, England und Frankreich. Das zeigte ihm unter kundiger Leitung die Technik des Reisens, und mehr, es führte ihn ein in die Beobachtung sämtlicher Seiten der Natur und des Menschenlebens.

Forsters Beispiel (es kamen ihm oft ganz unerwartet und scheinbar ungesucht geistvolle Eingebungen) wirkte ungemein anreizend gerade auf eine so prickelnde Natur wie Humboldt. Es erweckte aber auch zu tatsächlichem Entschluß die bisher wohl mehr nebelhafte Leidenschaft für Seefahren und ferne tropische Länder. Die dämmerigen Linien von rosenroten Luftschlössern verschärften sich zu kräftigen Umrissen. Und man darf auch wohl annehmen, daß die beiden Reisenden die Reihe der unerforschten Länder auf Reisemöglichkeiten genau durchgingen. —

Die Reise mit Forster muß für Humboldt gleichsam ein Schlüssel gewesen sein, sie öffnete ihm Tore zur Zukunft und Wege zur Vollendung. Von nun an wandten sich seine Studien nahezu ausschließlich naturwissenschaftlichen Fächern zu und paßten sich immer offensichtlicher dem Ziel späterer Forschungsreisen an. Vermutlich hat sich Humboldt damals vorgenommen, zwar den Wünschen seiner Mutter, auf deren Geld er angewiesen war, zu gehorsamen — nach deren Tode aber und im Besitz der Erbschaft unbeschränkt seinen Neigungen nachzugehen. Er lebte von der Hoffnung auf den Tod seiner Mutter, die krank war und die er nicht liebte.

In dieser unerquicklichen Lage ging er völlig in Wünschen auf und verzehrte sich, kränklich wie er ohnehin war, die Zeit der Vorbereitung hinter sich zu bringen und Taten zu zeigen. Das Große steckte schon in ihm und litt unter der Kleinheit und den Demütigungen der Umgebung. Sein Wille war nicht mehr auf kleinen Hochschulen: er sah schon auf Reisen und Werke zurück.

„Es ist ein Treiben in mir, daß ich oft denke, ich verliere mein bißchen Verstand. Und doch ist das Treiben so notwendig, um rastlos nach guten Zwecken hinzuwirken"; so schrieb der Einundzwanzigjährige. Wer kennt sie nicht, diese süßen Jahre der rastlosen Selbstverzehrung: wer von uns, die wir solche Bücher lesen, die wir solche Bücher schreiben. —

Welcher Zwiespalt damals in seiner Lebensführung! Während er die Handelsakademie in Hamburg besuchte und über Geldumlauf hörte, Buchhaltung lernte, in die Kontorgeheimnisse eindrang — ließ er sich bei stürmischem Wetter auf die Elbe hinausfahren und studierte den Wellenschlag des Wassers. „Zufrieden, das heißt durch Überlegung zufrieden bin ich überall, wo ich meinen Zwecken näher komme." Dazu ständig kränklich und schwächlich, überarbeitet: offenbar Neurastheniker. —

Das Jahr 1791 führte Humboldten auch äußerlich entschiedener von der kameralistischen Laufbahn ab und zu der reinen Naturwissenschaft hinüber. Er ging nach Freiberg in Sachsen, wo Werner lehrte, der Begründer der Mineralogie und der Vorkämpfer der Neptunisten gegen die Vulkanisten.

In dem Freiberger Jahr schon drückte sich seine spätere Lebensführung im kleinen aus. Dieser junge Student fand den Mut, ungeheuer beschäftigt zu sein. Er studierte nicht allein (hauptsächlich Geologie und Botanik), sondern er glaubte, sich mit den kaum erworbenen Kenntnissen auch literarisch abfinden zu müssen. „Zum schriftstellerischen Handwerk gehört Läuten, darum halte ich etwas auf Rezensionen" — das klingt aus dem Munde eines Zweiundzwanzigjährigen der Revolutionsepoche immerhin schon nach Zukunft.

Ja, dieser Mensch widmete sich in letzter Linie nicht einmal dem Studium der Einzelfächer, sondern er trachtete mit allen Fasern, den Bedingungen des organischen Lebens überhaupt und im ganzen nahezukommen. Und das war für die damalige, in dieser Richtung noch so unentwickelte Zeit in der Tat schon Größe.

Die Persönlichkeit des älteren Semesters wird dieserart geschildert. Eine durchaus impulsive Natur: warm und offen, in der übertriebenen Empfindelei jener Tage stets zu einem besonderen Freunde mit aller Macht hingezogen. Schnell und oft unvorsichtig im Urteil. Natürlich noch unausgereift und gärend, aber mit guten Triebrichtungen. Schon damals unendlich gutmütig und zuvorkommend gefällig, für sich selber anspruchslos einfach. Er wollte jedem wohl und besaß die später zur Virtuosität ausgebildete Gabe, sich mit jeder Lage und mit jeder Person abzufinden, ja, sie sogar sich nützlich und angenehm zu machen. Eine lebendige Unterhaltungsgabe wußte er mit heiteren Einfällen und humoristischer Laune zu salzen. Seine Hauptneigung war der Natur zugewandt.

*

Im Jahre 1792, dreiundzwanzig alt, wurde Humboldt als Assessor cum voto, ohne vorausgegangene Prüfung, dem preußischen Berg- und Hüttendienst zugeteilt. Schon nach einem halben Jahre war er Königlicher Oberbergmeister in Franken mit ungefähr 400 Thaler Gehalt. „Alle meine Wünsche sind nun erfüllt. Ich werde nun ganz dem praktischen Bergbau und der Mineralogie leben. Ich taumele vor Freuden." Die Schnelligkeit der An-

stellung hatte er sicherlich nur seinen Familienverbindungen zu verdanken, die der Beförderung ihnen und zugleich seinen Kenntnissen, welche ihn anscheinend von vornherein zum weißen Raben stempelten.

Trotz geradezu unerhörter Aussichten verlor der jugendliche Oberbergmeister aber niemals seine Reiseziele aus den Augen: er war sich von Anfang an klar, daß dies Amt nur eine Durchgangsstelle sein sollte. Dabei hat er seine Tätigkeit offenbar höchst ernst genommen und in ihr reiche Erfahrungen gesammelt, die ihm später in den erzreichen Kordilleren nützten.

Daneben hat er viel botanisch gearbeitet (1793 erschien die „Flora Fribergensis") und noch Zeit gefunden, für die geistige Hebung der unteren Schichten zu sorgen. In diesem Zug kündigt sich offenbar schon jene populärisierende Neigung an, welche von den späteren Vorträgen in der Singakademie an bis zu den Bänden des Kosmos das letzte Drittel seines Lebens in besonderen Glanz tauchte.

Hier in Franken war es, von wo er mitteilte, daß er „so große Plane dort geschmiedet" und daß „ich noch immer so toll bin, mehr als drei Bücher zugleich zu schreiben". Dadurch wird es klar, daß man ihn und sein Schaffen mit einem ganz eigenen Maßstab messen muß. Man überlege: dieser junge Mensch, von schwächlicher und kränklicher Körperbildung, übt eine amtliche Tätigkeit aus, die ganz neue Materialwerte schafft; er schreibt und veröffentlicht eine Fülle von wissenschaftlichen Arbeiten auf verschiedenen Gebieten; er wirkt durch Wort und Tat für Volksbildung. Dies alles gleichzeitig. „Ich bin im Kopfe wie zerrissen von allem, das ich besorgen soll." Mit Ausnahme des letzten Jahres der amerikanischen Reise hat er niemals so viele Aufsätze drucken lassen als 1792. —

In seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre (1794) trat der Versucher an ihn heran, jener öliggrinsende Kerl mit den breiten, wohlgepolsterten Schultern, der aus der Mehrzahl der jungen Leute sogenannte Männer macht, aus ungeschickten jungen Idealisten sorgfältig berechnende, brauchbare, satte Herren.

Die Regierung bot ihm den glänzend bezahlten Posten des Oberbergmeisters von Schlesien an. Alexander Humboldt lehnte ab!! An diesem Scheideweg zögerte er nicht — hier mußte es sich zeigen, ob er als staatliche Verwaltungsnummer enden würde, von der heute niemand mehr etwas wissen würde: oder ob sein ganzes Streben und Ringen echt war. In der unerbittlichen Mühle des Amtstreibens, besonders jener Zeit, wäre sein ursprünglicher Entdeckerehrgeiz schließlich doch erlahmt und vermutlich in Strebertum ausgeartet.

Vielleicht ist Humboldt innerlich niemals größer gewesen als in jenen fränkischen Tagen. Besonders auch 1796, als ihm auf dem Wege der Intuition der Götterfunke kam, ein Gesamtgemälde des Weltalls zu entwerfen. „Je conçus l'idée d'une physique du monde"! Welcher Inhalt in so kurzem Kleidchen ...

Ein Bild aus dieser Zeit zeigt ein etwas weichliches Gesicht mit einer ziemlich langen, nach vorn ein wenig herabhängenden Nase. Volle sinnliche Lippen. Das Kinn springt ein bißchen vor, erhält aber durch ein ausgesprochenes Grübchen etwas Weibliches. Die Augen sind außerordentlich lang. Der Schalk sitzt in ihren Ecken, und Spaßhaftigkeit neben Güte blickt aus ihnen hervor. Auch in den Mundwinkeln blänkert der Schelm. Sehr hohe, breite Stirn. Sie ist etwas höher als das Kieferdrittel des Gesichts und übertrifft das Nasendrittel ganz bedeutend an Höhe.

Im ganzen: ein Denkerhaupt über einem Mädchengesicht, in welchem nur der Schalk an die oben thronende Überlegenheit des Geistes erinnert. Dies Bild zeigt Humboldten im Jahre der Geburt der „idée d'une physique du monde". Es liegt etwas Verhaltenes in dem Gesicht, das vielleicht bedeutender ist, als es scheint. Zukunft steckt drin, und die Putten großer Versprechungen reigen hinter den Linien. —

Schon zwei Jahre später schlug die Stunde der Erlösung aus der Bürde des Amtes. Ende 1796 starb seine Mutter. Dadurch ward die Hälfte des Vermögens für ihn verfügbar, und von seiner Entschluß- und Handlungsfreiheit fielen alle Fesseln der Familienrücksicht und des Geldes. Der Todesfall ging ihm durchaus nicht nahe und ward als glückliche Erleichterung empfunden. Im Anfang des nächsten Jahres nahm er seinen Abschied. —

In diesen letzten Jahren verkehrte Humboldt oft in Weimar und Jena mit Goethe, Schiller und den andern Gliedern des klassischen Kreises. In ihrem Umgang kam ein zweiter, noch mehr innerlicher Zwiespalt zur Entscheidung. Es kämpften nämlich in Humboldt der strenge Forscherdrang und die dichterische Begabung um den Vorrang. So hat er 1795 für Schillers Horen eine naturwissenschaftliche Novelle geschrieben.

Der Forscher obsiegte schließlich über den Belletristen, der Inhalt über die Form. Aber ein ständiges Streben nach gefälliger Darstellung blieb aus jener Zeit doch zurück. Er war ein skrupulöser Empiriker, er beobachtete nur Tatsachen, er ließ sich nicht auf Hypothesen ein — oder glaubte es wenigstens. Sein Sicheinsetzen für die Wassernatur der vulkanischen Gesteine beweist, daß er oft genug daneben haute. Seine Fähigkeit sich zu dichterischer Behandlung zu erheben: sie zeigt hinlänglich, daß er nicht platter Tatsachennarr war.

Unzweifelhaft aber blickte er die Natur mit viel kälterem und schärferem Auge an als Goethe — mit dem er sich in ihrer Erkenntnis als eines kosmischen Ganzen eins wußte. Suchte Goethe zuerst die Phantasie und dann den Verstand zu befriedigen, so ging Humboldten stets der Verstand vor. „Ich habe die Tatsachen stets von meinen Vermutungen getrennt."

Aus dieser Beobachtung heraus mag Schillers Urteil über den Achtundzwanzigjährigen geflossen sein, das wegen seiner teilweisen Einseitigkeit Anteil erregt. „Ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rast-

losen Tätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Eine zu kleine, unruhige Eitelkeit beseelt noch sein ganzes Wirken. Ich kann ihm keinen Funken eines reinen objektiven Interesses abmerken. ... bei allem ungeheueren Reichtum des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinnes ... Es ist der nackte schneidende Verstand, der die Natur ... schamlos ausgemessen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. ... er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ, und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch. Er hat keine Einbildungskraft, und so fehlt ihm ... das notwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft. A. imponiert sehr vielen und gewinnt im Vergleich mit seinem Bruder meistens, weil er ein Maul hat und sich geltend machen kann."

Offenbar war Humboldt damals ein Mann, der sich im jungerworbenen Besitz ungewöhnlicher naturwissenschaftlicher Kenntnisse den Leuten der gerade in dieser Hinsicht noch recht primitiven Zeit weit überlegen fühlte — und dessen impulsive Natur im Gespräch des nicht hehlte. Er selber fühlte sich von Eitelkeit, namentlich Autoreneitelkeit, nicht frei.

„Er hat etwas Hastiges und Bitteres, das man bei Männern von großer Tätigkeit häufig findet", urteilte Körner 1797 in Dresden.

Außerdem riß ihn seine (im Sinne Ostwalds) romantische Natur, die bedeutende Reaktionsgeschwindigkeit seines Gehirns von einem Plan zum andern, wobei natürlich manches halbfertig liegen blieb. „... meine geschäftslose Geschäftigkeit, dies Treiben und Laufen, das mich immer beginnen und nie vollenden läßt".

*

Die zerfahrenen Verhältnisse Preußens, das der Katastrophe von Jena entgegentrieb, machten Humboldten den Abschied leicht und wirkten fördernd auf seine Reisepläne. Sein Erbschaftsanteil betrug 85000 Thaler, der jährliche Zinsertrag davon 3500 Thaler — Summen, die, zumal in jener geldarmen Zeit, schon etwas bedeuteten. Er ist aber niemals damit ausgekommen und hat sein ganzes Vermögen für die amerikanische Reise sowie für die Bearbeitung und Veröffentlichung ihrer Ergebnisse verausgabt. Dies aber ist ein Fall, der heutzutage nicht so oft vorkommt, glaube ich. —

Nach verschiedenen Reisevorbereitungen und nachdem er 1797 zum erstenmal Honorar für einen Aufsatz erhalten hatte (15 Thaler 15 Groschen), stellte er im Verein mit seinem Studienfreunde Leopold von Buch in den salzburgischen Alpen astronomische und meteorologische Beobachtungen an, wobei er die ersten genaueren Breiten einer Anzahl Orte jener Gegend bestimmte.

Im Jahre 1798 verließ er Deutschland, auf fünf Jahre. In Paris kaufte er Instrumente ein, die er daheim nicht erhalten konnte. In Paris,

der Stadt der Gleichheit und der exakten Wissenschaften, der Stadt eines Lagrange und eines Geoffroy de St.-Hilaire, eines Cuvier und eines Lavoisier.

Der Plan einer Reise nach Ägypten mit einem reichen Engländer zerschlug sich angesichts der Bonaparteschen Expedition. Die andere Idee, von Marseille nach Algier zu schiffen und zu Lande über Tripolis ins Pharaonenland zu dringen, scheiterte ebenfalls.

In seiner Herzensnot und in seiner Verzweiflung über diese Behinderung von seiten der kriegerischen Verwicklungen wanderte er, ununterbrochen mit Höhenmessungen beschäftigt, 1799 in Begleitung des jungen französischen Botanikers Bonpland nach Spanien, um von dort aus eine Gelegenheit gen Smyrna zu finden. Und hier wartete auf ihn einer der großen Wendepunkte seines Lebens, der anscheinend ziemlich unverhofft am Wege saß: Humboldt erhielt in Madrid durch Vermittlung des sächsischen Gesandten die königliche Erlaubnis zum Besuch der spanischen Kolonien in Amerika, für einen Ausländer damals keine kleine Vergünstigung.

„Welch ein Glück ist mir eröffnet! Mir schwindelt der Kopf vor Freude." Und, in Bestätigung seiner schon vor drei Jahren gefaßten Konzeption: „Welchen Schatz von Beobachtungen werde ich nun nicht zu meinem Werke über die Konstruktion des Erdkörpers sammeln können!" —

Dreißig Jahre war Alexander Humboldt alt, als der erste Kreis seines Lebens sich rundete. Die Zeit der Vorbereitung, die Zeit der Wurzeln seiner Kraft und die Zeit seines bedeutendsten Gedankens.

Ein reiches Maß innerer Gaben und äußerer Vorteile vereinigte sich in dem jungen Humboldt mit einem, trotz Kränklichkeit, unermüdlichen Trieb und einer dichterisch begeisterten Hingabe, diese Werte in einer einzigen Richtung zu pflegen und zu nutzen.

Keinerlei Streben nach äußerlichen Amt und Würden (er pflegte auch das Adelswörtchen in seinem Namen auszulassen), kein Geizen nach Reichtum und materiellem Genuß lenkten diesen geselligen Eigenbrödler ab von seinem Pfade. Selbst seine den Leuten mißfälligen Eigenheiten, offenherzige Eitelkeit und Selbstbewußtsein, entsprangen wohl den Quellen seiner Stärke.

Sorgfalt und Fülle der Einzelbeobachtungen in vielen Wissensgebieten zersplitterten seine Kräfte nicht, sondern vereinigten sich im Brennpunkt seines phantasievollen Gehirns zu einer gedankenreichen, weit überschauenden und vorausblickenden Verbindung aller geläufigen Methoden und Disziplinen. Nicht die zerfallende Vorliebe für einen einzelnen Teil der Wissenschaften zeichnete ihn aus, sondern ihn beseelte der Drang nach Erkenntnis des Zusammenhanges der organischen mit der anorganischen Natur.

Seinen Wahlspruch „Der Mensch muß das Große und Gute wollen" würde ein geschmackvoller Mensch unserer Tage sich kaum noch erküren. Aber er mag der Art jener Zeit entsprochen haben. Gerade wie sein der allergrößten

Freundschaft fähiges und bereites Gefühl, das in sentimentalen Ergüssen und breitufriger Briefwechselei schwelgte.

Freiheit von kleinlichen Rücksichten, Anschluß an die revolutionären Ideale von Paris (unter Verachtung ihrer Schattenseiten), Lossagung von allen aristokratischen Vorurteilen gesellschaftlicher und beruflicher Art: welch eine Fülle von damals so außerordentlichen Eigenschaften!

Und das Ergebnis dieses ersten Menschen- und Lebensalters? In zweier Sätze Nußschale läßt es sich pressen: „Je conçus l'idée d'une physique du monde." Und: Abreise nach Amerika am 5. Juni 1799.

Das zweite Menschenalter: Amerika und Paris.

Die amerikanische Reise hat viereinviertel Jahre gedauert und 33500 Taler gekostet. Sie führte Humboldt und den von ihm bezahlten Assistenten Bonpland zuerst über Teneriffa nach Cumana in Venezuela. An die Bereisung des Nordens dieses Landes schloß sich eine Fahrt durch die Llanos ins Stromgebiet des Orinoco bis über den Cassiquiare hinaus. Darauf folgten Reisen in Cuba, am Magdalenenstrom, nach Bogota, Quito, ins Vulkangebiet der Chimborazo, Antisana, Cotopaxi usw., und schließlich nach Lima. Nach Studien im südlichen Mexiko kehrte Humboldt über die östlichen Staaten nach Frankreich zurück, wo er am 3. August 1804 in Bordeaux landete.

Wohl niemals ist Humboldts Lebenskraft größer gewesen als auf dieser Riesenreise. Der vorher immer Kränkliche hatte drüben niemals unter Krankheit zu leiden. „Die Tropenwelt ist mein Element, und ich bin nie so ununterbrochen gesund gewesen als in den letzten zwei Jahren," schrieb er 1801 in dem Fieberloch der Habana.

Er verfiel sofort dem Zauber der fremden Wunderländer. „Fast mit Tränen reise ich ab; ich möchte mich hier ansiedeln: und doch bin ich kaum vom europäischen Boden weg," heißt es schon in Teneriffa. „Wir sind hier einmal in dem göttlichsten und vollsten Lande." „Wie die Narren laufen wir bis jetzt umher," schreibt er nach der Ankunft auf südamerikanischer Erde. Er berauschte sich an der Pracht der Pflanzenglut und badete sich in der Freiheit eines ganz persönlichen Wanderlebens: „Meine Unabhängigkeit wird mir mit jedem Tage teurer" (1801).

Der Mut zur Tat stählte sich ihm in ganz ungeheurem Maße, ihm, der seit Jahren gewohnt war, einen großen Teil seiner Nachtruhe der Arbeit zu opfern: „Ein Menschenleben, begonnen wie das meinige, ist zum Handeln bestimmt" (1801). Angesichts der Fülle der Gesichte aber und der Notwendigkeit vorerst nur sammelnder Beobachtung suchte er seine literarischen Triebe niederzuzwingen: „Ich bin fest entschlossen, während der fünf bis sechs Jahre, die meine Reise dauern wird, der Versuchung zu widerstehen, irgend etwas zu publizieren" (1801). Hat aber doch nicht ganz an sich halten können, denn

was ein echter Schriftsteller ist, dem tut der schriftliche Niederschlag seiner Gedanken so not wie dem Fisch das Wasser.

Die Ankunft in Bordeaux hat ihm die Worte entpreßt: „Es ist meinem Herzen schwer geworden, diese indische prächtige Welt zu verlassen." Und dieses: „Ich bin so neu, daß ich mich erst orientieren muß."

Die Bedeutung von Humboldtens Reise für die Kenntnisse des spanischen Amerika wird erst klar, wenn man sich die damaligen Zustände vergegenwärtigt. Das goldene Zeitalter des Weltverkehrs war noch nicht über die Menschheit hereingebrochen, und das weite Kolonialreich lebte ganz abgeschlossen für sich. Nur zweimal im Jahre gingen Seekarawanen zwischen dem Herrenlande und Amerika hin und her. Kein Spanier, bei Todesstrafe, durfte mit Fremden Handel treiben. Lebenslängliches Gefängnis drohte jedem, der Nachrichten über die Kolonie und die Regierung einsammelte oder verbreitete. Fremden Staatsangehörigen war das Betreten der Kolonien der spanischen Markisenleinwand überhaupt verboten. In den vergangenen drei Jahrhunderten waren dort kaum ein Dutzend wissenschaftlicher Reisen ausgeführt worden.

In diese Atmosphäre trat der nach Neuem begierige Humboldt, der mit Empfehlungen wohl versehene „Consejero Superior de minas de S. M. el Rey de Prusia" (wie es im Paß hieß), und es scheint, daß er unumschränkt hat beobachten, messen und notieren können.

Verbürgte schon dieser glückliche Umstand einen großen Vorteil gegenüber den Vorgängern, so erhob auch die ganz neue, individuelle Art der Beobachtung Humboldten wesentlich über die anderen Reisenden hinaus. Die hatten meist alles Neue und Unerwartete für gleich bemerkenswert gehalten, die sammelten bunt durcheinander Kuriositäten ohne Methode, rückten in den Beschreibungen ihre persönlichen Erlebnisse und Fährnisse in den Vordergrund. Sie waren mehr Neugierige als Beobachter, sie versanken widerstandslos in der Fülle der Erscheinungen. Sie verfügten nicht über genügend fachliche Vorbildung und infolgedessen nicht über hinreichenden Überblick: sie standen nicht hoch genug über dem Stoff, um ihn zu beherrschen. Diese Vorgänger waren eine Entwicklungsstufe, und ihr Wert lag darin, überwunden zu werden. —

Das Widerspiel dieses Bildes umreißt Humboldts Erscheinen. „Auf das Zusammenwirken der Kräfte, auf den Einfluß der unbelebten Schöpfung auf die belebte Tier- und Pflanzenwelt, auf diese Harmonie sollen stets meine Augen gerichtet sein." Das war sein Programm.

So machte er die ganze Natur in der gegenseitigen Beziehung ihrer Gesichte und mit steter Vergleichung anderer Gegenden zum Gegenstand seiner Studien. Neben der Beschreibung der Länder suchte er Tatsachen zu sammeln zu einer Wissenschaft, von der nichts in der Welt der Denker und von der in der Welt seiner Vorstellungen nicht mehr lebte als das eine Wort: Je conçus l'idée d'une physique du monde.

Durch Sammeln und Beobachten der verschiedenartigen Formen und Erscheinungen die Gesetze ihrer gegenseitigen Beziehungen im Zusammenhang zu erkennen und zu einem einheitlichen Ganzen zu verweben: dieser Stern schritt vor Humboldten her.

In dieser tiefststechenden aller tellurischen Aufgaben liegt aber auch schon die Beschränkung des Breitenstudiums. Hatte er auch zu allererst stets der Feststellung der Einzeltatsachen nachzugehen, um die Grundlage für weitertragende Schlüsse zu gewinnen, so mußte doch die Entdeckung des Neuen hinter der Beobachtung des Ganzen zurückstehen.

Wie seine geographisch-kosmische „Idee" damals noch stark im rohen gesteckt haben wird, so wandte sich sein Auge weniger der Erkundung neuer Gebiete zu, was allerdings schon ein entwickelteres Arbeiten erfordert, als vielmehr der Erkenntnis neuer Pflanzen und Tiere und besonders ihrer Lebensbedingungen sowie ihrer wagerechten und senkrechten Verbreitung.

Ja, man muß überhaupt sagen, daß die ganze amerikanische Reise für die Aufhellung unbekannter Länder wenig getan hat. Sie lehrte die Zeitgenossen schlecht bekannte Gebiete besser, ja ungeheuer viel besser kennen: aber zum großen Entdecker hat sie ihren Mann nicht gemacht.

Humboldt war kein großer Entdecker der Tat und des Mutes, sondern er war mehr: war genial im Reiche der Beobachtung und des Gedankens. Die Anwendung seiner weitschichtigen naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse auf die Neue Welt nahm sein Gehirn offenbar so stark in Anspruch, daß es zur Bewältigung der Anforderungen einer Reise ins Blaue hinein nicht mehr ausreichte. Humboldt (und dies ist der bisher verkannte Unterschied zwischen dem Reisegeographen und dem bloßen Entdecker im Stile Stanleys) stand geistig zu hoch und besaß zu eindringliche Kenntnisse, als daß er die flachere Tätigkeit des Entdeckers hätte ausüben können.

Dieser Mann besaß zuviel Kultur, war zu tief in die Arbeitswerkstätten des Gedankens eingedrungen und hatte zuviel Geschmack erworben, um der mehr körperlichen und unsachlichen Art des bloßen Länderentdeckers sich hinzugeben.

*

Frankreich war inzwischen Kaiserreich geworden, Paris die hohe Schule der Naturwissenschaften. Gerade die naturgeschichtlichen und mathematischen Disziplinen hatten im Kriegsgetümmel und in dieser Zeit einer freien Entfaltung von vorher gebundenen Kräften große Fortschritte gemacht. Gelehrte Anstalten wurden reich ausgestattet, die Forscher erfuhren vielseitige Unterstützung.

In diesem Milieu des Glanzes und der Zukunft fand Humboldt sein Feld. „Schwerlich hat die Erscheinung eines Particuliers je mehr Aufsehen gemacht als die seine", schrieb seine Schwägerin damals. Zu alten Freunden

erwarb er schnell neue, und sein lebendiges Wesen, seine durch die Erlebnisse einer langen Reise genährte Unterhaltungsgabe steuerten ihn glücklich durch die spitzen Klippen der Pariser Salons.

Eigentlich nur ein Einziger in der Stadt des Lichts kam ihm kalt entgegen. „Sie beschäftigen sich mit Botanik? Auch meine Frau treibt sie," meinte der Kaiser geringschätzig. Er mochte an Blumentöpfe und Mistbeete denken. —

Humboldt entfaltete nach seiner Art in Paris sofort eine rege Tätigkeit: Gesellschaft, literarische Arbeit, Ordnen der in dreißig Kisten mitgebrachten Sammlungen, fachliche und buchhändlerische Vorbereitung der Reisewerke, ja er fand sogar Zeit, sich bald mit ganz neuen, hauptsächlich meteorologischen Untersuchungen zu befassen. Das war wieder jener Zug aus den Jahren seines Werdens: diese große Fülle von Aufgaben nebeneinander und dieses Mehranfangen als Vollenden. Dazwischen kamen schon 1805 Vorbereitungen zu einer neuen, einer asiatischen Reise (die erst vierundzwanzig Jahre später ausgeführt wurde) und kleinere Fahrten nach Italien und Deutschland.

Daheim erschien er erst Ende 1805 wieder. In Berlin ließ er sich zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften wählen, was ihm eine Pension von 10000 Franks eintrug, und legte den Titel eines Kammerherrn an. Auch hier sofort eine außerordentliche Tätigkeit. Vorlesungen in der Akademie; ausgedehnte Korrespondenz; Veröffentlichung von Aufsätzen; Experimente, namentlich über Erdmagnetismus.

Aber er war unzufrieden mit seiner Lage, genau wie in den Jahren vor der Reise; und es verzehrte ihn der Widerspruch zwischen dem Hang des Aristokraten zur Geselligkeit und dem Bedürfnis des Forschers nach Einsamkeit. Dies blieb für sein ganzes Leben bezeichnend. „Ich lebe fremd und isoliert in diesem mir fremd gewordenen Lande." „Ich habe niemand hier, mit dem mir wohl wäre."

Die wichtigste sichtbare Frucht jener Zeit waren die „Ansichten der Natur", die er stets sein Lieblingswerk nannte und die er einführte mit dem auf das Trauerjahr 1806 bezüglichen Satze: „Bedrängten Gemütern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andeskette."

Die elenden politischen Verhältnisse, die Entbehrung espritreichen Umgangs, die Vorliebe für das seinem Geist ebenbürtigere Paris, die provinzlerische Enge der Heimat, die Meinung, nur in Paris verstehe man kostbare Werke zu drucken sowie Karten und Abbildungen vollendet zu stechen: das zog seine lebhafte, vorwärts hastende Natur von Berlin fort und hinüber in die Stadt der Feinde, nach Paris.

Vaterlandsliebe war niemals seine Stärke, wie sie die eines Goethe nicht gewesen — und wer möchte ihn schelten wegen eines Vorgehens, das

heute sinnlos sein würde, damals aber Geschmack und Zielbewußtsein verriet. Ein Humboldt paßte nur in eine Weltstadt, nicht in ein okkupiertes Nest. Im Frühjahr 1808 reiste er an die Seine.

*

Das Paris jener Jahre war in der Tat die Metropole der Kultur: ja es war noch eins: so etwas wie die Hauptstadt Deutschlands. Es schien, als ob Napoleon Kriege nur führte, um die Bibliotheken, Museen und Institute von Paris mit Büchern, Schätzen und Geld zu bereichern und auszubauen. Gelehrte und Künstler wandten sich nach Paris, denn hier allein winkten Verständnis und Verdienst, Anerkennung und Förderung.

Mitten in dieses vordem unerhörte freie Blühen kam Humboldt hinein. Ihm, dem Gelehrten von Ruf, dem Mann von Familie, den man schon als halben Franzosen ansah, öffneten sich alle Türen. Wissenschaftlichen Gedankenaustausch, passende Bearbeiter seiner Reisefrüchte, Verlags- und Kunstanstalten, eine einflußreiche Presse zur Propaganda: all diese Formen der Förderung konnte er damals eigentlich nur in Paris vereinigt finden. Gelehrter Umgang? Ich glaube, diese Namen können sprechen: Cuvier, Laplace, Arago, Gay-Lussac, Geoffroy de Saint-Hilaire, Decandolle, Hauy, Malte Brun, Jomard, Champollion, Silvestre de Sacy. Und es sind längst nicht alle. —

Natürlich begann sofort das aufreibendste Leben: politisch, für Preußen, in den Tuilerien; wissenschaftlich im Institut, in der École Polytechnique und zu Hause. Trotzdem fühlte er sich nach seiner Art unglücklich und glaubte sich von aller Welt gemieden. Er litt unter Geldsorgen, da er den Verlust seines Vermögens infolge der Kriegswirren befürchtete: das steigerte aber seine ohnehin starke Produktionsfähigkeit. Den Tag teilte er peinlich genau ein, um den großen Lasten der Arbeit und des persönlichen Verkehrs gerecht zu werden. Es war eigentümlich, daß er nach der in Salons verplauderten ersten Hälfte der Nacht noch bis halbdrei Uhr früh zu Hause arbeitete. Er schlief nicht länger als fünf Stunden.

Seine Wohnung lag gewöhnlich in abgelegenen und weit entfernten Stadtteilen. Zeitweise besaß er sogar zwei, eine zum Schlafen und eine andere, von der niemand wußte, so daß er in ihr ungestört arbeiten konnte. —

Man sieht, Humboldt suchte mit allen denkbaren, sogar mit seltsamen Mitteln beides zu ermöglichen: das stille Leben eines ganz zurückgezogenen Stubengelehrten und das bewegte eines gesuchten Salon- und Öffentlichkeitsmenschen. Und es scheint, daß ihm dieser Ausgleich geglückt ist, offenbar sogar ohne bemerkenswerte Schädigung der Gesundheit. Denn im Gegensatz zu seinem ersten Menschenalter hört man nach der amerikanischen Reise nichts mehr von Kränklichkeit.

Während Arbeit und trübe Stimmung ihn oft menschenscheu machten, wußte er abends witzig und glänzend in den Salons zu plaudern. Er besuchte allabendlich mindestens fünf Gesellschaften, jede nur auf eine halbe Stunde, und erzählte überall dasselbe, gewöhnlich gut pointierte Geschichtchen. Schärfe und Mokanterie traten dabei besonders hervor.

Ja, man muß es wohl aussprechen: Der naturstarke Wissenstrieb und die Kraft der tiefen Durchdringung wie der anschaulichen Darstellung wissenschaftlicher Probleme — in Humboldts gesellschaftlichem Leben sprachen sie sich vielfach in der Form des Tagesklatsches und der boshaften Nachrede aus, die in das Bild des Geistesheros ziemlich kleine Züge wischen.

Carl Ritter 1824 in einem Briefe aus Paris: „. . . um elf Uhr kam endlich auch Al. v. Humboldt an, und jedermann freute sich auf seine Erzählungen und Berichte: denn niemand ist hier Beobachter wie er; er hat alles gesehen, er ist schon um acht Uhr aus, um Exkursionen zu machen; er ist sogleich vom Tode des Königs berichtet, er hat alle Ärzte gesprochen, mehrere der ersten des Reiches, er ist bei der Ausstellung der Leiche gewesen, bei den Exzessen, die im Palast vorgefallen, bei den Verhören, er weiß, was in den Zirkeln der Minister vorgefallen ist, was in der Familie des Königs, er war heute in St. Germain, in Passy, bei so vielen öffentlichen Personen, und kam nun eben mit vollen Taschen, voll der interessantesten Anekdoten, die er mit Witz und Laune auskramte, zurück."

Um so liebenswürdiger war Humboldts Neigung, junger Männer sich anzunehmen und ihnen die Wege der Zukunft zu zeigen. Namentlich manchem jungen Deutschen, der in Paris weilte, hat er geholfen: Heinrich Berghaus 1815, Justus Liebig 1824, um nur zwei zu nennen. —

Offensichtlich flossen in Humboldt zwei Triebe: ein Hang zur Geselligkeit und ein Durst nach Wissen und Wahrheit. Und ganz sicher ist es, daß der letztere stets die Oberhand hatte. Doch mußte der Neigung zur Geselligkeit ein Ventil geöffnet werden. Vielleicht rührten seine häufigen Verstimmungen von diesem Zwiespalt her. Ja, die nächtliche Arbeit nach der Heimkehr aus den Salons sieht fast aus wie eine Art Buße für die verflossenen Stunden der Zerstreuung.

Man darf annehmen, daß alles Unedlere, alles hämische Bleigewicht des gewöhnlichen Lebens sich ihm in die Kanäle der Geselligkeit ergossen hat. So wurden die trüben Schlacken und dunklen Flecken, die niemandem erspart bleiben, in jene Kanäle der Vergänglichkeit abgeleitet: und um so reiner und heller erstrahlt sein wissenschaftliches, sein literarisches Lebenswerk.

Dieses zu erfüllen, dahin ging das Streben all seiner Sinne. Ihm opferte er alle größeren Versuchungen der Welt. Ihm zuliebe schlug er 1810, im Gründungsjahr der Berliner Universität, das Anerbieten aus, als Staatsminister die Leitung des preußischen Unterrichtsministeriums zu übernehmen. Fünf Jahre später verschmähte er den Posten des preußischen Gesandten in

Paris, 1824 die Stellung eines Vizepräsidenten der dortigen Geographischen Gesellschaft, im folgenden Jahr das Anerbieten des unabhängig gewordenen Mexiko, für dessen Interessen Verhandlungen mit Petersburg und Wien zu führen.

Wenn es auch wahr ist, Männer nach ihren Verdiensten zu beurteilen, so ist es noch wahrer, daß man Humboldten erst richtig einschätzen kann nach Maßgabe dessen, was er ausgeschlagen hat, was er hätte sein können. In dieser Verschmähung der großen Möglichkeiten zugunsten des Lebensziels steht er sicherlich über Goethe, dem er durch die Bejahung der unwesentlichen Kleinlichkeiten unterlegen bleibt. —

Die leuchtende reife Frucht dieser neunzehn Pariser Jahre mit all ihrer köstlichen Geistesarbeit und ihrem flatternden Trubel des Vierzigers und Fünfzigers, die uns zuweilen anmuten wie die Sturm- und Drangjahre eines Zwanzigjährigen: in der langen Bändereihe der amerikanischen Reise liegt sie staunenswert vor der Nachwelt.

„Das Leben eines Gelehrten ist in seinen Büchern zu suchen", hat Humboldt selber einmal geschrieben. Und wenn dies wahr ist, so mag es gerade hier zutreffen: die Fortschritte mehrerer Disziplinen, die Organisationsarbeit und ihre bodenlosen Mängel, welche gleichsam die Zerstreuungen des Salonverkehrs verkörpern — die ganze gesammelte Wucht des Wissens einer Zeit. Der Eindruck dieser dreiunddreißig Lederrücken ist nicht wie der eines Reisewerkes, sondern wie der eines umfassenden Lexikons: ernst, verhalten, charakterfest. Das Werk ist der Öffentlichkeit nur ganz wenig bekannt geworden, selbst die engeren Fachleute kennen es kaum. Es liegt etwas Gigantisches, etwas Vorwelthaftes darüber — es ist eine Legende ...

Diese Bücher sind viel zu teuer und kosten zusammen 2753 Taler. Sie sind ganz unübersichtlich eingeteilt, und manchen Bänden geht ein halbes Dutzend Titelblätter voran. Selbst sehr bedeutende Bibliotheken besitzen kein vollständiges Exemplar — wie auch Humboldt selber sie nicht alle hatte.

Sie sind bei vielen Verlegern erschienen, Franzosen wie Deutschen, meist in sehr kleinen Auflagen. Und stets trug Humboldt die Herstellungskosten, sowohl für Satz und Papier wie für die Tafeln und Karten. Auch die zahlreichen Bearbeiter des wissenschaftlichen Materials honorierte er aus eigner Tasche. Anscheinend wurde seine Geschäftsunkenntnis tüchtig ausgebeutet, denn die Abbildungen sind selbst für die damalige Zeit gar nicht so besonders hervorragend, und ihr Wert rechtfertigt die hohen Kosten keineswegs. Auch behandelte der Autor die Herausgabe insofern sehr ungeschäftlich, als er zum Beispiel oft viele Bogen einstampfen ließ, um Besseres zu liefern. Immerhin tritt ja auch hierbei sein Streben nach möglichster Vollkommenheit hervor.

Die Kosten waren ganz außerordentlich, allein für die französische Ausgabe betrugen sie ungefähr 600000 Fr. Sein Vermögen schrumpfte mehr und mehr zusammen, seine Zinsen, seine preußische Pension, alles floß in die

Taschen der Verleger und Mitarbeiter. Ja, es scheint, daß er sein ganzes Kapital für das Werk restlos aufgebraucht hat!

Der Titel des Riesenwerks lautet: „Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent fait dans les années 1799 à 1804 par A. de Humboldt et A. Bonpland."

Der zeitliche Verlauf ist darin nicht ganz dargestellt: „Von einer großen, erhabenen Natur umgeben und lebhaft mit ihren bei jedem Schritte sich darbietenden Phänomenen beschäftigt, hat man wenig Lust, persönliche Vorfälle und kleinliche Lebensbegebenheiten in seine Tagebücher aufzunehmen" (1815). Auch kann man oft seine eigenen Forschungen von denen seiner Vorgänger nicht recht unterscheiden, weil es seine Gewohnheit war, sie gleich mit allen vorhergehenden zu verarbeiten. Denn er pflegte bei einer jeden Arbeit die ganze Literatur zu verwerten und, gerade wie Carl Ritter, nach Vollständigkeit zu streben. —

Auf die Bearbeitung der amerikanischen Reise gründet sich Humboldts wissenschaftlicher Ruf. Eine lange Reihe geographischer Ortsbestimmungen und Höhenmessungen mit guten Instrumenten ermöglichte ihm die Erstellung genauer Karten jener Teile Amerikas. Die Wissenschaft vom Erdmagnetismus verdankt seiner Reise ein gut Teil ihrer Grundlagen. So stellte er fest, daß die Intensität des Erdmagnetismus von den magnetischen Polen zum magnetischen Äquator abnimmt, während man vorher der entgegengesetzten Ansicht war. Er fand ferner die mit wachsender geographischer Breite steigende Abnahme der Inklination.

Die Meteorologie förderte er in hohem Maße dadurch, daß er als erster tropische Witterungsformen zum Gegenstand umfassender Beobachtungen machte. Er wies die Ursachen der Passatwinde nach. Er untersuchte zum erstenmal die jahreszeitlichen und täglichen Schwankungen der Atmosphäre und deren Gesetze. Er studierte die Veränderungen der Temperatur mit der Höhe. Er brachte den Unterschied des wirklichen Erdklimas vom theoretischen Sonnenklima zur Anerkennung: er verband alle Orte mit gleicher Wärme auf der Karte durch Linien, die er Isothermen nannte, und legte damit die Grundlagen zu der modernen Klimakunde (1817).

Bei Antritt der Reise standen geologische Ziele dem damaligen Oberbergrat natürlich mit an der Spitze seiner Arbeiten. Und deshalb hat der amerikanische Aufenthalt dieser damals noch recht wenig entwickelten Wissenschaft einen überwältigenden Schatz an neuen Tatsachen und Beobachtungen zugeführt.

So gewann er ganz neue Anschauungen über den Vulkanismus, den man in jenen Tagen für eine untergeordnete örtliche Erscheinungsform hielt und den man eigentlich nur vom Vesuv und Ätna her kannte. Humboldt sah in dem großartigen Vulkangebiet Ecuadors und Mexikos, daß die feuerspeienden Berge ihren Ursprung in bedeutenden Tiefen haben müßten; er entdeckte das

Dasein der Kontaktgesteine an den Grenzen vulkanischer Gebiete. Aus der reihenförmigen Anordnung der Gipfel folgerte er ihren Sitz über großen Spalten der Erdkruste. Er begründete eine Art Physiognomik der Vulkane und stellte Typen ihrer Formen auf. Die Entstehung der Feuerberge glaubte er erklären zu können durch die Annahme, daß heiße gespannte Dämpfe aus der Tiefe gegen die hangende Erdrinde wirkten und sie blasenförmig auftrieben. Würde dabei die Spitze gesprengt, so entstände ein kegelförmiger Kratergipfel, im anderen Falle aber nur ein Glockenberg.

Als Neptunist und Schüler Werners ging Humboldt nach Amerika — als überzeugter Plutonist kehrte er zurück. So erkannte er den Zusammenhang zwischen dem Auftreten der Vulkane und dem der Trachytgesteine, wodurch die vorher angefochtene plutonische Entstehung der letzteren bewiesen wurde.

Im Zusammenhang mit dem Vulkanismus suchte er der Natur der Erdbeben näherzukommen. Als einer der ersten beschränkte er sich nicht darauf, die verderblichen Folgen der Beben für die Menschheit zu schildern, sondern er bemühte sich, den Erscheinungen und Ursachen selber nachzuspüren.

Daß er die Selbständigkeit der Juraformation erkannte und ihr den Namen gab, daß er 1822 in seinem „Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux hémisphères" ein Handbuch der Formationslehre schrieb, welches den Stand der geologischen Kenntnis jener Zeit verewigt — dies sei nur im Vorübergehen angemerkt.

Um so wichtiger ist es, zu betonen, daß all dieses geologische Einzelwissen sich weiteren Gesichtspunkten einordnete und daß Humboldt als Geolog auszog, um Amerika der modernen Wissenschaft zu erobern, daß er aber wiederkehrte als Geograph! Ähnlich erging es mehr als ein halbes Jahrhundert später Richthofen. —

Die gleiche Erscheinung tritt uns hinsichtlich der Verwertung der botanischen und zoologischen Beobachtungen entgegen. So viel seine Reise für den Ausbau der systematischen Botanik geleistet hat (von sechstausend in Amerika gesammelten Arten war mehr als die Hälfte noch unbekannt und unbeschrieben), ungleich höher steht seine geographische Anwendung der Pflanzenkunde. Denn Humboldt ist der Begründer der Pflanzengeographie durch seine „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen" (1805).

Er ging dabei ganz richtig von den klimatischen Bedingungen aus, deren allgemeinen Wert wohl überhaupt niemand vor ihm so eindringend erkannt hat. Hierbei kam es naturgemäß zu tiefeinschneidenden Gliederungen der Pflanzenwelt nach wagerechten und senkrechten Zonen und Regionen.

Bei der vergleichenden Darstellung der Florengebiete legte er ganz richtig das Hauptgewicht auf das Bild der landschaftlich bestimmenden Vegetationserscheinungen. In der Physiognomie der Landschaft erkannte er den reinsten Ausdruck der Harmonie, welche die unorganische mit der organischen Welt

verbindet! Dies ist aber ein so schöner Gedanke, wie ihn seitdem die Geographie nicht wieder gedacht hat.

Humboldts Beschreibung der Hyläa war die erste anschauliche und lesbare Schilderung des südamerikanischen Urwaldes. Die der Llanos ist aber vielleicht die reifste Frucht seiner landschaftlichen Wortkunst. —

Ganz ähnlich beachtete er in der Tierwelt vorzüglich den Gesamteindruck des tierischen Lebens, das ästhetische Faunenbild einer Gegend und ihre Verschiedenheit von anderen Gebieten. Seine Schilderungen wirkten mehr allgemein anregend und bildend, als durch Einzelheiten überzeugend. Die geographische Verbreitung und die Lebensweise des Tieres fesselten ihn mehr als dessen Bau und Untersuchung. Gerade wie in der Pflanzengeographie erblickte er in der Tiergeographie nur Teile der großen Wissenschaft von der Erde. Auch in ihr ging er der wagerechten und senkrechten Verbreitung und deren klimatischen Bedingungen nach. So stellte er eine Höhenskala des andinen Tierlebens in der Gestalt eines Landschaftsgemäldes dar. —

Am höchsten aber erhob sich Humboldts Geist auf dem Felde der Geographie: hier ward er Genie, das intuitiv und halb unbewußt Gesamtleistungen vollbrachte, die nicht nur seiner Zeit, sondern zum Teil selbst seinem eigenen Denken merklich vorauseilten.

Natürlich vermehrte die amerikanische Reise ganz wesentlich den Wissensschatz der Geographie, und die Mehrzahl der Beobachtungen in anderen Disziplinen kam der erdkundlichen Erkenntnis zugute. Und doch ist er kein Entdecker gewesen — er war nicht ein Forschungsreisender im engeren Sinne, hat der Menschheit keine Terra incognita erschlossen (wiederum ähnlich wie Richthofen), ja, er hat nicht einmal regelmäßig ein Itinerar geführt. Nur dort, wo der Reiseweg mit einer geographischen Linie von höchster Bedeutung zusammenfiel, da nahm er ihn genau auf: so am Orinoko und am Magdalenenstrom.

Mir scheint, daß ununterbrochene sorgfältige Itinerarführung aus zweierlei Gründen einem Humboldt nicht lag, nicht liegen konnte. Er war nicht allein zu lebhaften Naturells, sondern auch zu hochfliegenden, die großen Züge des Landschaftsbildes kombinierenden Geistes, um an der Routenaufnahme Gefallen zu finden, die einerseits an die Intelligenz nur bescheidene Ansprüche stellt, andererseits aber ermüdet und die Möglichkeit andersartiger Beobachtungen stark einschränkt.

Denn das muß einmal gesagt werden: so ungeheuer wichtig zwar ein Routier, selbst ein mäßiges, in einer Terra incognita ist, so beruht es doch einzig und allein auf Routine. Man kann ein sehr erfolgreicher und mithin großer Entdecker unbekannter Länder sein und doch einen recht bescheidenen Kopf haben. —

Die Öffentlichkeit ist über Humboldts Reise stark im unklaren. Ihren Verlauf denkt man sich gewöhnlich bedeutender, als er ist. Aber auch in

Amerika verfolgte eben den Baron jenes Glück, das ihn Zeit seines Lebens nicht verlassen hat. Er gilt als der Entdecker der kalten peruanischen Küstenströmung — und hat diese dort längst bekannte Naturerscheinung doch nur als erster gemessen und beschrieben. Er gilt als Entdecker des Cassiquiare, der Flußverbindung des Orinoko- und Amazonassystems. Den hatte schon 1744 der Jesuit Manuel Ramon befahren — Humboldt aber erwarb nur das Verdienst, die Bedeutung jener Stromgabelung der europäischen Wissenschaft nachdrücklich einzutrommeln.

Er verstand eben aus seinen Beobachtungen etwas zu machen, wußte sie an die richtige Stelle im Gebäude des Wissens zu bringen — und dies ist wohl eine wichtigere, schwierigere und vergeistigtere Tätigkeit, als wenn jemand zufällig auf einen neuen Weg gerät. —

Darin eben liegt die folgenreiche Bedeutung der Humboldtschen Amerikareise: sie war die erste, auf der die ganz neuen Riesenfortschritte aller Naturwissenschaften zur Beobachtung aufgeboten wurden!

Dieser Sohn des Glückes konnte Beobachtungsarten anwenden und Instrumente, die wenig vorher erst waren erfunden worden. Zum Beispiel hatte niemand vor ihm auf einer so weiten Reise so viele Höhenmessungen angestellt, da die richtige Ableitung der senkrechten Erhebung aus dem Betrage des Luftdruckes erst kurz vor seiner Abreise bekannt geworden war und da eine neue und genaue Berechnung derartiger Ablesungen erst während der Reise gefunden wurde.

Und wie anschaulich wußte er die gemessenen Höhenangaben zu verwerten. Er war der erste, der sie durch die Einführung der Querprofile ins rechte Licht setzte und hierdurch überhaupt einer fruchtbaren und richtigen Anschauung vom Gebirgsbau Tür und Tor öffnete. (Sein bergmännischer Beruf hatte ihn darauf hingeleitet, da man im Bergbau Streckenprofile schon vorher verwandte.) Außerdem führte er in Anlehnung an die durch jene Höhenmessungen gewonnene Anschaulichkeit des Gebirgsbildes die Begriffe der Kammhöhe und der Paßhöhe ein und lehrte sie von dem der Gipfelhöhe unterscheiden. —

Aber diese Fortschritte sind schließlich mehr vereinzelter Natur. Humboldts Amerikareise hingegen übte eine noch höhere Wirkung aus, sie legte den Grund zur modernen Geographie! Und ganz genial, ziemlich unbewußt, nur als Ausfluß der lebensvollen und vielseitigen Anschauung eines reichen und geistvollen Kopfes, ohne Programm und ohne weitschweifige Erklärung der Absicht, rein intuitiv und in Gestalt einer fertigen Arbeit, einer Landeskunde. Jener „Essay politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne“ von 1811 ist wohl die erste Länderkunde, die jemals geschrieben wurde — Humboldt aber erkannte ihren vorbildlichen Wert für die Ausbildung einer neuen Wissenschaft noch nicht recht, sondern zählte die Arbeit (wie auch der Titel anzeigt) mehr unter die Staatswissenschaften, die er ja ursprünglich studiert hatte.

Die beiden Arbeiten über Mexiko (Neuspanien) und Kuba gossen in das alte Gefäß der Geographie einen neuen Geist und erhoben die Erdkunde aus der Stelle eines bunten Rahmenwissens in den Rang einer Wissenschaft. Und das kraft der Methode einer ursächlichen Verknüpfung der örtlichen Erscheinungen an die gesetzlich auftretenden Naturkräfte.

Seine besten Vorgänger waren nichts als erfolgreiche Reisende und Sammler oder wortreiche Zusammenstoppler von Materialwissen. Sie brachten tausend einzelne Bilder heim — Humboldt war aber der erste (Carsten Niebuhr nicht ausgenommen), der die Gesamtheit seiner Reiseländer durchdrungen hatte und durchgeistigte Gesamtbilder zu entwerfen verstand. Mit einem Worte: sie sahen nur mit den Augen und Brillen, er hingegen sah mit Auge und Seele. Humboldt muß der erste Reisende gewesen sein, der (ohne dieses Wort schon anzuwenden) Milieu erkannte! Die anderen machten Geographie — Humboldt geographierte. —

Dies aber darf hierbei nicht vergessen werden. Auf solchen zum erstenmal geographischen Ideen Humboldts steht nicht zum kleinsten Teile Carl Ritter. Der völlig unbekannte, siebenundzwanzigjährige kleine Hauslehrer in Frankfurt lernte dort im Hollwegschen Hause den durchreisenden Humboldt kennen (1806). Er hatte das große Glück, wie er selber schrieb, ein paar Wochen mit dem berühmten Reisenden umzugehen und die genußreichsten Stunden an seiner Seite zu verleben. „Du kannst Dir kaum den Umfang seiner Kenntnisse groß genug denken, und seine Darstellungsgabe ist hinreißend, seine Sprache schön, sein ganzes Wesen von der größten Lebendigkeit, sein Charakter liebenswürdig im Umgang." „Du siehst leicht, wie ich diese Tage hindurch für alles andere verloren sein und alle meine Zeit nur ihm und dem Andenken an ihn gehören mußte." „Noch nie wurde von irgendeiner Gegend ein so anschauliches, in sich vollkommenes Bild in mir erweckt, als durch Humboldt in mir von den Kordilleren entstand."

Diese Berührung war von allergrößtem Einfluß auf Ritters Entwicklung. Der Hauslehrer ohne Namen, der noch zwischen der Geschichte und der Erdkunde schwankte und mit seiner Neigung zu pädagogischer Betätigung kämpfte: er entschied sich jetzt für die rein geographische Arbeit und ward beides, Humboldts erster Meisterschüler und sein Gegenspiel.

Nicht nur durch die große Tat landeskundlicher Arbeiten vertiefte Humboldt die Geographie, sondern auch durch jenes kleinere, anmutigere Werkchen der „Ansichten der Natur" wußte er die geographische Beschreibung zu beleben und zu vergeistigen. Schon die Forster hatten sich in künstlerischen Schilderungen tropischer Gegenden versucht — und Humboldt hatte von Georg Forsters Beschreibungen weit nachwirkende Eindrücke empfangen. Sicherlich nach seinem Vorbild trug er die Farben der „Ansichten" von der Palette seiner zündenden Anschauung auf die Leinwand der Darstellung.

Aber dabei übertraf er das Vorbild durch glückliche Einfügung und sichere

Durchführung des ursächlichen Gedankens der genetischen Zusammengehörigkeit aller Teile eines jeden Bildes. Und es gelang ihm der große Wurf des Hinweises, daß weniger die Landformen als das Pflanzenkleid den Wechsel der landschaftlichen Eindrücke bedingen! Man muß weit in die jüngste Gegenwart hinaufgehen, um einem Neuaufleben dieser vergessenen Grundformel einer gesunden Erdanschauung wieder zu begegnen. —

Überblickt man die neunzehn Pariser Jahre, so zeigt sich in ihnen eine erstaunliche Entfaltung wissenschaftlicher und geselliger Tätigkeit. Neben der Bearbeitung der Ergebnisse einer fünfjährigen Tropenreise geht die Schöpfung der Pflanzengeographie (sechsunddreißigjährig), geht die Schöpfung einer Landschaftskunde (neununddreißigjährig), geht die Schöpfung einer wissenschaftlichen Geographie (zweiundvierzigjährig), geht die Belebung der Klimakunde (achtundvierzigjährig), von vielen einzelnen Funden ganz abgesehen.

Es mag seltsam erscheinen, daß diese Neuerungen eigentlich in schon etwas vorgerücktem Alter geboren wurden, zumal da Humboldts schnelle geistige Reaktionsfähigkeit schnellere Arbeit erwarten ließ. Aber man muß bedenken, daß sie sämtlich doch nur besondere Anwendungen und Ausführungen jener „Idée d'une physique du monde" sind, die schon dem Siebenundzwanzigjährigen kam.

Dieser Mann, der das Glück hatte, an der Schwelle einer neuen Zeit der Wissenschaft zu stehen, der überall und mit jedem Gedanken Anerkennung fand und Ruhm erntete, der eigentlich nichts anderes zusetzte als sein Vermögen: dieser Mann hat weniger kraft bewußter logischer Denkarbeit seine außerordentlichen Erfolge errungen, als vielmehr im Ausbau göttlicher Inspiration. Seine allumfassenden Kenntnisse, seine durch große Reisen entwickelten Vergleichskräfte und bilderreichen Anschauungen, seine immerhin sorglose Lebenslage, die intellektuellen Summen aus einem alten kultivierten, geistig ausgeruhten und körperlich anscheinend noch nicht verbrauchten Geschlecht, der schon den Jüngling erfüllende Hang zur Natur und zur Fremde: die Vereinigung all dieser Gaben zu einer glücklichen Zeit wissenschaftlicher Fortschritte hat als Quersumme das Genie Alexander von Humboldt gezüchtet. —

Um 1820 schloß für Humboldten die Zeit der schöpferischen Tatsachenfunde ab. Nach seinem achtundvierzigsten Jahre hat er nichts wesentlich Originales mehr geschrieben, so weit es die Entdeckung ganz unbekannter Neuerungen angeht. Er trat in die Periode der Sammlung hinein: aber selbst ihr verstand er den Stempel des Erstaunlichen, des Epochalen aufzuprägen.

Ein Bild aus jener anderen Zeit liegt vor mir. Es stellt ihn in seinem fünfundvierzigsten Jahre dar und ist von ihm selber gezeichnet. Damals erschienen gerade der erste Band der „Relation historique du Voyage", der „Atlas géographique et physique du Nouveau Continent" und das dazugehörige „Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent".

Ganz ernstes Gesicht, dem man die Last der Arbeit wohl ansehen mag. Darüber strubblige, wild zerwühlte Haare — ganz im Einklang mit der buchhändlerischen und organisatorischen Zerfahrenheit der Reisewerke. Dies vielleicht genialisch Gewollte oder Gesollte steht in einem seltsamen Gegensatz zu dem ein wenig finsteren Ernst des Antlitzes, das streng wissenschaftlich anmutet wie die Werke jener Jahre. Der ein Dezennium jüngere Autor der „Ansichten der Natur" muß anders ausgesehen haben.

Das Fleischpolster und mit ihm das sinnliche Element tritt in diesem älteren Bilde gegenüber dem des Siebenundzwanzigjährigen weit zurück. Alle Züge sind jetzt herb herausgearbeitet, die Lippen schmaler, nichts ist mehr mädchenhaft. Ernstes Selbstbewußtsein, aber zurückhaltend, keineswegs protzig. Er war sich seines Wertes offenbar wohl bewußt, wenn auch unauffällig. Es liegt so etwas vom ragenden Fels in der Erscheinung. Die Stirn ist breiter geworden und beherrscht trotz den Haarsträhnen, die auf ihr züngeln, im Verein mit den kühl prüfenden und messenden Augen das Antlitz völlig. Jetzt streitet nicht mehr, wie auf dem jüngeren Bild, der animalische Unterteil mit dem geistigen Obergesicht, sondern das letztere regiert mit der Ausschließlichkeit einer Akademie der Wissenschaften. Aber auch der Schalk fehlt.

Das dritte Menschenalter: Kosmos und Berlin.

Humboldt hatte in Paris eigentlich nur mit einem Urlaub des Königs von Preußen gelebt: von ihm erhielt er sein Jahrgehalt, und ihm hatte er eingeredet, die Herausgabe des amerikanischen Reisewerkes sei nur in Paris möglich. Auf häufig erneuerten Wunsch seines Wohltäters entschloß er sich endlich, Folge zu leisten und im Mai 1827 nach Berlin überzusiedeln. Seine eigenen Geldmittel waren damals anscheinend völlig aufgebraucht, so daß ihm gar nichts anderes übrig blieb. Die Berliner sagten von ihm, er habe in Paris seinen Ruhm auf die angenehmste Weise verzehrt. Holtei aber meinte, er habe das Märtyrertum seiner deutschen Geburt in großartiger Entsagung ertragen. Er war achtundfünfzig Jahre alt, und ihm schien, es gehe in die Verbannung.

Das Berlin jener Jahre war noch eine bescheidene Stadt, der wurde das Einsetzen der ersten Spiegelscheibe im Schloß ein Ereignis. Die Reaktion war Trumpf, Junker und Bürokraten herrschten. Es gab nur zwei Zeitungen. Außer Musik und Belletristik hatte man keine geistigen Interessen. Die Gelehrten lebten ohne näheren Zusammenhang, an den Humboldt doch von Paris her gewöhnt war. Paris sammelte alle bedeutenden Menschen Frankreichs, in Deutschland zerstreuten sie sich in mehrere Dutzend Residenzen und Universitätsstädte. In Paris kannte jeder Fiaker Humboldts Wohnung, in dem kleineren Berlin hat niemals ein Droschkenkutscher die Adresse in der Oranienburgerstraße gewußt. An der Seine saßen die glänzenden Vertreter

der Naturwissenschaften; in Berlin waren es Namen, die erst in zehn, zwanzig Jahren bekannt wurden.

Dies aber war der Kern: in Paris begann just an der Wende der dreißiger Jahre das große Absterben, und in Berlin hub der Aufschwung an, dämmerte die Morgenröte des wissenschaftlichen Berlins der Folgezeit, jenes Berlins der Ritter, der Buch, der Rose, der Ehrenberg, der Dove, der Poggendorf, der Hufeland, der Bopp, der Grimm, der Savigny, der Ranke und — der Humboldts. Das Glück hatte es gut gemeint mit seinem Günstling und es ihm ermöglicht, am richtigen Platze zu sein, sowohl vor wie nach 1830. —

In seiner Geburtsstadt hat Humboldt sein Greisenalter verbracht, als Achtundfünfzig- bis Neunzigjähriger. Erst hier gestaltete sich sein Leben ruhiger, und die Fülle der Eindrücke, der Reichtum des Wissens entpreßten ihm seitdem öfters Ausdrücke über sich selber wie „antediluvianisch", „versteinert", „Urmensch". Zuletzt verliefen seine Tage in die gleichmäßige „Pendelbewegung" zwischen Berlin und Potsdam.

Seine geistige Tätigkeit ward gesammelter, einförmiger und langsamer. Er wußte sich auf dem Gipfel der Wissenschaft. Stellte kaum noch eigene Forschungen der Tat an, sondern ausschließlich solche des Worts: der Sammlung und der Darstellung. Er erkannte die sittliche Forderung seines dritten Menschenalters und (was mehr ist) er führte sie aus, indem er seine wissenschaftliche Gesamtanschauung von der Natur in einem Gesamtbilde künstlerisch darstellte.

Durch diese Erkenntnis und ihre Befolgung erst errang Humboldt seine fast beispiellose Stellung in der Geschichte der Wissenschaft. Denn es sind ihrer nur wenige Forscher, die den Abend des Lebens dazu benutzen, die Quersumme zu ziehen im Wissen der Zeit und hierdurch eine Epoche abzuschließen in der Entwicklung ihres Faches. Dies mag die schwerste aller schweren Aufgaben sein, denn sie kämpft mit der ungeordneten und gestaltlosen Riesenmasse des Stoffs und mit dem Ruhebedürfnis des Alters.

Im selben Maße, wie Humboldts jugendliche Schöpferkraft erlosch: im gleichen Maß wuchs seine Erkenntnisfähigkeit. Aus einem der Führer in den Naturwissenschaften ward er ihrer aller Repräsentant.

Und dies ist die Endformel seines Lebens: er lebte und starb als König und Sinnbild des Wissens der Biedermeierzeit. Der Ruhm seines dritten Lebensalters war die Huldigung der Menschheit vor dem riesigen Aufschwung der Wissenschaften und Entdeckungen. Humboldt! da denkt man an den Schöpfer des Kosmos, nicht an den jungen Reisenden.

Humboldt, dieser Humboldt! das ist zuletzt nicht mehr ein Mensch, nicht einmal mehr ein Forscher. Das ist ein Ideal, eine Erfüllung, die Prägemarke seiner Zeit. König der Zeit: wie es im orientalischen Märchen heißt.

In jenem Alter, in dem andere ihren Namen zu überleben beginnen,

ihre letzten Wünsche begraben: da fing Humboldts ewiger Ruhm erst an. Die Jahre 1826 bis 1830 waren für ihn der Übergang vom Mann zum Greis, vom berühmten Forscher zum Genius der Wissenschaft. Sie waren die Zeit seiner weltlichen Himmelfahrt. —

Humboldts drittes Menschenalter zerfällt in zwei Linien: die des Hofmanns und die des Führers der Wissenschaft. Es ist das eine häßliche Dualität, und es schmerzt, zu sehen, wie der gefeierte König der Wissenschaft erst am Tische eines beschränkten und später an dem eines dilettierenden Fürsten den oft nur spaßhaften Unterhalter machen muß und von der Hofgesellschaft mit mißgünstigen Blicken betrachtet wird. (Goethes Lebensabend verlief würdiger.) Aber diese Lage ward bedingt durch seinen Opfermut im Dienste der Forschung — die Hingabe seines Vermögens für die amerikanische Reise und deren Verwendung machte ihn vom Preußenkönige abhängig. Die Leichtigkeit seines Naturells aber ließ ihn die Widrigkeiten verhältnismäßig leicht ertragen und, wie schon so oft: er wußte sich damit abzufinden. Er hat oft den Zwang seiner höfischen Stellung beklagt; aber anscheinend löste das Alter schlummernde aristokratische Neigungen aus, so daß es ihm geradezu ein Bedürfnis wurde, am Hofe zu leben. Auch sein Konversationstalent wird ihm hierbei geholfen haben.

Humboldt bekleidete die Würde eines beim Könige diensttuenden Kammerherrn und war zuständig in Fragen der Wissenschaften und Künste. Er bezog dafür jährlich die ganz ansehnliche Summe von 5000 Talern und erhielt außerdem häufig noch besondere Zulagen. —

„Revolutionär in Hofgunst", in den Hofkreisen meist unbeliebt, von den Frommen gehaßt, politisch stets einflußlos und selbst von den Königen nicht recht ernst genommen. Das einzige Gute seiner Hofstellung war vielleicht, daß er vielen Gelehrten Wege bereiten und Geld verschaffen konnte, ein Ziel, dessenthalben er selbst gekrümmte Wege nicht mied.

Eine gewisse Naturanlage bildete sich in dem höfischen Milieu zur Virtuosität heraus, die Kunst der Schmeichelrede, der Geschmeidigkeit des Umgangs. Ohnehin kein Draufgänger, verstärkte sich seine Neigung zur diplomatischen Vermittelung. Gar zu weite und gar zu vorsichtige Rücksichtnahme hing sich an seine edelsten Entschlüsse. Statt zu handeln — unterhandelte er. Die Energie der Tatkraft wurde offenbar völlig aufgebraucht in des Greises wissenschaftlicher Arbeit.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms des Dritten, dessen Beschränktheit man ganz unberlinerisch „Grazie der Verlegenheit" nannte, schien es anfangs, als komme auch für Humboldten eine gehobenere Zeit. Beim Thronfolger schon längst in höchster Gunst, wußte er sich mit ihm ebenso in geistigen Interessen einig wie in freieren politischen Auffassungen. Man könnte an das Verhältnis Voltaires zu Friedrich denken — nur war Friedrich Wilhelm der Vierte kein Friedrich.

Von 1840 bis 1858 hat Humboldt in nahezu täglichem, engem Verkehr mit dem König gestanden. Er gehörte damals zum Bilde des Hofes. Er galt dem König als eine äußere Zierde und als unterhaltsamer Gesellschafter. Ein Polyhistor, mußte er auf jede Frage des mehr neugierigen als wißbegierigen Fürsten eine Antwort in Bereitschaft haben — hatte Konversationslexikon auf zwei Beinen zu spielen. Stets brachte er dem König etwas mit oder wußte ihm etwas Neues zu erzählen. Er ward oft vielleicht als nicht viel mehr angesehen, denn als höhere Form eines geistigen Hofnarren.

Die endlose Fragerei quälte ihn sehr, spannte seine Nerven ab. Die Gespräche wurden natürlich mit der Zeit immer gehaltloser. Muße zum Arbeiten gewährte ihm der Tag nicht, und die epochalen Bände des Kosmos wurden den Stunden der Nacht vor halbdrei abgerungen. Fast möchte man denken, es lag dem Alten ein geheimer und unwiderstehlicher Reiz in dem Gegensatz zwischen der platten Schwätzerei im Glanz und Gold des Tages und der weltdurchdringenden Arbeit in der bescheidenen Stille der Nacht. Es scheint beinahe, als sei der Kosmos nicht trotz, sondern wegen der Stellung bei Hofe zustande gekommen.

Er empfand das Verhältnis zum König als seiner unwürdig, aber die Geldnot hielt ihn darin fest. Unzweifelhaft hätte er sich durch literarische Arbeit ernähren können — aber ob dann am Ende seines Lebens die fünf Bände des Kosmos ständen? So hatte seine Hofstellung immerhin das Gute, daß sie ihn von zersplitternder schriftstellerischer Brotarbeit befreite und ihm erlaubte, seine ganze geistige Kraft, die Kraft eines alten Mannes, zu konzentrieren auf das größte naturwissenschaftliche Werk der Literatur aller Völker.

*

In wundervollem Gegensatz zu dem greisen Hofmann steht der greise Denker Humboldt. Ganz ausschließlich durch die Ausführung der Kosmosidee — der gegenüber verblaßt all sein anderes Tun aus jener Zeit zu Schemenwerk. Je conçus l'idée d'une physique du monde. Wann war es, daß ein junger Mensch diese Worte hervorstieß? Dreißig Jahre später geschah der erste Schritt zur Verwirklichung des Programmes.

Er verstand es, sich in Szene zu setzen: der schon mit zweiundzwanzig Jahren geschrieben hatte, daß zum schriftstellerischen Handwerk Läuten gehört. Verstand es nach der Pariser Schulung und mit Achtundfünfzig um so besser. Er wußte dem Zeitpunkt seiner Übersiedlung nach Berlin etwas Epochales aufzuprägen — ihn als so etwas wie die Schwelle einer neuen Zeit anzukündigen. Das waren seine Vorlesungen über physikalische Geographie im Wintersemester 1827/28 in der jungen Universität und in der Singakademie. Er sprach über das allgemeine Naturgemälde von Welt und Erde, ungefähr im Rahmen einer Vorlehre der Erdkunde, die heute von vielen „Allgemeine Erdkunde" genannt wird. —

Diese Vorlesungen waren der Ausgangspunkt des späteren Kosmoswerkes! (Übrigens hat er schon 1825 in einem Pariser Privatzirkel über ähnliche Fragen gesprochen, doch ist davon nichts weiter bekannt geworden.) Sowohl die Vorlesungen in der Universität für Studenten (als Mitglied der Akademie war er zu solchen berechtigt) wie die Vorträge in der Singakademie für weitere Kreise, vom König bis zum Handwerker: sie alle wurden rasend besucht, und tausend Hörer auf einmal mag nicht oft ein Gelehrter vor ihm gezählt haben.

Die Bedeutung der Vorträge ging über das rein Sachliche weit hinaus. In ihnen sprach sich zum erstenmal das Morgenrot einer neuen Zeit aus: man schrieb noch die Jahre finsterster Reaktion. In ihnen merkte man zum erstenmal etwas vom Geist eines neunzehnten Jahrhunderts. Die klare Erfahrungswissenschaft triumphierte da sichtlich über die muffige Luft der Spekulation. Diese Worte sprachen jene Gedanken aus, die schlummernd, halbgeahnt und nur teilweise gewußt in der Luft lagen. Sie wurden eine Erweckung.

Die Vorträge waren sofort das Ereignis des Tages in Berlin, waren die Sensation eines langen Winters. Man prägte eine Denkmünze auf sie: Illustrans totum radiis splendentibus orbem.

Sie waren der erste bemerkenswerte und offenbar vollgeglückte Versuch, die damals noch so unendlich weite Kluft zwischen strenger Wissenschaft und Volksbildung zu überbrücken, ja zwischen Männerbildung und Frauenbildung. Dem Gelehrten zeigten sie, daß er es wagen dürfe, geschmackvoll statt trocken zu reden, gewandt statt unbeholfen zu schreiben — und wenn noch heute hiergegen verstoßen wird, so ist das nicht Humboldts Schuld. —

Gleich während der Vorlesungen schlug Cotta, der schon damals die „Ansichten der Natur" und einiges andere in Verlag hatte, Humboldten eine Buchausgabe der Reden vor. Der Gefeierte wies das Anerbieten ab, trat aber der Abfassung eines selbständigen Werkes über physische Geographie näher. Sie schlossen auch einen Vertrag miteinander, wonach der Umfang des Buches 45 Bogen, das Honorar 5000 Taler betragen sollte. Die asiatische Reise und andere Arbeiten verzögerten die Ausführung aber ungemein. Und während der Druck der ersten Bogen immerhin 1834 begann, erschien der erste Band selber erst 1845.

An Varnhagen, 1834: „Ich habe den tollen Einfall, die ganze materielle Welt, alles, was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume und des Erdenlebens, von den Nebelsternen bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen, wissen, alles in einem Werke darzustellen, und in einem Werke, das zugleich in lebendiger Sprache anregt und das Gemüt ergötzt. Jede große und wichtige Idee, die irgendwo aufgeglimmt, muß neben den Tatsachen hier verzeichnet sein. Es muß eine Epoche der geistigen Entwicklung der Menschheit (in ihrem Wissen von der Natur) darstellen." —

Humboldts Kosmos, lang erwartet, übte seine außerordentliche Wirkung nicht aus durch Neuheit von Tatsachen, sondern lediglich durch die geschmackvolle Art der Behandlung und die geschickt ausgewählte Fülle des Stoffs. Hierdurch ward er beides: ein Brevier und ein Kompendium.

Eine bessere und genauere Darstellung des damaligen Standes der Naturwissenschaften gab es nicht als in diesem Spiegel der Welt. Er schloß eine zweitausendjährige Entwicklungsreihe der Erfahrungswissenschaften ab, und der Titel Kosmos ward seinem Zeitalter Losungswort. Der Verfasser aber tat sich in ihm kund als eine transparente Übereinanderphotographie seiner sämtlichen literarischen Vorgänger. Umfassendheit der Betrachtung, ästhetisch-literarischer Gehalt der Form und Auswahl, sorgsame Beschränkung auf das damalige Wissen von den bloßen Erscheinungen unter einer in jener Zeit sicherlich noch wohl berechtigten Vermeidung spekulativer Erklärungen, geschichtliche Entwicklung, Streben nach sauberer Wiedergabe auch der kleinsten Einzelheiten: wo anders konnte man sie damals finden!

Dieses beschreibende Werk ist aber noch mehr als ein Markstein, mehr als der bloße Querschnitt an einer beliebigen Stelle des menschlichen Naturwissens. Es ist der Grabstein einer alten Zeit, die jetzt so weit hinter uns liegt. Denn gerade in jenen Jahren zog das Frührot der modernen Ära herauf. Die Namen und die Gedanken der Schleiden, Meyer, Helmholtz, Darwin waren dem „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung" noch fern, und ein Jahr nach Humboldts Tode führte die Entdeckung der Spektralanalyse eine Umwertung vieler Annahmen herbei. —

In seiner ganzen Idee und Anlage war das Werk ja sogar noch ein Kind des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Der göttliche Funke „Je conçus l'idée d'une physique du monde" zündete inmitten des klassischen jena-weimarischen Kulturkreises, jenes Milieus der universalen Bestrebungen, des Kosmopolitismus; er entstammte der Zeit des ersten Konversationslexikons.

Auch Goethe und Herder strebten nach einer einheitlichen Erfassung der Natur, doch kamen sie nicht hinaus über ein bloßes ästhetisches Schema. Humboldt blieb es vorbehalten, der gewollten Form tatsächlichen Inhalt und Erfüllung zu geben durch umfassendste Einzelarbeit einer tiefstechenden vergleichenden Forschung. Die anderen, die ganz Großen, planten und berauschten *sich* — er aber, der sonstige Schwächling des Lebens, hier ward er Riese und handelte, berauschte andere.

Nicht auf die Arbeit des Tatsächlichen übte jener Dichterkreis des sterbenden Rokoko Einfluß aus, sondern auf die künstlerische Behandlung der Form. Die Zierlichkeit des Rokoko und der Schwung der Revolutionszeit verbinden sich im Kosmos mit der einsiedlerischen Sorgfalt des Biedermeier.

Allerdings vollzieht sich diese Vermählung nicht in ruhiger, das ganze

Werk in heitere Schönheit auflösender Gleichmäßigkeit. Die ersten beiden Bände allein, erschienen 1845 und 1847, erfüllen die klassischen Erwartungen, mit denen zumal der Leser unserer Tage an sie herantritt. Denn nur zwischen ihren, jetzt schon den Duft alter Bücher ausströmenden Seiten webt jener ältere, ästhetisch-universale Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Vom dritten Band an hingegen löst sich die Einheitlichkeit der Komposition auf, und es überwiegt das einzelwissenschaftliche Moment, die schlichte Wiedergabe der naturwissenschaftlichen Ergebnisse des neuen Jahrhunderts. Offenbar war der Achtziger beidem zugleich, der Form und dem Inhalt, nicht mehr gewachsen — das aber ist eine Alterserscheinung, wegen der man nur einen jüngeren Mann schelten dürfte. —

Ist der Kosmos für die menschsinnliche Gestaltung des ganzen Weltgebäudes schlechthin vorbildlich und noch nicht wieder erreicht, so ward er für die Entwicklung der Geographie in gewissem Sinne schädlich. Humboldts mittelamerikanische Länderbeschreibungen begründeten die heutige Länderkunde — der erste Band des Kosmos aber ward der erste Versuch dessen, was man heute „Allgemeine Erdkunde" nennt.

Im Rahmen eines allumfassenden Kosmoswerkes war diese Art der Erdbeschreibung nicht falsch: denn in einer stofflichen Gliederung des Weltsystems mag man auch die Erde, die nur ein Glied desselben ist, stofflich behandeln müssen. Im Umfang eines größeren Systems muß man die Sonderart eines seiner Teile dem Ganzen unterordnen. Aber eine solche Behandlung ist und bleibt stets Kosmographie! In der Geographie hingegen, die sich ausschließlich mit der Erde, ja nicht einmal mit der ganzen, sondern nur mit ihrer Hülle beschäftigt: in ihr kann man bloß mit Hilfe einer Einteilung vorwärtskommen, die ihre Methode den großen Unterschieden auf der Erdoberfläche selber entnimmt, also den Grenzen der Erdteile und den Sonderarten ihrer verschiedenartigen Milieus.

Diese große Wahrheit wird leider von der überwiegenden Mehrzahl der Geographen noch völlig verkannt. Man übertrug die überraschend neuartige kosmische Behandlung der Erde seitens Humboldts unbesehen auf das soviel engere Gebiet der Geographie, für das ihr Rahmen natürlich viel zu weit ist — wie die Hose eines Schwerathleten für einen jungen Dichter.

Insofern hat Humboldts Kosmos gerade auf die Entwicklung der Erdkunde einen ziemlich unheilvollen Einfluß ausgeübt. Aber es ist nicht seine Schuld, daß die ihm folgenden Geographen zu beschränkt waren: die Unterschiede zu erkennen zwischen kosmischer Geographie und tellurischer oder geographischer Geographie. —

Wenn auch die gleichmäßige Behandlung der Gesamtheit der Erscheinungen das Größte am Kosmos ist, das kein Zeitgenosse Humboldten nachmachen konnte — so ist es doch die künstlerische Note, welche dem Werk seine Volkstümlichkeit gesichert hat. Bei den Tatsachen schließlich auf die Forschungen

anderer angewiesen, war die Schöpfung der Form Humboldts ganz eigenes Werk. Die völlige Beherrschung der verwirrenden Stoffmenge und ihre Behandlung durch geschickte Verallgemeinerung und Einzelauswahl allein ermöglichten es ihm, sich einer sorgfältigen Formung zuzuwenden. Ja, es war in den beiden ersten Bänden Humboldts Ehrgeiz, ein Werk von hauptsächlich literarischem Gehalt zu schaffen.

Diesem Bestreben entfloß ein Stil, dessen Farbenfreude und Reichtum an Wendungen nicht selten an Jean Pauls Tropen erinnern, wenn er auch zuchtvoller bleibt. Er strömte ihm gar nicht so leicht aus der Feder, und es war die Regel, daß Freunde, voran Varnhagen, die Manuskripte auf stilistische Verbesserungen durchsehen mußten. Leider hat Humboldt wenig Nachfolger gehabt in der formschönen Behandlung gehaltvoller naturwissenschaftlicher Stoffe. Unter den Geographen wüßte ich einzig Friedrich Ratzel zu nennen, der ein wohltuendes Deutsch geschrieben hat in wertvollen Werken. Beide sind auch die einzigen gewesen, denen eine ästhetische Auffassung der Landschaft am Herzen lag.

*

Hinter dem genialen Werk des Kosmos treten alle anderen Arbeiten in Humboldts drittem Lebensalter weit zurück. Gleich den Anfang der Berliner Zeit unterbrach (1829) eine von Rußland angeregte und bezahlte Reise nach Westasien, wohin den schon Sechzigjährigen eine alte Sehnsucht zog. In Begleitung von Ehrenberg und Rose bereiste er Rußland, den südlichen Ural und Westsibirien bis an die Grenze der Dsungarei.

An Größe der Ziele, an Zeitdauer, an Erlebnissen und Ergebnissen fiel die asiatische Reise gegen die amerikanische sehr ab — ein Menschenalter lag zwischen beiden. Aber ihre Verdienste hat auch sie. In den Tiefebenen Rußlands und Sibiriens kam ihm der Gedanke einer stereometrischen Geognosie, einer Berechnung der mittleren Höhen der Kontinente, und als erster stellte er die Mittelhöhen von vier Erdteilen fest. Ferner widerlegte er die damalige Annahme, daß Sibirien zu einem 6000 bis 8000 Fuß hohen Tafelland anschwelle, widerlegte das Vorhandensein angenommener Gebirgsketten zwischen Ural und Altai. Der Hauptgewinn aber mag die Ausreife von Humboldts Ansichten gewesen sein über die Einheit in der geographischen Betrachtung aller Dinge im Raum — der letzte Schliff vor der Ausführung der Kosmosidee. —

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts galt Humboldt für den größten Mann der Welt, für den Monarchen im Reiche der Wissenschaft. Der Fremde von Rang oder Geltung besuchte ihn, der Gelehrte und Reisende schickte sein neuestes Werk oder holte wirksame Empfehlungsbriefe. In Amerika nannte man ihn den anderen Kolumbus, wie schon Ritter ihn, etwas übertrieben, als den wissenschaftlichen Entdecker der Neuen Welt gefeiert hatte.

Humboldt war die letzte geistige Instanz.

Seine Wohnung glich einem literarischen Anfrage- und Adreßkontor für alle Länder. Noch wenige Wochen vor seinem Tode erschien in den Zeitungen ein Hilferuf des Neunzigjährigen: man möge ihn ein wenig schonen, zweitausend Eingänge im Jahr seien ein bißchen viel. Er beantwortete alle Anfragen selber und sofort, in seiner bekannten, nach rechts oben laufenden Schrift — er schrieb wegen eines Armübels (wie die Orientalen) oft auf dem Knie.

Humboldt wohnte in der Oranienburgerstraße in Gemeinschaft mit der Familie seines Dieners, der ihn ziemlich stark ausgebeutet haben soll. Seine Einnahmen reichten bei weitem nicht zur Deckung der Ausgaben, so daß der Haushalt schon am zehnten jedes Monats gewöhnlich in Schulden geriet. Waren Humboldts persönliche Bedürfnisse auch nicht groß, so ging doch zuviel darauf für einen Wagen, um zum Hof zu fahren, für Briefporto, für Almosen und für Unterstützungen an bedürftige Forscher. Hätte nicht der König oft ausgeholfen: die ständigen Nachtarbeiten allein würden nur wenig Erleichterung verschafft haben.

Die Wohnung war bescheiden eingerichtet; man kennt sie aus dem Aquarell von Hildebrandt. Die Bibliothek war keineswegs bedeutend und war von ihm erst nach der Übersiedlung an die Spree neu angelegt worden. Der Autor des Kosmos kaufte nur selten und höchst ungern Bücher, verschenkte und verkaufte aber zugesandte Werke um so fleißiger. Er besaß nicht einmal seine eigenen Veröffentlichungen vollständig. —

Ein Bild aus jener Zeit liegt vor mir, aus seinem einundachtzigsten Jahre, in dem der dritte, der astronomische Band des Kosmos erschien. Ein gut konserviertes, etwas wächsernes Greisenantlitz. In der Erscheinung überwiegt die hohe, breite Stirn, mit mächtigen oberen Seitenwölbungen; darüber noch ganz volles Silberhaar. Unter der Gigantenstirn kleine blaue, etwas zusammengedrückte Augen, in deren Winkeln wieder der Schalk der Jugend sitzt — der fehlte dem Antlitz des Mannes. Das Untergesicht ist fleischiger und tritt ebenfalls wieder mehr hervor als im Bilde des Mannes — wie in dem des jungen Humboldt. Des Grübchens im Kinn ermangelt auch die weiche, zartgerunzelte Greisenhaut nicht.

Güte, Schalkhaftigkeit und ein klein wenig verkniffene Hinterhältigkeit, die des vorsichtigen, innerlich aber lächelnden Hofmannes: das spricht aus dem Gesicht des Uralten. Ein großer Ordensstern fehlt nicht (Humboldt war Mitbegründer und erster Kanzler der Friedensklasse des Pour le mérite, die er fast nach eigenem Gutdünken austeilte), ein Ordensstern, den die jüngeren Bilder noch nicht kennen — Berlin und das Alter.

Humboldts Gang in höheren Jahren war langsam und fest, sein ganzes Auftreten machte einen tätigen (vielleicht nervösen?) Eindruck. Trotz einem nur vierstündigen Schlaf war er stets und für alles interessiert. Er sprach

rasch und mit der größten Gewandtheit, auch in fünf bis sechs verschiedenen Sprachen durcheinander. In einer glänzenden Konversation, die inhalt- und formvollendet war wie das Werk seines Lebens, verband er den brillierenden Esprit der Pariser Salons mit echt berlinerischem Sarkasmus, immer in gehaltener Artigkeit. Niemand verstand wie er zu gewinnen und zu schmeicheln, auch auf unschönen Wegen — und jeder hielt seine etwas maskenhafte und Manier gewordene Güte für höchstpersönliches Entgegenkommen.

Man muß an Goethes Erscheinen denken, wenn man hört, daß Humboldt Besuche stets im Frack empfing — auch auf der asiatischen Reise trug er ununterbrochen einen schwarzen oder braunen Frack. Die starke weiße Halsbinde stützte dabei das zuletzt doch etwas sinkende Haupt.

Er war ein starker Esser und mäßiger Trinker. Seine wohlgeformte, mittelgroße Gestalt, schließlich bis zur Kleinheit vornübergebeugt, war von guter Gesundheit — seit der amerikanischen Reise. Er litt nur unter häufigen Erkältungskrankheiten. Zwei Jahre vor dem Tode hatte er einen Schlaganfall. Gegen Ende des Jahres 1858 ward er sichtlich schwächer. Schon die letzten Apriltage 1859 war er bettlägerig, und am 6. Mai 1859 halb drei Uhr nachmittags ist er gestorben: klaren Geistes bis zuletzt. Aber der Kosmos blieb unvollendet.

Auf seinem Schreibtische lagen am Todestage drei Zettel mit dieser Aufschrift: „Hier ward vollendet Himmel und Erde und sein ganzes Haus."

Man setzte Alexander Humboldt in Schloß Tegel bei, der Stätte jener kindlichen Träume und Spiele des kleinen Apothekers.

Das Genie Humboldt.

Sie müssen einem auffallen: die Parallelen zwischen Goethe und ihm. Von den polyhistorischen Neigungen an bis zum Ordensstern auf dem Frack. Was der Alte von Weimar bedeutet für die Belletristik und die Ergründung des idealen Weltgebäudes — das ist uns der Alte von Tegel für die Naturwissenschaften und die Erkenntnis des realen Weltsystems. Der eine mehr sinnender Dichter, der andere mehr beobachtender Denker: beide Kinder der kosmopolitischen Zeit.

Beide die Vollender und auch die Endpfeiler von zwei parallelen Zeitsphären der Menschheit: der Naturforscher entsprechend der etwas verzögerten Entwicklung der Naturerkenntnis ein wenig später. Beide uralte Menschen, um Haupteslänge die Jugend überragend — und doch rüstig und trotz vielen kleinen Anfechtungen sattelfest.

Es ist möglich, daß nichts schärfer und sinnvoller die Kultur des damaligen Deutschland, das Geistesleben jener Zeit überhaupt bezeichnen würde — als ein Goethe-Humboldt-Denkmal. Jakob Grimm, 1862: „Neben Goethe stehen

könnte einer nur, Humboldt." Man hat es vorgezogen, Schillern an seine Stelle zu bringen.

Erst in der Gegenüberstellung mit Goethe kann Humboldts Wertung reifen. Beide waren schon in sehr jungen Jahren literarisch tätig und wurden schnell bekannt. Beide arbeiteten staatsmännisch und politisch. Beide geschickte, taktvolle, formvollendete Höflinge — und doch liberal im besten Weltsinne. Beide kosmopolitisch und nicht eng national. Beide vom Glücke verfolgt und niemals verkannt — und trotzdem überlebt ihr Ruhm weit ihre Jahre. Beide Könige ihrer Kreise und vielumworben, vielgesucht. Beide neigend zu geistig belebter Geselligkeit — und beide abgeneigt der Stadt an der Spree.

Wie eine belletristische Bibliothek undenkbar wäre ohne Goethes Werke: so eine geographische oder naturwissenschaftliche ohne Humboldts Kosmos. Dies aber ist die dauerhafteste Form des Ruhmes.

Die biologische Auffassung von Humboldts Leben und Schaffen muß ihn dem romantischen Typus im Sinne Ostwalds einreihen. Mannigfaltigkeit und Originalität zahlreicher, in den ersten Jahrzehnten schnell aufeinanderfolgender Leistungen auf den Gebieten der verschiedensten Naturwissenschaften, der geographischen Erkenntnis und der geschichtlichen Entwicklung; unmittelbarer und starker Eindruck auf die Zeitgenossen; große geistige Reaktionsgeschwindigkeit, sichtbar besonders in der glänzenden Unterhaltungsgabe und der Eiligkeit der Produktion in der früheren Zeit: diese Kennzeichen des romantischen Genies treten zu auffällig hervor.

Er ist nicht eines jener Genies, die aus blindem Urschlamm große Gebilde schaffen, sondern er bedurfte gewisser Vorlagen und Anregungen, aus denen er Neues, aber doch in der Luft Liegendes schuf. Daher mag es auch rühren, daß er nirgends auf seinem Wege Verkennung und Hohn begegnete. Indem er Neues zeugte, ward er der längstersehnte Vollender des Alten.

Nur aus dem Milieu seiner Zeit heraus, aus den Forderungen der Wissenschaft jener Tage läßt sich Humboldts Bedeutung begreifen. Er steht ganz auf den Schultern der zur Zeit seines Auftretens mächtig fortschreitenden Naturforschung: die Beherrschung ihrer vervollkommneten Methoden allein ermöglichte ihm seine Folgerungen. So in der Geographie. Die Umstände waren reif geworden, aus der neuen Fülle der Beobachtungen die verbindenden Fäden der Einzelerscheinungen zu einem Netz zu verbinden, das alles zusammengeknüpft zu einem überraschend aussichtsreichen Gebilde. Dies lag in der Luft, und es fehlte nur der richtige Mann. Da, als die Zeit erfüllet war, erschien Humboldt: Humboldt, der Günstling des Glücks. —

Humboldt war nicht so sehr ein aktives Genie, ein Vorbild, als vielmehr ein passives Genie, ein Abbild. Das Bedürfnis seines Zeitalters stand infolge einer ungewohnt vielgeteilten Kulturarbeit nach der ideellen Vereinigung

dieser verwirrend auseinanderstrahlenden Bestrebungen. Aus diesem allgemeinen Bedürfnis heraus und durch seine Befriedigung erstand Humboldts Verehrung.

Er hat eigentlich nicht so sehr eine Menge Tatsachen von dauernder Geltung in die Wissenschaft eingeführt. Seine Verdienste sind selten so ganz und gar original: sie wurzeln vielmehr ziemlich deutlich in voraufgegangenen Anregungen und Grundlagen. Doch verstand er es, aus solchen Urstoffen etwas Modernes zu machen, sie wesentlich vollkommener zu behandeln und folgenreicher dem Schatz der Wissenschaft einzuverleiben. So war's mit den Isothermen, so war's mit dem Cassiquiare, so war's mit der Peruströmung, so war's mit der Begründung der neuen Geographie (hinsichtlich deren er ja auf den Schultern der gerade damals weit vorgeschrittenen Naturwissenschaften stand). Die Zusammenfassung von scheinbar einander fernem, aber doch nahezu bereitliegendem Material mit Hilfe eines ungeheuren Anschauungsgedächtnisses: dies macht das Genie Humboldts aus.

Aus dem Bedürfnis seines Genies nach Anregung, aus seiner organischen Eingliederung in das Milieu des damaligen Wissens folgt aber noch dieses: Humboldt war angewiesen auf ständigen geistig anregenden Umgang. Schon dem jungen Humboldt war solcher eine Notwendigkeit: reger Briefwechsel, häufige Reisen, öftere Aufenthalte in Jena und Weimar. Dann die amerikanische Reise und der Umgang mit der Fremde. Dem Manne mußte der krampfhafte Verkehr in den Pariser Salons die schwindende Anregungskraft der Jugend ersetzen. Seine Eigenart, noch als Mann, als Greis Vorlesungen zu hören, paßt ebenfalls hierher.

Mit der Wende zum Greise aber und der Übersiedelung nach Berlin, ja schon vorher, beginnt der Ausfall der Ideen. Das Greisenalter, der Mangel ebenbürtigen Umgangs, das blöde Hofleben fraßen seinen Geist kahl — und es blieb nur noch Kraft (genug Kraft immerhin!) zu einer geistvollen Registrierung der ihm geläufigen Kenntnisse im Kosmos. Dessen Idee selber (1796) gehört ja dem jungen Humboldt, und ihre erste entscheidende Behandlung (1827) steht noch im Bannkreise des Pariser Lebens.

So lange er schwach und kränklich, anscheinend Neurastheniker war, so lange erzeugte sein hochgradig reges und erregtes Gehirn neue Ideen. Sobald er aber gesünder ward, produzierte sein kälteres Hirn nur mehr Folgerungen aus jenen Ideen, die Ausführung jener älteren Gedanken. Diese Beobachtung ist mir ein neuer Beweis der Vermutung, daß das Genie eine besondere Form nervöser Gehirnerregung ist, also eine Art unnormalen Krankheitszustandes darstellt.

Alle diese Erscheinungen passen in das Bild des romantischen Genietypus. Verhältnismäßige Geschwindigkeit seiner ersten Produktion, da die ungewöhnliche Geschwindigkeit seiner geistigen Prozesse zu einer massenhaften Erzeugung, zu einem wahren Wasserfall von Einfällen führte, deren Häufung die eingehende Prüfung des einzelnen oft verhinderte. Früher Eintritt des Maximal-

wertes der Leistung, 1796: Je conçus l'idée d'une physique du monde, also die göttliche Eingebung vom inneren Zusammenhang aller Weltdinge und von der Möglichkeit ihrer literarischen Darstellung. Siebenundzwanzig Jahre alt. Alles Spätere ist doch nur Vorbereitung (Amerikareise) und Ausführung (Kosmos) dieser Idee. Das frühe Auftreten der Intuition ist ebenfalls bedingt von der Geschwindigkeit seiner geistigen Reaktion.

Auch eine sehr frühzeitig entwickelte, außerordentliche Phantasie spricht sich in der Idee und ihrer Konzeption aus — Köpfe von bloß hausbackenem Verstand sind zu derartigen Gedanken unfähig. Sie auch mag es vornehmlich gewesen sein, die in Verbindung mit den Erfahrungen, namentlich der amerikanischen Reise, die ersten wahrhaft geographischen Arbeiten erzeugte. Sie vor allem war erforderlich zur Zusammenfassung der bloß naturwissenschaftlichen Tatsachen und Erkenntnisse zu einer geographischen Weltanschauung. Die goldene Lichtgestalt der Phantasie hat Pate gestanden an der Wiege der Erdkunde — möge das all jenen Wühlmäusen eine Mahnung sein, die in unseren Tagen das Gebäude der Geographie durch ihre geistlosen Gänge zu unterhöhlen streben.

Hingabe und Begeisterung für die selbstgewählte Aufgabe, ohne die geringste Scheu vor Tag und Leben. Verzicht auf hohes Gehalt und Staatskarriere schon in jüngeren Jahren, Opferung des ganzen Vermögens, heldenhafte Ertragung höfischer Almosen im Greisenalter. Heute ziehen es die Gelehrten vor, von ihrem Gehalt und Vermögen nichts anzugreifen und in oft jahrzehntelanger Lappalienarbeit auf eine Unterstützung zu warten.

Fähigkeit, auch andere in Begeisterung zu versetzen, rasch und nachdrücklich zu entflammen für das eigene Neue, große persönliche Wirkungen auszuüben, der Salonheld zu sein, selbst an fremder Stätte und in fremder Zunge, die Geläufigkeit im Gespräch, die sich daheim in literarische Qualitäten umsetzte: auch dies alles sind charakteristische Kennzeichen des romantischen Genies.

Der Eindruck der Zerfahrenheit, der genialischen Hetzarbeit, welcher glücklicherweise mehr auf buchtechnische und buchhändlerische Äußerlichkeiten beschränkt blieb: auch er paßt zum Romantiker. Arago sagte über das seit 1814 erschienene Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent: „Humboldt, tu ne sais pas comment se compose un livre; tu écris sans fin; mais ce n'est pas là un livre, c'est un portrait sans cadre." Sieht man nicht den Romantiker mit den genialischen Haaren auf der Stirn, dessen Überfluß an Wissen und Gestaltungskraft über seine dagegen nicht ganz zulängliche Fähigkeit der Einteilung und Abgrenzung hinwegbrandet? —

Ein größter Denker muß nicht nur ein klügster und scharfsinnigster, darf nicht bloß ein fachkenntnisreichster Mann sein: er muß mehr können. Diese Vorzüge verlaufen in der Hott- und Hühbahn des Talentes, wenn nicht (außer der genialen Phantasie) eins sich zu ihnen gesellt: und das ist der

alle Widerstände verachtende und überwindende Wille, jene Gaben in einer bestimmten Richtung nutzbar zu machen. Und gerade hierin ist Humboldt eines der leuchtenden Vorbilder aller Zeiten. Als Aristokrat zur Offiziers- oder wenigstens Beamtenlaufbahn geboren, im Gegensatz zu einem widerstrebenden Familienmilieu, verlockt durch glänzende Versuchungen des Staates, opfernd ein bedeutendes Vermögen, in ständiger Gefahr zerstreut zu werden durch gesellschaftliches und höfisches Leben — nichts hat diesen Mann verlockt.

Er ist die Inkarnation des Willens zum Ziel, er, der doch in so vielem ein Schwächling des Lebens war. Denn das darf man nicht vergessen: Humboldt war keine Mannesseele erster Größe, was das tägliche Leben anbelangt. Durch die Forderungen des Alltags quälte er sich mit Hilfe von tausend Rücksichten und kleinlichen Kalkülen. Neben übergroßen Schmeicheleien scheute er sich nicht vor hinterrücksscher spöttischer Überkritik.

Lebenskünstler im Sinne Goethes, im Sinne einer einheitlichen Lebensführung war Humboldt gar nicht. Neben seiner Größe im Reiche des Idealen, der Wissenschaft — steht hart und unvermittelt seine Kleinheit im Rahmen des Realen, des täglichen Lebens (höfische Rolle, ständige Verschuldung, hämische Klatschsucht). Aber mir scheint, diese beiden Seiten sind gar nicht so beziehungslos. Das Wollen des Mannes ward nach einer Seite, nach der wichtigeren idealen, so restlos in Anspruch genommen und verbraucht, daß für die geringere, die reale, aber auch gar nichts von stetiger Festigkeit übrig blieb. Aus demselben Grunde war er auch wohl religiös indifferent.

So zogen Widersprüche ihre sichtbaren Fäden durch die Spule seines Daseins. Neben rastlosem Fleiß und zündendem Schöpfergeist — einmal eine unruhige Eitelkeit und dann wieder eine scharf betonte Demut. Neben gutmütiger Dienstbereitschaft — eine ausweichende Schüchternheit. Hinter naiver Offenheit — eine schönrednerische Unwahrheit. Neben ernster Hingebung — flatternde Ironie.

Aber, und das ist das Wichtigste, von all solchen Trübungen ist nicht das Geringste in seine Werke gedrungen! Was er an Individualität verlor, er gewann es an darstellender Bedeutung. Sein Alltag war sein reinigender Schlackenofen.

Vielleicht durfte der Universal-Vermittler der damaligen Geistesbildung überhaupt gar kein energischer und kantiger Charakter sein — sondern eher ein über alles unterrichteter, etwas zartfüßiger Generalagent.

Gustav Freytags Schriftwechsel mit der Generalintendanz der Königlichen Schauspiele zu Berlin.

Nach den Akten mitgeteilt von

Georg Droescher.

Der Dornenpfad des dramatischen Schriftstellers, der nicht lediglich dem Götzen des Tagesgeschmacks zu opfern gewillt ist, sondern getreu der Stimme des Ideals in seiner Brust gehorcht, ist auch Gustav Freytag nicht erspart geblieben; alle Mühseligkeiten, den Gipfel des Erfolgs zu erreichen, jede Art von Widerspruch und Enttäuschungen, die hemmend frischen Aufstieg kreuzen, er hat sie gründlich durchgekostet. — Nicht bloß der Anfänger teilte das Los Unzähliger, die vergebens an die Tür erster Kunstinstitute klopften; selbst dann, als unser Dichter bereits brauchbare, gehaltvolle Werke dem deutschen Bühnenspielplan zugeführt hatte, da er vermeinte, ohne Selbstüberhebung von sich sagen zu dürfen, daß es „zur Zeit in Deutschland Niemanden gäbe, der die technische Arbeit des Bühnenschriftstellers besser verstehe", stieß er auf Übelwollen und Unverstand.

Verschloß sich Wien seinem „Waldemar" mit der spaßhaften These: „Ein Graf soll eine Gärtnerstochter heiraten? — In Wirklichkeit mag das vorkommen, auf dem Burgtheater wird so was nicht sanktioniert!" — so lehnte Graf Lüttichau, der Dresdener Intendant, die „Valentine", trotz Gutzkows Rettungsversuch, aus dem Fürsten einen Erbprinzen zu gestalten, mit dem nach Stil und Inhalt gleich klassischen Satze ab: „Künftiger Regent, der nachts auf Strickleiter bei einer anständigen Dame einsteigt, mit den entschiedensten Absichten, — wo wir hier den Hof mit jungen Prinzen haben, die das Theater besuchen und sich ein schlechtes Beispiel nehmen könnten, wenn sie an sich nicht schon sittlicher gezogen wären ... Der Autor scheint mir bis ins innerste Mark verächtlich" [1]).

Das Schicksal der „Journalisten" in Berlin, die erst auf dem Umwege über ein Privattheater Einlaß ins Königliche Schauspielhaus fanden, ist zur Genüge bekannt, und jener Vorzug, dessen manche Tagesgröße sich rühmen mag, daß ihre Arbeiten „unbesehen" Annahme bei den Hütern von Thaliens

[1]) Vgl. Houben, Dichter und Darsteller, „Vossische Zeitung", 1. Juni 1901.

Tempeln finden, sollte Freytag, so scheint es, erst dann erblühen, als er dem Drama den Rücken gekehrt oder wenigstens nur theoretisch damit beschäftigt, sich dem Roman und kulturhistorischen Darstellungen zugewendet hatte. —

Früh war die Lust, für die Bühne zu schreiben, bei dem lebensfrohen Schlesier rege; bereits während der Berliner Studienzeit, im Jahre 1838, wurde der Plan zu einem romantischen Ritterschauspiel: „Die Sühne der Falkensteiner," entworfen und, nach erfolgter Promotion, in der Zurückgezogenheit und Muße des elterlichen Hauses in Kreuzburg vollendet; das Licht der Rampe hat diese Arbeit nicht erblickt. — Dann, ein Fünfundzwanzigjähriger, schrieb Freytag im Jahre 1841 in Breslau, wo er sich inzwischen als Privatdozent habilitiert hatte, ein Lustspiel: „Die Brautfahrt oder Kunz von Rosen", die Bewerbung des ritterlichen Maximilian von Österreich um die Hand Marias, der Erbin von Burgund, behandelnd. Das Stück war gerade fertig, erzählt der Dichter in seinen „Erinnerungen", als ihm in der Zeitung eine Bekanntmachung der Hoftheaterintendanz zu Berlin in die Hände fiel, worin diese einen Preis für ein Lustspiel höheren Stils aus der Gegenwart ausschrieb. Es war am Ende des Jahres, kurz vor dem Schlußtage der Ablieferung. Schnell wurde das Stück abgeschrieben und nach Vorschrift ohne Namen des Verfassers eingesandt, mit dem Motto aus Bürgers Leonore: „Weit ritt ich her von Böhmen, ich habe spat mich aufgemacht!"

Was kaum ernstlich erwartet, inzwischen schon fast dem Sinn entschwunden, geschah; die Berliner Intendanz, statt einen ersten und zweiten Preis zu erteilen, hatte vorgezogen, vier Stücke mit gleichem Preise zu bedenken; unter den also ausgezeichneten befand sich die Brautfahrt. Dies erfuhr der Dichter wieder durch die Zeitung, und unterm 9. April 1842 schreibt er nach Berlin:

„Hochlöbliche Generalintendantur!

Aus den Zeitungen sehe ich mit herzlicher Freude, daß mein Lustspiel ‚Kunz von der Rosen' unter dem Motto: ‚Weit ritt ich her von Böhmen', einen der gesetzten Preise gewonnen hat. Es kam mir dies fast unerwartet, da das Stück den gestellten Anforderungen allerdings sehr widerspricht. Indem ich nun meinen schönsten Dank für die gütige Beurteilung abstatte, ersuche ich eine hochlöbliche Generalintendantur, die versiegelte Adresse zu öffnen und das Stück auch ferner in geneigte Protektion zu nehmen.

Über die Besetzung einzelner Rollen habe ich meine Wünsche auszusprechen; auch wird die Aufführung wahrscheinlich an zwei oder drei Stellen kleine Abänderungen nöthig machen. Außerdem wage ich die gehorsamste Bitte, natürlich auf meine Kosten, eine Abschrift des Stückes, von Akt III Scene 2 bis Akt IV zu Ende, besorgen und übersenden zu wollen. Aber diese kleinen Petitionen möge die Regie des Königl. Schauspiels freundlichst beachten und Eine hochlöbliche General-Intendantur mir

geneigte Anzeige machen, mit welchem der verehrten Regisseure ich mich deßhalb in Verbindung zu setzen habe.

Einem Wunsche aber wage ich schon hier Worte zu geben, nämlich, daß es Madame Crelinger gefallen möge, die Rolle der „Frau von Halwyn" zu übernehmen. Über die sonstige Besetzung, namentlich der Rollen des Kunz, Max, der Marie, der Lüttich, der Krollo und Radscha erbitte ich mir die Ansichten der Regie. Die Rolle des „Oliver" ist die des Vansen im Egmont, welche Hr. Weiß mit so vielem Talent sich zu eigen gemacht hat.

Mit größter Hochachtung

Einer hochlöblichen Generalintendantur

gehorsamster

Gustav Freytag."

Die Antwort der Generalintendantur ist datiert vom 26. April 1842 und lautet:

„Herrn Gustav Freitag

Wohlgeboren Breslau.

Ew. Wohlgeboren

erwiedere ich auf die verehrte Zuschrift vom 9. April, wie es mir sehr angenehm ist, daß Sie in Ihrem trefflich geschriebenen Lustspiele „Die Brautfahrt" noch einige kleine Änderungen machen wollen.

Ich erlaube mir in dieser Beziehung besonders um eine Revision des letzten Aktes zu bitten. denn obgleich Ortsveränderungen und Zeitabschnitte das für sich bestehen lassen und ein Anschließen an den IV. Akt nicht zulassen dürften, — wie kurz auch beide sind, — so würde doch jedenfalls zu befürchten sein, daß die vier Verwandlungen des letzten Aktes die Aufmerksamkeit zerstreuen, auf die ohnehin einfache Handlung störend einwirken und einen Gesamteindruck nicht hervorbringen möchten. Das Stück scheint mit dem 4ten Akt fast abgeschlossen. Kunzens Erklärung an Kuni und das Erscheinen des Max sind die beiden einzigen Interessen des 5. Aktes, die in 2 Scenen, d. h. in verschiedenen Räumen abgemacht werden müssen. Kunzens Erklärung könnte sich an die erste Scene mit Kuni anschließen und Max im Thronsaal erscheinen; die Zweifel an seiner Persönlichkeit, die Scenen in der Gallerie und Margaretens Verkleidung würden wegfallen.

Mariens Scene müßte vorher eingeschaltet werden, da ohnehin der reiche (?) Vorhang das größere Bild bis zum Erscheinen von Max verhüllt. Das Stück würde dann mit Kunzens Rede: „Das Spiel ist zu Ende!" schließen, jedoch mit einer Variante in derselben, wenn er dem Max seine Braut vorstellt.

Mögen Ew. Wohlgeboren diese aus praktischer Erfahrung hervorgehenden Andeutungen geneigter Prüfung würdigen und Sich zum Besten

des Werkes, soweit es mit Ihrer Ansicht übereinstimmt, bewogen finden, die angedeuteten Abänderungen vorzunehmen. Die Abschrift der drei letzten Akte wird binnen etwa 8 Tagen per Fahrpost bei Ihnen eintreffen.

Mit hochachtungsvoller Ergebenheit

(Unterschrift unlesbar, soll aber wohl: „Graf Redern" heißen, damaliger Intendant.)

Auf dieses Schreiben, das sachlich durchaus berechtigte Ausstellungen enthält, seiner Grundfassung nach sehr wohlwollend, nur im Ausdruck nicht immer glücklich gefaßt ist, folgt unterm 3. Mai die Übersendung der gewünschten Abschrift, begleitet von der wichtigen Zusage der definitiven Annahme des Lustspiels.

„Ew. Wohlgeboren ... pp. Bei dieser Veranlassung erlaube ich mir zu bemerken, daß, indem wir nun Ihr Lustspiel dem Repertoir einverleiben, ich die Beschränkung machen muß, daß Sie es einem anderen öffentlichen oder Privattheater in den Königl. Residenzen zu Berlin, Potsdam u. Charlottenburg nicht mittheilen, widrigenfalls wir an Darstellung desselben zu größtem Bedauern behindert sein würden.

Hochachtungsvoll ergebenst.

Hierauf antwortet der Dichter.

Breslau 13 Mai 42

Hochgeborner Herr!
Hochverehrter Herr Graf!

„Mit herzlicher Freude habe ich gesehen, wie gut Ew. Hochgeboren die schwächsten Stellen meiner Brautfahrt beurtheilt haben. Allerdings liegt der Hauptfehler des Stückes darin, daß zu wenig von der ganzen Handlung auf den fünften Akt vertheilt werden konnte und derselbe wie ein langes Finale nur eine Reihe von Schlußakkorden mit dazwischen geworfenen Wiederholungen der Melodie des übrigen Stückes enthält. Es liegt dieser Fehler aber weniger an dem ursprünglichen Plane, als in dem Ungeschick der Ausführung, doch gleichviel, er ist da und aus dem Organismus des Stückes nicht herauszubringen. Wie störend das Zerfallen des 5 ten Aktes bei der Aufführung sein muß, sehe ich recht wohl ein und habe mit innigem Dank Ihre gütigen Vorschläge, nach welchen der Akt nur eine Verwandlung erfahren dürfte, in mein Herz geschlossen. In Bezug auf Kunz u. Kuni habe ich Ihnen gehorcht und durch eine kleine Veränderung die 1 te und 3 te Scene zusammengeworfen. Allein für Marie schienen mir zwei Scenen durchaus nöthig, der Kontrast in ihrer Stimmung, zuerst ein schönes Vertrauen, dann in dem Augenblicke der Entscheidung das Zusammensinken ihrer Kraft, ließ sich nicht füglich hintereinander abmachen.

Auch die Verkleidung Margarethes, welche Ihren Beifall nicht ganz zu haben scheint, möchte ich nicht gern opfern. Sie ist der einzige historische Zug in dem ganzen Stück, (Einzelnes aus der letzten Scene ausgenommen) und ich habe sie aus dem Weiß-Kuning gestohlen, in den sie offenbar von Maximilian selbst eingefügt ist, eine kleine Familienanekdote, die damals schwerlich in größerem Kreise bekannt war. Und so ist auch Margarethens Zusammentreffen mit Kunz geblieben, nur habe ich einige rohe Ausdrücke gemildert. Mir schien die ganze Verkleidung, so unbedeutend sie für das Stück ist, nicht ganz unnütz für den Effekt der letzten Scene und sehr geeignet, das damalige Leben der Großen zu charakterisieren. Einige sehr unbedeutende Abänderungen bitte ich geneitest (!) in den 3 ten u. 4 ten Akt tragen zu lassen, sie sind auf einem beiliegenden Blatt angegeben. Aus der jetzigen Gestalt des 5 ten Aktes erwächst für die Aufführung auch der Vorteil, daß der Zug Maximilians nicht mehr so anspruchslos auftritt, da er nur im Heraustreten aus seinen Gemächern dargestellt wird.

Und so bitte ich Ew. Hochgeboren, das Stück gütig und freundlich aufzunehmen und, sobald als es möglich sein wird, auf den Brettern lebendig zu machen. Sehr gern möchte ich bei seiner Aufführung gegenwärtig sein, und wage deßhalb Ew. Hochgeboren um geneigte Benachrichtigung, wie das in Scene Setzen seinen Fortgang hat, und wenn sich die erste Aufführung hoffen läßt, zu bitten.

Den gemachten Bedingungen wegen der andern Theater in Berlin etc. füge ich mich sehr gern und stelle dagegen das gehorsamste Gesuch an die Berliner Hofbühne, die Brautfahrt nur mit Beifügung meines Namens auf den Theaterzetteln anzuzeigen. Nochmals sage ich Ew. Hochgeboren meinen herzlichen Dank für die Sorge, welche Sie für die Brautfahrt gehabt haben, wie für die gütige Übersendung der 3 letzten Akte und bleibe mit größter Hochachtung in Verehrung

Ew. Hochgeboren

gehorsamster

Adr.: Dr. phil. Freytag, Breslau Freytag
Matthiasstraße No 12.

Bis hierher der Schriftwechsel mit dem Grafen Redern, der noch im Laufe desselben Jahres von seinem Posten zurücktrat. Sein Nachfolger wurde der Hofrat v. Küstner, als Theaterfachmann in Leipzig und München bewährt, in Berlin aber bald in eine mißliche Zwitterstellung geraten, von Meyerbeer auf dem Gebiet der Oper, von Tieck beim Schauspiel in seinen Machtbefugnissen eingeengt, auch durch mißliche Zeitumstände, Brand des Opernhauses, Epidemie, in seinem Wirken gehemmt, was, zusammengenommen, manchen Fehlgriff erklärt, wenn auch nicht entschuldigen läßt. Sein Verhalten dem Dichter der „Brautfahrt" gegenüber bedeutet kein Ruhmesblatt für

ſeine Direktion. Das Freytagſche Luſtſpiel erlebte ſeine Aufführung u. a. in Breslau, wo dem Dichter, der eine geachtete geſellſchaftliche Stellung in Schleſiens Hauptſtadt einnahm, eine ſympathiſche Aufnahme geſichert ſchien; andere Bühnen folgten, Hamburg und Wien verzeichnen einen entſchiedenen Mißerfolg, dauernd vermochte ſich das Stück nirgends auf dem Spielplan zu erhalten. — Das alte Los aller Preisausſchreibungen beim Theater!

Was aber für die übrigen Bühnenleiter ausſchlaggebend ſein mochte, die „Brautfahrt" nach wenigen Wiederholungen vom Spielplan abzuſetzen oder von vornherein auf die Aufnahme zu verzichten, das fiel für Herrn v. Küſtner weg. Er hatte die moraliſche Verpflichtung, das Verſprechen ſeines Amtsvorgängers einzulöſen! Wollte er dies Obligo umgehen, ſo gab es einen Vermittlungsweg: ſich mit dem Verfaſſer auseinanderzuſetzen, ihn eventuell zu weiterer Produktivität zu ermutigen, für deren günſtigen Ausfall ihm dann als Entſchädigung die Bühne der Hauptſtadt in erſter Linie zur Verfügung ſtände, und wobei dann auch der ſtipulierte Preis zur Verrechnung kommen werde. —

Nichts dergleichen wurde verſucht. Herr v. Küſtner hüllte ſich in Schweigen, länger als vier Jahre! Und hier iſt der Takt zu rühmen, die vornehme Zurückhaltung zu betonen, die Freytag ſich auferlegte, Eigenſchaften, die für den Charakter dieſes Mannes, ſo wie er ſich durch ein langes Leben in der Öffentlichkeit bewährt hat, nicht verwunderlich ſcheinen, für einen aufſtrebenden und, wie wir ſahen, doch zielbewußten Literaten einen ſeltenen Grad von Mäßigung und Selbſtbeherrſchung bekunden. Kein Pochen auf verbrieftes Recht, keine Flucht in die Öffentlichkeit, kein Drohen und Erpreſſen, — Schweigen auf Schweigen durch länger als vier Jahre!

Inzwiſchen war ein neues Werk aus ſeiner Feder gereift, „Valentine", Schauſpiel in 5 Akten, im Frühjahr 1846 vollendet und am Stadttheater in Leipzig unter Heinr. Marrs Obhut zur Aufführung vorbereitet.

Bei den Berliner Akten befindet ſich als nächſte Journalnummer der Brief eines Dr. Lasker, der unterm 28. Juli 1846 das Manuſkript der „Valentine" einreicht und um einen Revers bittet, wodurch er ſich gegen Dr. Freytag legitimieren könne, daß er das Stück abgegeben habe.

Die Vermutung liegt nahe, daß der Dichter vermeiden wollte, mit Küſtner direkt in Verbindung zu treten, deshalb die Vermittlung jenes Dr. Lasker in Anſpruch nahm. Dem Manuſkript war der nachſtehende Brief beigefügt, datiert Breslau, 14. Juli 1846.

„Hochverehrter Herr!"

Beiliegendes Schauſpiel „Die Valentine" empfehle ich Ihrem geneigten Wohlwollen, behuf der Annahme und Aufführung auf den Königlichen

Theatern. Ich wünsche herzlich, daß es Ihnen gefallen und auf keine Lokalschwierigkeiten stoßen möge. Kleine Abänderungen, sowie die etwa nötigen Regiestriche würden am besten durch die Regie Ihrer Bühne besorgt werden, ich weiß, daß ich dem Wohlwollen und Takt der Herren Regisseure sehr sicher vertrauen kann.

Mit Absicht habe ich mir die Freude, mich Ihnen, hochverehrter Herr Intendant, vorzustellen, bis zur Übersendung dieses neuen Stückes aufgeschoben. Es besteht aber noch eine alte, sehr alte Rechnung zwischen Ihrer Bühne und mir. — Im Frühjahr 1842 wurde mein Lustspiel „Die Brautfahrt", kurz vor dem Abgang des Grafen Redern mit einer Prämie von 40 Dukaten beehrt und zur Vorstellung auf den Königl. Theatern angenommen, der Preis sollte nebst dem üblichen Honorar nach der ersten Vorstellung des Stückes ausbezahlt werden. Kurz nach Ihrer Übernahme der Intendanz hatte ich die Ehre, mich Ihnen vorzustellen, und erhielt von Ihnen das gütige Versprechen, daß die Scenierung der Brautfahrt und die Auszahlung der Prämie und des Honorars eine Beschleunigung durch Ihr freundliches Wohlwollen zu erwarten hätten. Seitdem sind vier Jahre verflossen, das Stück ist auf 12 Theatern, bald mit günstigem, bald mit ungünstigem Erfolge gegeben worden, und ich fürchte, seine Theatercarrière ist durch den Mangel einer großen ersten Aufführung vereitelt worden. Ihr Theater hat die Brautfahrt weder aufgeführt, noch irgend ein Zeichen der freundlichen Teilnahme für mich gehabt. Sehr wohl weiß ich, wie schwierig, verworren und reformbedürftig die Angelegenheiten der Kgl. Schauspiele damals waren und wie vielfach Ihr Talent und Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen waren, auch ich selber lernte manches Unpraktische und Mangelhafte meines Stückes kennen, und habe Sie auch diese vier Jahre mit jedem Gesuch verschont, zumal meine Verhältnisse und längere Reisen mich von den deutschen Theatern entfernt hielten.

Jetzt aber scheint mir die rechte Zeit zu sein, die alte Rechnung auszugleichen, und ich empfehle deshalb beide Stücke und meine zukünftige Thätigkeit hierdurch Ihrem fördernden Wohlwollen. Ich fühle den Drang und die Kraft, der deutschen Bühne etwas zu werden und einer von den Brückenpfeilern zu werden, welche aus dem Misere gegenwärtiger Zustände zu einer kräftigeren und nationalen Entwicklung der Kunst zu führen haben. Lassen Sie mir die freudige Hoffnung, in Ihnen und Ihrem großen Institut erfahrene Helfer zu finden, welche mir guten Sinn und eine leitende Hand nicht versagen. Ich habe eine große Hochachtung zu Ihrer Kraft und Erfahrung und weiß, daß es dieselben Hindernisse sind, welche zuweilen Ihr treues Wollen, fast immer die gesunde Ausbildung unserer Dichter aufhalten. Ich hoffe, daß diese Hemmungen zu besiegen sein werden, wenn auch sehr langsam.

Herr Dr. Lasker will die Güte haben, Ihnen die Sendung zu überreichen und Ihrer Güte zu empfehlen.

Ich bin mit größter Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebener

Adreſſe. Dr. Freytag, Breslau — Freytag.

Goſohorsky'ſche Buchhandlung.

Man ſollte annehmen, daß ein ſo herzlich gefaßtes Schreiben eine mindeſtens freundliche Erwiderung verdiente, daß eine ſo verſöhnlich dargebotene Hand bereitwillig ergriffen werden müſſe. Auch der härteſt geſottene Theatertyrann hat doch menſchliche Rührungen! Wir werden ſpäter, bei den „Journaliſten" ſehen, wie man cavalièrement einen begangenen Fehler wieder gut zu machen imſtande iſt. Bei Herrn v. Küſtner täuſcht jede dieſer Annahmen. Er ignoriert einfach das Thema Brautfahrt, meldet am 27. November 1846 die Annahme der „Valentine" nach dem üblichen Schema und fügt in geradezu verletzender Geſchäftsmäßigkeit hinzu:

„wobei ich jedoch ergebenſt bemerken muß, daß es nicht zu umgehen iſt, 6—8 bereits früher angenommene neue Stücke der Aufführung des Ihrigen vorangehen zu laſſen". Küſtner.

Dieſe Antwort treibt auch den Dichter aus ſeiner Reſerve hervor; bei aller Wahrung der Form ſtellt er den Rechtsſtandpunkt mit klaren Worten feſt und zieht die Konſequenz hinſichtlich der pekuniären Frage.

Berlin, 6ten Januar 1847.

Hochwohlgeborner Herr!

Hochverehrter Herr General-Intendant!

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich hierdurch um geneigte Gewähr des folgenden Geſuches. Unter der Verwaltung der Königl. Schauſpiele durch Herrn Grafen v. Redern wurde im Anfang des Jahres 1842 mein Luſtſpiel: „Die Brautfahrt oder Kunz von der Roſe" in Folge einer Ende 1841 ausgeſchriebenen Prämienconcurrenz für das beſte deutſche Luſtſpiel, mit einem Preiſe von vierzig Dukaten beehrt. Ich erhielt durch die Königl. Generalintendanz die Nachricht davon[1]) mit dem Bemerken, daß:

die Königl. Hofbühne mein Stück angenommen habe, und mir den Preis von vierzig Dukaten, ſowie das übliche Honorar für Originalluſtſpiele nach der erſten Aufführung des Luſtſpiels, welche möglichſt ſchnell erfolgen ſolle, ausgezahlt werde.

Zum Beweis für die Richtigkeit dieſer Angabe beziehe ich mich auf die Akten der Generalintendanz über die Prämienverteilung von 1842, ſowie

[1]) Von dieſem Vorgang befindet ſich in den Akten keine Abſchrift.

auf die damaligen Mitglieder der Prämien-Commission, die Herren Hofrat Teichmann und Regisseur Weiß.

Seit jener Zeit sind fünf Jahre verflossen, und ich habe weder die Aufführung der Brautfahrt, noch die Auszahlung der Prämie und des Honorars erreicht. Durch die obigen Bedingungen der Annahme aber habe ich ein unbestreitbares Recht auf Aufführung sowohl, als die Geldzahlung einer Prämie von vierzig Dukaten und, bei der jetzt bestehenden Honorarbestimmung, eines 1/10 Antheils von der Einnahme jeder Vorstellung; um so mehr, als ich mich bei der damaligen Annahme des Stückes verpflichten mußte, dasselbe keiner andern Bühne in Berlin und Potsdam zu verkaufen.

Ich verkenne nicht, daß die nachträgliche Scenierung der Brautfahrt bei den jetzigen Verhältnissen für Ihre Bühne eine große Last sein würde, bin aber, nach fünfjährigem Warten, nicht länger die Entscheidung hinauszuschieben entschlossen. Wenn ich deßhalb auch darauf verzichten wollte, das Versprechen Einer Königl. Intendanz, meine Brautfahrt zur Aufführung zu bringen, erfüllt zu sehen, so kann ich dies eben deßhalb um so weniger mit den pecuniären Verpflichtungen Ihrer Bühne thun.

Meine ergebene Bitte an Sie geht daher dahin, im Fall die möglichst baldige Aufführung der Brautfahrt Ihnen unmöglich sein sollte, mir die Summe von vierzig Dukaten, sowie das Spielhonorar, welches ich als Tantièmenantheil für die drei bis vier Vorstellungen à 500 ℳ mit 200 ℳ berechne, geneigtest so bald als möglich auszahlen zu lassen.

Mit größter Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ergebener

Freytag.

Zu dem letzten Passus ist zu ergänzen:

Herr v. Küstner hatte aus freien Stücken vom Jahre 1844 ab die Gewährung von Tantièmen in prozentualer Form, für ganz Deutschland gültig, für Österreich nur provisorisch, eingeführt, ein Akt des Wohlwollens gegenüber den Autoren, der sein Verhalten im Falle Freytag um so unverständlicher macht. — (Die offizielle Regelung der Tantièmenfrage erfolgte durch Gesetz im Jahre 1872.) — Hierauf beruft sich der Dichter. Ob er berechtigt war, seine Forderung auf eine post hoc erlassene Verfügung zu gründen, sei dahingestellt. Jedenfalls hatte die determinierte Erklärung vom 6. Januar doch ihre gute Wirkung; bereits am 15. Januar geht ein Schreiben der General-Intendanz an Herrn Dr. G. Freytag, „gegenwärtig zu Leipzig bei Herrn Direktor Dr. Schmidt zu erfragen," ab; ein zweites Exemplar dieses Schreibens, wie ein Vermerk im Konzept besagt, ist gleichzeitig nach Breslau gesendet. Die Intendanz hat es mit einem Male eilig! (Das letzte Freytagsche Schreiben war Berlin datiert.)

Ew. Wohlgeboren

haben mittelſt geehrter Zuſchrift vom 6ten d. um Zahlung der Prämie von 40 # für das Luſtſpiel „Die Brautfahrt", ſowie um einen Tantièmen-Antheil dafür mit 200 ℔ angetragen.

Nachdem ich mir zunächſt die Akten über die von meinem Amtsvorgänger bewirkte Luſtſpielpreisbewerbung habe vorlegen laſſen, erſehe ich daraus, daß nach dem Inhalte der hier beigefügten öffentl. Bekanntmachung vom 5 April 1842 über beſagten Gegenſtand der Anerkennungspreis von 40 # für Ihr Luſtſpiel allerdings bewilligt, die Auszahlung desſelben aber erſt nach der erſten Aufführung und ſodann mit einem nach der beſtehenden Norm zu regulierenden angemeſſenen Honorarzuſchuß verheißen worden iſt.

Hiernach wird aber meine Abſicht, eine Zahlung für oben gedachtes Luſtſpiel höheren Orts zu beantragen, ſowie die Genehmung (!) unweſentlich (?) erſchwert, da deſſen Aufführung nicht ſtattgefunden hat. Indeſſen will ich zu Ihren Gunſten verſuchen, den Anerkennungspreis zu erreichen, kann Ihnen aber für einen Honorarzuſchuß keine Ausſicht eröffnen, da dieſer nur als Folge der wirklichen Vorſtellung hätte angewieſen werden dürfen. Wo dieſe damals ſtattgefunden hat, u. zwar bei dem Luſtſpiel von Vogel: „Ein Handbillet Friedrich II" und bei dem Luſtſpiel „Induſtrie und Herz" von Bauernfeld, iſt der Honorarzuſchuß meiſt nicht höher als auf 10 # reguliert, angewieſen und auch angenommen worden, und geht hieraus hervor, daß die Gewährung Ihres Wunſches auf 200 ℔ nach dem Maaßſtab einer Tantième, von der damals noch keine Rede war, zu erhalten, nicht erwartet werden kann. Es erſcheint mir daher einfacher und gerathener, wenn Ew. Wohlgeboren den Honorarzuſchuß ganz fallen laſſen, oder einen neuen Antrag an mich oder an das hohe Miniſterium des Kgl. Hauſes nur wegen des Anerkennungspreiſes von 40 # richten. Hierüber ſehe ich zunächſt gefälliger Äußerung entgegen.

Mit hochachtungsvoller Ergebenheit.

Berlin 13 Januar 47. Küſtner

Hierauf Freytags Antwort an Herrn von Küſtner, datiert vom 28. Februar 1897, aus Breslau. — Das darin erwähnte offizielle Schreiben an die Generalintendanz wiederholt kurz den Sachverhalt, erſucht, daß baldmöglichſt:

„die Prämie von 40 Dukaten nebſt dem angemeſſenen, nach den jetzigen Normen des Theaters zu regulierenden Honorarzuſchuß ausgezahlt werde."

Die Antwort ſelbſt lautet:

Hochgeehrter Herr!

Beiliegendes offizielle Schreiben enthält die Änderungen, welche Sie in Ihrem geehrten Briefe vom 15ten Jan. in betreff der Honorarforde-

rungen für die Brautfahrt angemessen fanden. Daß ich nicht ganz Ihrer Ansicht bin u. auf den Honorarzuschuß von vornherein verzichte, mögen Sie damit entschuldigen, daß ich von meinem Standpunkte aus auf dem Boden des Rechtes stehe. Jedenfalls bitte ich Sie, diese Schuld vergangener Zeiten nicht störend in das wohlwollende Verhältniß einwirken zu lassen, welches Sie und Ihre Bühne mir jetzt gönnen. Die Antwort auf Ihr letztes Schreiben kommt so spät, weil ich in Reisen und Zerstreuungen bis jetzt gelebt habe.

In Leipzig habe ich beim Einstudieren und längerem Aufenthalt das Talent der Unzelmann kennen und ehren gelernt. Sie haben nach meiner Meinung eine gute Acquisition für Ihre Bühne gemacht, und ich gratuliere Ihnen dazu. Zwar fürchte ich, daß das zarte, nicht immer reine Organ ihr und Ihnen im Anfang einige Opposition erregen werde, aber das wird sich bald überwinden, die echte Kunstbegeisterung und das reine, von jeder Manier freie Gestalten der Künstlerin wird dergleichen bald mühelos überwinden.

Es liegt in jeder echten Künstlerseele ein Zauber, dem das Publikum auf die Länge nicht widerstehen kann. Kennen Sie den Schauspieler Wagner in Leipzig? Schöne Mittel, ein ehrliches Wollen, die Technik noch unvollkommen, aber viel Zeug. Er soll, wie ich höre, dies Frühjahr auf der Burg gastieren. Doch ist er noch auf mehrere Jahre in Leipzig fest.

In Bezug auf die Valentine, welche mit Glück ihren Lauf über die Bretter fortsetzen [1]), möge es bei unserer Übereinkunft bleiben, die erste Darstellung zum Entrée der Unzelmann aufzuheben. Wahrscheinlich wünschen Sie nicht weniger als ich, daß dies vor dem Sommer möglich sei, doch hat, wie ich höre, Dr. Schmidt bis jetzt keinen Ersatz für die Abgehende, und wird sie demnach schwerlich vor Ende ihres Contrakts entlassen.

Mit der Bitte um Ihr geneigtes Wohlwollen
und größter Ergebenheit

Adresse: Dr. Freytag. Breslau. Freytag.

[1]) Diese Stelle ist nicht ohne Bedeutung für die Klärung der Streitfrage bezüglich des Titels. Heißt es: „Välentine", das ist Mehrzahl von „der Valentin", gemeint Ritter des Sankt Valentinsfestes, das nach englischer Sitte am Hofe des Fürsten gefeiert werden soll, oder heißt es „Valentine", das ist die durch Los und Zufall bei jenem Spiel erkorene Dame, der ihr Ritter durch vier Wochen jede Art von Huldigung zu erweisen hat — wohin die Absicht des Fürsten ja im speziellen Fall zielt. — Da die weibliche Heldin des Freytagschen Stückes, Freiin von Geldern, noch überdies mit Vornamen Valentine heißt, ist einer weiteren Kombination freier Spielraum gegeben. Nun entscheidet der Satzbau hier ganz deutlich für den ersten Modus, und „Välentine", Schauspiel in fünf Akten, ist der Titel auf dem offiziellen Zettel der Berliner Erstaufführung vom Jahre 1847; bei der Neueinstudierung, die im Jahre 1871 stattfand, ist dies jedoch bereits in „Die Valentine" abgeändert. Der Dichter bleibt sich selbst nicht konsequent; in einem späteren Briefe, wie wir sehen (Dresden, 17. Mai 1848) flektiert er das Wort

Da über die umſtrittene Honorarfrage keine Einigung erzielt werden kann, wird das Votum des Juſtitiars der Kgl. Bühnen, Kammergerichtsrat von Dryalski, eingefordert, dahinlautend:

daß dem Dr. Freytag ein Anſpruch von 50 Stück Dukaten zuſteht, daß ihm aber die Zahlung nicht länger vorenthalten werden kann!

Herr von Küſtner entſchließt ſich zu einem Immedialbericht an den König (datiert: 1. April 1847), aus dem hervorgeht, daß im bewußten Preisausſchreiben urſprünglich zwei Preiſe, à 100 und à 60 Dukaten feſtgeſetzt waren, daß aber keinem der 150 eingegangenen Stücke der erſte Preis zuerkannt, ſondern nur je 40 Dukaten auf die vier beſten Stücke verteilt worden ſeien, von denen drei damals zur Aufführung gelangten. Der „Anerkennungspreis" wird unbedingt zugeſtanden, Honorarzuſchuß könnte aber nur nach der Norm von 1842 bewilligt werden, die damals nicht mehr als 10 Dukaten betrug. Daher in Summa 50 Dukaten beantragt = 158 ℳ 10 *Sgr.* Silbergeld.

Der Miniſter will dem König dieſe Bagatelle nicht unterbreiten, ermächtigt den Intendanten, den fraglichen Betrag als Reſtausgabe aus früheren Jahren auf die Theaterhauptkaſſe anzuweiſen. Darauf ein Schreiben der Intendanz an den Dichter in dieſem Sinne; am Schluß heißt es:

Ew. Wohlgeboren erſuche ich nun, da bei der Theaterhauptkaſſe Einzahlungen in G o l d e nicht vorkommen, eine Quittung an dieſelbe in folgender Form zu ſenden:

Einhundert, acht und fünfzig Thaler, 10 *Sgr.* Courant habe ich ſtatt 50 Dukaten für mein Exemplar des Luſtſpiels Maximilians Brautfahrt richtig erhalten.

Das geſchieht von Breslau aus unterm 27. April und damit iſt der ärgerliche Handel über das Preisluſtſpiel zum endgültigen Abſchluß gebracht. — Die Premiere von „Valentine" fand am 17. Mai 1847 ſtatt, Bertha Unzelmann als Antrittsrolle — Valentine; Hermann Hendrichs — Georg Winegg.

Die ſo wenig freundliche Geſinnung des Herrn von Küſtner dem Dichter gegenüber hat aber im Laufe der Zeit keine Änderung erfahren. Das ergibt ſich aus den beiden nächſtfolgenden Briefen.

Dresden 17. 5. 1848. Hochgeehrter Herr Generalintendant.

Ihr Wunſch den „Waldemar" im Juni herauszubringen, macht mich betroffen. Iſt denn wirklich bei der politiſchen und Sommerzerſtreuung des Publikums Hoffnung, daß das Stück in dieſer Zeit etwas machen werde? — Im heißen Sommer, die Hundstage vor der Tür, wird es uns nicht damit ebenſo gehen müſſen, wie mit der (sic!) Valentine, die auch in Berlin

mit dem Artikel des Singulars: „mit d e r Valentine, die auch ... pp.", und in den ſpäteren Druckausgaben, vor allem in „Geſammelte Werke", iſt überall die Form: „Die Valentine" geſetzt.

schlimmer für die Kasse darankam, als irgendwo anders. Einmal habe ich als Opfer fallen müssen, muß es beim Waldemar auch sein? Doch es ist Ihr Recht, das Stück zu geben, wann Sie es für zweckmäßig halten, und wenn Sie darauf bestehen, so will ich annehmen, Sie hätten auch mein Interesse vor Augen gehabt.

Zu der von Ihnen proponierten Besetzung möchte ich mir erlauben einige Änderungen vorzuschlagen:

Waldemar	— Wagner	Hiller	— Franz
Hugo	— Crüsemann	Bezirksvorsteher	— Hr. Weiner
Nandor	— (ein eleganter u. feiner Junge)	Box	— Hr. Hiltl
		Udaschkin	— Hr. Döring oder Hoppe
Georgine	— Viereck		

Die Gertrud habe ich für Frl. Unzelmann bestimmt, obgleich ich recht gut weiß, daß sie den Berlinern fremd und ihre Tüchtigkeit wenig anerkannt ist."

Dann folgen einige Änderungsvorschläge am Text, resp. Bestimmung: „Muß bleiben." — Ein zweiter kurzgefaßter Brief vom 13. Juni 1848 lautet:

Hochgeehrter Herr Generalintendant!

Durch Zufall erfahre ich, daß die Aufführung des Waldemar in diesen Tagen auf Ihrer Bühne vor sich gehen soll. Ist das wahr? Es betrübt mich, daß gerade die schlechteste Zeit des ganzen Jahres gewählt wird bei einem Stück, dem die Abgespanntheit und Hochzeit (? unleserlich) des Sommerpublikums nothwendig tötlich sein muß.

Schließlich, wenn der Protest nichts hilft, wird gegen Tantieme-Berechnung Einspruch erhoben und als Honorar für das Manuskript 250 ℛ gefordert.

Der Protest half natürlich nichts, es blieb bei dem festgelegten Termin. Aber diese Rücksichtslosigkeit des Generalintendanten, der es nicht einmal für angemessen hielt, dem Verfasser, der im nahen Leipzig wohnte, Mitteilung über den Tag der Erstaufführung seines Schauspiels zu machen, dies vielmehr dem Zufall oder anderen überläßt, verdient doch niedriger gehängt zu werden. Fehlte ihm Takt oder Verständnis für die Dehors seiner Amtsstellung, besaß er so wenig Teilnahme für die Einstudierung einer Novität, die er doch verantwortlich für sein Theater erworben hatte und an der — außer dem verdienstvollen Regisseur Weiß — auch Ludwig Tieck sich mit Eifer beteiligte, indem er die Rolle der Georgine der Schauspielerin Viereck, die sehr schön, aber nicht reich begabt war, „der es zuweilen an Leidenschaft, noch mehr an Geist fehlte", — selbst einstudierte?

Entlassen wir Herrn von Küstner aus dem Gesichtskreis dieser Interessen; nicht seinem guten Willen fürwahr hat Gustav Freytag eine Wohltat zu verdanken, die er in seinen Erinnerungen rühmt. Die Aufführung fand am

22. Juni, kurz vor den Ferien, statt. „Es war", schreibt der Dichter, „ein leeres Haus, mitten im Straßenlärm des Juni 1848, und der Verfasser saß im Parket allein. Aber an dem Abend wurde ihm die größte Freude und Ehre eines dramatischen Schriftstellers zu teil, daß seine Schauspieler höher, voller und reicher schufen, als ihr Worttext beanspruchte, auch die kleinste Wirkung ging nicht verloren ... Wenn mir später einmal ein Mißbehagen darüber nicht erspart blieb, daß von berühmten Künstlern Vieles weit roher und plumper herausgebracht wurde, als ich gewollt, so konnte ich an jenen Abend zurückdenken, um die Hochachtung vor der Schauspielkunst nicht zu verlieren." —

Vier Jahre waren seitdem vergangen, bevor Gustav Freytag sich wieder einer Bühnendichtung zuwandte; die Redaktion der „Grenzboten", deren Übernahme ja in das Jahr 1848 fällt, führte ihn zur regen Entfaltung seiner publizistischen Tätigkeit, bis dann, im Jahre 1852, das Lustspiel „Die Journalisten" erschien, mit dem der Dichter — ohne Preisausschreiben! — den „Preis des Jahrhunderts" [1]) auf diesem Gebiete davontragen sollte.

Die Leitung der Königlichen Theater zu Berlin hatte seit einem Jahre Botho von Hülsen übernommen. An ihn ist das nächstfolgende Schreiben gerichtet:

Leipzig, 2. Nov. 1852.

Hochverehrter Herr!

Beifolgend gebe ich mir die Ehre, unter Kreuzband zwei Exemplare meines Lustspiels „Die Journalisten" Ihnen zu übersenden und das Stück Ihrem Wohlwollen und den Königl. Theatern für die Aufführung zu empfehlen.

Mit Freuden benütze ich diese Gelegenheit, Ihnen meine Hochachtung und das lebhafte Interesse auszudrücken, welches ich an Ihrer Leitung der Kgl. Bühne nehme. Fast scheint es, als stehe den deutschen Theatern eine bessere Zukunft bevor. Diese Hoffnung, welche so oft getäuscht hat, dürfen die Leitungen der Bühne wohl ebensowenig aufgeben, als dramatische Schriftsteller und Darsteller, wenn sie Freude an ihrem Beruf haben sollen. Die Gründung des Centralorgans, die Berufung von Marr und Eduard Devrient, sind ernstliche Fortschritte in unserem Theaterwesen, und man muß sich in Deutschland um so mehr darüber freuen, da die größeren Stadttheater in den letzten 5 Jahren so verwüstet worden sind, daß die Kunst gegenwärtig nichts von ihnen hoffen kann.

Unter allen Theaterführungen ist die Ihrige für Deutschland am wichtigsten, denn die Burg ist in vielen Dingen nicht mehr zu Deutschland zu zählen. Was Freund Laube dort mit seinem großen Eifer thut, ist zum Theil recht dankenswert, es wird aber trotz der ausgezeichneten Kräfte, welche das Theater besitzt, bei den gegenwärtigen Lebensprinzipien Österreichs für die Kunst nicht viel gewonnen werden. Wir im übrigen Deutsch-

[1]) Alfred Dove, Briefwechsel Freytag und Treitschke.

land verkennen nicht, daß Sie, hochverehrter Herr, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Gerade, was Ihr Theater hätte groß machen können, der reiche Etat und die liberale Theilnahme des Hofes, das hat Ihr Institut mit einer Masse von unvergänglichen Halbinvaliden belastet, welche nicht nur durch ihre Person, sondern durch die ganze Atmosphäre, welche sie verbreiten, dem Aufblühen junger Kräfte schaden. Ihre ersten Bemühungen, das Schauspiel zu heben und Ihr Personal zu completieren, werden, wie ich fürchte, erst nach und nach ein glänzendes Resultat haben, weil in der That gegenwärtig sehr wenig bedeutende Kräfte in der jungen Generation unserer Schauspieler vorhanden zu sein scheinen. Wo diese aber noch vorhanden sind, verlangen sie eine sorgfältige Pflege und eine gewisse Familienzucht, welche bei einem kleinen Theater leichter zu erreichen ist, als bei einem größeren. Dieses Erziehen junger Talente möchte weder Aufgabe einer Theaterschule, noch eines sogenannten Dramaturgen sein, sondern eines tüchtigen, für die Kunst begeisterten Regisseurs. Ich kenne in Deutschland einen Mann, welcher vorzugsweise befähigt ist, junge Leute heranzubilden, und das ist Heinrich Marr. Es ist sehr Schade, daß es Ihnen nicht möglich war, diesem eminenten Regietalente die Stellung zu geben, in welcher er Ihnen und Ihrer Bühne Freude und Ehre gemacht hätte.

Es würde mich sehr freuen, wenn das Stück, welches ich Ihnen übersende, Ihnen nicht misfällt u. zur Aufführung auf Ihrer Bühne geeignet erscheint. In diesem Falle habe ich den Wunsch, daß Ihre Güte mir einige Notizen über die Besetzung der Hauptrollen Oberst, Adelheid, Bolz zukommen lasse. Für Bolz möchte ich Herrn Dessoir vorschlagen, für die Besetzung der Damenrolle wird Ihr Urtheil am besten sorgen.

Mit größter Hochachtung

Ihr ergebener

Adresse: Dr. G. Freytag Leipzig. Löhrsplatz. Freytag.

Hierauf die Antwort, datiert 8 Dezember 1852.

Herrn Dr. Gustav Freytag, Leipzig.

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich, die mir mittelst gef. Schreibens vom 2 November zugegangenen Bucherexemplare der Journalisten mit meinem ergebensten Dank für dessen (!) Mitteilung zurückzusenden, da ich mich für die Darstellung auf der Königlichen Bühne nicht aussprechen kann.

Mit vollster Hochachtung

Hülsen.

Es tut nichts zur Sache, ob Herr von Hülsen das Stück selbst gelesen, oder auf Grund eines dramaturgischen Gutachtens die nach einem heute noch

üblichen Schema erfolgte Ablehnung verfügt hat; für den „Fall" ſelbſt bleibt er verantwortlich, und dieſer „Fall" iſt ja, nachdem die Journaliſten von dem Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater (Direktion Deichmann) angenommen worden und dort über fünfzig Wiederholungen im Laufe zweier Jahre erlebt hatten, in den folgenden Jahrzehnten bis auf den heutigen Tag bei jedem beſonderen Anlaß, Jubiläums- oder ſonſtige Feſtaufführung, dem Königlichen Schauſpielhauſe von der Berufskritik bis zum Überdruß angekreidet worden; gleichgültig im Grunde auch, ob die ſpätere Einfügung des Luſtſpiels in den Spielplan der Königlichen Bühne auf Grund höherer Anregung — wie verlautet, etwa des Prinzen Wilhelm, ſpäteren Kaiſer Wilhelms des Erſten — geſchah. Was uns intereſſiert und ungleich wertvoller nach all dem Vergangenen erſcheint, iſt die Frage nach der Art und Weiſe, wie der Generalintendant ſich mit dem Dichter abfand, den er doch, ſehr zum Nachteil ſeines Inſtitutes, allzu voreilig brüskiert hatte. Und da wird man ſagen müſſen: der nachfolgend mitgeteilte Brief wirft auf das Herz und den Charakter des Herrn von Hülſen das hellſte Licht. Ganz anders als der vormalige Leiter der Königlichen Bühne, der, ſeiner Schuld überführt, um den Brei herumzukommen, den begangenen Fehler abzuſchwächen verſucht, bekennt er ſich als Mann zu ſeinem Irrtum, tut als Kavalier den erſten Schritt zum Ausgleich. Hören wir den Brief ſelbſt, nach dem Konzept von eigener Hand.

Berlin 15. May 1857.

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich von meinem Wunſche in Kenntniß zu ſetzen, den ausgeführt zu ſehen, mir um ſo lieber ſeyn wird, als ich damit etwas gut zu machen denke. Es betrifft das Ihr Luſtſpiel „Die Journaliſten". Als Ew. Wohlgeb. mir daſſelbe zuſandte, war erſt ein Jahr vorbei, wo ich mein Amt angetreten. Die Erfahrung fehlte mir gänzlich. Damals war ich über viele Dinge noch befangen, ſo beſtimmte mich, was ich Ihnen vertrauensvoll mittheile, die Wahl und parlamentariſchen Angelegenheiten, und die Beſprechung darüber, obgleich ich erkenne, wie charakteriſtiſch ſolche entworfen, gleichſam ein Spiegel der Zuſtände, — Ihr Werk nicht zur Aufführung anzunehmen.

Unter der übergroßen Anzahl von Manuſkripten die (hier ſteht ein undeutlich geſchriebenes und wieder durchgeſtrichenes Wort, etwa: vorgelegt oder erledigt) . . . worden ſind, habe ich längſt ſchon die Rückſendung Ihres Manuſkriptes bereut.

Die Zeit iſt raſch vergangen, doch glaube ich an Erfahrungen gewonnen zu haben. Statt aller Worte benachrichtige ich Sie, daß ich im Sinne habe, Ihre Journaliſten im nächſten Herbſt zur Aufführung zu bringen, doch möchte ich, daß es vorläufig unter uns bleiben mag, da, wenn etwas davon verlautet, die andern Bühnen hier im Orte abſichtlich daſſelbe bis dahin öfterer geben würden, als dies vielleicht ſonſt der Fall geweſen wäre.

Daß Ihr Stück hier bei uns mit dem größten Enthusiasmus gespielt und mit erneutem Interesse gesehen werden wird, dürfen Sie Sich überzeugt halten.

Wenn Ew. p. p. bezüglich der Inscenesetzung vielleicht irgend einen speziellen Wunsch noch haben möchten, werde ich Sie ergebenst ersuchen, mir davon gef. Mittheilung zu machen und unter allen Umständen mir aber noch ein Exemplar jetzt zuschicken zu wollen.

Mit vollster Hochachtung

Hülsen

Freytag triumphiert nicht über diese nachträgliche Sühne, — in einer späteren Zuschrift vom Jahre 1882 an den Chefredakteur J. Landau (abgedruckt Deutsche Bühne 1913 I) hat er sogar die damalige Ablehnung seiner Dichtung durch den Hinweis auf die politischen Verhältnisse, insbesondere die Unduldsamkeit, welche damals in der persönlichen Umgebung und unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten herrschte, zu entschuldigen versucht, — er wendet sich in seiner vornehm-ruhigen Art an seinen Verleger Hirzel mit nachstehender Bitte (Briefe an Hirzel Nr. 50 vom 23. Mai):

„lesen sie lächelnd beifolgenden Brief Hülsens. Was ihn verursacht hat, weiß ich nicht, was er enthält, kann ich mir wohl gefallen lassen. Nun aber brauche ich 2 Exemplare der Journalisten . . .

und er antwortet sodann dem Generalintendanten:

Siebleben b/Gotha 29 Mai 57

Ew. Hochwohlgeboren

habe ich die Ehre beifolgend zwei Exemplare der Journalisten zu übersenden, von denen das eine durch Kürzungen u. s. w. bereits für die Aufführung eingereicht ist.

Mit Vertrauen lege ich die Aufführung in Ew. Hochwohlgeboren oder der Kgl. Regie Hände. Wenn ich im Allgemeinen die Ansicht habe, daß die Einwirkung des Autors auf die Einrichtung der Aufführungen bei einem wohlgeordneten Theater selten von wesentlichem Nutzen, jedenfalls nicht seines Amtes ist, so glaube ich vollends in Berlin ganz davon absehen zu können.

Das Stück hat nur eine wirklich schwere Scene, den Schluß des dritten Aktes, vom Auftreten des Bolz an, und auch diese Scene ist nur deßhalb nicht leicht, weil von dem Darsteller des Bolz darin eine große Delikatesse gefordert werden muß. Alles Übrige werden Ihr Regisseur und die Darsteller der Kgl. Bühne sehr gut machen. Nur die Bitte habe ich, das Stück in 4 Akten zu geben. Herr Dir. Devrient hatte mich aufgefordert, den ersten und zweiten Akt so zu theilen, daß drei daraus würden, ich kann mich aber nicht davon überzeugen, daß solche Verlängerung ein wesentlicher Vortheil ist und halte es für besser, bei der ursprünglichen Form zu bleiben.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren meinen ergebensten Dank für das Interesse sage, welches Sie den Journalisten zuwenden, habe ich die Ehre zu sein

Ew. Hochwohlgeboren sehr ergebener

Freytag.

Damit schließt der Briefwechsel mit der Berliner Generalintendanz. Die Journalisten gehen den 17. November 1857 am Gendarmenmarkt erstmalig in Szene und haben an dieser Stätte bis auf den heutigen Tag 435 Wiederholungen erlebt. Über die Fabier, die im Jahre 1861 als letztes dramatisches Werk Gustav Freytags folgten, ist in den Akten keinerlei nähere Aufzeichnung enthalten. Schwierigkeiten haben sich wohl kaum ergeben, das Werk sollte den ersten Schillerpreis erhalten, den der Dichter aber begründend ablehnte. Der Generalintendant v. Hülsen war selbst Mitglied der Preiskommission; so ergab sich die Konsequenz, bei den Charaktereigenschaften des Herrn v. Hülsen, von selbst.

Ad vocem Brautfahrt nur noch ein letztes Wort!

Zum Besten des Fonds für ein unserem Dichter in Wiesbaden zu errichtendes Denkmal hatten im Jahre 1899 die deutschen Bühnen den Ertrag von der Vorstellung eines Freytagschen Stückes bestimmt, die am 8. Dezember, i. e. dem Erinnerungstage der ersten Breslauer Journalisten-Aufführung vom Jahre 1852, stattfinden solle. Graf Volko v. Hochberg, der damalige Generalintendant der Königlichen Theater, entschied sich für die Aufnahme der „Brautfahrt", mit Adalbert Matkowsky als Kunz von der Rosen; dank seiner glanzvollen, humordurchtränkten Leistung, fand das Werk eine freundliche Aufnahme und wurde bis zum nächsten Frühjahr mehrmals wiederholt. Das Königliche Schauspielhaus zu Berlin aber hatte sich, wenn auch verspätet, in pietätvoller Weise einer alten Schuld entledigt! —

Der Krippenschnitzer.

Erzählung

von

Robert Walter.

Marten Lobering saß, die Ellenbogen breit hingestemmt, hinter einem seiner winzigen Katenstubenfenster und sah dem Frühjahr zu, das im Bauerngarten Kord Brücks sein blaues und lustgestimmtes Wesen hielt. Da troff, hinter dem meterbreiten Gang, die Hainbuchenhecke von dem blänkernd nassen Licht. Meisen, Finken und Schnepper jagten sich durch die braunen Spitzen, eine Amsel warf wuchtig das wintermorsche Laub auf, und die Sperlinge kobolzten zu Hümpeln, daß der Schmutz spritzte. Darüber standen die prallen Knospen der Apfel- und Birnenbäume in fließenden Wolken, und in der alten Grafensteinerkrone spielten drei Sprehenmännchen einem Fräulein die Aprilenliebe vor. Aber inmitten der Luft hielt die graue Honigbirne Krone und Wipfel erstarrt, von der zagen Windluft kaum angerührt. Der Mensch, der wohl schon eine halbe Stunde unbeweglich saß, kehrte immer wieder zu ihr zurück. Der alte Birnbaum, der höchste, war gestorben, hatte seinen fröhlichen Honiggeist ausgeseufzt, im dicken Winter, als der Nachtfrost durch den Garten knackte oder der Schnee unter der Sonne blitzte. Niemand wußte davon als das Geziefer an seinem Wurzelwerk und die einsame Krähe, die derweilen in seinen Ästen geschlafen hatte und vom letzten Gestöhn zusammengefahren war. Der Bauer Brück nicht, dem hatte Lobering erst gestern die Todesbotschaft gebracht. Der Bauer hörte wohl das Geldstück im Kasten, aber in seinem Gefriede keinen sterbenden Baum.

Lobering gedachte der Kindheit. In der Honigbirne hatte er seine Jungenshosen zerrissen und die Jungensträume segeln lassen. Von ihrem Saft war ihm taumelig und — wenn das Maß über die Vernunft ging — elend geworden. Da hing an jedem Zweig ein fernes Ereignis, und das war wohl, noch nach zwanzig Jahren, wert, mit zehn Talern aufgewogen zu werden. Wer jeden Tag wie einen ansteckenden Toten mitternächtlich einkuhlt und ihm nicht einmal ein Gedächtniskreuz setzt, mag sich weiser dünken. Der Bauer Brück mochte sich an der Neugier mißtrauisch fragen. Wärst du ein Mensch von gestern und ehgestern, Brück, wie ich, so gingst du auch mit lebenden Geistern um. Leichenstill hatte der Baum über dem Gespräch gestanden. Man konnte ihm mit der hohlen Hand die verstaubende Rinde herunterstreifen, das tat ihm nicht mehr wohl oder weh. Jetzt schwang eine Drossel in seine Spitze und sang, daß der Garten verstummte und sich auffonnte.

Die wippte im Haupt des Toten, von der Auferstehung geschickt. Nein, eher hatte die knöcherne Todeshand sie im lüsternen Spiel hinaufgeschleudert.

Lobering stieß das Fenster auf. Engelke Brück kam den Garten herunter, ein rotflackerndes Tuch um Schulter und Busen, wie ein Rosenbusch wehend. Sie hatte die Drossel im Auge und warf ihm lachend das Gesicht zu, auf dem die Bläue des Himmels rosig schien. „Was willst du zahlen? was willst du zahlen?" Er schob den Kopf hinaus. Die Luft spielte mit dem Fähnchen Blondhaar auf dem hohen Scheitel. „Heute nicht mehr als gestern!" Ihr Lachen hatte nichts mit dem April zu tun; er merkte, wie närrisch er ihr war. „Ist er dir nicht mehr wert als dreißig Mark?" Er hörte nur das Lachen. Sie war im brennenden Tuch wie ein versengendes Feuer. „Für Säge und Beil wert genug!" rief er und fühlte, daß ihm die Stirn warm wurde. „Nimm ihn! hau ihn dir ab! morgen!" lachte sie.

Er wollte ihr noch antworten, ein Wort Dank zurufen, das ihn entschuldigen konnte, als fünf Finger in seinen Schopf fuhren und ihn zurückzogen. Er stolperte herum, sah eine ehrliche Hand gegen sich ausgestreckt, ein anderes lachendes Gesicht, spitzbärtig; nicht alt, aber mit der frühen Alternsfarbe, und entsann sich des Menschen durch sechs oder sieben Jahre her, mit dem er einstmals auf einer Seminarbank gesessen hatte. „Ja, es ist die Lerche," lachte der Besucher, „die ihr angewiesenes österliches Nest bezieht, Lobering. Die Menschen gehen immerfort gespenstern." Lobering schob ihm die Hand hin, wischte sich übers Gesicht und bückte sich wiederum gegen das Fenster. Aber der Rosenbusch war weggeweht. Aus den Gedanken kommend rückte er dem Schulmeister Lerch einen geblümten Großvaterstuhl hin und besann sich um die vordem geübte Höflichkeit auf einige Fragen. Aber der Gast wäre auch ohnedies ins Erzählen von ehedem und heute gekommen. Er hatte nicht die gemächliche Art, die mit der Schnecke die Fingerbreiten des Wegs abmißt. Und Lobering war zumute, als paßte ihm der eigene Rock nicht mehr.

Vor sieben Jahren haben wir uns, dachte er, wie Menschen, die sich nach der Oberfläche kennen, verabschiedet. Er ist mit den andern auf der Chaussee dort angelangt, wohin er wollte. Ich bin über Brachkoppel, durch Wildwuchs und saure Wiesen die Fußsteige abseit gelaufen, die sind nicht in die gültigen Geographiekarten eingezeichnet. Sieben Jahre liegen breiter als sieben Meilen, soweit redet Gott nicht im Gewitter her. Und der möchte sich mit einem Gespräch über den Tisch verständigen? — Er erhob sich, fühlte sich schon wohliger, als er am Ofen stand, stellte die dickbäuchige braune Kaffeekanne auf den Tisch, Tassen und Teller dazu, den Honigtopf, Butter und Wurst, und högte sich, dem Geschichtenerzähler den Mund zu stopfen. Lerch rieb die Hände umeinander und setzte sich zurecht. Als er sich aber den Honig aufs Weißbrot löffelte, gedachte er aus der Höflichkeit gedankenloser Sitte des Nächsten und fand den Ton alter Kameradschaft. „Du bist wenigstens halbwegs ein Bauer geworden, oder nicht? Ich hörte es nur in

Andeutungen. Man verübelt es dir, daß du ausruhst, bevor du gearbeitet hast. Du hättest zumindest Pächter oder Wirtschafter werden können." Lobering dehnte sich im Rock, daß die Nähte krachten. „Ja," sagte er und knippste nach kleinen Krumen, „das Brot der bescheidenen Unabhängigkeit ist neidvolles Brot. Und was die Arbeit angeht, habe ich es vorgezogen, mich nicht zu beschäftigen, um zur Arbeit zu kommen." Er hatte nicht übel Lust, das Wort auszudeuten, aber da er die Unbequemlichkeit des Besuchs überwunden hatte und sich wiederum als Besitzer in seiner Kate fühlte, dachte er: mach dir die Melodie dazu oder laß es bleiben. Der Schulmeister tat, als erwarte er noch eine Ausmalung, aber der Klotz vor ihm schwieg. So lenkte er ab, und Lobering gewann Zeit, den Birnbaumhandel in Gedanken wieder aufzunehmen, der ihn tagelang bis in die kleinsten Handgriffe beschwert hatte. Zwischendurch hörte er das Lob des Präzeptors Volland singen und knurrte beifällig. Der Schulmeister war nicht der erste, dem es erstaunlich dünkte, daß ein alter Landlehrer ein achtbares und mit vielen seltenen Stücken gefülltes Museum landeskundlicher Altertümer besaß. Da kamen alljährlich Forscher und Sammler genug, die dem Museumspräzeptor einen Besuch machten. Lobering spürte über Kaffee und Honig den Frühjahrsatem des Gartens. Das rote Tuch flackerte ihm in den Augen, und die frische Stimme schien noch draußen ins Gniedeln der Sprehen zu lachen. Die hatte mit einem Wort sein Gebastel an trübsinnigen Plänen wie ein Nebelgewirk zerrissen.

Der Schulmeister Lerch erläuterte ihm wie einem Buben, was er von Volland über Fundstätten und Altwert der Urnen, Steinmesser, Bronzeschneiden, Fibeln gehört hatte, und geriet in ein Beschreiben der alten Pergamente, Feuerkieken, Rosenkränze und Trankrüsel. Lobering kniff in heimlicher Freude die Augen. „Hast du die geschnitzten Pferde an der Tränke gesehen, aus Erlenholz?" fragte er; „sie stehen hinter dem gefälschten, mit Muscheln und Seegras beklebten Tagebuche Kolumbus." Lerch wurde unsicher, lugte auf und gewann doch das Lachen über sich. „Er hat mich auch einen Augenblick mit dem Schiffsbuch narren können," sagte er, „darüber habe ich dann das Schnitzwerk versäumt." „Oh!" rief Lobering, die Hände auf die Tischecken gelegt, „das ist der Atem des Lebens, alles andere ist Grabmoder!" Er ging durch die Stube, breit und schwankend. „Das hat irgendein Drechslergesell gemacht, vor fünfzig oder sechzig Jahren, ein mythischer Fremdling, der nicht seinen Namen, aber seinen Herzschlag auf der Erde zurückgelassen hat. Einer kommt ins Dorf, ein hungriges Felleisen, aus der Ewigkeit, denk dir das aus. Der dreht Stuhlbeine und Gesimse, vielleicht auch kleine Wiegenäpfelchen, und läßt ein Holzwerk aus der Hand wachsen, das bräunt sich ihm schon unterm Glutblick, beizt sich saftig vorm sprühenden Herzen — und geht wieder hin, mit ein paar Talern, in die Ewigkeit." Es lachte in ihm. Er hatte die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, riß ein Zündholz an und paffte heraus. „Gut, alter Lobering, wirklich noch alter Lobering,"

stimmte der Mensch im Lehnsessel zu, „das wäre wirklich eine Tragödie.“ Lobering stand dunkel vor dem kleinen Fenster. „Lerch,“ sagte er, „einer, der was machen kann, ist immer verklärt.“ Dawider wußte der Schulmeister nichts. Er merkte, das war das Schlußwort der nachmittäglichen Unterhaltung. Lobering hatte sich herumgedreht. Wäre ihm das Schweigen nicht im Sinne gewesen, so hätte es ihn nun angerührt, wie sich der blauschläfernde Abend im Garten einspann. Nur die Drossel, im Licht wiegend, flötete noch. Da war ein Baum, der durch Jahrzehnte Berge safttropfender Birnen getragen hatte wie ein gottlobender Opfertisch. Noch mußte ein Duft der ewigen Süße in seinem Gezweig hängen. Da war ein Mensch schon über dem Leben und unter dem Himmel schlafend, zwischen den Händen die unsichtbaren bunten Blumen seiner Taten. Dem thronte eine Drossel auf der klaren Stirn und sang seine Ehre.

*

Im späten Abend, unter den grünen Lampenschatten, saß Lerch in der Sofaecke dem Präzeptor gegenüber. Mit der ersten Flasche Rheinwein hatten sie die Schulgeschäfte erledigt. Mit der zweiten klingt man die Leben aneinander. Volland lag in seiner Ecke zurückgelehnt; nur wenn er einige Worte wie einen Ausruf betonen wollte, wandte er den schweren Körper halb gegen den jüngern, der dann in dem vollen, bartlosen Gesicht verwunderlich horchende Augen und zwei gutmütig spöttische Mundwinkel erkannte. „Man kann Lobering nicht abtun, weil er Träumer ist,“ sagte der Alte. „Die Träumer bauen ihre Taten nach innen. Und wenn Sie erst mal Kindern das Alphabet und den Katechismus beibringen, deren Eltern schon mit kurzen Hosen und Röcken vor Ihnen gesessen haben, werden Sie den Menschen wichtiger nehmen als irgendeine Ansammlung von Menschen. Man muß sich selber nicht zuviel glauben. Was will es denn, daß der Marten Lobering damals wegen Trägheit vom Seminar entlassen wurde? Träge Gäule ziehen schwerer als hitzige. Der Vater war ein großer Erbe, der vertun mußte, was die Vorfahren krampfhaft zusammengehäuft hatten. Einmal kommt immer die Entspannung. Der war ein Mensch Unband, der in einer Nacht mehr verrauchen lassen konnte, als ein Jahr aus der Erde wirft. Daß er die Frau aus der kleinen Kate holte, wo der Junge wieder wohnt, war von seinen dummen Streichen der klügste. Die hatte in ihrer Jugend gelernt, daß der Groschen außer den zwei geprägten noch zwei ungeprägte Seiten hat, auf denen man ihn zum Pfennig oder zum Taler münzen kann. Aber wie sie sich auch mit solcher Kunst späterhin abmühte, der Bauer, der Verschwender, verstand die seinige besser. Der rastete nicht, bis er die letzte Scholle vom Acker und den untersten Stein der Mistgrube weggeworfen hatte. Dann legte er sich, ausruhend, in den Sarg. Es war schon, mit dem Herzschlag im Schlaf, ein seliger Hinübergang. Der Tod hat seine Lieb-

linge. Die Frau ging mit den paar tausend Talern, die sie für den Jungen gerettet hatte, der eben damals von der Schule weggejagt worden war, in die Kate zurück. Der Junge hatte Augen wie einer, der nach zwanzig Jahren Fremde nach Hause kommt. Und die Mutter, die bis zum nächsten Bauernhof eine bittere Lebensfahrt hinter sich hatte, war ja auch wieder heim gekommen, mit dem Glück des Weibes, dem Kind. Bald holte man den Jungen zu den Soldaten, aber es wurde dadurch an ihm nichts geändert. Er hat die Mutter nicht mehr lebend getroffen. Und als ihm die beiden Jahre vorbei gegangen waren, kam der Träumer zurück."

Volland hatte das mondhelle Glas an das des andern gestoßen, trank die Neige und schob es leer zurück. „Leute vom Schlag Lobering entwickeln einen seelischen Gesundstoff," sagte er, „der jede Wunde von innen schließt, daß sie nicht weiterfrißt. Ein Herz mit mancher gutgeheilten Narbe ist besser als das biblische einfältige. Und ein Hans Abseits ist er immer gewesen. Meine Bücher kennt er halbwegs wie ich, er hat selber keinen geringen Schatz von Bänden und Bändchen, der Professor für vergleichende Märchenforschung. Ich höre manches, was der Wind im Dorf von einer Ecke zur andern bläst. Er hat seine Heimlichkeiten und Künste. Man erzählt mir, daß er im Feld, an den Viehkoppeln sitzt und zeichnet. Zuhaus hat er eine Drehbank stehen, daneben eine Schnitzbank, und im Ofen brennt er Tonfiguren. Das ist allerhand auf einmal. Aber man muß die Menschen gewähren lassen. Die Nachtigall läßt sich nichts erzählen, wie sie den Schnabel bewegen muß, und der Heuschreck singt mit Beinen und Flügeln."

Lerch hob den Kopf aus den Schultern. Nachdem er so auf die rechte Bahn geschoben worden war, entsann er sich doch manches kleinen Erlebnisses, das sie mit Lobering auf der Schule gehabt hatten. Er konnte es erzählen, ohne zu spötteln, und maß, andeutend, nach dessen nicht genügenden Talenten die eigenen, wobei er allerdings der zeichnerischen Begabung des Packesels der Klasse und seiner geheimen Liebe für alles Gedichtete die verdiente Ehre gab. Nur könne nichts daran geändert werden, daß die mangelnde geistige Disziplin einen Menschen aus der Reihe der Tüchtigeren brächte und erst dann als Nottugend gelten könne, wenn sie von besonderen Vorzügen anderer Art, wie großen Kunstarbeiten, aufgewogen würde.

Der Alte schob sich herum. „Kollege Lerch," sagte er, „ich habe Lobering bis in die jüngste Zeit häufig nicht eben sanft gebürstet, nicht gerade, weil ich ihm den Mangel an Disziplin aberziehen wollte. Man muß dem Menschen sein Gegengewicht anhängen, damit er im eigenen stärker wird. Glauben Sie das, immerhin ist aberziehen noch gottungefälliger als anerziehen. Und wer an die Erziehung glaubt, wird an ihr verzweifeln. Wir sind doch, beide Erzieher, eben unbehorcht, so ist das Offensein leichter. Weshalb erzieht man einen Schlehen nach Gestalt und Frucht nicht zur Quitte? Man kann den Taxus zu einem schlafenden Eber stutzen oder die schöne runde Birnenkrone

an eine geteerte Mauer spalieren. Was der liebe Gott schlecht gemacht hat, machen selbst wir Schulmeister nicht besser, und seine guten Werke soll man nicht beschnörkeln. Seit zweiunddreißig Jahren — so lange erziehe ich in Eschenbrück kleine und große Menschen, das Vieh, Obsthänge, Kleeschläge, den Totenacker selbst — habe ich es so gehalten: dabei stehen und stille sein. Der Herrgott will sich nicht immerfort korrigieren lassen. Kümmert er sich aber einmal da und dort nicht um die von uns so gut geregelten irdischen Verhältnisse, die braven Sitten und Anstände, Stachelzäune und Schlagbäume, nun, so darf man ihm zum besten seiner Geschöpfe schon mal eins aufmutzen." Der Alte goß die Gläser voll. „So mag es hier auch inkünftig gehalten werden, lieber Kollege," beschloß er und lächelte.

Währenddem war der Mond wie ein von seiner Lichtfracht überladenes Schiff über das Meer der blauen Himmelsnacht heraufgekommen und stieß nun gegen den toten Birnbaum, der vom Wellenschimmer brandete, daß Bauer Brücks Garten im Schlaf überflossen wurde. Lobering sah inmitten der Drechselstube die Ströme Glanz vor der Hütte. Er ließ die Hände in den kleinen Schein der abgeblendeten Lampe sinken, stieß das Schnitzmesser vor sich in die Bank und betrachtete mit halboffenen Augen das Holzwerk auf der linken Hand. Die liegende Kuh, die sich den Wanst leckte, glich wohl dem pharaonischen Untier, das sieben gesegnete Milchspenderinnen verschluckt hatte. Es wurde nichts, und wenn er sich das Herz aus der Brust schnitzelte. Das Tier war ohne Vernunft, aus solcher zusammengestukten Lage würde es nicht mit eigener Kraft aufstehen können. Die Faust war seinem innern Gesicht nicht gefolgt, dem jedes Linienspiel und jeder Muskelzug im schreitenden und ruhenden Tier vertraut war. Mit dem Stück Holz, das der Stube einen Atem Wärme geben konnte, warf er sieben Abende quälerischer Mühsal in die Ecke. Von ungefähr war das Bildwerk in ihm emporgekommen, aus der kalten Neugier hatte er begonnen, bis vor dem Wunder der Formung die unsichtbare Schranke immer grausamer und undurchdringlicher gewachsen war. In seinem Auge und dem Wuchs Holz hatte schon die urstarke Form des Tieres gelebt. Ächzend und in herzklopfender Wut hatte er sich in der Arbeit festgebissen. Aber mit dem Messer drang er nicht durch sein Unvermögen. Er taumelte auf, den Blick unter mürrischen Brauen von dem Haufen Arbeitskehricht in der Ecke reißend, den er aus dem besten Teil seiner Jahre gehäuft hatte.

Aber drei Schritte vom Fenster blieb er stehen, schwankend vor der Heiligkeit der Stille und des Glanzes der Nacht. Er horchte hinaus, da begann sein Ohr zu klingen. Er drückte die noch klopfenden Hände gegen die Brust, als könnte er sie, die durch einen Strom von Gefühlen schwamm, vor dem Wogenschlag schützen. Ist nicht allerorts, wo du auch aus dir Gestalt schaffst, Mensch vom Geiste Gottes, dein Bethlehemfeld? lebst du nicht im Stall deiner Armut und Herrlichkeit? gehört nicht jeder Augenblick der Stunde

deiner seligsten Geburt? opfern dir nicht die Könige und Weisen aus Traumländern? laufen nicht die Mörder auf deiner Königsspur? wacht nicht der Engel mit dem Schild Finsternis zwischen dir und ihnen? — Er konnte nur lallen und stand, sich mit beiden Händen haltend, glühend im Fenster. Dadurch heilte ihn wiederum das Bild von manchem Jahr: der Stall, darüber das Auge Gottes im gestirnten Himmel, Licht auf den Feldern, darin Hirten und Herden wandelten. Kleine Engel, mit dem Leuchten der Höhe herabgeschüttet, harften im Birnbaum. Sein Ohr summte von ihren Bienenstimmen. In der Hainbuchenhecke hörten die Vögel zu, wie Kühe und Eselinnen vom ewigen Märchen des Kindes erzählten. Er zitterte, daß sich ihm der Atem verschlug. Da drückte der verfallende Stall an Bethlehems Mauer, unter dem musizierenden Birnbaum, dem Traumgestühl seiner Kindheit. Da kam ein Schein von Rosen hervor: Maria, im breiten Schoß das kleinste Gottmenschlein, um ihre Schultern das rotbrennende Tuch. Da hörte er den Schrei eines Kamels, das Gelärm der Treiber hinterher. Schwankend kamen die Könige. Ihre Kronen glänzten hinter der Hecke vorüber. Er roch den Duft Weihrauch, seine Stube war voll von Geruch. Gesang scholl draußen. Er hörte den weisen König rufen, einen Anbetungsruf: Leben, das ist das Herz ausgießen! wer sich aussät, wird nach sich leben!

Lobering taumelte in die Stube zurück, vom Gesicht geblendet, hatte schon, auf den Knien liegend, mißlungene und zerbrochene Holzgestalten zwischen den Fäusten und warf sie dem Ofen vor. Er riß und schleuderte den Berg Unsal weg, hatte wie mit einem Zauber einen Besen in den Händen und kehrte die Dielen rein. Dann starrte er, die beschmutzten Finger an den Schläfen, gegen das Fenster, sah noch die Karawanen Pracht und Anbetung über den Horizont emporkommen, blies jäh wie vor Angst das Lämpchen aus und wankte nach der Kammer. Er tastete wie ein Blinder und fiel mit Rock und Schuhen in die Kissen, daß das Bett krachte. Aber das Gesicht blieb über ihm.

*

Nun gingen die Bienen auf ihre süße Weide. Die Wiesen waren bunt von Schaumkraut, Primeln, Goldmilz und Dotterblumen. Gefleckter Bienensaug und Taubnesseln leuchteten unter den Hecken. Der Pfirsich spann seine rosa Schnüre, und die dicken Knospenbüschel der Kirschen brachen auf. Hinter Brücks Bienenzaun, der am Gartenrand zwischen Hasel- und Kruppbirken seine niedrige Lehmwand gegen die bewegten Wiesen rückte, brütete die Sonne wie im Juni. Hier sangen die Bienen ihre frühlingstollen Hymnen, an Loberings Ohren vorüberjagend, als schleuderte sie die große Arbeitshand der Welt. Ein Ruch von Honig und Wachs schwebte um ihn, und in seinem lenzlich entriegelten Gesicht, das er aus den Morgenwiesen heraufgebracht hatte, nistete sich das Lächeln ein. Drei Tage und Nächte Qual, Angst, voll

Kampf gegen sich und Erstickungen, in denen er mit gebeugtem Nacken und im Tiertrott die täglichen Dinge verrichtet hatte, waren mit dem Aufgang dieser Sonne ausgelöscht gewesen. Er hatte etwas vom Gegeißeltwerden, von der Kreuzigung und der Höllenfahrt des Gottes in ihm verspürt. Es war ihm osterlich zumute, und Marias blaue Vögel, die Schwalben, zwitscherten um sein Herz. Er trug das Werk, das erschaffene Bild, in Formen und Farben lebendig. Es strahlte aus ihm und vermochte im eigenen Glänzen mit der sommerlichen Sonne hinterm Bienenzaun zu spielen. Noch hatte er bei der Schafherde am Heiderand und den grasenden Kühen zwischen den Knicks seinen Hirten und Tieren, die Gott anbeten wollen, den starken Atem Erdluft eingeblasen. Es fehlte ihm nichts mehr. Wenn er die Hand ausstreckte, so wandelten sie darauf. Sie gefielen ihm, daß ihm die Augen leuchteten. Wird das Kind Heiland schon ins Jammertal geboren, so soll es schmecken, daß Milch und Honig darin fließt.

Die Bienen spannen ihn mit goldnem Fluge ein, zogen, während er im Gras dahockte, die Beine verschränkt, ihre unsichtbaren Fäden Musik um ihn. Er tappte vor sich hin nach dem Skizzenbuch, tat es behutsam zu und schob es unter den Flausch. Dann erhob er sich, den hohen Schädel von Sonne funkelnd, stellte sich breitbeinig zurecht, als vermöchte er den massigen Körper schwer zu stützen. Jählings langte er durch die Luft und hatte mit dem Griff eine Biene in der hohlen Hand. Die fuhr heftig im Kreis rundum, voll Erschrecken wie eine aus dem Himmel gefallene Seele, stob ein Wölkchen Gelbstaub um sich und hob einen zornig-zierlichen Trompetenton an, daß er lachen mußte. Er blies sie mit warmem Atem in die blaue Luft hinauf, noch nachlachend wie im Echo. Willst du in unsere Heimat? Flieg hin, du geflügeltes Teilchen vom Paradies!

Er kam an der Hecke herunter, in sich versunken und weltweit wie ein Sonnensüchtiger, stieg über seinen kleinen morschen Zaun weg, über die braunen Beete, die auf der Wegscheide Frühjahr und Frühling lagen, stieß die Tür im Strohdachhäuschen auf und trat in die Drechselstube. Hier ruhte die Sonne, durch drei Fensterkreuze geweiht, auf dem weißen Sand, heilig wie in der Kirche. In der gesäuberten Ecke lag das Holz des Birnbaums, zu spannenlangen Stücken zerschnitten, geschichtet, wie es gewachsen war. Er nahm eine breite Scheibe, wog sie noch in der Hand, beschaute und befühlte die spinnwebzarten, verschwingenden Jahresringe. Und hieb sie mit dem Kurzbeil auseinander, schlug das hart berstende Holz zu faustdicken Stücken. Und hielt das letzte wiederum in der ausgestreckten Linken, betrachtete es lange von allen Seiten, begann mit dem Rundmesser spielerisch an ihm zu schnitzeln. Fuhr dann mit einem Ruck auf, spannte es hart in die Schnitzbank, setzte das gerade Balleisen an und traf es, daß Schlag um Schlag die Stücke absprangen.

Er merkte nicht, wie der Frühling grüne Dächer Laub und luftige Wohnungen baute. Er sah ihn wochenlang von den frühen Kirschen bis zum

letzten Apfelbaum weiß und rosig im Blustgefieder hinschwingen und spürte es nicht. Die Luft, wie eine Wolke in lauter Himmel zu vergehen, wirbelte ihm aus kleinen Vogelliedern in die Ohren. Aber er hatte kein Echo. Der Tag unter stählerner Dämmerung riß ihn aus der Bettstatt. Es verlangte ihn nicht nach der Ruhe, die ihn nicht wollte. Er wandte mehr Mühe an die Beschäftigung in Haus und Garten, als der Bissen Brot wert war, den sie dafür bot. Das galt ihm als ein Quentlein allzubillige Pflicht, die er der Hantierung schuldig war, wo er in einem Werk stehen durfte, das keinem anderen gehörte. Daß er die Augen nicht aufhob und das Kinn auf der Brust hatte, während er sich in Schweiß rackerte, verriet dagegen, wie gering ihm diese unendliche Kette von kleinen Handreichungen, die das Leben ausmachen, aus seinen rastlosen Gedanken und Gesichten heraus dünkte. Er warf sich, im quälerischen Drängen halb erstickend und dann atmend wie über Qualmschwaden, an die Arbeit, und noch in der Mitternacht hockte er, den trüben Blick der Lampe mit seinen Augen aufhellend, gebückt, mit gepreßtem Atem und brennenden Fäusten über der Schnitzbank.

Auf einer Tafel, drei Meter zum Geviert, die an den Schnitträndern erdig gebeizt war, bildete er die Landschaft, die unter dem Stern lag. Bethlehems verfallende Mauer riegelte die Ferne zu. An ihr hing in der Mitte der Stall wie ein Vogelnest, zwischen Hügeln, die zu seiten von der Mauer herabkamen. Vor dem bröckelnden Steinschlupf mit seinen schiefen Anbauten, durch deren zerrissene und verwaschene Grasdächer Sonne und Mond scheinen konnten, breitete sich die sandige Senke her. Hier konnte das Gesinde der Könige aus den drei Indien zusammendrängen und niederknien. Moos wuchs über Mauer und Stall, und eine Zisterne, unweit dem Tor, versiegte und zerstaubte in ungestilltem Durst. Das Land lag dürre, Zedern und Palmen überschatteten es nicht. Die Hügel waren traurig, von den Hufen der Tiere zerstampft und kahl. Unweit diesem Leidenszuge der Erde, fühlte man, würde der Kalvarienberg liegen. Wer vermöchte hier zu rasten als der eine Stern, der von Anbeginn kommt und in die Ewigkeit geht? Wird Gott nicht aus der Notdurft geboren? Wenn er verklärt ist, werden seine Priester ihn mit Seide und Gold verkleiden.

Marten Lobering weilte unter den Hirten, mit ihnen hungernd und lechzend. Ihre Gesichter waren ärmlicher als die Schurze und Mäntel, womit sie Hüften und Schultern bedeckten. Speise und Trank trugen sie in Säcken und Lehmflaschen auf dem Rücken. Sie hatten Stäbe in den Händen, als müßten sie ein Leben pilgern, ehe sie zu Gott kämen. Ihre frommen Taten, die in den Wüsten umgingen, trauten sich nicht unter Menschen. Die Einsamen sind die Auserwählten. Die Schläfer im Feld wachen zwischen Sternen auf. Wer die Stummheit der Tiere vernimmt, hört das erste Lied der Erlösung. Lobering stand unter ihrer brüderlichen Schar als der Schöpfer, ohne Milde. Er hatte sie erkannt, ehe er sie schuf. Sie waren ihm fremd, da sie

Gestalt geworden waren. Ihre Armut konnte ihn nicht erbarmen. Ihr Auserwähltsein machte sein Herz eng. Daß sie unter den Menschen verachtet waren, rührte ihn mit Liebe an. Da er ihr Wesen wußte, gesellte er jedem das Lieblingstier zu. Der Schöpfer, in Einsamkeiten verbannt und somit ohne alle Barmherzigkeit, wird die Einsamkeit seiner Geschöpfe nicht überwinden. Wer schöpft noch wie er aus dem Leid andern Freude?

*

Die Sommernächte gingen am Haus vorüber, die dunklen mit dem niegesättigten Mund, die träumerischen, vor dem schmalen Mondschiff schwebend oder ihm folgend, die klaren, vom Himmelssilber rauschend. Lobering blickte auf. In Fremdheit hatte er sie vergessen und ahnte sie von ferne. Er blickte auf. Da war ein Gesicht in der schwarzen Nacht, groß hinter winzigen Scheiben. Sie sahen sich an wie durch Nächte, und er ließ die Hände sinken. Bis er halb erwachend ahnte, daß das Bild vor ihm, Maria mit den ausgebreiteten behutsamen Armen um den kleinen Gott, dem spähenden Antlitz draußen ähnlich werden wollte. Er saß wieder geduckt, lange unter der Last des neugierigen Blickes und von dem Rätsel bedrückt, das unter seiner Hand wuchs, das ohne seinen Willen aus dem Blut heraufkam. Er atmete leichter, als er das Hausschloß klinken hörte, als die Schritte gegen seine Tür kamen. Engelke Brück trat wortlos herein, ihre starken Bewegungen von ungewohnter Scheu gehemmt. Er zog mit dem Messer einen unmerklichen Schnitt an den andern und hob den Kopf nicht, als wäre sie in jeder Stunde dabei gewesen. Sie betrachtete verwundert den in seiner Kleinheit natürlichen Stall, die Hügel, Hürden und Tränkkrippen und befühlte das Moos auf den Mauern. Dann langte sie nach einem bunten Hirten, stellte ihn in der Hand gegen das Licht. Der sah sie lebendig an, das bärtige Kinn auf die Fäuste gedrückt, mit denen er den Stecken umklammert hielt. Sie hob ihn auf die Schnitzbank in den kleinen Schein der Lampe, stellte neben den Barfuß seinen Bruder, den wandernden Griesbart mit umwickelten Füßen, legte die schlafenden und erwachenden Hirten daneben, die Hirtinnen, die auf den Knien lagen und die sich mit Händen und schwarzem Haar das Gesicht verschatteten. Zwischen ihnen gingen und ruhten die verwunderlichen Schafe und Kühe, deren lebendiges Dasein zum Erstaunen war. Ein kleines, schreiendes Eselfüllen nahm sie besonders und konnte sich nicht halten, es zu streicheln. Dann griff sie nach den hölzernen Gestalten, denen noch das bunte Kleid und Fell fehlte, betastete die scharfen Schnitte und Risse und stellte sie zurück.

Lobering sah sie nicht an. Aber die Hand hatte ihm gezittert, und er war aus seiner Inbrunst allmählich hinausgeglitten, während ihm das Blut im Halse klopfte. Als er spürte, daß sie die Blicke von seinen Händen nach seinem Gesicht hob, sah er auf und verstand nicht, daß sie nicht wie sonst

über ihn lächelte. Er legte Geißfuß und Holzhammer beiseit und wischte die Spänchen von der Schürze. „Was willst du damit machen?" fragte sie. Nun hob er mit Gewalt die Lider und starrte sie an. Da fragte ein Mund von einem anderen Stern herüber. „Du willst es doch verkaufen? Solch gutes Spielzeug wird teuer bezahlt." Er fühlte einen Blutschlag lang, daß er ein armer Mann war, und schwieg. „Man lebt doch von seiner Arbeit," riet sie ihm zu, „oder bist du die Lilie auf dem Felde?" Er mußte sich erst einen Stoß geben. „Einer lebt mit dem Magen von der Arbeit, der andere mit dem Herzen," sagte er. „Du lachst, weil du es nicht verstehst." Sie lachte heller, aus den Augenwinkeln zu ihm emporlugend, die Ellenbogen auf den Knien und das Gesicht zwischen den Händen. „Arbeite, ich will zusehen." „Dann kann ich nicht arbeiten," sagte er. „Dann werde ich jeden Abend kommen." Er krampfte die Finger ineinander und schnob schwer durch die Nase. Ihre rostblonden Haare ringelten sich in den vollen Nacken hinunter. „Daß du kommst, wird man bald durch das Dorf erzählen," sagte er. „Das ist mir einerlei." „Aber ich bin ein armer Kätner." „Darüber solltest du dich schämen," antwortete sie. Er stichelte an Marias Mantelfalten herum, den Mund zum Lächeln verzogen. „Wenn ihr tot seid, werde ich leben," sagte er plötzlich. Sie zog die Schultern hoch. „Das ist das Leben auf dem Grabstein, das hat jeder im Sarg." Er hatte die Augen wieder scharf auf der grellen Messerschneide und schwieg. Sie schaute ihm zu, dabei vergaß sie das Weiterreden. Ihr Kopf stand vor der Lampe in einem Kranz Licht. Ihr Atem fuhr ihm um die nackten Handknöchel, daß er den Beitel hinwarf und zögernd einen andern ergriff aus Verlangen nach dem streifenden Hauch. Er konnte nicht an das Werk gelangen, das ihn peinigte, und biß die Lippen zusammen, um die Störerin nicht mit barschem Wort hinauszujagen. Er hörte geschärften Ohrs und herzpochend wach ein Sandkorn zwischen Wand und Tapete fallen, hörte, wie der Nachtwind plötzlich tiefer in die stillen Bäume atmete, wie der Zehnuhrschlag unwirklich über die Gärten kam. Dann stand sie auf, die Hände an den Hüften, und blickte auf ihn hinab, wie im innern Widerstreit. „Du bist ein Dummkopf, Marten," sagte sie ärgerlich, riß ihn jäh im Haar und ging ohne Gutenacht hinaus.

Er hockte noch, bis die Mitternacht schlug, und versuchte, in Gedanken mit dem Weib fertig zu werden, von dem sich sein Wesen fast wehrlos zerstören ließ. Er drängte sich gegen die Arbeit und spannte die innere Kraft auf sein Wollen. Es war keine Müdigkeit, er war gelähmt. Ich brauche sie nicht, sagte er und glaubte es; aber aus dem unfertigen Marienkopf blickte ihn ihr Gesicht an. Er hieb mit der Faust auf die Bank und horchte trotzig; da war ihr Lachen noch irgendwo in der Luft. Es würde nichts mehr helfen, die Tür abzuriegeln und ihr übertags zuzurufen, die Augen vor dem roten Tuch verschlossen, wegzubleiben. Die Sonne brennt auch den Blinden. Er fand sich nicht zurecht und schob die Arbeit beiseit. Es ist wie in den ältesten

Märchen, sagte er sich, das Weib nimmt den Mann. Ich wäre wohl glücklich, aber weshalb bin ich nicht froh? Noch vor zwei Stunden, als mich das Stück Holz liebte, riß die Unsal leibhaftig an mir, aber ich war voll Freude.

Lobering glich schon in der Frühe einem Menschen nach wochenlangem Fieber. Die Schwäche nistete ihm in den Kniekehlen, er hatte ergebene Bewegungen und war in allen Sinnen willfährig. Man konnte nicht schneller aus einem Panzer in einen Nachtflausch kriechen. Vor der Krippe stand er mit einem trüben Lächeln wie vor einem Wesen früherer Liebe, von dem er längst Abschied genommen hatte und nun nicht wußte, wer von ihnen beiden am andern verloren gegangen war. Das unbekannte Gefühl, sich treiben zu lassen, füllte seine Gedanken mit trauriger Genugtuung, und als es abends Zeit war, die kleine grünkuppelige Lampe anzuzünden, setzte er sich an der Schnitzbank zurecht, mit dem Beitel um das bräunliche Holz spielend, und wartete. Er horchte um das Haus herum, während er mit angehaltenem Atem geduckt saß, und beäugte das stille Gezweig in den schwarzen Fensterhimmeln. Es war wohl eine junge Kälberstimme im Feld wach, ein Hund lief blaffend einer Spur nach und schwieg. Ein Fensterflügel ging fern auf, und ein Kind weinte sich in den Schlaf. Die Dorfuhr sprach darüber zur Ruh wie eine gute Mutter. Lobering dünkte die Verlassenheit wie ein Schimpf, den man ihm antat, und in seine Nichtachtung der andern, die er fühllos gleich der Haut trug, stieg ihm die Galle, daß er, statt zu lächeln, ein bitteres Gesicht machte. Er ging in den Garten hinaus, der warm im Schlaf lag. Da war kein Stern. Hier und dort fiel ein dicker Tropfen aus der Finsternis. Er wartete, bis einer ihm mitten auf den Schädel pitschte. Dann verkroch er sich mit seiner Gottverlassenheit in die Bettlade.

Engelke Brück blieb auch an den hellen Tagen unsichtbar. Und es geschah dem Ungeduldigen nur gut, daß ihn die heiße Wartezeit innerlich ausdörrte. Als er soweit gelangte, sich selber zu betrachten, merkte er, daß die Luft verdunstet und sein Sinn trocken geworden war. Es war ihm wehmütig nach der Liebe, und um den Durst griff er wiederum nach dem Trank Arbeit, der ihm zwar erst hinter mancher Überwindung mundete. Aus dem Lächeln über seine unwichtige Not sprang ihm dann die närrische Laune. Und sich wieder in seinem Werk suchend, kam er von ungefähr mit den drei Königen zur Krippe gezogen und sah in einem gütigen Augenblick Melchior von Nubien, den Mohren, dem Weißhaar und dem Bartlosen voran, mit erhobenen Armen vor dem Kindlein tanzen. Welches Ergötzen war hier! Dem des Himmels Sonne die Glut eingebrannt hatte, der betete an mit dem verzückten Tanz. Welche Flammen der Liebe, die sich im berauschten Körper entluden. Der heidnische Mensch, einem Stern sehnsüchtig nachirrend, tanzte vor dem Kinde, dem kleinen Gott des Friedens. Lobering flog ans Werk, vom Ergötzen so erhoben, daß er die schmerzende Spannung nicht merkte, die zwischen dem ersten Traumblitz der Schöpfung und ihrem gestaltgewordenen Dasein liegt

und unter der er vormals auch geächzt hatte gleich dem Bogen, den die Sehne anzerrt, bis der Pfeil befreit dahinschwingt. Welcher Zauber war in die Tage schweißnasser Gartenarbeit gefahren, daß sich ein Abend fast an den andern lehnte? Es waren ihrer so wenig, daß es sich nicht verlohnte, sie zu zählen. Da tanzte der Mohr im flatternden Goldmantel, auf dem schwarzen Gesicht grelle Freude. Er zertrat, der Opferer, im Tanz Schwert, Messer und Schild. Maria schaute verwundert aus dem Schoße zu ihm auf. Und Lobering versank wieder im innern Anblick ihres Hauptes, das voll harter Lauterkeit und Milde zu leben anfing.

Als er Engelke Brück vergessen hatte, kam sie an einem Abend groß und mit strackem Kopf wieder in die stille Balkenstube. Sie lächelte auf ihn herab, er nickte nur und beugte sich tiefer. Sie musterte Hirten und Herde, hielt den schwarzen König unters Licht und lachte wie ein Kind. „Ist das alles, was du in der Zeit geschafft hast?" fragte sie, ohne ernst zu werden, und hockte sich an seine Seite, „was sitzt du da und sinnst?" Dann senkte sie den Kopf und schaute groß hin auf Marias Antlitz. Ihre Wange drückte an seinen Arm. „Marten," sagte sie verwundert, „das ist mein Gesicht." Er rührte sich nicht. Sie lehnte den Kopf so weit zurück, daß sie ihn ansehen konnte. „Warum sagst du mir nichts?" Da saß er noch, die Blicke zwischen zornigen Lidern, und betrachtete ihre festen lächelnden Lippen, die Augen, aus denen ihn ein feuchtes dämmeriges Licht anlockte, und sah, wie stark der weiße Hals aus der vollen breiten Brust emporwuchs. Mit einem Stoß des linken Arms, dachte er, könnte ich es dir sagen. Das Eisen glitt ihm fort, er hatte ihr Kinn schon in der hohlen Hand, riß den Kopf an sich und preßte seinen Mund in die geöffneten Lippen, daß ihr der Atem verging. Sie hielt still, nur ihr Körper zuckte, wie wenn er noch lachte.

Taumelnd stand er auf, schwankte, als würde er an ihre Brust geschleudert und weggestoßen, und sie verfolgte neugierig seinen unsicheren Gang gegen das Fenster. „Nun mußt du mich heiraten," sagte sie, „weißt du das?" Er empfand keinen Ton, der unter dem Wort mitschwang. „Natürlich werde ich dich heiraten," stotterte er. „Das ist nicht natürlich. Denkst du, leichter kannst du nicht wieder gewinnen, was dein Vater vertan hat? Ich vergebe den Hof nicht." „Mir vom Hals mit dem Hof!" fuhr er auf. „Oh —!" meinte sie, „du weißt doch, daß du mit mir den Hof nimmst." Warum tue ich das denn? schrie es in ihm. Aber sie schlang die Arme um seinen Nacken und zog ihn ans Licht. Sie streichelte ihm das dünne, kräuselige Haar und atmete stoßweise. Dann drückte sie den Kopf an seine Wange und biß ihn wild ins Ohr, daß er aufschrie. „Blutest du?" rief sie, schon an der Tür, lachend. Ihm rann das Blut an den Fingern, und er sah, betäubt, ihre Augen fackelnd im Dämmer.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Journalistenkomödien.

Im letzten Winter hat man Arthur Schnitzlers jüngste Bühnendichtung, die Journalistenkomödie „Fink und Fliederbusch" (Buchausgabe im Verlag S. Fischer, 1917), recht sang- und klanglos zu Grabe geleitet. Selbst die alten Vorzüge ihres Verfassers wurden ihr nur sehr bedingt zugestanden, obwohl doch die espritsprühende Eleganz der Dialogführung ihre Geisteskindschaft unschwer nachweisen konnte; aber das Publikum schien der Theaterkritik beizupflichten, so daß sich das Stück auf dem Spielplan nicht lange gehalten hat. Wenn die Literaturgeschichte sich mit so rascher Erledigung nicht zufrieden gibt, so ist es nicht so sehr konservative Anhänglichkeit bei ihr, auch keine echte Nachtrauer, als vielmehr die Möglichkeit, auch aus einem negativ bewerteten Ereignis diejenige Klarheit zu gewinnen, die ihrer Einsicht in den Gang der Entwicklung weiter zu helfen verspricht. Um dafür und insbesondere diesem Lustspiel gegenüber den richtigen Standpunkt zu gewinnen, dürfte es von Vorteil sein, an eine unscheinbare und gewiß längst vergessene Begebenheit zu erinnern.

Als Salomon Hirzel die ihm von Freytag zum Verlag überlassenen „Journalisten" gelesen hatte, schickte er dem ihm befreundeten Dichter mit dem Manuskript einen Einakter gleichen Titels zurück, der den einst um seiner kleinen Erzählungen willen gern gelesenen, nun aber völlig vergessenen Schriftsteller Johann Stephan Schütze zum Verfasser hatte. Darin standen sich, ganz wie bei Freytag, wiederum zwei Redaktionen — der „Strickbeutel" und der „Haarbeutel" — feindlich gegenüber, abermals spielte ein verabschiedeter Offizier mit schriftstellerischem Ehrgeiz eine Rolle, und schließlich hatte sogar des Obersten Berg Tochter Ida in Minna von Rosendorn, die es am Ende auch zu einer glücklichen Vereinigung mit ihrem Journalisten bringt, eine nur schwärmerischer veranlagten Vorgängerin. Es ist nicht klar ersichtlich, ob der Leipziger Verleger den Freund bloß auf die merkwürdige Parallelität der Vorgänge in beiden Dramen hinweisen wollte, oder ob die Übersendung die Frage nach dem Verhältnis Freytags zu dem übrigens possenhaft beendeten Spiel Schützes ersetzen sollte. Jedenfalls blieb Gustav Freytag die Auskunft nicht schuldig: er hatte das Stück zuvor nie zu Gesicht bekommen und auch jetzt offenbar lediglich ein Augenblicksinteresse daran genommen, wie er es denn sofort nach der Lektüre nach Leipzig zurückschickte, weil es in Hirzels Bibliothek besser aufgehoben sei. Nun weiß zwar der vielbelesene Koberstein, der uns in seinem „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" einige Notizen zum Lebensgang Schützes aufbewahrt hat, von einer gewissen Beliebtheit dieses Autors zu berichten; seinen dramatischen Versuchen, an denen einst Iffland Gefallen gefunden, wird man trotzdem Dauer und Verbreitung nicht nachsagen können, wie denn die Königliche Bibliothek zu Berlin erst seit dem Tode Karl Weinholds ein Exemplar seiner „Journalisten" besitzt. Sollte es nach solchen Prämissen ernstlich noch angängig sein, zwischen den altmodisch-harmlosen Szenen des thüringischen Verfassers und der modernen Satire des Wiener Dichters Beziehungen herstellen zu wollen? Immerhin, einige Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen lassen sich nicht leugnen, und von ihnen mag kurz die Rede sein.

Schnitzlers Stück baut sich, wie erinnerlich, auf dem kecken Bluff eines armen jüdischen Parlamentsberichterstatters auf, der, so viel Brillantes er schreiben mag, die Artikel, wie sein älterer Leidensgefährte Schmock, auf die „Brillanten" zusammengestrichen bekommt und daher rücksichtslos die Gelegenheit, seine Lage zu verbessern, beim Schopf packt. Möglichkeit dazu bietet die Interpretation und eine persönliche Stellungnahme der Presse förmlich herausfordernde Rede eines gräflichen Abgeordneten, die der junge Mann zeilenschnell und gewandt von zwei politisch scharf entgegengesetzten Lagern aus beleuchtet und bekrittelt, in den Himmel hebt und verdammt, mit Geschick und Ausdauer Welf und Waiblingen zu gleicher Zeit agierend, bis sich herausstellt, daß er sich für die nächste Zukunft am vorteilhaftesten einer dritten Partei wird anschließen müssen. Der Weg zu der Erkenntnis geht über die originell eingefädelte und dialektisch glücklich, aber etwas breit durchgeführte Idee eines Duells, das der demokratisch-jüdische Fliederbusch mit seinem sich konservativ gebärdenden besseren Selbst, Fink, ausfechten soll. Unnötig die Erwähnung, daß Schnitzler dies dem Stück zugrunde gelegte Motiv durch eine episodisch geschickte Verbreiterung der Handlung auszurunden gewußt hat. Es ist ein „kurzweilig Lesen" vom Journalistenleben, über dessen Eitelkeit und Feilheit, dessen Klatsch, Intrigen und Nöte eine Reihe eigenwilliger und verschrobener Käuze unterhaltsame Auskunft geben. Daß nur ganz wenige Männer mit geradem Lebensweg die verschlungenen Pfade Fink-Fliederbuschs kreuzen, geschieht nur zum Vorteil des Stückes; ein jeder Ressortredakteur und Mitarbeiter der einen wie der anderen Zeitung — der Tageszeitung „Die Gegenwart" steht diesmal ein Wochenblatt „Die elegante Welt" gegenüber — hat da seine Mucken und Schrullen, wie es alter Brauch vom Lustspiel zu verlangen scheint. Aber gerade über solcher Betrachtung will sich der Gedanke an Schützesche Erbtradition nicht ganz unterdrücken lassen. Schon daß in den „Journalisten" von 1806 der eine Dichter Fliederbusch heißt, mag Beachtung verdienen, wenn wir hören, daß seine erbitterte Preßfehde gegen den Leiter des Konkurrenzblattes, Birkenstock, nur ein pekuniär wertvoller Geschäftskniff ist, dem die klare Einsicht zugrunde liegt: „Wer heutzutage keinen Freund hat, der gegen ihn schreibt, der wird wahrhaftig übersehen." Nach dieser Weisheit handelt auch der Schnitzlersche Fliederbusch, nur daß er, da sich sonst niemand findet, der sich mit dem unbeachteten Reporter einlassen wollte, selbst der „Freund" sein muß, der gegen ihn schreibt. Beiläufig spielt auch bei Schütze ein Duell herein: der Sohn des dem Major von Rosendorn befreundeten Herrn von Wildeck ist seit einem Ehrenhandel verschollen; wie sich am Schluß herausstellt, hat er sich als Journalist Fliederbusch erfolgreich allen Nachforschungen entziehen können, während freilich der jüngere Namensvetter die gleiche Tätigkeit dazu benutzen wird, die breiteste Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken. — Und noch einen letzten, allerdings flüchtigeren Verwandtschaftszug, der frappieren könnte. Die feindlichen Zeitungsbrüder der deutschen Kleinstadt vor hundert Jahren bekämpfen einander mit den abträglichsten Einfällen. Wenn Fliederbusch dem Herausgeber des „Strickbeutels" nur eine „Tendenz zum Leben" zugestehen möchte, erklärt Birkenstock den Gegner bereits für tot und hält ihm eine Leichenrede in der Zeitung. In Schnitzlers Stück begegnet nun ein dramenschreibender Schöngeist, Kajetan des Namens, der in seiner weltmännisch-vielseitigen Art die Gewohnheit, Nekrologe auf Vorrat zu liefern, zur Spezialität erhoben hat. Zum Duell Fink-Fliederbusch erscheint er pünktlich mit zwei Nachrufen, obschon ihm nur der kleine Kollege Fliederbusch bekannt gewesen war. Die Ähnlichkeit braucht nicht zu überzeugen, wenngleich die Möglichkeit eines Keimmotivs in der Literatur wohl beheimatet ist. Sicherlich würde, alles in allem betrachtet, nach

hundert Jahren ein Doktorand nur ein einwertiges Resultat zulassen, unzweifelhaft sein Spruch auf Beeinflussung des österreichischen Dichters durch den Weimarer Hofrat lauten. Der Mitlebende urteilt vorsichtiger. Er konstatiert wohl die Tatsachen, aber er wird sich nicht wundern, wenn der Schein ihn getrogen hätte und wie einst Gustav Freytag, so jetzt Arthur Schnitzler sein poetisches Alibi erbrächte. Sollten aber tatsächlich sich die Übereinstimmungen aus einer Lektüre des Stückes erklären, die Beurteilung der neuen Schöpfung würde darum nicht anders ausfallen: Schnitzlers „Fink und Fliederbusch" ist technisch wie künstlerisch der Schützeschen Posse so außerordentlich überlegen, daß ernstlich ein Vergleich gar nicht aufkommen kann.

Was dennoch unsere Gedanken zwischen beiden Dramen schweifen läßt, liegt anderswo, findet seinen tieferen Grund in der Unbeweglichkeit einer gemeinsamen Einschätzung und Anschauung. Freytag hatte in seiner Antwort an Hirzel gemeint, so embryonisch die belletristische Tagespresse bei Schütze anmute, nicht anders werde man in fünfzig Jahren in seinem eigenen Stück ein Abbild kindlicher Preß- und Bildungszustände sehen können. Schnitzlers Komödie trägt sich um ebenso viele Jahre später zu, aber das Wien zu Anfang unseres Jahrhunderts bildet keinen eigentlichen Wendepunkt, es ist das Österreich vor dem Weltkriege, das von den inzwischen furchtbar erwachten Kämpfen um das Nationalitätenproblem nichts zu ahnen scheint, in dem sich trotz blutigen Ausschreitungen selbst sozialistische und feudale Staatsauffassung mehr dialektisch-theoretisch gegenübersteht und ein sporttreibender Graf im Zentrum politischer Aufmerksamkeit sonnt. Die Presse selbst ist an solchen Aufgaben nicht gewachsen; sie hat wenigstens im Rampenlicht seit hundert Jahren und darüber keine ernsthafte Wandlung erfahren: nach den Szenenbildern Schützes wie Schnitzlers herrschen auf der Bühne noch immer die von Goethe gescholtenen „schlechten Tage kritisierender und zersplitternder Journale". Allerorten stößt das gleiche beabsichtigte oder unüberlegte Herumspielen mit dem Publikum auf, man nimmt auch bei besserem Willen die Aufgabe auf die leichte Achsel, und wo dem Ernst nicht auszuweichen ist, wird der Kampf mit Gesinnungslosigkeit und Heuchelei geführt. Ehrgeiz und Strebertum sind dann noch die edelsten Beweggründe. Ibsens Redakteur Hovstad (aus dem „Volksfeind") erklärt mit überzeugter Gutmütigkeit: „Wir Zeitungsschreiber taugen nicht viel", aber bereits Jahrzehnte vorher war in Augiers „Effrontés" das bittere Wort gefallen, daß das passer à l'opposition zum ABC des Handwerks gehöre. Diese Grundanschauung hat im Wandel der Zeiten granitenen Boden gehabt. Seitdem anno 1734 Christian Ludwig Liscow „die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der Elenden Scribenten gründlich erwiesen", will sich die Melodie nicht mehr verlieren. Mauthner stimmt seine Satire ganz auf denselben Ton, wenn er in dem armen Schmock, der bis dahin nur als eine unliebsame Nebenerscheinung gegolten hatte, den Inbegriff des verpönten Journalistenberufs sieht; Flake, der in „Horns Ring", seinem unserer Gegenwart vorgehaltenen Kulturspiegel, wenigstens einen Ausschnitt dieses Treibens einfängt, wittert nur die Fäulnis dahinter, und Schnitzler liefert nicht viel mehr als eine dramatisch wirksame Paraphrase der tötenden Worte Nietzsches auf die ihm verächtlichen Narren der modernen Kultur, die Journalisten. „Es ist dieselbe Gattung Menschen, halbvernünftig, witzig, übertrieben, albern, mitunter nur dazu da, das Pathos der Stimmung durch Einfälle, durch Geschwätz zu mildern und den allzu schweren, feierlichen Glockenklang großer Ereignisse durch Geschrei zu übertäuben." Hätte nicht dieser Ausspruch als Motto über dem Lustspiel gut seinen Platz gehabt? Die Fragestellung allein berührt das Antiquierende in diesem Stück, zeichnet die verweslichen Elemente der sonst luftigen und bunten Hülle, in die dieser

Dichter seine Menschen kleidet. Ob er von der Existenz Schützes gewußt hat oder nicht, ist eine Kuriositätsfrage; daß er, kulturhistorisch-literarisch gewertet, die Entwicklung nicht fortgeführt hat, seine Dichtung also nach einem halben Jahrhundert keine wesentlich andere Perspektive erschließt als die Freytags, bedeutet eine schwere Unterlassungssünde. Schnitzler hat alte Dekorationen bloß zeitgemäß aufgestellt — eine schöpferische Neuinszenierung konnte da nicht gelingen. Das eigentliche Problem endet im toten Winkel, weil seiner Satire die Schwungkraft fehlt, die über die Hindernisse der Zeit trägt. So bleibt auch dem Stoff als literarischem Motiv ein Zuströmen neuer Lebenskraft versagt. Statt dessen zeigt die Dichtung nunmehr innerhalb eines ganzen Jahrhunderts einen betrüblichen Schematismus, eine Erstarrung drohende pessimistische Verallgemeinerung, die vor dem wirklichen Leben keineswegs standhält. Da stehen am Eingang des neunzehnten Jahrhunderts die weitausgreifenden Pläne Napoleons, die darauf abzielten, an der Presse einen ausdauernden Mitarbeiter an seinem Riesenwerk zu gewinnen[1]), und unserem Zeitalter will ein kultureller Journalismus größter Geste, wie ihn Hofmannsthal — man lese das im zweiten Band seiner prosaischen Schriften nach — heraufdämmern sieht, die Tore öffnen. Arthur Schnitzler hat sie mit seiner letzten Komödie eher wieder geschlossen; er hat sich zu dem Glauben an eine Höherentwicklung da nicht bekennen mögen, wo ihm die Atmosphäre der Gegenwart sich als Geist der Zersetzung zu analysieren schien. So blieb das Lustspiel ungeschrieben, dessen Kennwort hätte lauten sollen: „Der Weg ist begonnen, vollende die Reise."

Walter Heynen.

Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg.

Eine Berichtigung.

In dem hier besprochenen Werke[2]) heißt es (S. 227) in einem Briefe C. F. Meyers: „. . . Es wird in der Literatur gegenwärtig etwas viel gestorben (Kompert, den ich sehr mochte, Scherer, Rambert) . . ."

Darauf antwortet Rodenberg (S. 228): „. . . Für Scherer habe ich niemals weder Teilnahme noch Interesse gehabt; er war mir ganz fremd, und jede Möglichkeit einer Annäherung vermied ich . . ."

Der Literarhistoriker durfte, wie unser Rezensent, mit verhaltenem Erstaunen auf dieses sonderbare Bekenntnis hinweisen. Wer den Familien Scherer und Rodenberg näher steht, mußte betroffen davor inne halten. Wie? Für Wilhelm Scherer, seinen vertrauten jüngeren Freund, soll Rodenberg nichts übrig gehabt haben?

Des Rätsels Lösung ist leicht gefunden: Gemeint ist Johannes Scherr (1817 bis 1886), für dessen draufgängerische Natur sich der feingeistige Rodenberg schlechterdings nicht begeistern konnte. Es muß also auf beiden Seiten, auch in der Fußnote S. 227, Scherr statt Scherer heißen.

Bei der Gelegenheit sei auf einen Druckfehler (S. 141) aufmerksam gemacht, wo Jugenheim für Ingenheim stehen muß.

Die Schriftleitung.

[1]) Vgl. M. A. Périvier, Napoléon journaliste, Paris 1918, und dazu den Aufsatz André Beauniers über das gleiche Thema in der Revue des deux mondes, 1. August 1918.

[2]) Augustheft 1918.

Minnesang. Freie Nachdichtungen von Wilhelm von Scholz. München, Georg Müller Verlag. 1917.

Unsere mittelhochdeutsche Lyrik vegetiert, auch wenn der Name Walters von der Vogelweide öfters durch die Zeitungen huscht, eigentlich nur noch in den Oberklassen unserer höheren Lehranstalten. Selbst dort aber ist es ein kümmerliches Scheindasein, das sie zu fristen gezwungen ist: die unserer Zeit verlockend nahe Sprache ist abgründiger, als man gewöhnlich annimmt, und die Brücken zu ihr waren bisher wenig empfehlenswert. Für einen größeren Leserkreis waren sie um so weniger gangbar, als der Inhalt (sogar noch bei den Auswahlen) von einer mönchisch moralisierenden Pädagogik unleidlich zugestutzt worden war. Daß sich unter solchen Voraussetzungen eine wirkliche Kunst entfalten würde, durfte man nicht erwarten. Aber man wird die Freude verstehen, mit der alle die an den Versuch von Wilhelm von Scholz herantreten werden, denen diese hochgestimmte Zeit deutscher Kunst und deutscher Dichtung ans Herz gewachsen ist. Alle unliebsamen Erinnerungen werden da mit einem Schlage zunichte, und übrig bleibt uns das Bewußtsein, daß eine eigentlich seit den Jugendtagen der Germanistik bestehende Lücke sich zu schließen beginnt. Ausgefüllt ist sie noch nicht, denn vorläufig liegt uns eine Auslese aus des Minnesangs Frühling vor, die an dem größten seiner Sänger, an Walter, noch bewußt vorübergegangen ist. Nun wird hoffentlich Scholz seine verständnisinnige Kunst dauernd nicht vorenthalten. Denn was dem Künstler in den vorgewiesenen Proben gelungen, verdient die nachdrücklichste Ermutigung zur Fortsetzung. Scholz hat mit ebenso eindringender Kenntnis unseres älteren Sprachguts wie mit reichem Geschmack das Gewand unserer Zeit um diese Verse gelegt, ohne ihnen doch den Schmelz und die Patina ihrer Herkunft zu rauben. Näherer Betrachtung wird vielmehr die hohe Anpassung nicht entgehen, durch die Scholz einem jeden Dichter seinen charakteristischen Ton zu wahren gewußt hat, auch darin die Zeiten begrabend, da man mit Schiller aus dem Minnesang nur die Einförmigkeit des Spatzengezwitschers heraushörte. „Die Übertragung eines lyrischen Gedichtes in eine andere oder eine veränderte Sprache kann nur durch freie Nachdichtung geschehen, in dem das Gedicht seinem Wesen nach neu gedichtet und seine so entstehende Gestalt dann dem Urbilde möglichst angeglichen wird." Daß er auf dem allein richtigen Wege ist, weiß man sofort, wenn man etwa seine Übertragung von Dietmar von Eists kleinem Frühlingswunschlied „Ahi, nu kumet uns diu zit" oder Morungens berühmteres Tagelied aufmerksam liest oder auch beachtet, was er durch kleine konstruktive Umstellungen erreicht (beispielsweise in der dritten Strophe von Hartmanns Kreuzlied die prächtige Apposition: „Der du mein Schutzherr bist"). Die Auswahl, mit der man sich im vorhandenen gern einverstanden erklärt, berücksichtigt die Minnesänger auch des dreizehnten und fünfzehnten Jahrhunderts noch mit einzelnen Strophen, freilich etwas spärlich. Es bleiben also Wünsche für eine erweiterte Ausgabe, zumal auch Namen wie Wülfterstetters und Neifen (der auch mit den unter seinen Namen überlieferten volkstümlichen Strophen zu bedenken wäre) völlig fehlen. ωχ.

Ist Elsaß-Lothringen als autonomer Bundesstaat denkbar? Von Kapp. Berlin, Julius Springer. 1918.

Die elsaß-lothringische Verfassungsfrage. Von Wahrmand Wasgauer. (Elsaß-lothringische Gegenwartsfragen, drittes Heft.) Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, vormals R. Schultz und Co. 1918.

Darüber herrscht weithin Übereinstimmung, daß die Schaffung eines „Reichslandes" Elsaß-Lothringen im Jahre 1871 nur eine Verlegenheitsauskunft war, die wohl deutschen Eifersüchteleien, aber nicht den eigenen Lebensbedürfnissen der elsaß-lothringischen Bevölkerung ihren Ursprung verdankt. Der Bevölkerung war damit die Doppelaufgabe gestellt, sich als Träger eines partikularen, staatsähnlichen Lebens zu organisieren und sich zugleich in das Leben des Deutschen Reiches einzufügen. Und beide Aufgaben sind bisher nur recht unvollkommen gelöst: weder hat sich ein elsaß-lothringisches „Staatsvolk" gebildet noch hat sich der innere Anschluß an das Deutsche Reich überall glatt vollzogen. Es war eben eine zu komplizierte Funktion, die man, ohne sich dessen klar bewußt zu sein, von den Elsässern und Lothringern verlangte. Es fehlte der unmittelbare Anschluß an ein größeres Ganze. Auch Friedrich Lienhard (in seinen Jugenderinnerungen) beklagt es, daß man 1871 aus Elsaß-Lothringen das merkwürdige Gebilde eines Reichslandes formte, „anstatt daß man es sofort an einen großen Bundesstaat anschloß". Und Lujo Brentano (in seinen Elsässer Erinnerungen) äußert sich ähnlich. Wie dann aber an Stelle des unhaltbar gewordenen Zustandes etwas Besseres zu setzen sei, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Kapp legt dar, einem Staate Elsaß-Lothringen

werde das Staatsvolk fehlen; die Bevölkerung sei in Elsässer und Lothringer, in Einheimische und Eingewanderte gespalten, ohne reich quellende physische und geistige Volkskraft, dazu staatlich indifferent; an Stelle eines Volksstaates werde daher nur ein von Parteien umkämpfter und beherrschter Staat möglich sein, mit all den steten Erregungen und Erschütterungen der Parteiwirtschaft; ein Bundesstaat Elsaß-Lothringen sei also meist wünschenswert. Wahrmand Wasgauer legt weiterhin dar, daß auch die beiden anderen vorgeschlagenen Lösungen — Aufteilung zwischen Preußen und süddeutschen Staaten oder Einverleibung in Preußen — unhaltbar seien. Er selbst tritt dann mit einem neuen Vorschlag hervor: zunächst Weiterentwicklung des gegenwärtigen Zustandes in der Richtung auf den Bundesstaat, dann erst, nach längerer Probezeit, die definitive Entscheidung für einen der vorher abgelehnten Zustände, nämlich bei günstigem Ausfall der Probezeit für den Bundesstaat, bei „ungünstigem für die Vereinigung mit Preußen. „Sollte das Land sich während der Übergangs- und Probezeit trotz der staatsrechtlichen Verbesserungen den von außen und innen drohenden Gefahren und den finanziellen Lasten seines Sonderdaseins nicht gewachsen zeigen, so bliebe die Einverleibung in einen oder mehrere Bundesstaaten übrig; und angesichts einer solchen drängenden Gefahr würden Bundesregierungen und Reichstag wohl alle einzelstaatlichen und sonstigen Rücksichten hintansetzen und sich über die einzige einer derartigen Lösung, die Einverleibung in Preußen, einigen." Dieser Gedankengang mag nicht sehr überzeugend erscheinen, er ist aber geeignet, die Schwierigkeiten, die dieser Lösung entgegenstehen, zur Geltung zu bringen, und daher für den Leser instruktiv. Die Vernunft verlangt den Anschluß Elsaß-Lothringens an einen großen Staat, damit seine Söhne endlich aus dem Dasein im engen Winkel herauskommen, die Geschichte ist bisher diesen Weg nicht gegangen. Wie wird die Lösung sein? *yq.*

Das Auslanddeutschtum und das Neue Reich. Von Christian F. Weiser. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1918.

Weiser packt das Problem des Auslanddeutschtums, seiner Erhaltung, Förderung und seiner Nutzbarmachung für die Entwicklung des gesamten Volkes am richtigen Ende an. Als Hauptsache erscheint ihm die Herstellung der geistigen Einheit; diese sei nur zu erreichen, wenn eine große, immer wachsende Zahl an Auslanddeutschen auf Universitäten und Schulen des deutschen Kulturzentrums ihre Ausbildung erhalte und, mit dem Geist deutscher Kultur erfüllt, unter die Volksgenossen im Ausland zu kräftiger Wirksamkeit zurückkehre. Eine große Stipendienstiftung sei zu diesem Zweck ins Leben zu rufen, die Mittel hätten teils die Auslanddeutschen durch Selbstbesteuerung (die einzelnen Gemeinden und Siedlungskomplexe tragen je nach ihren Kräften bei), teils die Reichsdeutschen aufzubringen. Ein Gedanke, den man nur mit lebhafter Freude begrüßen kann — und mit Sorge: werden wir die nötige Aktivität zu seiner Verwirklichung aufbringen? Oder wird er, wie so mancher Vorgänger, im Papier stecken bleiben? *yq.*

Ein Weltbund des Deutschtums. Die Gegenwartsaufgabe einer Weltpolitik deutscher Kultur. Von Walther Schmied-Kowarzik. Leipzig, Theodor Weicher. 1917.

Im einzelnen wird man manche Bedenken haben. Ob es zum Beispiel zweckmäßig ist, die deutsche Sprache „der Welt aufzuzwingen", und was dergleichen tönende Worte, bei denen klare Begriffe fehlen, mehr sind, ob nicht der geplante „Weltbund" mit gar zu vielen Dingen belastet und mit gar zu vielen Untervereinen schwerfällig gemacht wird, kann fraglich erscheinen. Gesund aber ist der Grundgedanke, daß in Dingen des deutschen Volkstums nicht der Weg der Staatshilfe, sondern der Weg der Selbsthilfe zu der Nation zu beschreiten sei. Das vielfach bedrohte Auslanddeutschtum würde einen kräftigen Gewinn davon zu verzeichnen haben. — Die auf breiter Grundlage organisierten Vereine denkt sich der Verfasser in einen „Weltbund" zusammengefaßt; dieser habe in regelmäßigen Zwischenräumen, etwa aller fünf Jahre, eine „Weltschau und Weltfeier des Deutschtums" zu veranstalten, „ein Festjahr des deutschen Volkes". Wir würden es mehr mit der Arbeit halten, vom Festefeiern, noch dazu von ganzen Festjahren, können wir uns weniger Nutzen versprechen. Wenn das deutsche Volk vor dem Kriege voran gekommen ist, so doch erst wesentlich durch unverdrossene, werteschaffende Arbeit. Und nach diesem ehernen Kriege wird es erst recht auf dieser Bahn weiterschreiten müssen. Aber durch solche Einzelbedenken wird der Grundgedanke von der notwendigen „Selbsthilfe der Nation" nicht entwertet. *yq.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bettelheim. — Eine Abrechnung mit dem Karl-May-Verlag. Von Anton Bettelheim. 32 Seiten. Leipzig, Hesse und Becker. 1918.

Brepohl. — Wie gewinnen wir unser Volk für gute Literatur? Ein Werbe- und Mahnruf für alle, die unser deutsches Volk lieben. Von Friedrich Wilhelm Brepohl. 64 Seiten. Bad Nassau (Lahn), Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur. 1917.

Charmatz. — Deutsche Demokratie. Von Richard Charmatz. 120 Seiten. Warnsdorf, Ed. Strache. 1918.

Damaschke. — Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not. Von Adolf Damaschke. 71.–85. Tausend. 15. durchgesehene Auflage. 512 Seiten. Jena, Gustav Fischer. 1918.

Damaschke. — Geschichte der Nationalökonomie. Eine erste Einführung von Adolf Damaschke. 43. bis 49. Tausend. Zehnte, durchgesehene Auflage. Zweiter Band. 309 Seiten. Jena, Gustav Fischer. 1918.

Drascher. — Das Vordringen der Vereinigten Staaten im westindischen Mittelmeergebiet. Eine Studie über die Entwicklung und die Methoden des amerikanischen Imperialismus. Von Dr. Wahrhold Drascher. Mit einer Kartenskizze. 105 Seiten. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1918.

Eucken. — Mensch und Welt. Eine Philosophie des Lebens. Von Rudolf Eucken. 457 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.

Floericke. — Forscherfahrt in Feindesland. Von Dr. Kurt Floericke. Zweiter Teil: Ornithologisch-wissenschaftliche Ergebnisse. Mit drei Vogelzugkarten. 128 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1918.

Gobineau. — Frankreichs Schicksale im Jahre 1870. Von Graf Gobineau. In autorisierter Übertragung von Rudolf Schlösser. 200 Seiten. (Reclams Universalbibliothek Nr. 5941, 5942.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Hedin. — Bagdad. Babylon. Ninive. Von Sven Hedin. 410 Seiten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1918.

Helle. — Wer verlängert den Krieg? Stimmen aus Feindesland, gesammelt von Dr. F. Helle. 40 Seiten. (Flugschriften der Deutschen Vereinigung, Heft 5.) Berlin, Verlag der „Deutschen Vereinigung". 1918.

Hellen. — Hyazinth. Eine dramatische Utopie in vier Aufzügen von Eduard von der Hellen. 125 Seiten. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Herre. — Bismarcks Staatskunst. Von Dr. Paul Herre, Professor für Geschichte an der Universität Leipzig. 40 Seiten. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Franz v. Mammen. Heft 53.) Dresden und Leipzig, „Globus" Wissenschaftliche Verlagsanstalt. 1918.

Herrmann. — Die Religion unserer Erzieher. Von Prof. Dr. W. Herrmann, Geh. Konsistorialrat in Marburg a. d. Lahn. 46 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Heyer. — Der Machiavellismus. Von Dr. phil. et jur. Karl Heyer. 61 Seiten. Berlin, Ferd. Dümmler. 1918.

Hobohm. — Vaterlandspolitik. Erste Auswahl aus der Deutschen Korrespondenz von Martin Hobohm. (Der Tag des Deutschen. Schriftenreihe, herausgegeben von M. Hobohm, Leiter der Deutschen Korrespondenz. Heft 6/7.) 226 Seiten. Berlin 1918, Hans Robert Engelmann.

Hofmiller. — Inwiefern Machiavellis Politik auch noch auf unsere Zeiten Anwendung habe? Von Johann Gottlieb Fichte. Eingeleitet und herausgegeben von Prof. Dr. Josef Hofmiller. 83 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Horand. — Lukretia Garaschin. (Rassenkampf.) (Mutterschaft.) Trauerspiel in fünf Aufzügen von Fr. M. Horand. 69 Seiten. Halle, Dr. Ferdinand Münter. 1918.

Houdinet. — Lucie und Junge. Die Geschichte eines Verhältnisses. Novelle von Carl Houdinet. 121 Seiten. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. 1918.

Hucke. — Die Sedimentärgeschiebe des norddeutschen Flachlandes. Von Kurt Hucke, Oberlehrer. Mit 30 Textabbildungen und 37 Tafeln. 196 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917.

Junge. — Das Problem der Europäisierung orientalischer Wirtschaft. Dargestellt an den Verhältnissen der Sozialwirtschaft von Russisch-Turkestan von Reinhard Junge. Erster Band. Mit vier farbigen Karten und Skizzen. Weimar, Gustav Kiepenheuer.

Kappus. — Die lebenden Vierzehn. Roman von Franz Xaver Kappus. Mit Zeichnungen von Kurt Szafranski. 442 Seiten. Berlin, Ullstein und Co. 1918.

Kinau. — Vlinkfüer. Helle und düstere Bilder von Rudolf Kinau. 174 Seiten. Hamburg, Quickborn-Verlag. 1918.

Klumker. — Fürsorgewesen. Einführung in das Verständnis der Armut und der Armenpflege. Von Prof. Dr. Chr. J. Klumker, Wilhelmsbad b. Hanau. 119 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Kobald. — Künstlerfrühling. Aus den Schriften eines Malers. Von Karl Kobald. 100 Seiten. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag.

Kobald. — Erde. Von Karl Kobald. 49 Seiten. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag.

Koch — Von Kalvarien und Kreuzwegen. Wanderschaften von Max Koch. 97 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Konen. — Der junge König. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Raoul Konen. 272 Seiten. Bonn, Albert Ahn. 1918.

Koenig. — Die Windsbraut. Gedichte. Von Alma Johanna Koenig. 60 Seiten. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag.

Krakauer. — Das Verkehrswesen nach dem Kriege. Von Dr. Viktor Krakauer, Staatsbahnrat a. D. Wien. 67 Seiten. (Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. 34./35. Heft.) Wien, Warnsdorf, Leipzig, Ed. Strache. 1918.

Krane. — Die Sünderin. Ein Mysterium in fünf Bildern von Anna Freiin v. Krane. 144 Seiten. Köln, J. P. Bachem.

Krauß. — Das Schöne in der Natur. Blumen der Heimat von Dietrich von der Pen und Ernst Krauß. Mit 65 Naturaufnahmen. 270 Seiten. Leipzig, Johannes M. Meulenhoff. 1918.

Krische. — Heimat! Grundsätzliches zur Gemeinschaft von Scholle und Mensch. Von Paul Krische. 96 Seiten. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1918.

Kurland. — Schriften des deutschen Auslandsmuseums Stuttgart. I. Kurland. Mit 16 Abbildungen. 78 Seiten.

Kurz. — Aus meinem Jugendland. Von Isolde Kurz. 264 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1918.

Leibniz. — Der Allerchristlichste Kriegsgott. Eine Spottschrift. Von Gottfr. Wilh. Leibniz. 65 Seiten. (Reclams Universalbibliothek Nr. 5881.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Maeder. — Heilung und Entwicklung im Seelenleben. Die Psychoanalyse, ihre Bedeutung für das moderne Leben von Dr. Alphonse Maeder. Aus dem Französischen übersetzt von Loulou Maeder. 71 Seiten. (Schweizer Schriften für allgemeines Wissen, Heft 7.) Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Mann. — Kriegswirtschaft in Rumänien. Von Dr. Fritz Karl Mann, Privatdozent an der Universität Kiel. 64 Seiten. Bukarest, König Carol-Verlag. 1918.

Maßmann. Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817. Kurze und wahrhafte Beschreibung des großen Burschenfestes auf der Wartburg bei Eisenach. Von Hans Ferdinand Maßmann. Nebst Reden und Liedern. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Raimund Steinert. 78 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Mausbach. — Das Völkerrecht. „Justitia et pax osculatae sunt." Im Auftrage der Kommission für christliches Völkerrecht herausgegeben von Godehard Jos. Ebers. 1. u. 2. Heft: Naturrecht u. Völkerrecht. Von Joseph Mausbach, Dompropst und Professor an der Universität zu Münster i. W. 136 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1918.

Meinertz und Sacher. — Deutschland und der Katholizismus. Gedanken zur Neugestaltung des deutschen Geistes- und Gesellschaftslebens. Herausgegeben von Dr. M. Meinertz und Dr. H. Sacher. Erster Band: Das Geistesleben. 446 Seiten. Zweiter Band: Das Gesellschaftsleben. 515 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Meray. — Weltmutation von C. H. Meray. Schöpfungsgesetze über Krieg und Frieden und die Geburt einer neuen Zivilisation. 247 Seiten. Zürich, Max Rascher und Cie. 1918.

Mendelssohn-Bartholdy. — Irland, ein Beispiel der Machtpolitik. Von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy. 55 Seiten. Leipzig, Der neue Geist Verlag.

Mielert. — Im Lande des Khedive. Von Fritz Mielert. Mit vielen Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. 317 Seiten. Regensburg, Friedrich Pustet.

Müller. — Weltpolitisches. Das Aufklärungsbuch für Heer und Heimat. Von Karl Hermann Müller. 100 Seiten. Hamburg, Boysen und Maasch. 1918.

Müller. — Die wirtschaftliche Bedeutung der Bagdadbahn. Land und Leute der asiatischen Türkei. Von Karl Hermann Müller, Ingenieur bei der Preußisch-Hessischen Staatseisenbahnverwaltung, früher Ingénieur de la nouvelle ligne de Bagdad. Mit zwei Karten. 128 Seiten. Hamburg, Boysen und Maasch. 1917.

Müller. — Statistisches Handbuch für Kurland und Litauen nebst Übersichten über Livland und Estland. Bearbeitet von Dr. Ernst Ferd. Müller. Mit einem bibliographischen Anhang zur Wirtschaftskunde Rußlands. 211 Seiten. (Schriften des Instituts für ostdeutsche Wirtschaft in Königsberg i. Pr. Viertes Heft.) Jena, Gustav Fischer. 1918.

Müller-Guttenbrunn. — Deutsche Sorgen in Ungarn. Studien und Bekenntnisse. Von Adam Müller-Guttenbrunn. 180 Seiten. Wien, Warnsdorf, Leipzig, Ed. Strache. 1918.

Natorp. — Deutscher Weltberuf. Geschichtsphilosophische Richtlinien. Von Paul Natorp. Erstes Buch: Die Weltalter des Geistes. Zweites Buch: Die Seele des Deutschen. 133 Seiten und 213 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1918.

Naumann und Heile. — Erziehung zur Politik. Von Naumann und Heile. 54 Seiten. (Der deutsche Volksstaat. Schriften zur innern Politik. Herausgegeben von Wilhelm Heile und Walther Schotte. Heft 5.) Berlin, Fortschritt (Buchverlag der Hilfe) G. m. b. H. 1918.

Neef. — Kausalität und Originalität. Eine philosophische Untersuchung von Fritz Neef. 52 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1918.

Neißer. — Musiker-Biographien. 35. Band: Gustav Mahler. Von Dr. Arthur Neißer. Mit Mahlers Bildnis. (Reclams Universalbibliothek Nr. 5985. 5986.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Otto. — Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von E. Otto. Dritte Auflage. 123 Seiten. (Aus Natur- und Geisteswelt. 45.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Pausz. — Nemes Artner Mária Terézia (1772—1829) és iróí köre. Irta: Pausz Gabriella. 143 Seiten. Budapest, Pfeifer Ferdinand-Féle. 1917.

Pehlemann. — Die Kämpfe der Bug-Armee. Unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet von Pehlemann, Hauptmann und Adjutant des Oberbefehlshabers Ost, damals zuerst Ordonnanzoffizier, dann zweiter Adjutant im Oberkommando der Bug-Armee. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. 1918.

Petzold. — Franciscus von Assisi. Eine Gedichtreihe von Alfons Petzold. 37 Seiten. Wien, Warnsdorf, Leipzig, Ed. Strache.

Pető-Turnes. — Die Kriegswirtschaft und ihre finanzielle Auswirkung. Ein Beitrag zum Problem der sozialen Ökonomie, insbesondere im Hinblick auf eine internationale Staatsdienstleistung der Börsen bei Liquidation der Kriegswirtschaft. Von R. F. Pető-Turnes. Salzburg, R. Kiesel. 1918.

Ponten. — Der Babylonische Turm. Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie. Roman von Josef Ponten. 483 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1918.

Presber. — Glückliche Finder. Ein fröhliches Mysterium. Von Rudolf Presber. Buchschmuck von Luiz Ehrenberger. 254 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1918.

Quehl. — Deutschlands Sendung. Von Friedrich Quehl. Zweite Auflage. 15 Seiten. Berlin-Steglitz, im Selbstverlage des Verfassers.

Ranke. — Die großen Mächte. Von Leopold v. Ranke. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Rudolf Schulze. 68 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Rein. — Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Rede, gehalten am 24. Juni 1918 im Theater zu Weimar von Dr. Wilhelm Rein, o. ö. Professor der Pädagogik, Prorektor der Großherzogl. und Herzogl. S. Gesamtuniversität. 20 Seiten. Jena, Gustav Fischer. 1918.

Reitz. — Kruzifix. Märchenmythus einer Seele. Von Walter Reitz. 173 Seiten. Basel, Benno Schwabe und Co. 1918.

Riklin. — Impressionen aus England. Von Franz Riklin. 80 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Ritter. — Der Ausbruch des Weltkrieges nach den Behauptungen Lichnowskys und nach dem Zeugnis der Akten. Von Moriz Ritter. 42 Seiten. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1918.

Rohden. — Sexualethik. Von D. Dr. G. v. Rohden. 171 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Rohr. — Die Geschicke Deutschlands, seiner Verbündeten und seiner Feinde im Lichte alter Prophezeiungen. Neue Untersuchungen. Von Dr. F. Rohr, Gymnasialoberlehrer. 169 S. Essen, G. D. Baedeker. 1918.

Rühlmann. — Die französische Schule und der Weltkrieg. Von Prof. Dr. Paul Rühlmann. 112 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Schaeffer. — Josef Monfort. Von Albrecht Schaeffer. 454 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1918.

Schanz. — Licht und Leben. Von Fritz Schanz. 198 Seiten. (Albrecht v. Gräfes Archiv für Ophthalmologie. Herausgegeben von E. Fuchs, Wien; E. v. Hippel, Göttingen; H. Sattler, Leipzig; A. Wagemann, Heidelberg; redigiert von A. Wagemann. Sonderabdruck aus Band 96, Heft 1/2.) Berlin, Julius Springer. 1918.

Schmidt-Volker. — Rhapsodien von A. Schmidt-Volker. 46 Seiten. Leipzig, Rainer-Wunderlich.

Scholz. — Städte und Schlösser. Von Wilhelm v. Scholz. 113 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1918.

Schulmann. — Zur türkischen Agrarfrage. Palästina und die Fellachenwirtschaft. Von Dr. Leon Schulmann, Jaffa (Palästina). 182 Seiten. Weimar, Gustav Kiepenheuer.

Schumacher. — Die Reform der kunsttechnischen Erziehung. Von Fritz Schumacher. 70 Seiten. (Deutscher Ausschuß für Erziehung und Unterricht. 3.) Leipzig, Quelle und Meyer.

Schumacher. — Die Lösung der belgischen Frage. Von Prof. Dr. Hermann Schumacher, Geheimer Regierungsrat. 47 Seiten. Leipzig, S. Hirzel. 1918.

Schüßler. — Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich. Von Dr. Wilhelm Schüßler. 237 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Schwinck. — Der große Krieg in Einzeldarstellungen. Die Schlacht an der Yser und bei Ypern im Herbst 1914. Unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet von Otto Schwinck, k. bayr. Hauptmann im Generalstab des Oberkommandos einer Armee, damals Oberleutnant und Batterieführer im 6. bayr. Res.-Feld-Art.-Reg. der 6. bayr. Res.-Div. Mit 1 Karte, 6 Karten-, 7 Textskizzen. 98 Seiten. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. 1918.

Sealsfield. — Die schönsten Abenteurergeschichten von Sealsfield. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. 192 Seiten. München, Albert Langen.

Seidel. — Weltinnigkeit. Neue Gedichte. Von Ina Seidel. 100 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1918.

Seidlitz. — Das dritte Jahr des Kulturkrieges. Von Woldemar v. Seidlitz. 27 Seiten. (174. Flugschrift des Dürerbundes.) München, Georg D. W. Callwey.

Siegfried. — Paris vor dem Weltkrieg. Eine Schilderung von Walther Siegfried. 72 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Spitzer. — Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß. Eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung. Von Dr. Leo Spitzer, Privatdozent an der Universität Wien. 66 Seiten. Wien, Manzsche Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 1918.

Stillfried. — Fritz Stoppsack. Von Felix Stillfried. 60 Seiten. (Quickborn-Bücher, 17. Band.) Hamburg, Quickborn-Verlag.

Strecker. — Der Pfeifenkönig. Ein Roman aus der Gegenwart. Von Karl Strecker. 270 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1918.

Stumcke. — Blüchers Briefe. Ausgewählt und erläutert von Dr. Heinrich Stumcke. Mit Blüchers Bildnis. 112 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Supan. — Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie. Von Dr. Alexander Supan, o. Professor der Geographie an der Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität. Mit 3 Kärtchen im Text. 137 Seiten. Leipzig, Veit und Co. 1918.

Szilasi. — Stöckel Lenard. Zsuzsanna Drámája és a Bartfai német iskolai Szinjátik a XVI. Században. Irta és Kiata Szilasi Klára. 126 Seiten. Budapest, Pfeifer Ferdinánd-Féle. 1918.

Tagore. — Der Geist Japans. Von Rabindranath Tagore. 30 Seiten. Leipzig, Der neue Geist Verlag.

Technik und Industrie. — Jahrbuch der Technik. Mit zahlreichen Abbildungen. Vierter Jahrgang. 384 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1917/18.

Thiersch. — Winckelmann und seine Bildnisse. Vortrag, gehalten für die Freiburger Wissenschaftliche Gesellschaft am 8. Dezember 1917, zur Vorfeier von Winckelmanns zweihundertstem Geburtstag. Von Hermann Thiersch. Mit 5 Abbildungen. 59 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1918.

Valentin. — Bismarck und seine Zeit. Von Veit Valentin. Vierte, durchgesehene Auflage. Mit einem Titelbild. 134 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1918.

Várady. — Gellert hazánkban Irodalomtörténeti tanulmány. Irta: Várady Imre. 118 Seiten. Budapest, Pfeifer Ferdinánd-Féle. 1917.

Viseher. — Die Stacheldraht-Krankheit. Beiträge zur Psychologie des Kriegsgefangenen. Von Dr. med. A. L. Vischer in Basel. 55 Seiten. (Schweizer Schriften für allgemeines Wissen, Heft 5.) Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Walzel. — Deutsche Romantik. I. Welt- und Kunstanschauung. Von F. Walzel. Vierte Auflage. 116 Seiten. (Aus Natur- und Geisteswelt. 232.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Walzel. — Deutsche Romantik. II. Die Dichtung. Von O. Walzel. Vierte Auflage. 104 Seiten. (Aus Natur- und Geisteswelt. 233.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Waetzoldt. — Deutsche Malerei seit 1870. Von Prof. Dr. W. Waetzoldt, o. Prof. a. d. Univ. Halle. Mit 53 Abbildungen. 94 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Weltkrieg. — Der Weltkrieg in seiner Einwirkung auf das deutsche Volk. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Max Schwarte, Generalleutnant. 513 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Weltsch. — Organische Demokratie. Von Felix Weltsch, Dr. jur. et phil. 62 Seiten. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag.

Wilke. — Berichte aus dem Großen Hauptquartier 1916. Herausgegeben von Karl Wilke. V. 95 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Zeitschriften

Politisch-anthropologische Monatsschrift. Berlin-Steglitz. Pol.-anthrop. Verlag.
Österreichische Rundschau. Wien und Leipzig. Carl Fromme.
Konservative Monatsschrift. Berlin. Reimar Hobbing.
Süddeutsche Monatshefte. Leipzig und München.
Hochland. München. Josef Kösel'sche Buchhandlung.
Deutsche Revue. Berlin und Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
Onze Eeuw. Haarlem. de Erven F. Bohn.
De Toekomst. Haag.
Die Grenzboten. Berlin.
Das junge Europa. Leipzig. L. A. Kittler.
Ungarische Zukunft. Leipzig. Verlag F. E. Fischer.
Die Ostsee. Berlin. Trowitzsch und Sohn.
Aus dem Ostlande. Lissa i. P. Verlag Oskar Eulitz.
Polen. Wien I. Hermann Goldschmiedt.
Preußische Jahrbücher. Berlin. Georg Stilke.
Deutsche Politik. Weimar. Gustav Kiepenheuer.
Westermanns Monatshefte. Braunschweig. Georg Westermann.
Deutscher Wille. Des Kunstwarts 29. Jahrgang. München. Georg D. W. Callwey.
Stimmen der Zeit. Freiburg i. Breisgau. Herder'scher Verlag.
Die Bergstadt. Breslau-Wien. Bergstadt-Verlag. Wilh. Gottl. Korn.
Deutsche Juristenzeitung. Berlin. Verlag Otto Liebmann.
Literarisches Zentralblatt. Leipzig. Eduard Avenarius.
Dietsche Stemmen. Utrecht.
De Toorts, Staat- en letterkundig Weekblad voor Holland, Vlaanderen en Zuid-Afrika. Utrecht.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Auf neuen Wegen.

Von

Richard Fester.

So soll der Weg zum Weltfrieden also doch über das Weiße Haus in Washington führen?

Unsere Denkschrift über die Weltwirkung des amerikanischen Kreuzzuges wurde am 20. September abgeschlossen. Auch zwischen diesen Zeilen und ihrer Veröffentlichung werden neue welterschütternde Ereignisse liegen. Die ganze Welt wird vom Fieber der moralischen Grippe geschüttelt. In den Ländern der Entente erscheint es bis zur Tobsucht gesteigert. In Deutschland tritt es in der Form lähmender Niedergeschlagenheit auf. Der Arzt und Berater fühlt in solchen Zeiten seine Ohnmacht. Nicht nur auf unserer Seite hat die Presse den Kopf verloren. Ein neues Tor der Zukunft hat sich aufgetan, und doch beben alle davor zurück; die einen, weil sie alles zu verlieren fürchten, die andern in dem dunklen Gefühle, daß der krankhaften Erwartung bittere Enttäuschungen beschieden sein könnten. Der Historiker aber wird sich erinnern, daß Thukydides seinem aufrechten Gange durch das Pestjahr die Fähigkeit verdankt hat, die Seuche so zu schildern, wie er es getan hat. Wenn ich die amerikanische Politik am 20. September richtig beurteilt habe, so ist dieses Urteil auch durch die jüngsten Ereignisse nicht überholt. Das deutsche Volk weiß gar nicht, an wie vielen Abgründen es vorübergeführt worden ist, ohne sie auch nur zu ahnen. Wenn es jetzt in den Höllenrachen starrt, an dessen Anblick unsere Feldgrauen und Blaujacken seit vier Jahren gewöhnt sind, so gibt es auch jetzt kein besseres Heilmittel, als daß es in Feindes Lande geht. Wiederum tun wir gut daran, uns auf den Standpunkt des Gegners zu stellen. Wichtiger als die Frage, wie das Unbegriffene, Unbegreifliche geschehen konnte, ist für den gesund gebliebenen Deutschen die Kardinalfrage nach der Rückwirkung des Friedensaktes vom 4. und 5. Oktober auf Wilson und die Entente. In der Antwort wird zugleich die Erklärung für die Verwandlung des Kriegsverlängerers in den Schiedsrichter der Welt enthalten sein.

Auch an das Oberhaupt der Vereinigten Staaten treten die Ereignisse unseres Erdteils nicht wie an uns Europäer heran. Funksprüche und Kabeltelegramme seiner Botschafter und Agenten sind mehr oder minder ausführliche Überschriften zu Berichten, die den Ereignissen um eine Woche nachhinken. Die Umrisse des Bildes stehen längst fest, bis das Material zur

Untermalung eintrifft. Bindeſtriche und Abtönungen muß ſich die Phantaſie des handelnden Politikers ergänzen. Kann er ſich Zeit laſſen, ſo ſind nachträgliche Korrekturen der Linienführung immer noch möglich. Drängt der Augenblick, ſo wird er von einem Bilde beherrſcht, das in Wahrheit und Verzerrung immer eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der Karikatur haben wird.

Und nun verſetze man ſich noch einmal in den September. Alle Gedanken Wilſons waren darauf eingeſtellt, daß Deutſchland aus dieſem Völkerringen nicht ſiegreich hervorgehen dürfe. In Rußland waren ſeine Agenten an der Arbeit, unſere Erfolge durch Aufrichtung einer neuen Oſtfront wieder in Frage zu ſtellen. In Sofia unterminierte ſein Geſandter unſere Landbrücke nach dem Orient. Den engliſchen und franzöſiſchen Arbeitern glaubte Gompers den Kreuzzug gegen die Hunnen predigen zu müſſen. An der Weſtfront wurden immer neue amerikaniſche Diviſionen eingeſetzt, um unſere Widerſtandskraft zu brechen. Noch am 27. September erklärte der Präſident am Schluſſe ſeiner Rede, er werde nicht ruhen, bis er den Triumph der Gerechtigkeit durchgeſetzt habe. Unter Gerechtigkeit aber verſtand er, daß Deutſchland unter Verzicht auf eigene Bedingungen ſich den ſeinigen unterwerfe.

Wie mußten da Burians Note vom 4. Oktober und das ihr in der Nacht zum 5. nachfolgende Telegramm des neuen Reichskanzlers einſchlagen. Als Karl der Fünfte durch einen Boten ganz unvorbereitet in Madrid die Nachricht von ſeinem Siege bei Pavia erhielt, wiederholte er mehrere Male: „Die Franzoſen geſchlagen, ihr König gefangen," um ſich dann im Gebete zu ſammeln. Wilſon war nicht ganz unvorbereitet. In dem Zauberſpiegel, der die Nachrichten aus der alten Welt auffängt, hatte er längſt geglaubt, die Folgen des bulgariſchen Zuſammenbruches zu ſehen. Auf die beiden Telegramme aber iſt er wohl ſchwerlich gefaßt geweſen. Annahme ſeiner Bedingungen, von denen er doch ſelbſt wußte, daß er ſie niemals mit einer jeden Zweifel ausſchließenden Klarheit formuliert hatte; Anerkennung ſeines Schiedsrichteramtes durch ſeine Feinde; Beantragung eines ſofortigen Waffenſtillſtandes. Sprach aus alledem nicht laut und deutlich, daß Öſterreich-Ungarn und Deutſchland gänzlich zuſammengebrochen ſeien? Hatte er nicht die Zähigkeit der Donaumonarchie und die Stärke Deutſchlands erheblich überſchätzt, als er ſeinen Einſatz ſo gewaltig ſteigerte, um eine Niederlage der Entente zu verhüten?

Burians Note an alle kriegführenden Mächte hatte Lanſing, ſeinen Bundesgenoſſen vorſorglich zuvorkommend, ſofort beantwortet. Die Eindrücke, die infolge der beiden Oktobertelegramme auf den Präſidenten und ſeinen Berater einſtürmten, mußten ſie zögern laſſen. Hatte er ſich das Ende ſo gedacht? Durchkreuzte der Ausgang nicht alle ſeine Berechnungen? Die Formel, daß es in dieſem Kriege keine Sieger und Beſiegten geben dürfe, hatte er zwar auch in der Zeit ſeiner ſcheinbaren Neutralität niemals wörtlich verſtanden. Schon der Einſatz des amerikaniſchen Kapitales verlangte, daß

die Wagschale sich wenigstens etwas zugunsten der Entente senkte. Aber war der Triumph Englands und seiner Trabanten denn auch noch ein Triumph Amerikas? Würde die innere Umwälzung der Vereinigten Staaten durch unseren Zusammenbruch nicht ebenso gestört wie das erträumte Schiedsrichteramt, das so viel leichter gewesen wäre, wenn ganz Europa am Boden lag?

Soviel ist wohl gewiß, daß Woodrow Wilson am 5. Oktober die stärkste Rückwirkung seiner Politik seit Beginn des Weltkrieges verspürt hat. Bis dahin hatte es ihm das natürliche Verhältnis der Neuen zur Alten Welt gestattet, sich die Dinge vom Leibe zu halten. Am 5. Oktober sind sie ihm zum ersten Male in jene beängstigende Nähe gerückt, die so viele europäische Politiker schon aus dem Gleichgewicht gebracht hat.

v. Schulze-Gaevernitz hat den Augenblick für besonders geeignet gehalten, unserem schwergeprüften Volke zu verraten, daß wir im Januar 1917 einen besseren Frieden hätten haben können[1]). Wie so viele sich mit den Enthüllungen Lichnowskys vor ihrer Veröffentlichung in geheimnisvollen Andeutungen gebrüstet haben, wird jetzt Graf Bernstorff als Zeuge zitiert, bevor er selbst des Pudels Kern aus dem von zweifelhaften Freunden erzeugten Dampfe herausgeholt hat. Die Tatsache dürfen wir wohl jetzt schon buchen, daß der am 12. Dezember 1916 eingeleiteten Friedensaktion parallel geheime Verhandlungen mit Washington stattgefunden haben, die zu einer Formulierung der deutschen und der englischen Bedingungen führten. Auch das scheint festzustehen, daß Wilson sich als Mittler durch die Erklärung des

[1]) „Vossische Zeitung" Nr. 515 (8. Oktober 1918). Vgl. Bernhard in Nr. 516. Herr von Bethmann Hollweg hat in der „Frankfurter Zeitung" vom 19. Oktober eine sofort von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" (Nr. 536) aufgenommene Berichtigung der „Enthüllungen" von Professor v. Schulze-Gaevernitz veröffentlichen lassen, die ich vor Abschluß der Korrektur erhalte. Ein deutliches Bild seiner Verhandlungen mit Wilson im Dezember 1916 und im Januar 1917 läßt sich auch ihr nicht entnehmen, dagegen stellt sie die Tatsache fest, daß Bernstorff erst am 28. Januar 1917 telegraphierte, „der Präsident werde sich ernstlich bemühen, den Frieden zustande zu bringen", und daß erst daraufhin die deutschen Friedensbedingungen Wilson zur eigenen persönlichen Information bekannt gegeben wurden. Die Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges war am 28. Januar schon beschlossen und konnte aus technischen Gründen nicht sofort aufgehalten werden, aber es wurde Wilson ausdrücklich erklärt, daß „die Reichsregierung bereit sei, Befehl zur Einstellung des U-Bootkrieges zu geben, sobald es seinen Bemühungen gelungen sei, eine Erfolg versprechende Grundlage für Friedensverhandlungen zu sichern". Wenn die Vereinigten Staaten trotzdem die diplomatischen Beziehungen ohne Zögern völlig abbrachen, so darf man jetzt annehmen, daß Wilson in letzter Stunde die vorausgesehene Erklärung des unbeschränkten U-Bootkrieges aufhalten wollte, ohne daß die ernste Absicht, einen Rechtsfrieden herbeizuführen, dahinter stand. Bei dieser Sachlage hat das demokratische, für mündig erklärte deutsche Volk begründeten Anspruch, daß ihm der Depeschenwechsel vorgelegt wird, der am 31. Januar 1917 den Mitgliedern des Hauptausschusses des Reichstages mitgeteilt worden ist. Auch mit der Verdummungspropaganda sollte in dem neuen Deutschland aufgeräumt werden!

unbeſchränkten U-Bootkrieges in hohem Maße brüskiert gefühlt hat. Alles Weitere iſt müßige Kombination unberufener Geſchichtenträger und Gebärdenſpäher, die ſowohl die grobe öffentliche Begleitmuſik jener Verhandlungen wie die damalige Weltlage völlig vergeſſen haben. Die Niederwerfung Rumäniens hatte Ende 1916 ein annäherndes Gleichgewicht wieder hergeſtellt, das 1917 durch die ruſſiſche Revolution zu unſeren Gunſten verſchoben wurde. Wilſons Mittlerrolle entſprach im Herbſt 1916 ebenſoſehr den Erwartungen der pazifiſtiſchen Demokraten, die ihn wiedergewählt hatten, wie ſeinem eigenen politiſchen Programm. War aber der Druck ſeiner ehrlichen Maklerſchaft von Anfang an auf uns nicht gering, ſo mußte er ihn, wie das ja auch nach außen hervortrat, in dem Maße ſteigern, als unſere Ausſichten wuchſen, den Krieg zu gewinnen. Wer heute beklagt, daß wir von der Waffe des U-Bootkrieges rückhaltloſen Gebrauch gemacht haben, hat ſich offenbar nie die Frage vorgelegt, wie lange wir es zu Lande noch ausgehalten hätten, wenn wir in dieſem Materialkriege noch länger zögerten, die ungeheure Materialüberlegenheit des Gegners in wirkſamer Weiſe einzuſchränken. Der Januar 1917 und der Oktober 1918 laſſen ſich nur inſofern vergleichen, als ſich beide Male die Formel: keine Sieger, keine Beſiegten, nicht recht anwenden ließ. 1917 blieb dem Präſidenten nichts anderes übrig, als ſein Gewicht in die Wagſchale der Entente zu werfen. Was wird er 1918 tun? Wird er das Gewicht noch ſchwerer machen als im September, um die Geſchäfte Englands zu beſorgen, wird er das Gewicht erleichtern oder es gar aus der Wagſchale herausnehmen? Was er aber auch tun mag, die Zeit iſt jetzt nicht mehr ſein Bundesgenoſſe. Er wird ſich raſch entſcheiden müſſen, wenn er für Amerika aus der veränderten Lage herausholen will, was ſich herausholen läßt.

Seine erſte Antwort erſchien unter dieſem Geſichtspunkte zunächſt als ein begreiflicher Verſuch, durch Fragen noch etwas Zeit zu gewinnen, aber ſie zeigte ihn zugleich auf der Höhe ſeiner für Freund und Feind gefährlichen Meiſterſchaft. Der Sinn der erſten Frage war klar. „Nehmt ihr meine Bedingungen en bloc an", hätte ebenſogut auch lauten können: „erkennt ihr mich als euren Richter an". Nichts wäre verkehrter, als hier an Wilſons Eitelkeit zu erinnern. Wo Intereſſen auf dem Spiele ſtehen, weiß er ſeine Selbſtgefälligkeit zu zügeln. Er wollte ein Mandat, das er gegenüber Verbündeten braucht, die ihn gerade jetzt nicht gerufen hatten. Die von ihm am 8. Januar, am 12. Februar und in ſpäteren Reden formulierten Punkte und nicht die Bedingungen der Entente ſollten Verhandlungsgegenſtand werden. Die Tagesordnung für den Friedenskongreß war damit vorweg genommen. So redete nur, wer auch über ſeine Verbündeten ſchon jetzt eine gewiſſe Zwangsgewalt hat, ſo ſehr ihn auch die zweite Frage, ob wir die beſetzten Gebiete vor Abſchluß eines Waffenſtillſtandes räumen wollen, bemüht zeigte, die Zwangsgewalt im Sinne ſeiner Verbündeten gegen uns herauszukehren. Zu alledem aber bildete die dritte Frage, wer ihm für die Ehrlichkeit des deutſchen Anerbietens hafte, den Rahmen. Bethmann Holl-

wegs aus Schwächlichkeit entsprungene Zweideutigkeit hatte ihn mißtrauisch gemacht, und er witterte eine Falle. Die beste Sicherstellung wäre Zurückweisung unserer Note wie früher der Burianschen gewesen. Aber das wäre auch ein Verzicht auf das Schiedsrichteramt, das ihm die Entente nach weiterer Ausbeutung ihrer militärischen Erfolge vielleicht nicht mehr zugestehen würde. Er griff noch nicht zu, aber man sah doch das Verlangen, die Möglichkeit des Zugreifens sich nicht ganz zu verscherzen.

Burian hatte seine Note vom 4. Oktober unmittelbar nach dem Mißerfolg seiner Einladung zu Friedensbesprechungen angekündigt. Mitte September wäre auch dieser neue Versuch ganz zwecklos gewesen. Nach dem Abfall Bulgariens und seiner selbstverständlichen Rückwirkung auf Österreich-Ungarn und die Türkei erscheint er in einem anderen Lichte. Ob wir ihn uns zu eigen machen mußten, steht vorläufig nicht in Frage. Indem wir es taten, übten wir auf Wilson einen Zwang aus. Es ist unter diesen Umständen nur folgerichtig, wenn wir in diesem Zwange solange als möglich nicht nachlassen. Wir haben ihn jetzt gepackt. Von uns hängt es ab, daß er sich nicht wieder losmacht und jene Europa mit Vernichtung drohende Distanz zurückgewinnt. Welche Rolle dabei die Weiterentwicklung seines Verhältnisses zu seinen Verbündeten spielt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Wohl aber verlohnt es sich, die Rückwirkung unseres Schrittes auf die Entente abermals recht scharf ins Auge zu fassen.

Die Presse der Entente ist dabei wie immer eine nur mit Vorsicht zu benutzende Quelle, aber sie läßt doch gewisse Grundrichtungen erkennen, die nichts anderes sind als die längst bekannten Tendenzen in Anpassung an die veränderte Lage. In England hat die Richtung Lord Landsdownes zweifellos eine Verstärkung erfahren. Die Kohlennot und der Mangel an Schiffsraum mahnen, vor dem Winter Schluß zu machen. Noch nie war die Gelegenheit, Deutschland am Verhandlungstische niederzuringen, so günstig. Die unbestreitbaren Erfolge im Orient und auf dem Balkan sichern England auch den Vereinigten Staaten gegenüber augenblicklich ein Auftreten, das schon in Bälde sich nicht mehr mit der Not im eigenen Hause vereinigen ließe. Es ist vielleicht, ja wahrscheinlich die letzte Gelegenheit für den britischen Löwen, seine Krallen für den Tatzenschlag gegen Amerika frei zu bekommen. Was aber die ganze englische Staatsnation noch zurückhält, diese Gelegenheit mit beiden Händen zu ergreifen, ist unsere Übertragung des Mandats an Wilson. Über englische Bedingungen würden schließlich auch Lloyd George und Balfour jetzt mit uns verhandeln. Von den amerikanischen Bedingungen, die von vornherein den Handelskrieg ausschließen, will kein Engländer etwas wissen. Der ganze britische Stolz empört sich gegen die Zumutung, sich von einer Macht Vorschriften machen zu lassen, die zu den an der Westfront eingesetzten Divisionen nicht mehr als etwa den sechsten Teil beigesteuert hat. England weiß zwar, daß es ohne Amerika den Krieg nicht weiter führen kann, aber es sieht vorläufig in der Anerkennung der Bedingungen

Wilsons einen schlechten Anfang seiner Emanzipation von dem mächtigen Rivalen.

Die französischen Ausbrüche eines tödlichen Hasses verraten eine innere Beunruhigung, die gerade ihre besonnensten Politiker nicht verbergen können. Im „Journal des Débats" vom 8. Oktober hat Auguste Gauvain ganz offen gestanden, daß Wilsons Friedensbedingungen der Klarheit ermangelten, so daß europäische Leser sich häufig dabei nichts denken könnten. Es ist bezeichnend, daß Gauvain es nicht wagt, das Mandat Wilsons aus diesem Grunde anzufechten. Nachdem Deutschland und Österreich-Ungarn sich an seine Person gewandt hätten, sei es seine Sache, mit klar formulierten Bedingungen als Vorkämpfer der Interessen der Entente aufzutreten. Erst in diesem Zusammenhange wird von Gauvain betont, daß die Lösung der elsaß-lothringischen Frage nur eine französische sein könne.

Ganz andere Sorgen vergällen den Italienern ihre Siegesfreude. Sonnino hat wohl gewußt, weshalb er Österreich-Ungarn schwächen, aber nicht zerstören wollte. Für Italiens Verbündete waren die bulgarische Intrige und die Regie der südslawischen Bewegung Offensivstöße einer einheitlichen Operation. Für das regno war die Nachgiebigkeit gegen die südslawische Politik Englands ein Akt der Verzweiflung. Das Mitleid eines Teiles der italienischen Presse mit dem harten Los der Bulgaren ist ebensosehr Mitleid mit sich selbst. Was war doch Österreich-Ungarn an der Adria für ein bequemer Nachbar! Zwischen Großserbien und einem vergrößerten Griechenland würde Valona zerquetscht. Ein Gibraltar auf spanischer Erde kann sich nur England gestatten. Erstarkte Balkanstaaten, die ein geschwächtes Bulgarien nicht mehr in Schach hielte, würden als Uferstaaten die Adria erst in eine wirkliche Bittersee für Italien verwandeln.

Ob dieses innerliche Löcken gegen den amerikanischen Stachel auch in dem Gedankenaustausch zwischen Washington und der Pariser Konferenz der Entente seinen Ausdruck gefunden hat, wissen wir natürlich nicht. Über Eines aber haben die Ententegenossen Wilson sicherlich nicht im Zweifel gelassen, daß nämlich die Friedensaktion vom 4. und 5. Oktober keine Schlüsse auf unsere gebrochene Widerstandskraft zuläßt. Die Entente als triumphierender Sieger wäre Wilson unerwünscht. Wenn wir es militärisch noch eine Weile aushalten, so entfällt für ihn der Hauptgrund, sich mit seiner Vermittlung zu beeilen. Das Mandat des Weltrichters will er sich freilich nicht entgehen lassen, aber es gewinnt an Wert, wenn Europa sich noch eine Zeitlang weiter zerfleischt. So reckt sich mit einem Male unter der Tarnkappe des gerechten Friedensstifters wieder der für das Ende der Alten Welt sorgende Alberich empor. Nur so läßt sich Wilsons Erwiderung vom 14. Oktober auf die entgegenkommende Beantwortung seiner drei Fragen durch das Deutsche Reich verstehen.

Auch dieses Aktenstück, das besser die Unterschrift Lord Northcliffes als die Lansings trüge, will sehr genau studiert sein, bevor man darüber ein Urteil

abgibt. Die Entrüstung über die gegen unsere Kriegführung erhobenen Anklagen dürfen wir uns sparen. Seit unserem Erbieten, die besetzten Gebiete im Westen zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes zu räumen, fällt jede über französischen und belgischen Städten platzende Bombe und fällt vor allem das Elend der flüchtenden Zivilbevölkerung den Amerikanern und ihren Verbündeten zur Last. Daß England und Frankreich sich darüber hinwegsetzen, weiß die Welt. Daß aber auch der Regierung von Le Havre und ihrem Protektor im Weißen Hause zu Washington das Schicksal Belgiens völlig gleichgültig ist, kann nur durch Auftischung der alten Greuelmärchen über deutsche Unmenschlichkeit verhüllt werden. Weit schlimmer ist die Verschärfung der von uns bereits am 12. Oktober beantworteten Frage, ob „the constituted autorities of the empire" noch die gleichen seien wie 1914. In jenem Stande der Unschuld, den Wilson allein als Bürgschaft für die Ehrlichkeit unseres Friedenswillens gelten lassen will, befinden sich in Deutschland kaum die Kinder unter sechs Jahren. Der Reichstag hat die Kriegskredite bewilligt und den Friedensschlüssen von Brest-Litowsk und Bukarest zugestimmt. Wilsons Hetzrede vom 4. Juli, die er in die von uns angenommenen Friedensbedingungen einschmuggelt, fordert nicht nur die Herabdrückung des Kaisers, sondern des Deutschen Reiches „zu tatsächlicher Machtlosigkeit". Eine Exekutive, die ihre Spitze bei der Entscheidung über Krieg und Frieden ausschaltet, ist ein Unding. Auch die französische Republik macht in Artikel 9 ihrer Verfassung von 1875 den einzigen Vorbehalt, daß ihr Präsident den Krieg nicht ohne vorhergegangene Zustimmung beider Kammern erklären darf[1]). Der Präsident der Vereinigten Staaten ist nur an „advice and consent" des Senats, also des Bundesrats, gebunden. Eine stärkere Garantie für den defensiven Charakter des Deutschen Reiches als die Änderung des Paragraphen 11 seiner Verfassung ist überhaupt nicht denkbar. Mit Fug und Recht dürften wir diesen Ball den westlichen Demokratien zurückwerfen und die Frage erheben, welche Garantien gegen Eroberungspolitik denn ihre Verfassungen enthalten.

Mit Verwahrungen und staatsrechtlichen Auseinandersetzungen wird man jedoch so wenig wie früher weiterkommen. In Wilsons Note vom 4. Oktober kreuzen und durchschlingen sich drei Tendenzen, die nur politische Kinder übersehen können. Die zentrale Forderung, daß die Vereinbarung über den Waffenstillstand „völlig befriedigende Sicherheiten und Bürgschaften für die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen militärischen Überlegenheit der Armeen der Vereinigten Staaten und der Alliierten im Felde vorsehen" müsse, ist eine von Wilson übernommene Forderung der Entente. Sie beweist, daß die Entente ihrer Überlegenheit keineswegs sicher ist und sie daher durch vor-

[1]) Der Reichsregierung scheint das 1914 nicht bekannt gewesen zu sein, sonst hätte sie die formelle Kriegserklärung Frankreich zuschieben müssen. Jaurès ist ermordet worden, weil man das in Paris erwartete. Unsere nervöse Voreiligkeit hat es den Franzosen ermöglicht, sich vor der Welt als die Angegriffenen hinzustellen.

geſchriebene Bedingungen erſt ſchaffen und beſiegeln möchte. Ob die Kriegsluſt der Entente, einſchließlich Frankreichs, noch ſo groß iſt, wie es namentlich die franzöſiſche Preſſe hinſtellt, darf ſtark bezweifelt werden. Um ſo mehr verſucht ſie durch Wilſon diplomatiſch auf uns zu drücken. Dieſer Tendenz aber kommt der Wunſch des Präſidenten entgegen, den Krieg, ſolange es jetzt noch möglich iſt, zu verlängern. Die alte Taktik, unſere innere Front zu zermürben, wird daher wieder aufgenommen. Aber die Diſtanz, die Wilſon vor dem 5. Oktober hatte, läßt ſich dadurch doch nicht zurückgewinnen. Der Eingang der Note hält an dem Mandat feſt, das wir dem Präſidenten übertragen hatten. Daß es ſich mit dieſem Mandate ſchlecht verträgt, die Anſprache Wilſons in Mount Vernon vom 4. Juli als eine von uns angenommene Friedensbedingung zu bezeichnen, iſt die größte Schwäche der Note, weil ſie zum Abbruch der Verhandlungen führen könnte. Burian war ſo vorſichtig geweſen, in ſeiner Note vom 4. Oktober ausdrücklich nur die Bedingungen zu nennen, die in den Kundgebungen des Präſidenten vom 8. Januar, 12. Februar und 27. September enthalten ſind. Die deutſche Note nahm allein auf die Botſchaft vom 8. Januar „und ſpätere Kundgebungen" Bezug, unter Hervorhebung der Rede vom 27. September. Sie hat es alſo dem Präſidenten ermöglicht, ſeine ſämtlichen, in Deutſchland nur teilweiſe bekannt gewordenen Orakelſprüche zu angenommenen Friedensbedingungen zu ſtempeln, aber ſie hat ihn auch dadurch auf eine ſchlüpfrige Bahn geführt, auf der es für ihn keinen Halt mehr gibt. Alles kommt jetzt darauf an, was er uns noch zutraut. Hat er die Überzeugung, daß wir und die Entente es noch bis 1919 oder gar 1920 aushalten, ſo wird er beide Teile ſich weiter verbluten laſſen und im Verhältnis zu unſerem Widerſtand in ſeiner früheren Taktik fortfahren. Hat er dieſe Überzeugung nicht, ſo darf er die Vorverhandlungen nicht abreißen laſſen und wird bald erkennen müſſen, daß Überſpannung des Bogens nicht in ſeinem Intereſſe liegt.

Am Vorabend unſrer Erwiderung kann daher nur ſoviel geſagt werden, daß es Torheit wäre, ihn jetzt deshalb loszulaſſen, weil ſeine Note einen Rückfall in die ſchlechten Manieren des Yankee bedeutet. Die deutſche Nation hat bereits ihre Antwort gegeben. Die Form iſt ihr ſchon vor 117 Jahren durch einen deutſchen Dichter und Denker gegeben worden: „Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre". Die Regierung des neuen Deutſchland hat eine furchtbare Verantwortung übernommen. Die nationale Verteidigung würde ſich über ſie hinweg organiſieren, wenn ihr die deutſche Ehre Kautſchuk wäre. Aber ſie darf ſich jetzt durch die Schaumwellen der öffentlichen Meinung, durch den Mut der Verzweiflung und durch die vereinzelte Feigheit nicht abhalten laſſen, ſolange als möglich, kühl und ſachlich, den Faden mit Waſhington weiterzuſpinnen. Soviel iſt ja heute ſchon gewiß, daß aus dem Abbruch der Verhandlungen wir als moraliſche Gewinner hervorgehen würden; aber wir wollen auch nicht vergeſſen, daß ein andrer Denker und Dichter ſeine

pessimistische Geschichtsphilosophie in die nichts weniger als scherzhaft gemeinten Worte gekleidet hat: „Der größte Lump bleibt obenauf." Daß wir bei Wilson auch auf die unsre Widerstandskraft noch sehr hoch einschätzende Fortsetzung der früheren Taktik gefaßt sein müssen, beweist der Schlußsatz seiner Note: „Der Präsident wird eine besondere Antwort an die kaiserliche und königliche Regierung von Österreich-Ungarn senden." Zersprengung oder Absprengung der Donaumonarchie lautet auch heute noch die Parole Wilsons und seiner Verbündeten.

Es mag einem späteren Rückblick vorbehalten bleiben, die Schicksale des dynastischen Völkerreiches im Osten durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Für heute genügt es, zwei Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Wegen der tschechischen und südslawischen Gefahr hat Österreich-Ungarn unter dem alten Kaiser einen Krieg begonnen, den es auch mit unserem Beistande nicht lokalisieren konnte. Wegen der Steigerung der nämlichen Gefahr suchte es sich unter dem jungen Kaiser, koste es was es wolle, in den vermeintlichen Rettungshafen des Friedens zu flüchten. Wie wir in Bundestreue den ersten Schritt mitgetan hatten, so sind wir ihm auch auf seinem politischen Rückzuge immer zur Seite geblieben. Ja, wir haben sogar über Extratouren großmütig hinweggesehen. Das kaiserliche und das parlamentarische Deutschland haben sich darin nichts vorzuwerfen. Vom 4. August 1914 bis zu unserer Kriegserklärung an Rumänien reicht der Auftakt, vom 12. Dezember 1916 bis zum 5. Oktober 1918 der Abgesang. Jetzt aber sind wir an einem Wendepunkte angelangt. Seit der kaiserlichen Proklamation vom 17. Oktober existiert die Donaumonarchie, mit der wir den Zweibund geschlossen hatten, nicht mehr. Fürst Felix Schwarzenberg durfte von einem verjüngten Österreich reden. Das Österreich der Zukunft soll sich auf die deutschen Teile Zisleithaniens beschränken. Den Hader der Nationalitäten hoffen die Berater Kaiser Karls durch Schaffung mehrerer Nationalstaaten aus der Welt zu schaffen. An die Stelle von Herrenhaus und Reichsrat sollen nationale Parlamente treten. Der deutsch-österreichische, der tschechoslowakische, der südslawische und der ruthenische Staat schließen einen neuen Bund zu gemeinsamer Verteidigung. Aus dem Kaiser von Österreich wird ein mit vier oder mehr Kronen geschmückter Bundespräsident.

Ist bei dieser geplanten Neuordnung bereits das galizische Polen aufgegeben, so hat Ungarn die weitere Entwicklung nicht abgewartet und die Personalunion mit dem neuen Staatenbunde unter Kündigung des Dualismus proklamiert. Eine ähnliche Auseinandersetzung mit Kroatien, Bosnien, Herzegowina und den rumänischen Ungarn würde die Entstehung eines zweiten Staatenbundes bedeuten. Wie in Deutschland die Demokratisierung, soll in diesen beiden neuen Staatenbünden das Selbstbestimmungsrecht jedes Volkes den defensiven Charakter der gesamtstaatlichen Vereinigung verbürgen. Der Unterschied ist nur der, daß Deutschland der nationalen Verteidigung die denkbar breiteste Basis zu geben sucht, während der defensive Charakter der

neuen Staatenbünde an der Donau darin beſtehen würde, daß ſie ſich in Zukunft nicht mehr verteidigen können. Das Heer, in deſſen Lager Öſterreich war, wäre zugleich mit dieſem Öſterreich zerſtört. Verteidigungsbündniſſe könnten zwar auch die einzelnen Gliedſtaaten dieſer lockeren Völkerfamilie miteinander ſchließen. Eine einheitliche Verteidigungsfront, die auch durch Hochverrat in den eigenen Reihen niemals zerriſſen worden iſt, wäre für alle Zeiten ausgeſchloſſen. Die von dem Pazifiſten Lammaſch „komponierte, verlutierte und kohobierte“ [1]) Mißgeburt dieſes Staatengebildes würde, wenn ſie wirklich die Phiole ihres unſinnlichen Erzeugers verlaſſen ſollte, von vornherein an der Stirn die Etikette tragen, die Samuel von Pufendorf 1667 dem deutſchen Reiche mit ſeinem zur Lüge gewordenen Reichsrechte angeheftet hatte, daß es „irregulare aliquid corpus et monstro simile“ ſei.

Denn das Oſtreich, das älter iſt als der Staat der Habsburger, hätte trotz der ſtaatlichen Anziehungskraft der Donau ohne die deutſche Klammer nie Geſtalt gewonnen. Öſterreich-Ungarn iſt durch die Dynaſtie im Laufe der Jahrhunderte auf viele Abwege geführt worden und hat deshalb viele Amputationen erleiden müſſen, aber es hat in ſeinem Kern allen Stürmen getrotzt, weil die Oſtmark an der Donau eine deutſche war. Die Amputation von 1866, ſo notwendig ſie für die Entſtehung eines Deutſchen Reiches war, hatte dieſe Oſtmark lebensgefährlich verletzt. Der Zweibund war kein voller Erſatz für die Reſerve, die gerade die Deutſchöſterreicher auf dem Reichstag zu Regensburg und am Frankfurter Bundestag gefunden hatten. Es iſt bezeichnend, daß ſie ſich zuletzt im Reichsrat gegen die aus Öſterreich hinausſtrebenden Tſchechen und Südſlawen nur mit Hilfe der galiziſchen Polen behaupten konnten. Nicht minder bezeichnend aber iſt es, daß die Monarchie, als ob ſie ihre Auflöſung beſchleunigen wollte, von Burian beraten, mit der auſtropolniſchen Löſung in letzter Stunde noch einen Abweg betrat, der zur Loslöſung der galiziſchen Polen führen mußte. Es iſt ſchlechterdings undenkbar, daß Deutſchöſterreich im lockeren Bunde mit Tſchechen, Slowaken, Slowenen und Ruthenen ſeinen eigenen Beſitzſtand in den Alpenländern verteidigt und die deutſchen Enklaven innerhalb der verbündeten Nationalſtaaten vor Vergewaltigung ſchützt. Auch das wirtſchaftliche Band würde zugleich mit der deutſchen Klammer gelockert. Der Weg, der jetzt eingeſchlagen worden iſt, führt die Länder Kaiſer Karls vielleicht aus dem Weltkriege hinaus, aber er führt auch mit innerer Notwendigkeit die Deutſchöſterreicher in das Deutſche Reich hinein.

Das Verdienſt, das zuerſt erkannt zu haben, gebührt zweifellos der öſterreichiſchen Sozialdemokratie. Für die wirtſchaftliche Grundlage der Monarchie hatte ſie ſtets das ſtärkſte Gefühl, und ſo iſt ihr denn auch zuerſt zum Bewußtſein gekommen, daß die deutſche Oſtmark ſich ohne den Rückhalt und die Stoßkraft Deutſchlands nicht durchſetzen könne. Von der Gruppe

[1]) Fauſt, zweiter Teil, zweiter Akt: Laboratorium.

um Karl Renner und Adler ist die jüngste Einigung der Deutschösterreicher ausgegangen, die sie, auch darin Deutsche, von Feinden rings umgeben, bis dahin nie gefunden hatten. Von dieser Seite strecken sich uns heute Hände entgegen, die wir als deutsche Brüder in gemeinsamer Abwehr schwerster Bedrohung unseres Volkstums ergreifen müssen. Dann findet auch Ungarn wieder den Weg zu Deutschösterreich zurück, den die Gottverlassenheit der Wiener Politiker dieser Vormauer des Abendlandes soeben verrammelt hat.

In dem Lager unserer Feinde, namentlich der scharfblickenden Franzosen, hat man diese Entwicklung schon längere Zeit kommen sehen und daher gewarnt, die Österreich-Ungarns Auflösung beschleunigende tschecho-slowakische und südslawische Politik der Entente nicht zu übertreiben, damit nicht Deutschland schließlich aus alle dem noch Gewinn ziehe. Wir können demnach zu den Intrigen Wilsons und seiner Verbündeten nichts anderes sagen als: nur zu. Aber wir dürfen auch nicht selbst die Hände in den Schoß legen oder gar wie bisher unseren Kurs mehr oder weniger vom Ballplatz in Wien bestimmen lassen. Graf Rechberg hat einmal von Bismarck gesagt, dieser schreckliche Mensch sei imstande, den Rock auszuziehen und selbst auf die Barrikade zu treten. Was 1866 noch Bismarck hieß, ist heute das ganze deutsche Volk von der Königsau bis zur Leitha. Der Kampf der Sozialdemokratie gegen den Kapitalismus hat einen nationalen Inhalt bekommen, seitdem Wilson am Werke ist, alle Völker der Erde zur Verehrung des in Wallstreet aufgerichteten goldenen Kalbes zu zwingen. Das Deutschtum ist keine Trommel wie Mitteleuropa, hinter der der große Haufen der stets gedankenlosen Zeitgenossen hergelaufen ist. Es will auch nichts von Götzendienern wissen, die es nicht abwarten können, sich dem amerikanischen Kult zu unterwerfen. Wohl aber umspannt es von der Sozialdemokratie bis zu den Konservativen alle Parteien und Stände, die den Glauben an die eigene Zukunft noch nicht verloren haben. Im Dreißigjährigen Kriege war unser Vaterland der Kriegsschauplatz der großen Mächte. Heute stehen amerikanischer Kapitalismus und Bolschewismus in Bereitschaft, auf deutscher Erde die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Die Gefahr des Untergangs ist uns in nächste Nähe gerückt. Wer nicht Revolution leiden will, muß Revolution machen. Je rascher, je entschlossener Deutsche und Deutschösterreicher auf die Barrikade des Deutschtums treten, desto eher dürfen sie hoffen, die Heimat zu schützen, wie sie einst die Mongolen gemeinsam abgewehrt haben. Gelüstet es Wilson, dem großen Würger des Menschengeschlechtes Dschingiskhan seinen Ruhm streitig zu machen, so möge er kommen. Er findet ein aus Lebenswillen zum Sterben bereites Volk.

(Abgeschlossen am Tage der Völkerschlacht bei Leipzig.)

Belgien.

Von

Philipp Hiltebrandt.[1])

Nach dem Ausbruch des russischen Krieges und nach der Neutralitätsverweigerung Frankreichs und Englands besaß Deutschland vom Standpunkt der Notwehr aus ein volles moralisches Recht zum Durchbruch durch Belgien. Deutschland hatte den Krieg nicht gewollt, es hatte ihn immer wieder hinausgeschoben und auch in der serbischen Krisis alles Erdenkliche getan, um ihn zu vermeiden. Es stand jetzt einer Koalition gegenüber, wie sie die Geschichte noch nicht gesehen hatte. Es gab kaum einen Staatsmann außerhalb Mitteleuropas, der nicht mit der baldigen Niederlage Deutschlands rechnete. Die russische Armee war allein schon im Frieden doppelt so stark, wie die Heere der Mittelmächte zusammen: sie verfügte, hinter den starken polnischen Flußfestungen im geheimen mobilisiert, über den Vorteil der inneren Linie, und kein natürliches Hindernis hielt bis zur Oder und den Karpathen den Marsch der unerschöpflichen russischen Heeresmassen auf. Das österreichisch-ungarische Heer war ein unsicherer Faktor: es bestand zur Hälfte aus Slawen, und man wußte nicht, wie weit diese sich im Kampfe gegen das slawische Rußland bewähren würden. Der Kampf im Osten drohte somit allein schon die gesamte Streitmacht Deutschlands in Anspruch zu nehmen. Im Westen war, da Italien sich neutral erklärte, Deutschland vollkommen auf seine eigenen Kräfte angewiesen. England vernichtete den gesamten deutschen Welthandel und schloß Deutschland vollkommen von der übrigen Welt ab, ohne daß vorläufig die geringste Aussicht bestand, diese Blockade irgendwie brechen zu können. Schon aus Mangel an für die Erzeugung der Munition notwendigem Salpeter, dessen künstliche Herstellung noch nicht erfunden war, schien Deutschland kapitulieren zu müssen. Die französische Armee, der deutschen an Artillerie überlegen, war im Frieden beinahe so stark wie diese, und die Westmächte besaßen eine Bevölkerung, die die des Reiches um zwanzig Millionen übertraf, und aus der im Notfalle eine um zwei Millionen Mann der deutschen überlegene Rekrutenzahl gezogen werden konnte. Von Elsaß-Lothringen her waren die Franzosen, durch die natürliche Grenze der Maas und der Côte Lorraine gedeckt, nahezu unangreifbar. Brachen sie mit den Engländern zusammen, um dem für Deutschland scheinbar nutzlosen Kampfe ein Ende zu machen und ihm den Todesstoß zu versetzen, von Belgien und Holland her mit ihren schwarzen, braunen und weißen Truppen

[1]) Aus dem noch vor Weihnachten in unserem Verlage erscheinenden Buche Philipp Hiltebrandts, Das europäische Verhängnis — Die Politik der Großmächte, ihr Wesen und ihre Folgen.

gegen das rheinisch-westfälische Industriegebiet vor, dann war Deutschland verloren. Daß die Westmächte den vor fünfundsiebzig Jahren unter ganz anderen politischen Verhältnissen abgeschlossenen belgischen Neutralitätsvertrag achten würden, war, trotz ihrer Belgien gegenüber abgegebenen Versicherung, wenig wahrscheinlich, nachdem sie den vor kaum zehn Jahren von dreizehn Staaten unterzeichneten internationalen Algesirasvertrag nach kurzer Zeit gebrochen hatten. Ihre Haltung gegenüber der von Holland im Jahre 1911 beschlossenen Befestigung der Scheldemündung wies deutlich genug darauf hin, daß sie sich früher oder später unter dem billigen Vorwande, Belgien gegen Deutschland schützen zu müssen, in den Besitz dieses Landes setzen würden. Noch im April 1914 hatte der französische General Coupilland, seit 1908 Präsident des technischen Komitees der Infanterie, die belgische Neutralität als eine Sache, „die nicht viel mehr als eine diplomatische Fiktion sei", bezeichnet und den Ausbau der belgischen Festungen und die Aufstellung einer starken belgischen Armee gefordert, „die imstande sei, den Schutz des Landes zu übernehmen oder einer französischen Offensive aus der Gegend Maubeuge—Mons—Dinant—Namur die Hand zu reichen, oder endlich sich in Verbindung mit einem Expeditionskorps setzen könne, das England ohne Schwierigkeit über Boulogne, Calais, Dünkirchen oder selbst Ostende, Zeebrügge senden würde". Spätere Enthüllungen haben die deutschen Befürchtungen vollauf bestätigt. Schon am 25. April 1912 hatte der englische Militärbevollmächtigte Bridge dem belgischen Generalstabschef Jungbluth, ohne sich um dessen Einwände zu kümmern, mit brutaler Offenheit mitgeteilt, daß während der Marokkokrise von 1911 eine englische Armee von hundertsechzigtausend Mann bereit gewesen sei, im Kriegsfalle auf dem Festlande einzugreifen, gleichviel, ob die Belgier dies wünschten oder nicht. Ähnliche Geständnisse machte später die Havas im Januar 1917 mit dem Hinzufügen, daß Belgien immer das Schlachtfeld der Völker gewesen sei. Belgien mit seiner schwachen Armee, mit seiner mit den Westmächten sympathisierenden Bevölkerung und mit seiner langen ungedeckten westlichen Grenze war unfähig, sich gegen England-Frankreich zu verteidigen, selbst wenn es den ehrlichsten Willen dazu hatte. Kam Belgien aber in englisch-französische Hände, dann war auch die holländische Neutralität nicht mehr haltbar, und ganz Nordwestdeutschland lag nach dem Übergang des an seinem Unterlauf leicht zu überschreitenden Rheins dem feindlichen Einbruch offen. In dieser nach Osten wie nach Westen hin so verzweifelten Lage blieb Deutschland in seinem Existenzkampfe kein anderer Weg zur Rettung übrig: es mußte das offene nordwestliche Einfallstor zu den rheinisch-westfälischen Kriegswerkstätten und den Nordseehäfen gegen den Feind schließen und die englisch-französischen Armeen zu zerschmettern suchen, ehe die ungeheueren Massen Rußlands in die korn- und viehreichen Provinzen des Ostens einbrachen und Deutschland aus Mangel an Nahrungsmitteln zur Kapitulation zwangen. Vergebens machte Deutschland, um Belgien vor seinem Schicksal zu be-

wahren, in London den wiederholten Versuch, die Neutralität Englands zu sichern, und erbot sich sogar zu dem Zugeständnis, die Integrität Frankreichs und seiner Kolonien zu garantieren. Nachdem diese Anerbieten, durch deren Annahme England Belgien hätte retten können, an dem englischen Egoismus gescheitert waren, sah sich Deutschland zum Einmarsch gezwungen. Niemals ist somit von dem Rechte der Notwehr, das über allem geschriebenen Recht steht, ein gerechterer Gebrauch gemacht worden, als es von Deutschland bei der Okkupation von Belgien geschah. Sie ist nicht auf eine Linie zu stellen mit den zahllosen Neutralitätsrechts- und Vertragsbrüchen, die England sich während des Krieges zu schulden kommen ließ: denn in diesen Fällen handelte es sich, wie zum Beispiel Griechenland gegenüber, nicht um Notwehr, sondern einfach um eine durch die Opportunität bestimmte Gewaltspolitik, der jedes Mittel recht ist. Der Reichskanzler Bethmann Hollweg war darum vollkommen berechtigt, sich auf das Recht der Notwehr zu berufen; sein Unglück war nur, daß er dabei das Wort: „Not kennt kein Gebot" zitierte, ein Spruch, der sich in andere Sprachen seinem wirklichen Sinne nach nicht ohne weiteres übersetzen läßt, da alle für „Not" in Betracht kommenden Wörter (nécessité etc.) nicht dringende Not, sondern opportunistische Notwendigkeit bedeuten, so daß auf Grund dieser falschen Übersetzung der deutsche Einmarsch in Belgien von der feindlichen Propaganda als Ausfluß einer rein durch Nützlichkeitsgründe geleiteten, um Recht und Gerechtigkeit unbekümmerten brutalen Gewaltpolitik hingestellt werden konnte.

Ebenso wenig wie Deutschland kann man aber auch Belgien einen Vorwurf machen, wenn es sich gegen den deutschen Einmarsch zur Wehr setzte. Es war in einer ähnlich furchtbaren Lage wie Deutschland. Der zum Schutze Englands und Deutschlands gegen Frankreichs belgische Eroberungspläne auf Veranlassung der englisch-preußischen Diplomatie zustande gebrachte internationale belgische Neutralitätsvertrag, den schon 1855 der belgische Kriegsminister Lebeau als einen „Fetzen Papiers" bezeichnet hatte, war in seinem eigentlichen Sinne völlig verändert und nahezu inhaltslos geworden, nachdem England sich mit Frankreich vereinigt und die beiden Hauptgaranten England und Deutschland sich entzweit hatten. Kam es zum Kampfe zwischen Frankreich, England und Deutschland, dann lag Belgien gerade zwischen diesen drei Mächten. Man konnte von belgischer Seite schwerlich hoffen, von dem ungeheueren Brande, der Belgien von allen Seiten umgab, verschont zu bleiben. Das kleine, durch Rhein, Vogesen, Maas und durch die großen deutschen und französischen Festungen beengte deutsch-französische Grenzgebiet bot für den Riesenkampf zwischen drei Weltmächten keinen genügenden Raum. Der Kampfplatz mußte, um eine Entscheidung zu erzielen, durch die breite belgische Ebene erweitert werden. Denn England und Frankreich konnten nur in Calais und Paris, und Deutschland nur in Rheinland-Westfalen entscheidend getroffen werden. Die Zukunft von so und so vielen Hundert Millionen Menschen galt mehr als die Ruhe von acht Millionen Belgiern.

Dies war für jeden, der über das elementarste politisch-militärische Denken verfügte, klar. Es war deshalb nach den Erfahrungen der Geschichte so gut wie sicher, daß die belgische Ebene, mochten die Kämpfenden zu Beginn des Krieges sich noch so feierlich zur Wahrung der belgischen Neutralität verpflichten, früher oder später der Schauplatz der großen Auseinandersetzung zwischen Mittel- und Westeuropa wurde. Beinahe in allen großen Koalitionskriegen der Neuzeit bis zur Schlacht bei Waterloo (1815) war die Entscheidung auf belgischem Boden gefallen, während Holland und die Schweiz, die beiseite lagen und durch natürliche Hindernisse gedeckt waren, verschont blieben. Wurde aber Belgien in einem europäischen Kriege wiederum das Schlachtfeld der modernen, mit furchtbaren Zerstörungswaffen ausgerüsteten Massenheere, dann war die Blüte des industriereichen Landes dahin. Diese schwere Sorge bedrückte seit dem Zustandekommen der Entente die belgischen Politiker. In zahlreichen Zeitungsartikeln, Schriften, Parlamentsverhandlungen, politischen und militärischen Denkschriften und amtlichen Beratungen wurde die Frage der belgischen Haltung für den Fall eines Krieges diskutiert. Vier Wege kamen für die Sicherung Belgiens in Betracht.

1. Man konnte die unhaltbar gewordene Neutralität aufgeben und sich entweder an das Deutsche Reich oder an die Westmächte anschließen. Seit der Begründung des belgischen Staates war Preußen der stärkste Schutz der belgischen Unabhängigkeit gegen Frankreich gewesen. Preußische Truppen hatten 1814/15 das Land von der Napoleonischen Militärherrschaft befreit. Auf dem Wiener Kongreß verhinderte die preußische Diplomatie die Teilung Belgiens. Nach der Absicht Talleyrands sollte damals das belgische Gebiet an Frankreich, Preußen und Holland gegeben werden. „Mit diesem Lande", so sagte Talleyrand zu dem preußischen Gesandten Bülow, „könne es nicht so weiter gehen. Die Belgier seien eine Herde feiger Vagabunden und nicht wert, unabhängig zu sein. Es gäbe nur eine Lösung aller Schwierigkeiten, und das sei eine Teilung. Wenn Frankreich, Preußen und Holland einig seien, so sei die Sache einfach, und England müsse sich mit der Umwandlung Antwerpens in einen Freihafen zufrieden geben." Dieser Vorschlag wurde von Preußen abgelehnt. Nachdem es Frankreich im Jahre 1830 gelungen war, die Vereinigung Hollands und Belgiens zu sprengen, nahm es seine bereits aus dem vierzehnten Jahrhundert datierenden, während der ganzen Neuzeit verfolgten Annexionspläne wieder auf. Der Julikönig Louis Philipp suchte Belgien anfangs, wie schon Heinrich der Vierte im siebzehnten Jahrhundert, durch Heirat zu gewinnen. Zum vermehrten Schutze Belgiens wurde dieses auf Preußens und Englands Betreiben unter internationale Garantie gestellt und Preußen das Besatzungsrecht der Maasfestungen eingeräumt. Dieser Vertrag hielt aber Frankreich nicht ab, auch weiterhin nach dem Besitz des Landes zu streben. „Frankreich werde sich nicht von Neutralen blockieren lassen," erklärte der französische Premierminister im Jahre 1840. Nach dem Staatsstreich Napoleons des Dritten wurde Belgien sofort „das nächste Beuteziel

des gekrönten Raubvogels", wie König Friedrich Wilhelm der Vierte sich damals ausdrückte. Napoleon der Dritte betrachtete Belgien nach dem Zeugnis des französischen Staatsmannes Ollivier als „eine künstliche Schöpfung, die gegen Frankreichs Größe aufgerichtet sei und kein Recht auf irgend welche Unverletzlichkeit habe". In der französischen Publizistik wurde der König von Belgien damals als „Schildwache der heiligen Allianz gegen Frankreich", eine „Art englischer Präfekt" genannt, der Belgien hindere, zum „Mutterlande" zurückzukehren. Die Neutralität wurde „als eine Chimäre und Unmöglichkeit" hingestellt; „Frankreich fühle sich von dem Drucke von Waterloo nicht eher befreit, als bis Waterloo französisch geworden sei". Über die Neutralität Belgiens und die Freiheit der kleinen Staaten setzte sich Frankreich mit leichtem Herzen hinweg. In dem Zirkular vom 16. September 1866 verkündete Napoleon der Dritte: „Eine unwiderstehliche Macht ... zwingt die Völker, sich zu großen Staaten zusammenzuschließen und die Staaten zweiten Ranges verschwinden zu lassen. Die Kaiserliche Regierung hat die Annexionen erkannt, die von einer absoluten Notwendigkeit befohlen werden." Ohne Preußens Beistand war Belgien damals verloren. Denn England fühlte sich nicht verpflichtet, unter allen Umständen für Belgien einzutreten. Wie früher von Lord Aberdeen und Palmerston, so wurde dies jetzt von Gladstone offen erklärt und jede „starre und unpraktische Auffassung der Garantie Belgiens" verworfen. Im Jahre 1862 begann Napoleon der Dritte seine geheimen Verhandlungen mit Preußen, die bis zum Ausbruch des Krieges 1870/71 dauerten. Bismarck hätte sich den Beistand Frankreichs für das deutsche Einigungswerk erkaufen und den Krieg vermeiden können, wenn er Belgien den französischen Aspirationen preisgab. Die Schlacht bei Sedan entschied über die Freiheit und die Unabhängigkeit des selbständigen belgischen Staates. „Wenn Deutschland, was Gott verhüte, erst geschlagen wäre," so sagte Bismarck damals mit Recht, „würden die Engländer den Belgiern gar nichts nützen können, sondern sie würden froh sein, wenn sie selbst im Lande sicher blieben." Wie den Besitz und den Schutz seiner Freiheit, so verdankte Belgien Preußen-Deutschland auch den Erwerb seiner reichen Kolonien. Die Politik Bismarcks verschaffte den Belgiern den Kongostaat. Wenn Belgien diese reichen Gebiete gegenüber der englischen Begehrlichkeit behaupten konnte, so war dies wiederum nur infolge des Rückhalts möglich, den es an Deutschland fand. Vermöge seines deutschen Hinterlandes wurde Antwerpen nach Hamburg der größte Hafen des Kontinents. Deutschland hatte ein vitales Interesse an einem blühenden und mächtigen Belgien, das stark genug war, Rheinland-Westfalen gegen einen feindlichen Einbruch zu decken. Es hätte der deutschen Heeresleitung den ungeheueren Vorteil gewährt, sich im Falle eines Zweifrontenkrieges an der kurzen und leicht zu verteidigenden französischen Grenze auf die Defensive zu beschränken und ihre Kräfte gegen Rußland zu konzentrieren. Noch im Jahre 1912 hatte Kaiser Wilhelm nach den Schweizer Manövern zu dem Oberstkommandierenden der Schweizer Armee ausdrücklich gesagt, er wünsche

an der deutschen Nordwestgrenze einen militärisch ebenso starken neutralen Staat zu besitzen wie an seiner südwestlichen. Zu allen Zeiten ist Deutschland für die belgische Neutralität eingetreten und bis zuletzt hat es diesen Standpunkt zu wahren gesucht. Am 22. Juli 1870 teilte Bismarck dem belgischen Gesandten mit: „In Bestätigung meiner mündlichen Zusicherungen habe ich die Ehre, Ihnen schriftlich die angesichts der in Kraft befindlichen Verträge gänzlich überflüssige Erklärung abzugeben, daß der Norddeutsche Bund und seine Verbündeten die Neutralität Belgiens achten werden, vorausgesetzt, daß sie von der anderen kriegführenden Partei geachtet wird." Als England im Februar 1887 in dem weiter unten angeführten „Standard"-Artikel Deutschland das Wegerecht durch Belgien freigab, ließ Bismarck am 24. Februar in der „Post" erklären: „Wir legen Gewicht auf eine Verwahrung unseren englischen Freunden gegenüber. Diese scheinen so überzeugt zu sein, daß Deutschland entschlossen sei, einer für unabwendbar gehaltenen Gefahr demnächst zuvorzukommen, daß sie seit einigen Wochen mit Eifer die Frage des Schutzes der belgischen Neutralität erörtern, welcher England in Gemeinschaft mit anderen Großmächten obliegt. Man kommt zu dem Resultat, daß die Verletzung der belgischen Neutralität zu gestatten sei, wenn der Sieger sich verpflichtet, beim Frieden die Unabhängigkeit Belgiens nicht anzutasten. Das sind sehr verfrühte und nicht bloß verfrühte, sondern selbst grundlose Sorgen und Pläne. Daß die deutsche Politik entschlossen ist, nicht darum einen Krieg zu beginnen, weil sie glaubt, daß er ihr aufgedrungen wird, hat Bismarck am 11. Januar mit allem Nachdruck erklärt. Außerdem aber würde Deutschland nie einen Krieg mit der Verletzung eines europäischen Vertrages beginnen. Man nimmt in England an, daß die deutsch-französische Grenze durch Frankreichs Verteidigungsanstalten für jede Offensive unzugänglich geworden und daß folglich der deutsche Generalstab den Durchbruch durch Belgien ins Auge fassen müsse. Wir glauben nur nicht, daß englische Tagesschriftsteller, so einsichtig sie sein mögen, so leicht imstande sind, die Kombinationen des deutschen Generalstabes zu erschöpfen. Jedenfalls befinden sie sich im Irrtum, wenn sie meinen, die Leitung der Politik sei bei uns den Gesichtspunkten des Generalstabs unterworfen und nicht umgekehrt. Ebensowenig wie die belgische, wird jemals die Neutralität der Schweiz von Deutschland verletzt werden. Viel zu hohen Wert legt die deutsche Staatsleitung auf ihren Ruf der strengsten Beobachterin der Verträge, welche Europa zur Bewahrung seines Friedens errichtet hat. Außerdem lehrt doch wohl der gesunde Menschenverstand, daß es nicht gerade klug wäre, die Streitkräfte Belgiens wie der Schweiz zur Waffengemeinschaft mit dem französischen Angriff zu zwingen." Im Jahre 1811 ließ der Reichskanzler Bethmann Hollweg auf den belgischen Wunsch, es möchten im Reichstage Erklärungen über Deutschlands Haltung zur belgischen Neutralität gegeben werden, antworten, Deutschland habe nicht die Absicht, die belgische Neutralität zu verletzen, aber eine öffentliche Erklärung werde Deutschlands militärische Stellung Frankreich gegenüber

schwächen. Am 2. Mai 1913 erklärte der Staatssekretär des Auswärtigen, Herr von Jagow, auf die Anfrage eines sozialistischen Abgeordneten in der Budgetkommission des Reichstages: „Die Neutralität Belgiens ist durch internationale Abmachungen bestimmt, und Deutschland ist entschlossen, diese Abmachungen zu respektieren." Und als wider den Willen Deutschlands der Einmarsch in Belgien infolge der Haltung Englands notwendig geworden war, gab der Reichskanzler Bethmann Hollweg offen und ehrlich das Unrecht an Belgien zu und versprach, für allen Schaden aufzukommen. Niemals war Deutschland, ähnlich wie Frankreich, der Freiheit des belgischen Staates, noch wie England, der Sicherheit der belgischen Kolonien zu nahe getreten. „Wo hat Herr Delcassé je gesehen," so schreibt der belgische Gesandte Greindl, „daß Deutschland den anderen Völkern seine Vorherrschaft aufdrängen wollte? Wir sind seine nächsten Nachbarn, und seit zwanzig Jahren habe ich bei der kaiserlichen Regierung nicht die geringste Neigung entdecken können, ihre Stärke und unsere Schwäche zu mißbrauchen. Ich wünschte nur, daß die anderen Großmächte sich der gleichen Rücksicht gegen uns befleißigt hätten." In der Tat war die belgische Regierung unter der Leitung des klugen Königs Leopold deutschfreundlich gesinnt. Nirgends ist der friedfertige Charakter der deutschen und das friedensgefährdende Treiben der englischen, französischen und russischen Ententepolitiker klarer und schärfer gekennzeichnet worden, als in den klassischen Berichten des belgischen Gesandten. Sie hatten ohne Ausnahme erkannt, daß, wenn Belgien in seine gefährliche Lage gekommen war, einzig und allein die Einkreisungspolitik König Eduards die Schuld trug.

Trotzdem erwies sich ein engerer Anschluß an Deutschland aus inneren und äußeren Gründen von vornherein als eine Unmöglichkeit. Die maßgebenden Kreise der Bevölkerung, die Wallonen und die meist französierenden gebildeten Schichten des Vlamentums, neigten zu Frankreich. Die Liberalen und die Radikalen waren aus parteidoktrinären, die Klerikalen aus konfessionellen Rücksichten gegen Deutschland. Militärisch schien Belgien, das mit seiner Breitseite nach Westen liegt, nicht in der Lage zu sein, sich auf die Dauer gegen die Entente verteidigen zu können, selbst wenn ihm die deutsche Hilfe zur Seite stand. Allgemein wurde die Entente dem Dreibund als an Macht weit überlegen angesehen. England hatte es in der Gewalt, sofort den gesamten Export und die Nahrungs- und Rohstoffeinfuhr Belgiens zu sperren und sich der belgischen Kolonien, auf die es, wie die gegen die belgische Verwaltung eröffnete Greuelpropaganda bewies, schon lange ein Auge geworfen hatte, zu bemächtigen. Im Falle eines verlorenen Krieges war Belgien vollends in seiner staatlichen Existenz vernichtet.

2. Ebensowenig aber schien es geraten, sich offen an die Entente anzuschließen, denn man hätte dann den Deutschen das volle Recht zum Einmarsch in Belgien gegeben. So machte man den Versuch, an der Neutralitätspolitik festzuhalten, die wiederum eine passive oder aktive sein konnte.

3. Die erste Richtung, die vor allem von dem bekannten belgischen

Staatsrechtslehrer Nijs und dem Major Girard in seinen zahlreichen Schriften verfochten wurde, trat für die passive Neutralität ein. Nach Nijs' Ansicht verbürgten die internationalen Verträge von 1831 den Belgiern zwar die vertragliche Neutralität, keineswegs aber die Unverletzlichkeit ihres Gebietes im Kriegsfalle. Sie seien auch selbst nicht verpflichtet, diese Unverletzlichkeit aufrecht zu erhalten, sondern könnten sogar einen Durchzug fremder Truppen durch ihr Gebiet geschehen lassen, ohne ihre Neutralität aufzugeben. Nach Girards Anschauung sollte Belgien nicht einen mißverstandenen oder absichtlich mißgedeuteten Rechtsbegriff der Neutralität, sondern sein eigenes Fortbestehen verteidigen. Wenn eine Nachbarmacht, zum Beispiel Deutschland, seine Truppen durch das Land führe, so geschehe dies nicht in der Absicht, Belgien zu unterjochen, sondern einfach aus strategischen Gründen. Es wäre töricht, sich einer Übermacht unter allen Umständen zu widersetzen, selbst auf die Gefahr hin, unterdrückt zu werden und das eigene Dasein zu zerstören; klug dagegen, in frei gewählter Zurückhaltung auf eine schlagfertige Heeresmacht Gewehr bei Fuß, das Ringen der Mächtigen geschehen zu lassen und eine günstige Gelegenheit zur Sicherung der eigenen Interessen zu erspähen. Diese Anschauung ging von der richtigen Erkenntnis aus, daß Belgien nicht imstande war, sich einer feindlichen Invasion zu widersetzen, und sie widersprach in keiner Weise den Verträgen von 1831. Sie war auch von England während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts akzeptiert worden. Noch im Jahre 1887, als für Deutschland der Zweifrontenkrieg drohte, und England sowohl mit Frankreich wie mit Rußland verfeindet war, hatte der englische Premierminister Salisbury der deutschen Regierung zu verstehen gegeben, daß England als Garant der belgischen Neutralität nichts gegen einen Durchmarsch durch Belgien einzuwenden habe. Am 4. Februar erschien in dem Londoner Regierungsblatt, dem „Standard", ein Artikel eines ungenannten Diplomaten, in dem scharf zwischen dem „nur zeitweiligen Gebrauch eines Wegerechts und der dauernden unrechtmäßigen Besitznahme eines Gebietes" unterschieden wurde. Nur bei der letzteren, nicht bei der ersteren geringfügigen Rechtsverletzung erforderten Englands Ehre und Interesse ein Eingreifen. In dem zu gleicher Zeit publizierten Leitartikel dieses Blattes hieß es: „Wenn der eine oder der andere zu England sagte: Alle militärischen Zugänge zu Frankreich und zu Deutschland sind verschlossen und nur der neutrale steht uns offen; dieser Zustand ist nicht bloß schädlich, sondern verhängnisvoll für unseren militärischen Erfolg; er hat sich eingestellt, seit dem Vertrag der Unverletzlichkeit der einzigen Wege, deren wir uns bedienen können; wir wollen die Unabhängigkeit Belgiens respektieren und wir wollen die feierlichsten und dringendsten Zusicherungen geben, daß nach dem Ende des Krieges Belgien frei und unabhängig sein soll wie zuvor — wenn Deutschland, und die Voraussetzung erstreckt sich natürlich auch auf Frankreich, sich dieser Sprache bediente, dann besteht kein Zweifel, welche Maßregel für England klug und einwandfrei und was

die Antwort der englischen Regierung sein würde. England wünscht nicht wahre Verbindlichkeiten abzuschütteln, aber es wäre Wahnwitz für uns, unnötig Verbindlichkeiten auf uns zu nehmen, wenn ein solches Vorgehen uns in einen schrecklichen Krieg verwickeln würde." Diese Anschauung von der belgischen Neutralität hatte aber England nach dem Zustandekommen der Entente mit Frankreich vollkommen geändert. Räumten die Belgier den Deutschen das Wegerecht ein, so lieferten sie den Engländern den bequemen Vorwand, ihren lang geplanten Raub des Kongostaates auszuführen. Ferner aber bestand die Gefahr, daß beim Einmarsch des einen Gegners auch der andere in Belgien einrückte und die Entscheidungsschlachten auf belgischem Boden stattfanden. Deshalb ist man zu Beginn des Weltkrieges der Nijs-Girardschen Richtung nicht gefolgt und hat die deutsche Forderung auf Wegerecht durch Belgien rundweg abgelehnt.

4. Man wählte schließlich die aktive Neutralität und entschloß sich, jeder Macht, die zuerst belgisches Gebiet betrat, mit den Waffen in der Hand zu begegnen. Diese Haltung war zwar durch das fünfte Abkommen der zweiten Haager Friedenskonferenz geboten und theoretisch neutral, in Wirklichkeit aber war sie ganz gegen Deutschland gerichtet. Denn der Lage der Dinge nach mußte Deutschland im Fall eines Krieges mit den Westmächten sofort in Belgien einmarschieren, während es für diese weit vorteilhafter war, mit dem Einmarsch zu warten, bis die Deutschen sich an der Weichsel und an der Côte Lorraine verbissen hatten. Wie aus einer von dem belgischen Generalstabschef Ducarne verfaßten Denkschrift vom Februar 1909 hervorgeht, nahm man in Belgien in richtiger Einschätzung der militärisch-politischen Lage Deutschlands es als sicher an, daß Deutschland, um einer für das Reich lebensgefährlichen Besetzung Belgiens durch die Westmächte zuvorzukommen, zuerst in Belgien einfallen würde. Obwohl nach den Berichten der belgischen Gesandten Belgien durch die von der Entente gegen das friedliche Deutschland betriebene Einkreisungspolitik in seine gefährliche Lage geraten war und obwohl die deutsche Invasion erst durch die früher oder später drohende und auch von Ducarne als sicher angenommene englisch-französische Invasion hervorgerufen wurde, wandte man alle militärischen Vorbereitungen allein gegen Deutschland. Ein Widerstand gegen die Westmächte erschien aus inner- und außerpolitischen, aus militärischen und kommerziellen Gründen für Belgien von vornherein unmöglich zu sein. Dagegen konnte man hoffen, Lüttich und die schmale Grenze gegen Deutschland zu halten, bis die franko-englischen Heere zur Stelle waren. Um den Aufmarsch des englischen Heeres zu erleichtern, wurden bereits 1906 zwischen Ducarne und dem englischen Militärbevollmächtigten Bernardiston die bekannten belgisch-englischen „Militärkonversationen" gepflogen und der Hafen von Zeebrügge zur Landung des englischen Expeditionskorps ausgebaut, da Antwerpen durch die holländischen Kanonen von Vlissingen gesperrt war. Und während man gegen Osten alle Vorkehrungen traf, tat

man gegen Westen nicht das Geringste. Die Grenze gegen Frankreich und die belgische Seeküste blieben ohne militärischen Schutz, deutsch-belgische Abmachungen zum Schutze der belgischen Neutralität gegen die Westmächte wurden nicht getroffen. Dies erschien als überflüssig, da Belgien nicht in der Lage war, sich einer französisch-englischen Okkupation zu widersetzen. Auf diese Weise glaubte das Ministerium Brocqueville für die Sicherheit des belgischen Staates und der belgischen Kolonien am besten gesorgt zu haben. Es war eine Politik der Schwäche, die, unbekümmert um die Frage des Rechts oder Unrechts der beiden Mächtegruppen, ihre Sicherheit im Anschluß an den Mächtigen gegen den Schwachen suchte. Denn wurde Belgien wider Erwarten von den Deutschen überrannt, so konnte man sicher sein, daß es, nach dem unfehlbaren Endsiege der übermächtigen Entente reich entschädigt, wieder hergestellt wurde.

Obwohl die belgische Regierung vergaß, was Deutschland für Belgien getan und die Westmächte gegen den Bestand seines Staates und seiner Kolonien im Schilde geführt, obwohl sie unter Außerachtlassung der Tatsache, daß die Entente Belgien in seine bedrohte Lage gebracht, ihre Maßnahmen aus Furcht vor der Übermacht der Entente unter tatsächlicher Aufgabe der belgischen Neutralität allein gegen das in Lebensgefahr befindliche Deutschland faßte und sich indirekt in den Dienst der Entente stellte — wäre es verfehlt, ihr daraus einen Vorwurf zu machen. Sie wählte den Weg, den sie angesichts der geographischen Lage und militärischen Schwäche Belgiens für seine Lebensinteressen für den richtigsten hielt: sie lehnte es mit Recht ab, in einer „starren und unpraktischen Auffassung" des belgischen Neutralitätsvertrages die Existenz ihres Staates um der Notlage Deutschlands willen aufs Spiel zu setzen. Einzig und allein durch den Druck der Entente wurden Deutschland und Belgien wider ihren Willen gegeneinander getrieben. Die belgische Politik war durch die Entente, ähnlich wie Deutschland, in eine tragische Zwangslage versetzt, und sie wählte, wie Deutschland, die Mittel, die sie für ihre Rettung für richtig hielt.

In der belgischen Frage kommt man somit in rechtlich-moralischer Hinsicht zu folgendem Ergebnis. Die Verantwortung für das Schicksal Belgiens trägt die Politik der Entente. Sie trieb Belgien und Deutschland in einen tragischen Konflikt und zerstörte das gute Verhältnis, das bisher zwischen beiden Staaten bestand. Sie zwang Deutschland, wider seinen Willen von dem Recht der Notwehr Gebrauch zu machen. Belgien hat den ehrlichen Willen gehabt, seine Neutralität dem Geiste und dem Buchstaben nach zu wahren. Aber es war bei der Größe des Kampfes, bei seiner geographisch-strategischen Position und bei seiner militärischen Schwäche hierzu nicht imstande. Seine Neutralität bildete für die Westmächte einen Schutz und für Deutschland eine Gefahr: sie war geschichtlich ein Werkzeug der englischen Politik, das bei einem europäischen Kriege nur dann intakt bleiben konnte, wenn England selber sich neutral verhielt.

Der Auslandsdeutsche.

Von

Christian Friedrich Weiser.

Während unser Heervolk draußen mit dem Feinde ringt und das Volk der Heimat vom Schicksal gewogen wird, bleibt kaum Zeit und Stimmung, um anderes zu bedenken jenseits der großen Entscheidung. Und doch wird auch der Friede wieder kommen und mit ihm Aufgaben so gewaltig wie die des Kriegs, sei der Ausgang gut oder böse. In solchem Drang und Zwang der Zeit mag kein Deutscher müßig stehen, und wem es versagt ist, in der Entscheidung des Kampfes mitzuwirken, der wird sich doppelt verpflichtet fühlen, für den Wiederaufbau sein Bestes herzugeben. Vielleicht findet er fruchtbare Gedanken in dem Umkreis seiner besonderen Erfahrung, vielleicht weiß er verborgene Quellen der Kraft. Wie wir alle weit stärker und reicher sind, als wir ahnen, so stehen vielleicht auch dem Vaterland verborgene Mächte und Möglichkeiten zu Gebote, die nur ans Licht gehoben werden müssen, um sich alsbald aufbauend zu betätigen. So mag es wohl sein, daß wir die verhängnisvolle Vereinsamung unter den Völkern und die allgemeine Verkennung unseres Wesens und Wollens selbst verschuldet haben, weil wir nicht beizeiten die Möglichkeiten nutzten, die mit den über die Welt hin zerstreuten Millionen von Menschen unseres Blutes gegeben waren, und wir täten darum gut daran, das Versäumnis der Vergangenheit in einen Machtfaktor für die Zukunft zu verwandeln.

Erst neuerdings ist man sich allmählich der Tatsache allgemeiner bewußt geworden, daß jenseits der Reichsgrenzen immerhin ganz beträchtliche Mengen unserer Volksgenossen hausen und daß durch die heraufkommende neue Zeit zwingende Aufgaben gestellt werden, sowohl des Reiches gegenüber den Auslandsdeutschen als auch umgekehrt der Auslandsdeutschen gegenüber dem Reich. Das Reich, auf sich selber gestellt, vermag schlechterdings nicht alles zu vollbringen, was ihm obliegt an realen und idealen Aufgaben. Gewiß, wir haben Bündnisse, aber wir sind über deren Verlaß genügend belehrt. Vor dem Kriege sparten wir auch nicht mit Freundschaftsumwerbungen der verschiedensten Art, aber wir haben erfahren, daß unsere Bemühungen nichts fruchteten. Zum Teil wurden dabei Fehler gemacht, die vermieden worden wären, wenn man die in den betreffenden Ländern wohnhaften Volksgenossen zu Rate gezogen hätte. Deutsche, die etwa in Amerika aufgewachsen sind

oder lange Jahre im engsten Verkehr mit allen Volksschichten dort gelebt haben, sind doch viel eher in der Lage, die in dem Lande herrschenden Stimmungen abzuschätzen und die Wirkung etwaiger Maßnahmen oder Unternehmungen zu beurteilen, als Reichsbeamte, die gestern noch in Petersburg oder Peking saßen und denen sich das Volk, zu dem sie entsandt sind, gemeinhin nur in festlicher oder doch offizieller Gebärde zeigt. Und gerade durch diese Gebärde sind wir mannigfach getäuscht worden. Wir mögen darum von diplomatisch-politischen Diensten reden, die die Deutschen in der Fremde dem Reich hätten leisten können und zu denen sie in Zukunft herangezogen werden müssen.

Diese Forderung schließt ein, daß sich das Reich zunächst einmal überhaupt in ausreichender Weise um die Auslandsdeutschen kümmert. Vermag die offizielle Vertretung das nicht zu tun, weil es als Einmischung empfunden werden könnte, wenn das Reich für fremde Staatsbürger sich interessiert, dann müssen besondere Einrichtungen geschaffen werden. Jedenfalls besteht die zu lösende Aufgabe darin, eine geistige Verbindung herzustellen zwischen den vom Reiche abgetrennten Deutschen, Fremdbürger oder nicht, und dem Kulturleben der Stammesheimat. Weiterhin stellt uns aber schon die allernächste Zukunft vor die dringliche Frage, wie wir uns gegen die Menge jener Auslandsdeutschen verhalten wollen, die nichts sehnlicher begehren, als nach dem Kriege unter den Schutz des Reiches zurückzukehren.

Selbst Auslandsdeutscher, habe ich mir schon seit langem die ganze Summe der hier angedeuteten Probleme zu meiner besonderen Angelegenheit gemacht und mich häufig dazu geäußert. Am ausführlichsten tat ich dies in einer bei F. A. Perthes in Gotha erschienenen Schrift: „Das Auslandsdeutschtum und das Neue Reich, Betrachtungen und Vorschläge." Ich empfand es wie eine persönliche Verantwortung, die mir durch die Umstände zugefallen, gerade zu dieser Zeit- und Schicksalswende alles Notwendige und Mögliche innerhalb dieses Aufgabenkreises zu erwägen. So entspreche ich auch gern der Aufforderung, an dieser Stelle kurz zusammenfassend zu berichten.

Die letzten Jahrzehnte waren Zeugen, wie in Amerika eine aus der ganzen Welt gespeiste Energie der im Lande schlummernden unendlichen Schätze sich bemächtigte, und wie aus der ungebundenen Fülle ein Staat erstand von einer Macht und einem Reichtum, daß der Glanz Europas dagegen zusehends verblich. In Gesprächen mit Freunden drüben stand es immer schon fest, daß binnen kurzem ein angelsächsisches oder genauer, ein amerikanisches Zeitalter heraufkommen müßte, da der amerikanische Geist und Wille die Welt regierte; denn daß die Länder Europas ihre alten Fehden vergessen könnten, um den gemeinsamen Besitz an Gut und Ehre gegen den jungen Riesen aus dem Westen zu verteidigen, schien ganz außer Frage. Als Bürger der Republik hätten wir uns wohl selbst stolz und zuversichtlich fühlen mögen mit dem emporstrebenden Volk, aber allzu stark empfanden wir

den Mangel in dieser neuen Kultur und die unersetzlichen Werte des offenbar zum Abstieg und zur Abhängigkeit verurteilten alten Europa. Als Mangel der amerikanischen Art galt uns weniger die Macht des Geldes über Geist, Gemüt und Gesittung, als die geistige Unfreiheit in der Vermischung von Irdischem und Himmlischem, die Halbheit und Unausgeglichenheit, die hier in dem ganzen Umkreis des Lebens anzutreffen ist und die von Außenstehenden nur als Heuchelei beurteilt werden kann. Demgegenüber fand sich in Europa und zumal in dem Bereich der deutschen Kultur eine ganz andere Art der Geistigkeit, die in stolzer Unabhängigkeit sich ihre eigenen Gesetze gab.

Es wird verständlich erscheinen, wenn wir in solcher Besinnung die deutsche Kultur in ihrem höchsten Streben und ihrem tiefsten Sinn als das geistige Rückgrat Europas begriffen, insofern es sich der Neuen Welt gegenüber als ein Besonderes fühlt, und da die Deutschen in ihrem Drängen auf Wahrhaftigkeit, auf innere Folgerichtigkeit des Lebens und Denkens bei aller Zurückgebliebenheit in anderen Dingen gegen den besonderen Mangel des Angelsachsentums eine besondere Tugend stellten, die der Lebens- und Kulturvollendung nie mangeln darf, so ward es uns immer deutlicher, daß dem deutschen Volke eine eigentümliche Aufgabe zugefallen war, deren Bewältigung eine planmäßige Zusammenfassung des Volksganzen erforderte. Zunächst freilich mag es nötig sein, daß man sich im Vaterland der ererbten Ideale und ihrer Verpflichtung aufs neue erinnert.

Die Deutschen in der Fremde, insoweit sie durch das Nachdenken über sich selbst oder durch die Fragen der anderen sich zur Rechenschaft über deutsche Art und Leistung gezwungen sahen, waren selbst kaum im Zweifel über Rede und Antwort, und um so betrüblicher war ihnen darum stets die Erfahrung, wenn sie bei ihrer Rückkehr ins Vaterland fanden, daß man die alten Ideale schier vergessen hatte. Die schmerzlichste Enttäuschung aber war es ihnen, zu gewahren, wie zahlreiche Deutsche neuerdings die Kultur der Angelsachsen als schimmerndes Ideal vor dem deutschen Volk errichten konnten. Ohne Frage besitzt der Lebensstil der Engländer und Amerikaner eine werbende Kraft. Gewinnend wirken die freie, menschliche Art und die verbindlichen Formen des Verkehrs, das Gepflegte in der äußeren Erscheinung des einzelnen wie in dem Bild der Familie und des Hauses; vor allem aber mußte die Freiheit bestechen, in der sich hier der Bürger dem Staate gegenüber behauptete, die freundwillige Kollegialität zwischen Staat und Volk. Zu all dem kommt endlich als besonders bestrickend die Selbstsicherheit des Auftretens, die Selbstverständlichkeit, mit der hier ohne Worte der Anspruch auf erste Geltung erhoben wird. Das sind die Dinge, die dem deutschen Besucher zunächst in die Augen fallen, weil er hier von einem Mangel in der Heimat herkommt, und die Vorzüge wirken in einer Weise blendend, daß es einer längeren Zeit bedarf, um in klarem, ungetrübtem Schauen die Risse und die Schatten des

Bildes zu gewahren. Ein Mann, der das angelsächsische Lebensgefüge von Grund auf kennen gelernt und als Deutscher eine Vorstellung davon hat, was als Leistung mit der deutschen Kultur gegeben und als Ideal in ihr wirksam ist, wird sich nun und nimmer dazu verstehen können, dem deutschen Volke eine Trabantenrolle zuzuweisen unter der Gefolgschaft, die die Angelsachsen in der Welt gefunden haben. Sind sie stolz, nun wohl, seien wir's auch! Haben sie Grund, so wir nicht weniger! Könnte denn irgend jemand glauben, daß wir uns angelsächsische Achtung verdienen, wenn wir uneingedenk unserer Leistung als Kulturvolk und unserer ganzen Vergangenheit als Nation uns diesem Herrenvolk zu Troß und Bann anbieten? Aber nicht allein der Stolz und die Würde als Volk heischen von uns die Selbstbehauptung gegenüber britisch-amerikanischer Anmaßung; wir mögen Fichtes anfeuerndes Wort an die deutsche Nation, daß der Menschheit Würde mit ihr siege, mit ihr sinke, als an unser Geschlecht gerichtet denken. Ein einziges und höchstes Ideal der Menschheit ist in der Tat uns in die Hand gegeben, und wir wären kaum der Erhaltung wert, wollten wir dieser Sendung uns entziehen.

Es ist nicht nur dieser oder jener in der Welt verlorene Deutsche, der, mit seinem Schiller ausgewandert, dergestalt empfände. In Amerika allein sind sie zu vielen Tausenden zu finden, denen die deutsche Kultur zu solchem Erlebnis geworden. Sie hausen wohl zumeist abseits und führen ihr Leben in der Stille als Landgeistliche, Lehrer und Ärzte. Aber auch im einsamen Blockhaus, in Busch und Prärie kann man häufig besinnlichen Männern begegnen, die auf eigenem Wege zu dem Schluß unserer Dichter und Denker gelangten. Es mag uns wohl jammern, so viele kernhafte Menschen abgeschnitten zu sehen vom Mutterland, mit Kind und Kindeskindern ausgeliefert an feindliche Mächte. Führten wir sie zurück aus der Weite der Welt, in der sie das Besondere unseres Wertes und unserer Aufgabe erlebten, sie brächten etwas von der Weite mit in unsere Enge, und es belebte sich durch sie aufs neue unter uns das Bewußtsein unserer besonderen Aufgabe. Daß viele von ihnen zurückbegehren nach der Heimat, steht völlig außer Zweifel. Flohen sie aus dem Vaterland mit seinem Rüstungszwang, um in der Fremde ein friedlich-geruhsam Leben der Arbeit zu führen, so hat der Krieg diesen Frieden grausam zerstört; auch an das letzte Blockhaus schlug seine Brandung. Suchten sie demokratische Freiheit in der Ferne, so sehen sie sich nunmehr in einer noch grausameren Enttäuschung, wofern sie nicht vorher schon begriffen hatten, daß die äußere Freiheit schlecht behütet sein muß, wo es an innerer Freiheit gebricht.

Die Frage, der wir uns gegenüber befinden, ist nunmehr die: wie bewerkstelligen wir am besten die Zurückführung solcher Auslandsdeutschen, die den Wunsch haben, unter deutschen Schutz zurückzukehren, und wo können wir ihnen eine Heimstätte bieten?

Das Land, das bis jetzt mehr als andere zu einem Massengrab deutschen Volkstums geworden, ist die große nordamerikanische Republik. Hätten wir beizeiten ein Kolonialland besessen für den Überschuß unserer Bevölkerung, so stünde uns heute ein Deutschland über See zur Seite mit etwa vierzig Millionen Einwohnern. Und es waren nicht die Schlechtesten, die dem Vaterland den Rücken kehrten in den letzten Jahrhunderten. Die Starken und die Wagemutigen fuhren über See; erforderte es doch, zumal in frühen Tagen, nicht geringen Mut, in stürmisch drangvoller Fahrt den Ozean zu kreuzen, um im Kampf mit der Wildnis, stets umlauert von Gefahr, sich ein neues Leben zu zimmern. Von diesen Verlorenen unseres Stammes gingen schätzungsweise fünfundzwanzig Millionen unter in dem Völkerstrudel der amerikanischen Republik, die heute als unser stärkster und zähester Feind gegen uns im Felde steht. Hunderttausende deutscher Männer wurden durch amerikanische Geschosse getötet oder verstümmelt, und deutsche Hände waren es zu großem Teil, die uns den Tod und Jammer bereitet. Die ungeheure Macht der Gewalt und des Reichtums, mit der Amerika uns heute bedroht, ist nicht zum wenigsten aus deutscher Fruchtbarkeit erwachsen. — Mit Nerven und Muskeln gestählt durch den Kampf mit der stürmischen See, mit der Weite des Blickes, gewonnen auf Fahrten über das endlose Meer, haben die Angelsachsen die ganze Erde ergriffen, während wir Deutsche in winkligen Mauern unsere Welt erbauten und aus der Enge unserer Behausung in die Weite des Geistes strebten. Stark an Gedanken, schwächer an Wille und natürlicher Beharrungskraft als die anderen, konnte man uns leicht das Erbteil der Erde entreißen; besteht doch auch heute die Kraft unseres Widerstandes mehr in dem Gedanklichen der Organisation, als in der zähen Naturkraft, dem kernigen Naturwillen der nationalen Selbstbehauptung. Es mag eine Weltzeit vergehen, bis wir, geschult durch Not und Drang, das uns erringen, was die anderen in bestärkender und sichernder Selbstverständlichkeit besitzen und handhaben.

Inzwischen müssen wir bedenken, was von uns getan werden kann, um aus den Millionen der Fortgewanderten die für uns zu retten, die nach den Erfahrungen dieses Krieges nichts anderes mehr begehren, als mit Kind und Habe wieder auf deutschen Heimatboden zu gelangen. Man lasse sich doch nicht beirren durch Nachrichten aus der Kriegszeit, die den Anschein erwecken sollen, auch die Deutschen in Amerika stünden mit Leib und Seele auf der Seite unserer Feinde. Darüber besteht natürlich kein Zweifel, daß Tausende von ihnen sich endgültig von uns abgewandt haben. Aber finden sich nicht im eigenen Lande Deutsche genug, die in krankhafter Selbstkritik das Recht nur bei den Feinden und die Schuld nur bei uns zu sehen vermögen? Begegnen wir nicht häufig solchen, die nach ihren eigenen Äußerungen sich irgendwo anders mehr zu Hause fühlen müßten als im eigenen Vaterland? Man versetze doch die Leute von der äußersten Linken

unseres Parlaments mit ihrer Gefolgschaft nach Amerika und frage sich, was für Verteidiger der deutschen Sache uns damit im feindlichen Lager erstünden! So haben sich ja auch vor den Toren Deutschlands, in der nahen Schweiz, bekannte und unbekannte reichsdeutsche Literaten und Ästheten zu wenig löblichem Tun zusammengefunden und bleiben nicht ohne Publikum für ihre von einem widernatürlichen Haß gegen alles Deutsche erfüllten Produktionen, während sie brünstig devot auf Beifall warten von den Bänken der Alliierten. Auch das ist deutsch, urdeutsch, wenn auch gleich das Zugeständnis unter Erröten gemacht wird. Eben darum mag wohl noch eine Weltzeit vergehen, bis wir den nationalen Stolz in der Stärke jener Selbstverständlichkeit besitzen, wie er anderwärts zuhause ist. Voller Sieg über den ganzen feindlichen Weltbund, durch den ein großes, ein stolzes und zugleich freies Deutschland erstanden wäre, ein Deutschland frei von überlebter Enge, ein Deutschland hoch in Ehren, ein solcher Sieg hätte wohl über Nacht ein Wunder vollbracht. Groß, frei und stolz hätten sich dann die Deutschen emporgerichtet, so frei, so groß und stolz wie die anderen, und die deutschen Genossen in der Fremde wären aus einem zagen Häuflein zu einer Legion geworden. Als selbstbewußtes Hundertmillionenvolk wären wir in eine neue Zeit geschritten.

Was der Sieg an dem Volk getan hätte, das mögen aber auch besondere Erfahrungen an dem Einzelnen vollbringen. Es mag ein Mann an seinem Weibe viel zu tadeln finden, und doch schützt er die Genossin mit Heftigkeit vor Kränkung aus fremdem Munde, und so werden häufig auch selbst solche Deutsche, die mit Bitterkeit gegen Deutschland im Herzen in die Fremde gingen, dort zu Verteidigern des alten Vaterlandes, wenn sie die Heimat zu Unrecht verunglimpft sehen. Wir mögen uns hierbei eines früheren sozialdemokratischen Abgeordneten erinnern, der in Amerika sich kraftvoll als Deutscher bewährte und dessen Reden wundersam geklungen hätten in den Ohren seiner Wähler von ehedem. Einige Kenntnis von deutscher Art und Leistung vorausgesetzt, entscheidet es sich schließlich an dem Selbstgefühl, an der Selbstachtung des einzelnen Deutschen, wie die Verunglimpfung des deutschen Namens, wie Haß und Spott der Fremde auf ihn wirken. Wir mögen uns aber überzeugt halten, daß deutscher Familienstolz noch bei vielen Tausenden unserer in der feindlichen Welt zerstreuten Volksgenossen vorhanden und daß sich dieser Stolz zur Zeit innerlich bäumt gegen das Unmaß von Schmach, das ein blind fanatischer Haß ausschüttet über alles, was deutsch heißt. Das Schicksal des Krieges griff jedoch noch härter zu; werden doch unsere Stammesbrüder gezwungen, gegen uns zu kämpfen, und an Leib und Leben finden sie sich bedroht, nicht nur bei dem geringsten Widerstand gegen empörenden Zwang, sondern auch selbst bei jedem achtlosen Wort, bei jeder Gebärde, die in deutschem Sinne gedeutet werden könnten.

So wird durch diesen Krieg eine große Scheidung der Geister sich vollziehen, deren endgültiges Ergebnis durch die Art seines Ausgangs bestimmt

wird. Mit Sicherheit steht zunächst nur fest, daß große, nicht abzuschätzende Mengen unserer Ausgewanderten bereit stehen, um nach Friedensschluß ihre ungastlichen Wohnstätten zu verlassen. Kürzlich brachte eine Wochenschrift das Inserat eines Auslandsdeutschen, der „einzig und allein aus verzehrendem Heimweh eine Stellung in deutschen Landen" suchte und die Worte „aus verzehrendem Heimweh" standen in schweren, schwarzen Lettern hervor und fesselten auch den flüchtigsten Blick. Die Stimme des Einzelnen ist hier zugleich die Stimme von Tausenden, die aus Not und Verlangen an die Tür des deutschen Hauses pochen. Ein verhängnisvoller Fehler wäre es, wenn die kommenden Dinge uns unvorbereitet fänden und der Rückstrom sich planlos über die deutschen Städte und Dörfer ergösse. Das alte Dorf ist nicht der Ort für den Siedler, der lange Jahre in der ungebundenen Weite der Prärie gehaust. Er fände sich nach kurzen Wochen schon kläglich enttäuscht. Die Aufgabe, der wir uns gegenüber sehen, besteht darin, die Heimkehrenden zufrieden zu stellen und die Rückwanderung zugleich dem nationalen Bedürfnis dienstbar zu machen. Uns scheint, das Problem ist nur zu lösen durch eine Organisation der Rückwanderung an ihrer Ausgangsstelle und durch die Schaffung mehr oder weniger geschlossener Siedelungsgebiete an unserer national bedrohten Ostgrenze.

Die Organisation der Rückwanderung aus Amerika vollzöge sich am leichtesten mit Hilfe der dortigen Kirchen, da nun einmal das Menschenmaterial, das für uns hauptsächlich in Betracht kommt, innerhalb der kirchlichen Verbände sich findet, und zwar geht mein Vorschlag dahin, den einzelnen Kirchen bestimmte Siedelungsgebiete zu überweisen, die damit zugleich als eine Art Patenschaft ihrer Fürsorge anheim gegeben werden. Während diese Kirchen sonst aus Selbsterhaltungstrieb die Abwanderung kaum begünstigen würden, erreichen wir durch eine solche Ordnung, daß sie die Dinge von sich aus in die Hand nehmen. Sie werden dann innerhalb ihrer einzelnen Distrikte aus den zur Rückwanderung entschlossenen Gemeindegliedern selbst Rückwanderergemeinden bilden und diese nach ihrem „Missionsgebiet" überführen, und zwar müßte ihnen gestattet werden, solchen Wandergemeinden eigene Geistliche beizugeben. Die amerikanischen Kirchen werden schon von sich aus auf die besondere Eignung solcher Pastoren achten, und strenge Lutheraner, wie die Missourier, wären etwa in dem lutherischen Baltikum anzusiedeln. Überhaupt werden weitgehende Zugeständnisse und eine bereitwillige Anpassung auf beiden Seiten erforderlich sein für das Gelingen.

Die größte Schwierigkeit bildet die Landfrage. Es wäre schon viel gewonnen, wenn sich der deutsche Großgrundbesitz von Ostpreußen, Westpreußen und Posen zu dem gleichen Schritt entschließen könnte wie der von Kurland, der bekanntlich ein Drittel seiner Ackerfläche für Siedlungszwecke zur Verfügung stellte; auch wäre ein solch freiwilliger Entschluß von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf die innerpolitischen Dinge. Damit hätten wir freilich

immer noch nicht den nötigen Raum gewonnen. Es müßte schon der neue Osten einschließlich Litauens systematisch in das große nationale Kolonisationswerk einbezogen werden, insoweit das geschehen könnte ohne Schädigung und mit dem guten Willen seiner eingesessenen Bewohner. Beklagenswert bleibt es, daß es sich als unmöglich erwiesen hat, ein südliches Siedlungsland etwa in Bessarabien oder Taurien zu schaffen als Sammelgebiet sowohl für die russischen Deutschen wie für die Rückwanderer aus den südlichen Teilen der Union und als Stützpunkt zugleich für deutsche Kulturarbeit auf dem Wege nach dem Osten, der uns vielleicht einzig offen stand als freier Ausgang in die Welt, wenn die Westmächte ihren oft geäußerten Entschluß verwirklichten, uns in irgend einer Art die Handelsstraße auf die Meere zu verlegen oder doch den freien Handelsverkehr zu erschweren.

Vielleicht böte Ostafrika Gelegenheiten, die uns in Europa versagt sind. Als ich den nach Berlin entsandten Vertrauensrat der Mennoniten halb scherzend fragte, wie es denn wäre, wenn Ostafrika uns verbliebe und das um den Kilimandscharo gelagerte Höhengebiet erwiese sich als ausreichendes und geeignetes Siedlungsland für die mennonitischen Gemeinden Rußlands und Amerikas, erhielt ich folgenden Bescheid: Erreichen wir in Südrußland nicht das, was wir zur Sicherheit und Wohlfahrt unserer Gemeinden verlangen müssen, und stellt uns die deutsche Regierung ein geeignetes Kolonialgebiet zur Verfügung, wo wir völlig ungehindert unseres Glaubens leben können, so garantieren wir eine Zuwanderung von rund zweihunderttausend fleißiger deutscher Menschen, deren Tüchtigkeit schon in schweren Prüfungen erprobt wurde. Für die Befreiung vom Militärdienst würden wir gern besondere Lasten auf uns nehmen, wie wir für die gleiche Vergünstigung in Rußland verpflichtet waren, das Forstwesen instand zu halten. — Mich will bedünken, es läge Weisheit darin und zeitigte unbemeßbaren Gewinn, wenn das um seines „Militarismus" in der ganzen Welt verschriene Deutschland diesen Pazifisten, die um ihres Glaubens willen seit Jahrhunderten ein unruhvolles und umdrohtes Wanderleben führen, eine umfriedigte Heimstätte und damit den lange gesuchten Bergungsort böte, falls uns dazu eine Gelegenheit gegeben ist, wobei der Zuwachs, den unser Volkstum und unsere nationale Wirtschaft erführe, noch gar nicht bedacht ist.

Wie die Dinge stehen, werden wir durch diesen Krieg kaum alles das erreichen, dessen wir zu einem ungehindert freien Gedeihen unseres Volkes bedürfen. Wir werden uns bei der Übermacht der Feinde mit dem Erreichbaren behelfen müssen. Um so zwingender wird damit für uns die Notwendigkeit, in dem Umkreise des verbliebenen Raumes an Gelegenheit und Möglichkeit nichts ungenutzt zu lassen. Wir werden enger hausen müssen, als wir es wohl wünschen möchten, und die Wirtschaftsweise wird sich danach einzurichten haben. Können wir aber den Rückwanderern nicht die Weite und Fülle bieten, so werden wir ihnen sonst alle nur möglichen Erleichterungen gewähren

müssen, wie etwa Steuerfreiheit zum mindesten für die beiden ersten Jahre, da Umzug und Neueinrichtung ohnedies hohe Anforderungen stellen. Vor allem aber müßte Sorge getragen werden, daß keine Verärgerung angerichtet wird durch das altdeutsch bureaukratische Schema mit seiner Kleinlichkeit. Die an Luft und Licht gewöhnten Rückwanderer werden die Bureauenge der bisherigen öffentlichen Ordnung in Deutschland, in der schon so viel kostbare Zeit, Kraft, Papier und Staatsfreudigkeit unterging, niemals ertragen, und es wäre nur zu begrüßen, wenn die hier nötigen Zugeständnisse sich alsbald auf das ganze deutsche Leben übertrügen; denn wir haben schlechterdings nichts von all dem zu vergeuden. Tatsächlich erfüllte sich damit eine Hauptaufgabe des Auslandsdeutschtums gegenüber dem Reiche. Wird alles bedacht und unternommen, was der Sache frommt, so kann auch unter weniger günstigen Umständen immer noch ein großes Werk geschaffen werden.

Eine Seite der Rückwanderungsfrage soll hier nur mit einem Worte gestreift werden. In dem Konkurrenzkampf nach dem Kriege wird es sich darum handeln, ob unseren Gegnern genügend Hände zur Verfügung stehen, um die Rohstoffe, von denen sie uns gerne gänzlich abschneiden möchten, in Konkurrenzprodukte zu verwandeln. Uns muß darum daran gelegen sein, Arbeiter und Erzeuger aller Art, zumal aus Amerika, zurückzugewinnen. Und jeder Mann, der hier auf die Gegenseite tritt, zählt doppelt in dem Spiel der Kräfte.

Es ward mir schon häufig entgegen gehalten, daß es nicht in unserem Interesse liegen könne, das Deutschtum im Ausland durch eine Ermunterung der Rückwanderung noch weiter zu schwächen; eher sollte eine Stärkung der bedrohten Außenposten versucht werden. Darauf ist zu erwidern, daß keineswegs daran gedacht wird, unsere Stammesgenossen wahl- und planlos aus den fremden Ländern wegzuführen. Zunächst handelt es sich für uns um solche Auslandsdeutsche, die ohnedies entschlossen sind, nach Beendigung des Krieges in die Heimat zurückzukehren. Weiterhin werden wir auch nach Ländern unterscheiden müssen. So wäre es allerdings gegen unser Interesse, wenn wir eine Rückwanderung aus Südamerika, zumal aus Brasilien, ermunterten, falls die alten Verhältnisse, wie zu erwarten ist, sich wiederherstellen. Es wäre im Gegenteil zu begrüßen, wenn einer der südamerikanischen Staaten sich entschlösse, aus wohlverstandenem eigenen Interesse zu dem Deutschen Reich in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten und unseren Auswanderern besondere Vergünstigungen einzuräumen. Damit böte sich uns zugleich ein Ersatz für das mangelnde südliche Siedlungsland, nachdem russische Gebiete nicht mehr in Frage kommen, und jene Deutschen der Union, die Bedenken tragen, nach dem nordischen Baltikum überzusiedeln, oder für die auf dem zur Verfügung stehenden Siedlungsgebiet kein Raum vorhanden', fänden damit ein Wanderziel. — Und so wären gleich Südamerika noch andere Länder zu nennen, wo wir eher auf Stärkung als auf Schwächung des deutschen

Elementes bedacht sein müssen. Aber selbst in jenen Staaten, wo das Deutschtum zur Zeit in heftigster Bedrängnis sich befindet, kehren andere Zeiten wieder, da landeingesessene Deutsche dem Mutterland wertvollste Dienste leisten mögen. Es werden auch in Zukunft überall in der Welt Deutsche zu finden sein, einzeln, in Kolonien oder als Bevölkerungsbestandteil fremder Staaten, und unsere Aufgabe ist es, diese deutschen Außenposten in eine solche Verbindung mit dem Reiche und seiner Bildung zu bringen, daß es uns nirgends an berufenen Vertretern, an Verteidigern und Vermittlern mangelt und die deutsche Kultur durch diesen Zusammenschluß ein sicher ruhendes Weltgewicht erhält.

Als bestes Mittel zur Erreichung des angestrebten Zieles erschien mir die in meiner schon genannten Schrift näher dargelegte Stipendiengründung. Die Gedanken hierfür waren aus meiner amerikanischen Erfahrung erwachsen. Ich sah die tüchtigsten der Kandidaten aus den deutsch-amerikanischen Predigerschulen in englisch-amerikanischen Universitäten ihre Ausbildung vollenden, womit sich meist auch zugleich ihre Anglisierung vollendete. Und ich sah, wie viele unserer deutschen Gemeinden durch die Schuld junger Pastoren und Lehrer, die von Deutschland nichts wußten und vor angelsächsischem Wesen in Ehrfurcht erstarben, der deutschen Sache in kurzen Jahren verloren gingen. Wie ganz anders, so sagte ich mir, stünde es um den deutschen Kirchen- und Schuldienst in Amerika, wenn die Kandidaten des Lehr- und Predigtamts, statt nach englisch-amerikanischen Universitäten, nach Deutschland gingen, um durch einsichtig geplante Studien und Wanderungen das alte Vaterland und sein geistiges Leben kennen zu lernen. Mit völlig verwandelten Begriffen und auch mit einer ganz anderen Fähigkeit der Sprache kämen sie dann an ihre Gemeinden. Statt mit der jungen, zum Englischen hinstrebenden Generation sich zu verbünden, säßen sie nunmehr mit den Alten zusammen, um mit ihnen Gedanken und Erinnerungen zu tauschen; die Jungen hörten zu und fänden sich ermuntert, dieselben Wege zu gehen, und Deutschland mit seiner Sprache und Kultur würde von neuem zu einer lebendigen Macht unter den amerikanischen Deutschen. Von hier gelangte ich weiter, indem ich mir sagte, daß eine solche Veranstaltung für die Lehr- und Predigtamtskandidaten in irgendeiner Form auch auf bereits im Amte befindliche Prediger und Lehrer ausgedehnt werden könnte, von denen nur wenige Deutschland je zu sehen bekommen. Besonders ersprießlich aber ließe der Plan sich ausgestalten, wenn fernerhin auch die einzelnen Gemeinden sich beteiligten und für ihre Söhne und Töchter, etwa durch Vermächtnisse, Stipendien für eine Studienreise nach Deutschland begründeten. Ich setzte mich nun zunächst mit meiner eigenen Kirche, der „Deutschen Evangelischen Synode von Nordamerika", in Verbindung und erhielt von dort einen zustimmenden Bescheid mit der Aufforderung, die Dinge hier in die Wege zu leiten. Weitere Verhandlungen wurden durch den Krieg mit Amerika unterbrochen.

Schon zu Anfang wurde keineswegs an eine Einschränkung des Unternehmens auf kirchliche Kreise oder auf Amerika gedacht. Das ganze Deutschtum des Auslandes sollte durch die geplante Organisation mit dem Mutterlande verbunden werden, und weiterhin konnte auf diesem Wege vielleicht überhaupt ein engerer Lebenszusammenhang hergestellt werden innerhalb unserer Sprach- und Kulturgemeinschaft; die Flamen und andere willige Stammesgenossen mochten so unserer Kultur fester verbunden werden, und selbst an unsere türkischen Bundesgenossen war bereits in dem ursprünglichen Plane, wie ich ihn zuerst zu Kriegsanfang bekannt gab, gedacht worden.

Der Aufbau des Unternehmens für das Deutschtum im Ausland wird sich am leichtesten vollziehen, wenn wir uns zunächst an die schon vorhandenen Organisationen halten. Wir werden uns mit Kirchen, Vereinen und Logen in Verbindung setzen müssen, und nach der bereits gemachten Erfahrung dürfte es nicht schwer fallen, diese für die Sache zu interessieren. Am einfachsten löste sich die Aufgabe, wenn an einer Zentralstelle in Deutschland ein Stiftungskapital geschaffen würde und jene Auslandsorganisationen erhielten Stipendien zugesprochen je nach der Höhe ihrer Beisteuer. Ist erst einmal der Anfang gemacht, so ergibt sich der weitere Ausbau ganz von selbst auch an solchen Stellen, wo zur Zeit keine Gemeinden oder Vereine vorhanden sind. So könnte etwa der deutschen Kolonie einer Fremdstadt leicht eine festere Gestalt für unsere Zwecke mit Hilfe der Konsulate oder Gesandtschaften gegeben werden. Wird die allgemeine nationale Bedeutung des großen Beginnens richtig erkannt und beteiligen sich Behörden und Private mit dem Eifer und der Umsicht an der Sache, wie sie von Engländern und Amerikanern, von Italienern und Franzosen, Tschechen und Polen in ähnlichen Unternehmungen an den Tag gelegt werden, so kann es uns nicht fehlen. Wo wir heute an Mauern des Widerstandes und der Feindschaft stoßen, bauen sich allmählich feste Wege hinaus in die Welt, auf denen deutsche Gelehrte und Industrielle, Kaufleute und Ingenieure das Reich des deutschen Gedankens und der deutschen Arbeit ausdehnen.

Als Sitz des Unternehmens kommt wohl einzig Berlin in Frage. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß wir daran denken, die Stipendiaten nach der Reichshauptstadt zu bringen, um sie hier in die Welt des deutschen Geistes einzuführen. Man hielt es schon für nötig, uns auf den Fehler eines solchen Beginnens aufmerksam zu machen. Wir sind uns der Tatsache wohl bewußt, daß die Berliner Kultur nie als Exponent deutschen Denkens und Fühlens gelten kann. Es ist dem Deutschen nicht gelungen, so wie etwa dem Franzosen oder Engländer, in dem Geistesbild seiner Hauptstadt ein Wahrzeichen der eigenen Art aufzurichten. Die Gründe eines solchen Versagens stehen hier nicht zur Erörterung, aber die Tatsache selbst ist offenkundig genug. In Wirklichkeit haben wir auch nur an eine in Berlin zu schaffende Verwaltungszentrale gedacht. Wer den Spuren deutscher Vergangenheit und

den Bekundungen deutscher Kraft und Größe nachgehen, wer Begriffe fassen will von dem Innereigentümlichen deutschen Gemüts und deutschen Schaffens, der wird seine Schritte abseits lenken müssen nach alten Kulturstätten der Provinz, und er mag sich vielleicht noch am ehesten von dem nationalen Geist umwittert fühlen auf dem alten geschichtlichen Boden unserer Kultur in dem deutschen Süden.

Selbstverständlich scheidet durch diese Erwägungen Berlin mit seinen Bildungsmöglichkeiten für den Studienplan der Stipendiaten noch nicht aus. Eine Bekanntschaft mit dem geistigen Leben der Reichshauptstadt ist unerläßlich für die Kenntnis von Deutschland, die wir unsern Gästen vermitteln wollen; jedenfalls werden sie das letzte Semester ihres Aufenthaltes mit Nutzen hier verbringen. Berlin bildet aber auch schon das erste Ziel nach ihrer Ankunft. Zunächst werden dort die Förmlichkeiten ihres Verhältnisses erledigt; vor allem aber wird ihnen hier Gelegenheit geboten sein zu einer ersten nötigen Orientierung. Sie mögen der Beratungsstelle der Organisation ihre besonderen Wünsche und Anliegen vortragen und erhalten hier alle dienliche Auskunft. In Fragen des äußern wie des innern Lebens sollen sie sich so nach aller Möglichkeit wohl beraten finden. Es mag die Mitteilung von Interesse sein, daß an dieser Stelle die geplante Organisation bereits Wirklichkeit geworden. Der Schulausschuß des „Vereins für das Deutschtum im Ausland", dem auch der Schreiber dieser Zeilen angehört, hat vor einigen Wochen eine solche Beratungsstelle eingerichtet. Bis die Tore der Welt sich wieder öffnen, werden es freilich nur die Söhne und Töchter der Deutschen aus dem alten Rußland sein, die wir hier beraten und betreuen können; aber es sind uns schon jetzt für jedes Jahr mehrere Hundert Leute aus dem Osten zugesagt. Wir werden uns für große Mengen allein von dorther bereit halten müssen, wenn wir erst in der rechten Art Willkomm und Förderung bieten können.

Wie unsern Gästen gleich an Deutschlands Grenzen, zumal in den Hafenstädten, ein Heimatgruß entboten werden soll und wie ihnen in der Reichshauptstadt alle Wege gezeigt werden, die sich ihnen eröffnen, so sollen sie auch in allen Universitätsstädten und andern Orten von besonderem Interesse Männer und Frauen finden, die sich ihrer freundlich annehmen. Über das ganze Reichsgebiet hin sollen für jegliche Bedürfnisse unserer Schützlinge Vertrauensleute und Ausschüsse bestellt werden, so daß sie sich stets in guter Hut fühlen und eine Gewähr dafür gegeben ist, daß Zeit und Mittel in der dienlichsten Art verwandt werden.

Wir haben uns jedoch nicht nur für die Aufnahme von jungen Leuten einzurichten, die der Schule entwachsen sind; allenorts in der Welt wird es stets deutsche Familien geben, die ihren Kindern eine gründliche deutsche Schulbildung sichern möchten und die an ihrem Wohnort nicht in der wünschenswerten Art für sie sorgen können. Es wird sich darum die Errichtung von

Internaten als Notwendigkeit erweisen. Wir denken an ein solches für Knaben und ein anderes für Mädchen. Für das Knabeninternat wäre der Plan des Reformgymnasiums zu empfehlen. Diese Anstalten kämen jedoch nicht nur den Auslandsdeutschen zugute, sondern auch Reichsdeutschen, die durch ihren Beruf nach solchen Orten in der Fremde geführt werden, wo die Erziehung ihrer Kinder Not litte. Schon immer ist es von deutschen Kaufleuten und Industriellen, die im großen Weltverkehr stehen, als Mangel empfunden worden, daß sie oftmals wichtige Posten nicht ausreichend besetzen konnten, weil der Mann ihrer Wahl aus Rücksicht auf seine Familie die Heimat nicht auf längere Zeit verlassen wollte. Wir werden nach dem Krieg rücksichtslos die erfahrensten und tüchtigsten unserer Männer nach Stellen von Wichtigkeit schicken müssen, und zwar nicht allein in Handel und Industrie. Dann liegt uns aber auch die Pflicht ob, für die Kinder aus solchen Familien in jeder erdenklichen Weise zu sorgen, so daß die Eltern unbekümmerten Gemütes in der Ferne ihrer Arbeit nachgehen können zu Bau und Mehrung des Reichs. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß die deutschen Reeder und Handelsherren, wie auch die Männer unserer Großindustrie das lebhafteste Interesse an der Errichtung solcher Erziehungsanstalten nehmen. Allein schon kühl kaufmännische Berechnung wird sie überzeugen, daß es für sie von Nutzen ist, wenn sie in der Lage sind, ihren Beamten gegebenenfalls Freistellen an unsern Anstalten zur Verfügung zu stellen. Schließlich ist auch das Interesse des Reichs beteiligt, da für das Auslandsbeamtentum das gleiche Bedürfnis besteht. Wir wollen auch nicht unterlassen auf den besondern Vorteil für Erziehung und Unterricht hinzuweisen, der sich aus dem Umstand ergibt, daß in diesen Internaten Kinder von Auslandsdeutschen und Reichsdeutschen zusammen leben und erzogen werden. Um wie viel anregender und fördernder wird hier Leben und Unterricht sich gestalten, wo die ganze Welt allzeit gegenwärtig ist mit ihren Stimmen und Farben; Fremde und Heimat werden wunderbar sich ergänzen in diesen Mauern, von denen aus der Blick sich über die weite Erde dehnt.

Die Vollziehung dieses besonderen Planes steht keineswegs in ungewisser Ferne; allein schon das Bedürfnis zwingt ihn in die Nähe. Wir sehen keine absonderlichen Hindernisse. Die zunächst beteiligten Kreise haben bereits Interesse bekundet, und auch die Baulichkeiten mit dem nötigen Land werden leicht zu beschaffen sein. Schon manchmal traf ich am Waldsee oder auf sonnigem Hügel ein verschlafenes Schloß, und wenn ich den Wächter fragte, wer als Herr hier hause, erhielt ich den Bescheid, das Schloß mit dem Gelände gehöre dem Fürsten, König oder Kaiser, der aber kaum je in diese Gegend komme, weil er andere, schönere Sitze habe. Es sei darum an die freundlichen Schloßherren die herzliche Bitte gerichtet, das Unternehmen unter Dach und Fach zu bringen. Unser Verlangen geht nicht dahin, daß der Besitzer seines Eigentumes sich entäußere; aber vielleicht ließe sich

eine Pacht auf etwa dreißig Jahre vereinbaren. Die Anstalt trüge dann zum Dank den Namen ihres Stifters, und zwar stünde dieser Name nicht nur eingemeißelt in dem Stein überm Tor, die Generationen der Bewohner und alle Freunde des nationalen Werks bewahrten ihn vielmehr noch weiterhin in dankbarem Gedächtnis.

Der auf das einzelne Stipendium entfallende Geldbetrag war von mir ursprünglich nur als eine Beihilfe gedacht worden, darum schlug ich 1200 Mark für das Jahr vor. Man mag aber immerhin die Summe auf etwa 1800 Mark erhöhen. Darüber hinauszugehen, würde sich nicht empfehlen, da wir für zu viele zu sorgen haben und die Einzelnen sehr wohl einen Teil des Unterhaltes selbst bestreiten können. Wir wollen nicht mit den reichen Stiftungen Englands und Amerikas wetteifern, und dann besteht ja auch die Besonderheit unserer Stipendien darin, daß sie ihren Wert mehr durch Veranstaltungen und Vergünstigungen der zusammenwirkenden privaten und behördlichen Stellen erhalten als durch das bare Geld. Wenn alles richtig bedacht und eingerichtet wird, werden wir mit unseren geringeren Mitteln noch bessere Ergebnisse erzielen als die Engländer und Amerikaner mit ihren üppigen Dotationen.

Als Mindesthöhe des Grundkapitals, vor deren Erreichung die Zeichnungen nicht bindend sind, hatte ich die Summe von zehn Millionen festgesetzt, und es wäre nicht gut, wenn davon abgewichen würde. Die Werbetätigkeit gewinnt damit einen besonderen Anreiz und Vorteil, und dem Unternehmen werden dadurch gleich von vornherein die großen Maße gesichert. — Weiterhin wird es auch förderlich sein, wenn die einzelnen Stipendien die Namen ihrer Stifter tragen. Allüberall in deutschen Landen klagt die Liebe um teure Tote. Hier ist der Ort, wo die Mutter dem Sohne, die Gattin dem Gatten ein würdiges Denkmal errichten mag.

Die stärkste Anteilnahme an dem dargelegten Plane habe ich bis jetzt bei dem „Verein für das Deutschtum im Ausland" gefunden. Dieser Verein hat die reichen Mittel seiner Organisation bereitwillig zur Verfügung gestellt für eine großzügige Ausführung des Gedankens. Nun ist es aber notwendig, daß wir der Arbeit gleich von vornherein eine möglichst breite nationale Basis schaffen; darum müßten zunächst einmal alle Veranstaltungen verwandter Art in gemeinsamen Entschlüssen sich zusammenfinden. Ich denke hier in erster Linie an das unlängst in Stuttgart gegründete „Deutsche Auslandsmuseum", in dem sich eine große Anzahl rühriger und einflußreicher Männer zur Pflege des Auslandsdeutschtums vereinigt haben. Überhaupt läge es im Interesse der gemeinsamen Sache, wenn die beiden Vereine in ein enges Einvernehmen träten. Gleichzeitig hören wir auch von Bestrebungen, die auf die Förderung und Zusammenfassung einerseits der katholischen, andererseits der evangelischen Auslandsdeutschen hinzielen. Es bietet sich uns das alte Bild der Zersplitterung und Uneinigkeit, durch die schon so viel Großes und Schönes im deutschen Vaterland zugrunde gegangen. Ist es das gemeinsame Ziel, die

deutschen Genossen in der Welt zu stärken und zu halten, nun wohl, dann reiche man sich die Hand zu gemeinsamem Werk. Den Katholiken und Protestanten soll es unbenommen sein, ihren besonderen Interessen nachzugehen; aber es müßte sich für eine umfassende Organisation dergestalt eine Einigung erzielen lassen, daß die unkonfessionellen Berliner und Stuttgarter Vereine, eng verbunden, den Mittelbau abgäben, dem sich an den Seiten die konfessionellen Flügel anschlössen. Allein schon durch den von mir vorgetragenen Stipendienplan müßte sich eine Einigung auf dieser Grundlage erzielen lassen. Jedenfalls sei an Erzbischof Faulhaber in München, den deutschen Kirchenfürsten, der unter Katholiken und Protestanten gleiche Achtung genießt und der hier wohl mehr vermag als irgend ein anderer Mann in Deutschland, die öffentliche Bitte gerichtet, seinen Einfluß für eine nationale Einigung in diesem Werke geltend zu machen, und da auf protestantischer Seite kaum Schwierigkeiten bestehen dürften, hinge vielleicht einzig von seinem Entscheid das große Gelingen ab.

Wir waren von dem Gedanken ausgegangen, daß das Reich lange versäumte Pflichten gegenüber den Auslandsdeutschen zu erfüllen habe und daß diesen hinwiederum eine Aufgabe obliege gegenüber dem Reich. Mochten sie schon in der Vergangenheit dem Vaterland wichtige Dienste leisten, wenn man sich nur ihrer erinnert hätte, so werden sie in Zukunft, erzogen durch die von uns vorgeschlagene Stipendieneinrichtung, ein Sensorium bilden für die Reichspolitik, ein Instrument, das die Stimmungen der Völker in dem Umkreis der Erde für uns erklingen läßt, so daß wir die eigene Politik danach abzustimmen imstande sind, wie es andererseits deutschen Geist und Willen hinaustönt in die Weite. Zunächst dürfte dem Auswärtigen Amt hier Material zur Bearbeitung gegeben sein, und so sprachen wir auch schon wiederholt davon, daß vielleicht eine kulturpolitische Abteilung, entsprechend den bereits bestehenden diplomatisch-politischen, rechts- und handelspolitischen eingerichtet werden könnte, wie diese neu zu schaffende Abteilung, zu der bereits Ansätze vorhanden sind, weiterhin bei den Gesandtschaften neben den Militär-, Marine- und Handelsattachés ihre eigenen Vertreter haben müßte. Vielleicht ergibt sich aber auch aus den vorerwähnten Aufgaben und Möglichkeiten eine solche Fülle von Arbeit, daß die Errichtung eines eigenen Reichsamtes sich empfehlen würde. So hatte ich bereits zu Kriegsbeginn, ausgehend von den Leistungen des Kriegsministeriums, von diesem neuen Reichsamt als von einem „Reichskultusministerium" gesprochen. Eine hauptstädtische Tageszeitung besprach kürzlich in einem ausführlichen Leitartikel diesen auch in der oben genannten Broschüre erwähnten Gedanken mit warmer Zustimmung und brachte dabei auf eigene Verantwortung den Anreger der Idee in Vorschlag für die Gründung. Wir danken dem Schreiber für die energische Befürwortung des Gedankens und wünschen weiteren Bemühungen von Herzen ganzen Erfolg; es wird sich jedoch ein anderer, geeigneterer Mann finden zur Erfüllung gerade

dieser Aufgabe. Darin aber geben wir dem Verfasser vollkommen recht, wenn er davor warnt, daß das Unternehmen bei einem neuen Ressort üblicher Art ende, und wenn er die Forderung erhebt, daß die Auslandsdeutschen nicht lediglich als Objekt behördlicher Maßnahmen behandelt werden dürften, sondern daß sie selbst zur Mitbestimmung herangezogen werden müßten.

In fremder Umwelt und vor allem in der Erfahrung angelsächsischen Lebens wird dem Auslandsdeutschen das Ziel der eigenen Kultur zu starkem Erlebnis. Zugleich erscheint ihm damit das Reich als Hort höchster geistig-sittlicher Werte, und sowohl durch sein Erlebnis wie durch seinen Platz an den Grenzen unseres Volkstums sieht er für sich besondere Aufgaben gegenüber diesem Reich. Wir sprachen von einem tiefgehenden Mangel der angelsächsischen Kultur und sahen dagegen die eigenartige Bemühung des deutschen Geistes als einen besonderen Wert und Vorzug aufleuchten. Es soll nicht scheinen, als hätten wir bei den anderen nur Mängel beachtet; auch haben wir bereits ihrer Verdienste gedacht. Wir wollen aber noch zudem mit dem Lobe einer besonderen Tugend enden, die dem deutschen Volke zur Beherzigung empfohlen sei. Dem Angelsachsen, und nicht nur ihm, steht das Vaterland über der Partei. Gegen den äußeren Feind steht das Volk in geschlossener Front, was auch die Beschwerden der Partei sein mögen. Dieser Staatsgedanke ist auch dem Auslandsdeutschen zu einer Selbstverständlichkeit geworden, und wenn es ihm gelänge, ihn im Vaterlande einzubürgern, erfüllte er damit vielleicht die wichtigste seiner Aufgaben.

Deutschland und der Völkerbund.

Von

❖ ❖ ❖

In seiner Ende September erschienenen Schrift: „Der Völkerbund. Der Weg zum Weltfrieden" hat der Staatssekretär Erzberger den Versuch gemacht, dem Gedanken der Liga der Nationen in Deutschland Eingang zu verschaffen. Man mag an seiner Broschüre im einzelnen logisch und sachlich noch soviel aussetzen: sie hat jedenfalls das Verdienst, diese moderne Idee zum ersten Male in Deutschland unter Zugrundelegung eines umfassenden Materials positiv zur Diskussion gestellt zu haben. Und dies ist die eigentliche Absicht ihres Verfassers: er will nichts Endgültiges fixieren, sondern Anregungen geben und Vorschläge machen. „Der Entwurf", so schreibt er, „mag dem einen zuviel, dem anderen zu wenig bieten: er soll kritisiert werden, denn er ist ein Entwurf mit allen Mängeln eines solchen, aber er soll zu praktischen Gegenvorschlägen führen." Es handelt sich, mit anderen Worten, um einen Vorstoß auf dem Gebiete der politischen Ideen, und wie notwendig ein solcher ist, kann nach den vierjährigen bitteren Erfahrungen des Weltkrieges keinem Zweifel mehr unterliegen. Denn es ist heute jedermann klar geworden, wie schwer uns unsere bisherige ideenpolitische Untätigkeit geschadet hat. Indem wir den Krieg ohne eine große politische Idee führten, brachten wir uns bei allen Völkern in den Ruf, daß wir einzig und allein eine rein materialistische Politik des Nutzens, der Opportunität und der brutalen Gewalt trieben, die mit nichts anderem, als mit Blut und Eisen, arbeite und keine andere Sprache, als die der Waffen, kenne. Während es die Gegner mit raffinierter Geschicklichkeit verstanden, die großen Menschheitsideale in den Dienst ihrer imperialistisch-plutodemokratischen Interessen zu stellen, beschränkten wir uns auf eine schwächliche Verteidigung in noch dazu ungeeigneten Positionen. Dabei lagen die großen politischen Schlagworte für uns geradezu auf dem Wege. Wir verfochten dem panslawistischen und absolutistischen russischen Riesenreiche gegenüber nicht nur die westliche Kultur, sondern zugleich das europäische Gleichgewicht, das von den Westmächten unter Preisgabe ihrer Prinzipien leichtherzig durch das Bündnis mit dem Zarentum aufs Spiel gesetzt worden war. Dem weltumspannenden angelsächsischen Imperialismus gegenüber vertraten wir die auf dem Selbstbestimmungsrecht der außereuropäischen Nationen zu begründende Freiheit der Meere und Märkte. Dem unruhigen Eroberungsgeist des französischen Chauvinismus gegenüber, der die Schuld an den ungeheueren Rüstungen Europas trug, bildeten wir mit unserem Volksheere den sichersten Schutz des europäischen Friedens. Aber auf alle diese Tatsachen

wurde von den leitenden Männern des Deutschen Reiches entweder überhaupt nicht, oder dann nur vereinzelt und schwach hingewiesen. Die Folge dieser Unterlassung war dann die, daß beinahe alle diese Schlagworte von unseren Feinden, mochten sie auch noch so wenig mit dem eigentlichen Charakter und den wirklichen Zielen der Entente übereinstimmen, mit ungeheuerer Kühnheit und Konsequenz aufgegriffen und gegen uns verwandt wurden.

So ist es auch mit der Idee des Völkerbundes geschehen. Sie wurde allein von unseren Feinden bereits ein Jahrzehnt vor dem Kriege diskutiert, obwohl „der Gedanke vom Bund der Völker, und zwar vom wahren, der alle, die wollen, umfaßt, und in dem Rechte und Pflichten gleichmäßig verteilt sind," wie der Vizekanzler v. Payer in der Rede vom 12. September 1918 bemerkt hat, „den Deutschen in Zeiten schon geläufig war, in denen England und Frankreich noch an nichts anderes dachten, als an die unverhüllte Unterjochung fremder Völker". In der Tat lag keine Idee mehr in dem Charakter, den historischen Traditionen und den Zukunftsinteressen des deutschen Volkes begründet, als der des Völkerbundes. An weltbürgerlichem Sinn wird noch heute die deutsche Nation von keiner anderen übertroffen, und bei aller ihrer kriegerischen Begabung ist das deutsche Volk das friedfertigste und konservativste von allen. In keinem anderen Staate, als in Deutschland, sind zwei auf internationaler Grundlage beruhende Parteien, wie das Zentrum und die Sozialdemokratie, zur Herrschaft gelangt. Die deutsche Nation kennt nicht die nationale Eitelkeit der Franzosen, die sich von den Zeiten des Mittelalters her als die erste der europäischen Nationen betrachten und den übrigen Völkern eine Wohltat zu erweisen glauben, wenn sie sie ihrer Herrschaft und ihrer Kultur unterwarfen. Sie kennt nicht den eingewurzelten Hochmut der englischen Insulaner, die den nationalen Eigenarten anderer Völker kalt und verständnislos gegenüberstehen und sie in herzlosem Egoismus in den Dienst ihrer Interessen stellen. Sie erhebt nicht den Anspruch auf den „zivilen und moralischen Primat", wie er von den Vätern der italienischen Einheitsbewegung in Erinnerung an die antike und mittelalterliche Weltstellung Italiens proklamiert worden ist. Vor allen diesen Einseitigkeiten eines engherzigen Nationalismus hat das deutsche Volk schon seine zentrale Lage im Herzen Europas bewahrt, die es beinahe mit allen Nationen des Kontinents in Berührung bringt. Stets haben, wie die reiche Übersetzungsliteratur beweist, die Stimmen der Völker in Deutschland ein verständnisvolles Gehör gefunden. Dieser weltbürgerliche Sinn hat die Deutschen oft genug zur Selbstverleugnung des eigenen Volksgeistes geführt, und mit Recht konnte Bismarck einmal den ironischen Ausspruch tun, daß die Fähigkeit, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, eine politische Krankheitsform sei, deren Verbreitung sich leider nur auf Deutschland beschränke. In dem infolge der Eroberungspläne seiner Nachbarn so schwer heimgesuchten Deutschland hat Pufendorf den ersten Versuch zur Aufstellung eines internationalen Rechtes

unternommen und Kant seine Schriften über den ewigen Frieden geschrieben, in denen das Friedensproblem am tiefsten behandelt worden ist.

In seinem Wesen friedfertig und weltbürgerlich gesinnt, hat das deutsche Volk auch in seiner politischen Verfassung diejenige Form erfunden, in der die Sicherung des Friedens unter freien Völkern allein möglich ist: die der Konföderation und des Schiedsgerichts. Denn das alte römische Reich deutscher Nation war im Grunde nichts anderes, als ein Völkerbund, in dem die deutschen Stämme sich zur Sicherung des Friedens nach innen und nach außen zusammen geschlossen hatten. Das Prinzip, auf dem dieser Bund beruhte, war das der Freiheit und Gleichberechtigung seiner Mitglieder. Die oberste Gewalt, die in den Händen eines auf Lebenszeit gewählten deutschen Königs lag, wanderte von einem Stamme zum anderen, und selbst schwache Fürsten, wie die Grafen von Holland, von Nassau, von Luxemburg und Habsburg, sind zu der höchsten Würde berufen worden. Dieser Bund umfaßte Staaten der verschiedensten Regierungsformen: weltliche Kurfürsten und Fürsten standen neben geistlichen, Fürsten neben Städten, Städte neben Ritter- und Bauernschaften. Ein gemeinsames Parlament, der Reichstag zu Regensburg, ein gemeinsames Gericht, das Reichskammergericht zu Wetzlar, ein gemeinsames Heer, die aus Kontingenten der einzelnen Staaten zusammengesetzte Reichsarmee, und eine gemeinsame Steuer, der sogenannte gemeine Pfennig, waren die Institutionen dieses Völkerbundes. Innerhalb seines weit gespannten Rahmens bildeten sich weitere Bünde: so der rheinische Städtebund und die deutsche Hansa, die über hundert Städte umfaßte und ein gemeinsames Parlament und eine gemeinsame Kasse besaß. Auf alemannischem Boden entstand die Konföderation der Schweiz, die zum ersten Male in freier Vereinigung und vollkommener Gleichberechtigung deutsche, französische, italienische und rhätische Volksbestandteile in sich vereinigte, im Südosten die habsburgische Monarchie, die mit ihren zehn Nationen einen Völkerbund im kleinen darstellt, und im Nordwesten, auf niederdeutschem Boden, die holländischen Generalstaaten, deren Verfassung für die Vereinigten Staaten von Nordamerika vorbildlich geworden ist. Die viel angefochtene dynastische Politik, die die deutschen Fürstenhäuser trieben, schien zeitweilig zur Umwandlung Europas in einen großen Völkerbund zu führen. Das Haus Habsburg trat in Personalunion mit Spanien, Hannover mit England, Holstein mit Dänemark-Norwegen, Zweibrücken mit Schweden und Sachsen mit Polen und Litauen. Dem französischen Abbé St. Pierre, der im Jahre 1713 seinen berühmt gewordenen Projet pour la paix perpetuelle aufstellte, erschien deshalb die Ausdehnung der Verfassung des deutschen Reiches als die beste Sicherung eines dauernden Weltfriedens.

Auch das neudeutsche Reich, so verschieden es in seiner Grundlage auch von dem alten war, beruhte auf dem Prinzip der Konföderation zum Zwecke der Friedenssicherung. Es ließ die deutschen Staaten, die sich im Laufe der

Jahrhunderte gebildet hatten, bestehen und führte im 76. Artikel der Bundesverfassung ausdrücklich den Gedanken des Schiedsgerichts ein. Oftmals und noch zuletzt in seinen Gedanken und Erinnerungen hat Bismarck Österreich-Ungarn geraten, dem Vorbilde des Deutschen Reiches zu folgen, indem er schrieb, daß „die deutsche Reichsverfassung den Weg anzeige, auf dem Österreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen könne, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden seien". Schon auf dem Schlachtfelde von Königgrätz faßte er den Gedanken, das alte Verhältnis zu Österreich in geeigneterer Form mit Hilfe des deutsch-österreichischen Bündnisses, das 1879 zustande kam, wiederherzustellen. Durch das Bündnis mit Italien ergänzt, wurde der Dreibund zu jenem Bollwerk, das Europa beinahe ein halbes Jahrhundert lang den Frieden gesichert hat. Auch bei der Konstituierung des großen mitteleuropäischen Bündnisses hat Bismarck die Verfassung des Deutschen Reiches vor Augen gehabt. Auf diese Tatsache hat der Fürst von Bülow in seinem Buche über die deutsche Politik aufmerksam gemacht, indem er schreibt: „Der Dreibund würde nicht so lange Dauer gewonnen haben, wenn er eine absolute Bindung der verbündeten Mächte in allen ihren Unternehmungen, auf allen ihren politischen Wegen verlangt hätte. Cum grano salis konnte eine Tatsache des innerpolitischen, unseres nationalen staatlichen Lebens, vergleichsweise zur Charakterisierung des Dreibundes herangezogen werden. Wie dem Deutschen Reiche gerade dadurch eine Gewähr der Dauer gegeben ist, daß seine Verfassung bei aller Bindung in den großen nationalpolitischen Aufgaben den Einzelstaaten ihre Selbständigkeit in der eigentümlichen Erfüllung ihrer engeren Aufgaben läßt, so band nach der häufig und nachdrücklich betonten Absicht seines Begründers der Dreibund die drei großen Mächte Mitteleuropas in den kontinentalpolitischen Zwecken, auf die der Bund begründet wurde, ließ ihnen aber Freiheit in der Verfolgung ihrer besonderen nationalen Interessen." Durch die Militärkonvention mit Rumänien und den Rückversicherungsvertrag mit Rußland wurde das europäische Friedenssystem weiter ausgebaut und zu einem Mittel- und Osteuropa umfassenden gemacht. Trat Frankreich diesem System bei, dann war die europäische Konföderation nahezu vollendet und der europäische Friede dauernd gesichert. Darauf hat schon der italienische Staatsmann Crispi den französischen Politiker Desmarest hingewiesen, indem er ihm am 5. Oktober 1891 schrieb: „Der Dreibund, der allein abgeschlossen worden war, um den europäischen Frieden zu garantieren, wäre der erste Kern einer europäischen Konföderation gewesen. Frankreich wäre mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Sein Beispiel wäre von anderen befolgt, und man hätte mit einem Zuge die „Vereinigten Staaten" von Europa gehabt. Natürlich wäre Abrüstung, Entlastung der Budgets und Erleichterung des Steuerzahlers die Folge gewesen. Da in dieser großen Union jeder Grund zur Vorherrschaft eines Staates über den anderen weg-

gefallen wäre, so wäre die Frage der Nationalitäten (das heißt die sogenannte elsaß-lothringische Frage) sehr bald freundschaftlich zwischen den Verbündeten gelöst worden. Sie wäre eine innere Frage und nichts anderes gewesen."

Auf Grund dieser Tatsachen kann man die deutsche Nation geradezu als das Weltbundvolk κατ' ἐξοχήν bezeichnen: denn der Gedanke der Friedenssicherung auf der Basis der Konföderation und des Schiedsgerichts lag keinem Volke nach seinem Charakter und seinen Traditionen näher, als dem deutschen. Um so auffallender ist es deshalb, daß gerade in Deutschland der Idee des Völkerbundes, der Abrüstung und der internationalen Abmachungen mit dem größten Mißtrauen begegnet worden ist und daß die moderne pazifistische Bewegung nur wenige Anhänger gefunden hat. So friedliebend Bismarck auch war, er hat den Vorschlag der Abrüstung, so oft er an ihn herangebracht wurde, immer von neuem abgelehnt, und unzählige Male ist von der feindlichen Propaganda während des Krieges darauf hingewiesen worden, daß allein an Deutschlands Widerstand die Einführung des obligatorischen Schiedsgerichts und der Rüstungseinschränkung gescheitert sei.

Die Motive für diese Haltung Deutschlands liegen in den bitteren Erfahrungen begründet, die das deutsche Volk im Laufe der Jahrhunderte mit den benachbarten Nationen machen mußte. Nicht weniger als viermal in zweihundert Jahren, jedesmal auf mehrere Jahrzehnte, wurde der Boden Deutschlands das Schlachtfeld, auf dem die Völker Europas ihre Händel austrugen. Immer von neuem wurde das deutsche Volk an den Rand des politischen und wirtschaftlichen Unterganges geführt und der Gefahr der Aufteilung unter die benachbarten Staaten ausgesetzt. Die furchtbaren Lehren des dreißigjährigen Krieges zwangen Deutschland um seiner Rettung willen, dem Vorbilde der benachbarten imperialistischen Staaten zu folgen und zur Aufstellung stehender Heere überzugehen. Der Militarismus ist nicht in Deutschland entstanden, er ist, wie die Namen der Waffengattungen, Truppeneinteilungen und Rangordnungen beweisen, französischen Ursprungs. Er war auch nicht, wie der französische, offensiver Natur, er diente rein defensiven Zwecken. Er bildete in gewisser Hinsicht eine schroffe Reaktion gegen das im deutschen Staatsleben herrschende Prinzip der Freiheit, das Deutschland lebensgefährlich geworden war. Im neunzehnten Jahrhundert mußte sich Deutschland immer von neuem davon überzeugen, daß Dinge, die im übrigen Europa und für die übrigen Völker als recht und billig galten, dem deutschen rücksichtslos verweigert wurden. Wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert das Recht auf Sicherheit und Integrität seines nationalen Bodens, so wurde ihm jetzt sein Recht auf die nationale Einheit vorenthalten. Die Wünsche der deutschen Patrioten, die in dem Kampfe gegen Napoleon den Ersten das meiste zur Befreiung der europäischen Nationen getan hatten, blieben auf dem Wiener Kongreß unerfüllt: das Deutschland geraubte Elsaß-Lothringen

blieb Frankreich erhalten und die Einfallspforte nach Deutschland den französischen Heeren geöffnet. Als das deutsche Volk in den Jahren 1848/49 die deutsche Einheit mit Hilfe der demokratisch-liberalen Ideen zu erreichen suchte, scheiterte diese Bewegung ebenso an dem Widerstand der liberalen Westmächte wie des autokratischen Rußlands. Auf die englischen Drohungen hin mußte Preußen im Jahre 1849 die Schleswig-Holsteiner in ihrem Befreiungskampfe im Stiche lassen. Als die deutsche Demokratie eine Reichsflotte zu gründen beabsichtigte, erklärte Lord Palmerston, er werde die unter der schwarz-weiß-goldenen Flagge fahrenden Schiffe als Korsarenschiffe behandeln lassen. Dem Zaren Nikolaus dem Ersten galt die deutsche Einheit als eine Gefahr für das europäische Gleichgewicht. Am 30. August 1848 schrieb sein Kanzler Nesselrode an den russischen Gesandten in Paris, daß eine vollkommene Interessen-Solidarität zwischen Rußland und Frankreich bestehe. „Denn es ist nicht weniger wahr, daß für Rußland und für Frankreich, wenn diese Träume einen gewissen Grad von Festigkeit annehmen, ernste Erwägungen durch die Schaffung einer starken, festgefügten Macht im Zentrum Europas entstehen werden, einer Macht, die nicht durch die bestehenden Verträge vorhergesehen, die ein Volk von fünfundvierzig Millionen Menschen darstellt, das nur einer einzigen, zentralen Gewalt gehorcht, und die jedes Gleichgewicht, in der Form wenigstens, wie es bisher festgesetzt war, verletzt." Am meisten geriet Frankreich, das in der deutschen Zersplitterung die Basis der französischen Vormachtsstellung sah, über die deutsche Einheitsbewegung in Aufregung. Die „Concentration moderne", die für Frankreich ein „historisches Gesetz" war, war für Deutschland ein Verbrechen. Unermüdlich war der französische Staatsmann Thiers neben vielen anderen tätig, Frankreich auf die angeblichen Gefahren der deutschen Einheit hinzuweisen, und als er im Jahre 1867 an die französische Kammer die Frage stellte: „Wenn man euch sagt, daß ihr im Innern Deutschlands alles geschehen lassen müßt, und daß ihr nur um diesen Preis den Frieden erhalten könnt, ist das eine Frankreichs würdige Stellung?" antworteten die Deputierten mit brausendem Zuruf, daß Frankreich seine „Würde" für verletzt hielte, wenn es die inneren Fragen der deutschen Politik nicht beherrschen könne. Angesichts dieser offenen Feindschaft, der die demokratische deutsche Nationalbewegung bei allen Nachbarn begegnete, konnte die deutsche Einheit nicht durch Reden und Parlamentsbeschlüsse erreicht, sie mußte auf dem Gebiete der internationalen Politik und auf den Schlachtfeldern von Düppel, Königgrätz und Sedan mit Blut und Eisen erzwungen werden. Auch nach 1870/71 blieb der Militarismus für Deutschland Existenzbedingung. Im Westen wartete Frankreich nach Gambettas Grundsatz „Niemals davon reden, immer daran denken" auf den Tag der Rache, immer bereit, sich jedem Feinde Deutschlands zur Verfügung zu stellen. Es befolgte den Rat seines einst so friedfertig und deutschfreundlich gesinnten Philosophen und Historikers Renan, nämlich

„den beständig wachsenden Haß der Slawen gegen die Deutschen zu schüren, den Panslawismus zu begünstigen und ohne Vorbehalt stets den Wünschen des russischen Ehrgeizes zu dienen". Zu der westlichen Bedrohung kam die viel gefährlichere östliche Gefahr. Deutschland konnte sich den im russischen Reiche organisierten Massen gegenüber an seiner langgestreckten und offenen Ostgrenze nur durch ein qualitativ überlegenes Heer behaupten, dessen Geist das ganze Volk durchdrang. Kontinentalpolitisch durch die Pression von Osten und Westen in seiner Existenz bedroht, wurde das Deutsche Reich infolge des Anwachsens seiner Bevölkerung vor neue Gefahren gestellt. Es vermochte seine 60 Millionen Menschen zählende Bevölkerung nicht mehr auf dem viel zu klein gewordenen Territorium Deutschlands ihrer Kulturhöhe gemäß zu erhalten: es mußte ihre Existenz durch eine ungeheuere Steigerung der Industrie und des Handels zu sichern suchen, da man nicht auf eine Expansionspolitik auf Kosten seiner Nachbarn übergehen wollte. Diese wirtschaftliche Expansion erregte aber die Eifersucht beinahe aller Völker, und besonders des englischen, das sich in seiner bisherigen Monopolstellung gefährdet sah. Um sich gegen die englischen Drohungen, wie sie von englischen Politikern und Publizisten mit brutaler Offenheit ausgesprochen wurden, wenigstens einigermaßen zu sichern, sah sich Deutschland gezwungen, seine kontinentalen Rüstungslasten durch maritime zu ergänzen und zum Bau der deutschen Flotte überzugehen. Ebenso wie das Recht auf nationale Einheit, so wurde dem deutschen Volke das Recht auf Arbeit auf dem Weltmarkte bestritten. Mit dem Werke seiner politischen Konsolidierung beschäftigt, hatte Deutschland bei der Verteilung der Welt die Rolle des Poeten gespielt: jetzt sollte es auch bei der Vergebung der wenigen Kolonialgebiete, die noch übrig geblieben waren, ausgeschlossen werden. Das an Kolonien übersättigte England beanspruchte die gesamte Ostseite des afrikanischen Kontinents von Kapstadt bis Kairo und suchte durch Angliederung von Palästina, Arabien, Mesopotamien und Südpersien die Verbindung zwischen seinem afrikanischen und asiatischen Kolonialreich herzustellen. Das russische Riesenreich erhielt Armenien zugewiesen, das Kleinasien gegenüber eine dominierende Stellung einnimmt. Frankreich, dessen Boden für seine abnehmende Bevölkerung bereits viel zu groß geworden war, wurde der Beherrscher von ganz Nord- und Westafrika. Italien bemächtigte sich Libyens, während die Vereinigten Staaten in Westindien und im Stillen Ozean und Japan in Ostasien gewaltige Gebiete für ihre Expansion erwarben.

Das übervölkerte Deutschland mußte sich überall mit den Überresten begnügen und mit in aller Welt zerstreuten kolonialen Fragmenten zufrieden geben. Jedesmal, wenn es bei der Verteilung der Welt mitzusprechen versuchte, wurde dies als eine Provokation empfunden, und jeder Anspruch, den es erhob, mochte er noch so bescheiden sein, als ein Zeichen des unersättlichen Landhungers Deutschlands hingestellt. Kein Wunder, daß angesichts der

schreienden Ungerechtigkeit, mit der Deutschland weltpolitisch bei der Verteilung der Erde in den Hintergrund gedrängt wurde, sich in Deutschland die Meinung festsetzte, daß das Recht nichts bedeute und daß das deutsche Volk, wenn es etwas erreichen wolle, es dieses nur mit der Gewalt erreichen könne. Es war nur allzu erklärlich, daß das deutsche Volk den Glauben an ein unparteiisches Schiedsgericht verlor und daß jeder Antrag auf Rüstungseinschränkung als der Versuch angesehen wurde, ihm das Instrument, das seine nationale Sicherheit und Existenz gewährleistete, aus den Händen zu entwinden, oder Deutschland für den Fall eines künftigen Krieges, der von den Chauvinisten der Ententeländer mit den skrupellosesten Mitteln geschürt wurde, von vornherein in den Augen der Welt ins Unrecht zu setzen.

In der Erkenntnis dessen herrschte in Deutschland über die pazifistischen Vorschläge seiner Nachbarn die Ansicht, der Baron Greindl in seinem Schreiben vom 30. Mai 1908 Ausdruck gegeben hat: „Die herkömmlichen friedlichen Versicherungen bedeuten wenig im Munde dreier Mächte, die eben erst, wie Rußland und England, wenn auch mit verschiedenem Erfolg, nur in dem Bestreben, sich zu vergrößern, ja ohne plausiblen Vorwand, die Eroberungskriege in der Mandschurei und in Transvaal geführt haben, oder die, wie Frankreich, gerade jetzt zur Eroberung von Marokko schreiten, unter Nichtbeachtung feierlicher Versprechungen und ohne andere Rechtstitel, als der Übertragung der Rechte Englands, die dieses selbst nicht besaß. Es sind dieselben Mächte, die im Verein mit den Vereinigten Staaten, die kaum ihren Raubkrieg mit Spanien hinter sich haben, im Haag als Ultrapazifisten aufgetreten sind." Für die Entente, die über den konstanten Faktor der Quantität verfügte, bedeutete jede Verminderung der deutschen Qualität eine Vermehrung ihres Übergewichts. Was England mit seinen pazifistischen Vorschlägen bezweckte, war deutlich genug: es beabsichtigte, seine Herrschaft und sein mit Gewalt zusammengebrachtes Kolonialreich dauernd sicher zu stellen. Es dachte nicht daran, seine Flottenstationen aufzugeben und seine Marine zum alten Eisen zu werfen, da, wie der Premierminister Campell-Bannerman in einem Ende Februar 1807 publizierten Artikel in der „Nation" ausführte, „Englands Seemacht in der ganzen Welt als eine nicht aggressive anerkannt werde" und die Flotten Englands nichts anderes seien als „die Botschaft herzlichsten guten Willens, der sich gründe auf den Glauben an die Interessengemeinschaft zwischen den Nationen". Und die „Pall Mall Gazette" ironisierte aufs treffendste den englischen Pazifismus, indem sie schrieb: „England hat sich in langen und schweren Kriegen den größten Handel und mehr von der Oberfläche der Erde, als ihm zukommt, erobert. Wenn es jetzt auch noch eine Änderung der Spielregeln zuwege brächte, so daß Besitz alles bedeutet und Ehrgeiz, Mut, Patriotismus und Organisation nichts, dann wäre das wahrhaftig ein

höchst befriedigendes Ende — wenigstens soweit England dabei in Frage käme."

Diese beiden Tatsachen — der infolge der Erfahrungen der Vergangenheit entstandene Glaube, daß das deutsche Volk alle seine elementaren Rechte bei den anderen Völkern nur mit Gewalt durchsetzen könne, und das Mißtrauen, daß die pazifistischen Ideen der imperialistischen Mächte nichts anderes, als taktische Mittel einer machiavellistischen Diplomatie, seien, bilden somit den Grund, weshalb Deutschland dem Gedanken des Völkerbundes ablehnend gegenüberstand. Erst die furchtbaren Lehren des großen Krieges haben in diesen Anschauungen eine gewisse Wandlung geschaffen. Sie haben der Welt bewiesen, daß der Krieg unter allen Umständen ein Übel ist, dessen Gewinn auch für den Sieger in keinem Verhältnis mit den Verlusten steht. Alle Völker der Erde sind mehr oder weniger von der Überzeugung durchdrungen, daß dieser Krieg der letzte sein müsse. Sie wissen, daß ein dauernder Friede nicht möglich ist, wenn nicht allen Völkern ihre materielle und nationale Existenz und Entwicklungsmöglichkeit gewährt wird. Die pazifistischen Ideen, die früher im Dienste der politischen Taktik gestanden hatten, ließen sich auf die Dauer zu dieser Rolle nicht entwürdigen, und die Staatsmänner wurden die Geister, die sie gerufen, nicht mehr los. Sie wurden genötigt, ihre materialistischen Ziele den idealistischen unterzuordnen. Sie zwangen den amerikanischen Präsidenten in der Rede vom 28. September zu dem Bekenntnis, daß allein „die unparteiische Gerechtigkeit in jedem Punkte der Abmachungen, unbekümmert darum, wessen Interessen dadurch gekreuzt werden, und nicht allein unparteiische Gerechtigkeit, sondern auch Zufriedenstellung der verschiedenen Völker, um deren Schicksal es sich handelt," das Ziel der künftigen Politik sein könne, und daß „die unparteiische Gerechtigkeit keine Unterscheidung zwischen denen, gegen die wir gerecht zu sein wünschen, und denen, gegen die wir nicht gerecht zu sein wünschen, einschließen dürfe, sondern eine Gerechtigkeit sein müsse, die keine Begünstigten kennt und keine verschiedenen Maßstäbe, sondern gleiche Rechte für die verschiedenen in Betracht kommenden Völker". Nachdem einmal diese Grundsätze sich durchgerungen hatten, war für Deutschland die Bahn zum Völkerbunde frei geworden. Denn an dem Tage, da Recht und Gerechtigkeit künftighin im internationalen Leben sich wirklich als Basis der internationalen Politik festgesetzt haben, kann das deutsche Volk alles das, was es bisher unter Strömen kostbaren Blutes und entsetzlichen Opfern vergeblich zu erreichen sucht, auf viel besserem Wege erlangen.

Denn Recht und Gerechtigkeit fordern die Durchführung folgender zwei Präliminar-Artikel. Erstens: *jedes Volk hat Anspruch auf die Sicherung einer seiner Kulturhöhe entsprechenden materiellen Existenz.* Zweitens: *jedes Volk hat Anspruch auf seine nationale Einheit und Freiheit* (Nationalitätenprinzip).

Die materielle Existenz eines Volkes kann entweder durch ein für seine

Ernährung ausreichendes Land oder durch Erwerbsmöglichkeiten außerhalb dieses Landes gewährleistet werden. Beinahe alle Völker der Erde mit Ausnahme Deutschlands, Italiens und Belgiens besitzen genügend Grund und Boden, auf dem sie sich erhalten können. In Frankreich wohnen auf einem Quadratkilometer vierundsiebzig, in den Vereinigten Staaten vierunddreißig, in Deutschland aber einhundertzwanzig Menschen. Von der Welt abgeschlossen, hat Deutschland trotz seiner hochentwickelten Landwirtschaft selbst mit Hilfe der Agrarprodukte Polens, Litauens und Kurlands den Krieg nur in einer „organisierten Hungersnot" überstehen können. Das Recht erfordert somit für Deutschland entweder die Vergrößerung seines Territoriums oder die Zuweisung von außereuropäischen Agrarkolonien. Beides wäre aber nur möglich unter Verstoß gegen das Nationalitätenprinzip, und deshalb muß diese Frage auf anderem Wege gelöst werden. Unter keinen Umständen kann Deutschland aber auf eine Verkleinerung seines Gebietes eingehen. Eine Abtretung des deutschen Elsaß-Lothringen würde die deutsche Landwirtschaft eines großen Teiles des Kali berauben, mit dem allein sie ihre an sich wenig fruchtbaren Äcker auf der Höhe ihrer gegenwärtigen Ertragsfähigkeit halten kann. Eine Loslösung der gemischtsprachlichen Gebiete des Ostens würde den Verlust gerade der Provinzen bedeuten, von deren agrarischen Überschüssen die deutsche Industriebevölkerung lebt, während der neue Polenstaat, wenn er seine Landwirtschaft modern entwickelt, ein ausreichendes Territorium zur Verfügung hat.

Da aber, wie erwähnt, auch bei einer Integrität seiner Grenzen der Boden des Deutschen Reiches für seine Bevölkerung zu klein ist, müssen dieser weitere Existenzmöglichkeiten gewährt werden. Sie liegen auf dem Gebiete der Industrie und des Handels, von denen vor dem Kriege nahezu zwei Drittel des deutschen Volkes lebten.

Die deutsche Industrie und der deutsche Handel ist nur lebensfähig, wenn die Freiheit der Meere und Märkte für alle Zeiten gesichert ist. Beinahe zwei Drittel des gesamten deutschen Handels gingen vor dem Kriege über See. Eine dauernde oder nur zeitweise Sperrung des freien Meeres und der offenen Tür würde somit die Existenz des deutschen Volkes in Frage stellen. Solange eine Macht über nahezu alle Rohstoffgebiete der Erde verfügt und, auf ihre übermächtige Marine und ihre in allen Teilen der Welt zerstreut liegenden Kohlenstationen gestützt, die wichtigsten Meerengen und Meeresstraßen in ihrer Hand hält, ist die Freiheit der Meere und Märkte von dem guten Willen dieser Macht abhängig. Würden der deutschen Industrie, deren Rückgrat die Schwerindustrie bildet, das lothringische Minette- und das oberschlesische Kohlengebiet genommen, so wäre sie mit den übermächtigen angelsächsischen Industrien nicht mehr konkurrenzfähig, und die Freiheit der Meere und Märkte besäße für Deutschland dann nur einen geringen Wert. Damit ergibt sich für Deutschland die Forderung auf Integrität seines Reichsgebietes, auf Kolonien und auf freie Meere und Märkte: Forderungen,

die Deutschland auf Grund des Rechts auf seine Existenz zu stellen berechtigt ist.

Der zweite Artikel betrifft das Recht der Völker auf nationale Einheit und Freiheit. Dieses Recht muß auf alle die Völker, die dem griechisch-russischen, dem arabischen, dem indischen und ostasiatischen Kulturkreis angehören, ausgedehnt werden. Es ist nichts anderes als ein imperialistischer Sophismus, wenn behauptet wird, die außereuropäischen Nationen seien zu einer eigenen Regierung nicht fähig. Wenn daran etwas Wahres ist, so liegt der Grund einzig und allein darin, daß sie unter der politischen und kulturellen Unterdrückung und wirtschaftlichen Aussaugung durch imperialistische Staaten in der Entwicklung ihrer natürlichen politischen Anlagen künstlich unterbunden und hingehalten werden. Die moderne Kultur wird immer mehr Gemeingut aller Völker der Erde, sie läßt sich verhältnismäßig rasch und leicht aneignen, wie das Beispiel der Japaner gezeigt hat, die das einzige außereuropäische Volk gewesen sind, das sich von europäischer Herrschaft freihalten konnte.

Solange Reiche vorhanden sind, deren Macht und Reichtum sich auf der Unterdrückung und Aussaugung fremder Völker gründet und deren Prinzip somit die Gewalt bildet, ist ein dauernder Weltfriede nicht garantiert. Denn zwischen imperialistischen Staaten kann, um einen Ausdruck Voltaires zu gebrauchen, ebensowenig Friede bestehen, wie zwischen Wölfen und Schafen.

Solange die außereuropäischen Völker der Herrschaft von imperialistischen Staaten unterworfen sind und nicht zum wenigsten als Vorstufe ihrer völligen Freiheit kulturelle, wirtschaftliche und administrative Autonomie besitzen, ist die Freiheit der Märkte nicht gesichert. Deutschland hat bei einer Durchführung des Nationalitätenprinzips wenig zu verlieren und viel zu gewinnen. Seine östlichen gemischtsprachlichen Gebiete sind ihm schon durch die Bestimmungen des ersten Präliminarartikels garantiert. Außerdem aber ist Westpreußen deutsches Kolonialland, das dem Deutschtum in den Zeiten seiner Schwäche dreihundert Jahre lang entrissen und damals von den Polen gewaltsam polonisiert worden war. Trotz der zahlreichen Einwanderung und starken natürlichen Vermehrung der Polen ist die Bevölkerung noch heute über die Hälfte deutsch. Eine Zuerteilung dieser Provinz an das Königreich Polen würde das ostpreußische Deutschtum vollkommen von dem deutschen Volkskörper loslösen und der Polonisierung aussetzen. Posen ist zwar nur zu einem Drittel deutsch, aber Polen und Deutsche wohnen hier derartig gemischt, daß eine Loslösung von Deutschland für letztere ein schweres Unrecht wäre. Oberschlesien hat niemals zum polnischen Staate gehört und ist ein vollkommen von Deutschen kultiviertes Land. Indessen müssen in allen diesen Gebieten die Polen innerhalb des Rahmens des Deutschen Reiches alle die Rechte erhalten, die sie im Königreiche Polen den Deutschen und Juden einräumen. Die Elsaß-Lothringer sind bis auf kaum 200 000 Lothringer rein deutscher Nationalität. Ebensowenig wie die nord-

amerikanischen Südstaaten im Sezessionskriege ein Recht hatten, sich auf das Selbstbestimmungsrecht der Nationen zu berufen, kommt dieser Anspruch den Elsaß-Lothringern zu, da sie nur einen Teil der deutschen Nation bilden und das Selbstbestimmungsrecht in den Händen der Gesamtnation liegt. Dagegen müssen die von den Deutschen bewohnten Gebiete Österreichs, falls die von den Tschechen und Südslawen betriebene Auflösung dieses Staates Erfolg haben sollte, sämtlich an Deutschland fallen, und es ist nicht angängig, daß die Tschechen und Italiener dem Prinzip der Nationalität das Prinzip der natürlichen Grenzen überordnen und auf Deutsch-Nordböhmen oder Deutsch-Südtirol Prätensionen erheben. Ferner muß das Recht der Einwanderung überall schrankenlos erlaubt sein. Es ist beispielsweise ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand, daß ein ganzer Kontinent Australien, der nahezu die Größe von Europa hat und gut 100 Millionen Menschen nähren könnte, infolge der Politik der australischen Regierung nur von 7 Millionen bewohnt wird. Den Einwanderern müssen die Rechte ihrer Nationalität erhalten bleiben und ihnen die Gründung von Schulen, Vereinen und Zeitungen erlaubt sein. Sitzen sie in größeren Massen geschlossen in Städten oder auf dem Lande beieinander, so ist der betreffende Staat verpflichtet, ihnen das Recht der nationalen Administration einzuräumen. Nur auf diese Weise läßt sich verhindern, daß eine mit reichem Territorialbesitz ausgestattete Nation vermöge dieses rein zufälligen Vorteils die Angehörigen einer anderen, in dieser Hinsicht weniger begünstigten Nation entnationalisiert und ihr somit das kräftigste und wertvollste nationale Eigentum entzieht. Ohne diese Bestimmung würde es zur Bildung beieinander liegender demographischer Minima und Maxima, deren Ausgleich naturgemäß nur durch Sturm erfolgen kann, kommen. Grenzten zwei Staaten von gleich großem und gleich fruchtbarem Boden, von denen der eine 100, der andere 25 Millionen zählte, aneinander, so ließe sich solch unnatürliches Verhältnis auf die Dauer nur mit Gewalt aufrecht erhalten. Um dem vorzubeugen, muß die politische Neuverteilung der Erde in beständigem Fluß immer von neuem auf natürlich-friedlichem Wege erfolgen. Ohne sie würde die politische Entwicklung der Menschheit unterbunden und der Völkerbund schließlich zu einem Petrefakt werden. Neue Konflikte und Kriege wären die Folge. Um dies zu beweisen, genügt es, daran zu erinnern, daß, wäre ein ewiger Völkerbund im Jahre 1500 auf Grund der alexandrinischen Teilung geschlossen worden, noch heute die gesamte westliche Hälfte der außereuropäischen Welt Spanien, die östliche aber Portugal gehörte, während die übrigen Nationen ausgeschlossen wären.

Sind diese beiden Präliminarartikel des Völkerbundes von allen großen Nationen angenommen, so kann die Durchführung der beiden Definitivartikel erfolgen. Sie enthalten die Abrüstung und das Schiedsgericht. Daß das Schiedsgericht nur ein obligatorisches sein kann, versteht sich von selbst. Die Abrüstung muß eine totale sein und sich in gleicher Weise auf den Militaris-

mus zu Wasser und zu Lande erstrecken. Eine Wiederkehr des Prinzips der brutalen Gewalt kann, wie der Alkoholismus nur durch totale Enthaltsamkeit, allein durch totale Abrüstung verhindert werden. Für eine Rüstungseinschränkung läßt sich, da die Lage der einzelnen Staaten und ihre militärische Organisation verschieden ist, niemals eine befriedigende Norm finden. Durch die Maßnahme des Abbruchs aller verkehrs- und handelspolitischen Beziehungen besitzt der Völkerbund ein genügend wirksames Mittel, bei der stetig größer werdenden Verquickung jeder Nation mit der Weltwirtschaft selbst dem stärksten Staate seinen Willen aufzuzwingen.

Man würde sich trügerischen Illusionen hingeben, wenn man annähme, der Gedanke des Völkerbundes unter den angegebenen Bedingungen ließe sich von heute auf morgen ohne allzu große Mühe verwirklichen. Die organisatorischen Schwierigkeiten, deren Kompliziertheit gerade aus dem vom Staatssekretär Erzberger versuchten Verfassungsentwurf hervorgeht, sind dabei noch die geringeren. Die eigentlichen Hindernisse liegen auch nicht in der Natur der Menschen — denn ihre erdrückende Mehrzahl ist friedlich gesinnt und verabscheut den Krieg — sondern in dem Vorhandensein von imperialistischen Staaten, deren Größe auf der Gewalt und der Ausbeutung beruht, und die niemals in die Vorbedingungen für eine auf Recht und Gerechtigkeit beruhende Weltorganisation freiwillig einwilligen werden. Um so entschlossener muß sich Deutschland an die Spitze dieser Bewegung stellen und den Gedanken des Völkerbundes als die regulative Idee seiner künftigen Politik betrachten. Sein Charakter und seine Traditionen berufen, seine großen Zukunftsinteressen zwingen es zu dieser Aufgabe. Um die inneren Voraussetzungen für seine Mission zu schaffen, muß das deutsche Volk zu den Ideen der Freiheitskämpfer von 1813, den Gedanken der Einheit und Freiheit zurückkehren. Ihre Durchführung ist im Jahre 1848 an dem doppelten Widerstande des Partikularismus und des Auslandes gescheitert. Was Bismarck erreichte, war eine damals in Hinblick auf die inneren und äußeren Hemmnisse allein mögliche, mit Hilfe der Diplomatie und des Militärs erzwungene und hinsichtlich Deutsch-Österreichs unvollkommene Notlösung der deutschen Frage. An Stelle der erhofften Einheit des deutschen Volkes mußte der Bund der Fürsten, an Stelle des freien Parlamentarismus der gebundene Konstitutionalismus treten. Nur ein Staatsmann von der überragenden Bedeutung Bismarcks konnte, auf das Vertrauen seines weisen Monarchen gestützt und alle Gewalt in seinen Händen vereinigend, nach Art eines ersten Ministers des ancien régime mit diesem System regieren. Mit seinem Sturze brach auch der Konstitutionalismus zusammen, und es blieb jetzt nur noch die Wahl zwischen dem Absolutismus und dem Parlamentarismus. Der unpolitische Sinn des deutschen Volkes, die inneren Gegensätze und Parteiungen, die es zerrissen, und die äußeren Gefahren, die es bedrohten, schufen einem konstitutionell verhüllten Absolutismus seine Daseinsberechtigung. Er ließ sich auf

die Dauer nicht halten, und in der Erkenntnis dessen machte schon 1908 Fürst Bülow den vergeblichen Versuch, zum wenigsten zum Regime Bismarcks zurückzukehren. So Gewaltiges das absolutistisch-militaristische System auf allen Gebieten und besonders militärisch geleistet hat: es ist im Weltkriege politisch zusammengebrochen, um dem freien parlamentarischen Platz zu machen. Damit hat auch das föderalistische seinen Halt verloren, denn Freiheit und Einheit gehören zusammen und die eine kann nicht ohne die andere bestehen. Das deutsche Volk sieht sich heute vor die Entscheidung gestellt, ob es die Freiheit durch die Einheit nach innen und außen ergänzen oder zum Partikularismus zurückkehren will. Letzteres ist der Wunsch der Entente, denn es wäre der Untergang Deutschlands. Man weiß es im feindlichen Auslande nur allzu genau, daß der Partikularismus das Verhängnis der deutschen Geschichte darstellt und daß alle Leiden, die das deutsche Volk im Laufe der Jahrhunderte erduldet hat, sich aus dieser Quelle ableiten lassen. Wären die deutschen Elsaß-Lothringer im Jahre 1871 Volksgenossen einer freien und einen deutschen Nation geworden, sie wären seit langem mit ihr derartig verschmolzen, daß keine Macht der Erde sie wieder von dem deutschen Mutterlande zu trennen vermöchte. Immer wieder hat das Ausland der schwerflüssigen deutschen Entwicklung — die, bisweilen noch immer mit der deutschen Treue beschönigt, in Wirklichkeit nichts anderes als politische Trägheit ist — wider Willen nachgeholfen und, indem es das Böse wollte, das Gute geschafft. Die Kosten freilich, die das deutsche Volk infolge seines unpolitischen Sinnes dem Ausland für diesen unfreiwilligen Dienst zu zahlen hatte, sind derartig ungeheuerliche, daß das Wort eines der Führer der englischen Revolution: „Es muß noch schlimmer kommen, um besser zu werden" sich nicht mehr auf Deutschland anwenden läßt. Wie die Kriege Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons des Ersten dem deutschen Nationalgedanken die Wege geebnet haben, so muß der Krieg der Entente ihn vollenden. Das, was Deutschland im Kriege an materiellen Gütern verloren hat, muß es durch ideelle ersetzen. Allein ein freies Deutschland vermag den Völkern die Prinzipien der Freiheit zu verkündigen, und nur ein einiges deutsches Volk, das alle seine Stämme umfaßt, ist stark genug, um die Vorbedingungen für eine auf Recht und Gerechtigkeit beruhende Weltorganisation zu schaffen. So hängt die innere Gestaltung Deutschlands eng mit derjenigen des künftigen Völkerbundes zusammen.

Das Recht der jungen Völker.

Von

Moeller van den Bruck.

I.

Der Weltkrieg hat die Völker nach Alter und Jugend gruppiert.

Es sind scheinbar manche Widersprüche in dieser Gruppierung. Wir finden junge Völker im Ringe der alten Nationen. Ebenso neigten in den Völkern, die neutral blieben, zu den alten Nationen bestimmte Elemente hinüber, die nach Rassen- oder Sprachverwandtschaft und in mancher Beziehung weniger der Politik als der Kultur im Grunde zu den jungen Völkern gehörten.

Trotzdem ist der Gesichtspunkt der jungen Völker der einzige, der einen Querschnitt durch den Wirrwarr des Weltkrieges zu ziehen erlaubt. Wir sehen, wie Staaten, die von einem vergangenen Zeitalter her noch in der geschichtlichen Machtstellung saßen, sich gegen die von ihnen als politische Gefahr empfundene Möglichkeit zusammenschlossen, von heraufkommenden Nationen überholt zu werden. Eben dies war das Prinzip der alten und der jungen Völker.

Nicht die Gemeinsamkeit der Rasse konnte diese Staaten zusammenführen, wie man vor dem Kriege wohl glaubte, wenn man an eine künftige Völkerauseinandersetzung dachte. Die großen Rassenbünde sind sämtlich gescheitert. Die großen Bundgedanken haben sämtlich versagt. Noch nicht einmal alle romanischen Nationen konnten durch das verbindende Schlagwort der lateinischen Kultur auf die gleiche politische Seite hinübergeführt werden. Die großen Völker germanischer Rasse, England und Deutschland, wurden durch den Weltkrieg zu den Urfeinden, in denen nunmehr Festland und Insel einander gegenüberstehen. Der Panslawismus, der eine machtpolitische Verbindung aus religiösen Beweggründen sein wollte, brach mit Rußland zusammen. Und der Panislamismus schied sich in das jungtürkische und in das arabische Lager.

Neue Rassen gibt es nicht mehr. Längst ist die Kindheit des menschlichen Geschlechtes vorüber, in der aus der Lebensdämmerung des Vorgeschichtlichen frühe Wandervölker sich loslösten und wie simplizianische Jünglinge in die entwickeltere Umwelt eintraten, die sie vorfanden. In der Mannheit der Menschheit, seitdem nicht nur Individuen, sondern Nationen sich ihrer Be-

stimmung bewußt wurden, sind die Rassen darauf angewiesen, sich aus sich selbst zu erneuern. Sie tun es, indem sie neue Völker vorschicken, die eine gestimmte geschichtliche Sendung übernehmen: junge Völker, die vor den älteren die Stoßkraft nach Vorne voraushaben, eine größere Beweglichkeit in den Dingen der Gegenwart und eine Begabung zur Zukunft, die den anderen fehlt.

Die alten Völker versuchten wohl während des Krieges, junge Völker, die immer zugleich die waffentüchtigsten sind, durch Lockung oder Drohung zu sich herüberzuziehen, sie in den Ring einzureihen, der von ihnen um die Mittelmächte gelegt war, und so aus der großen Auseinandersetzung einen allgemeinen Kampf gegen das stärkste der jungen Völker, gegen Deutschland, zu machen. Sie versuchten es mit allen Mitteln: durch Berufung auf gemeinsame Rasse, soweit dies möglich war; durch Berufung auf alte Kultur, was zu einigen Verlegenheiten führte; und endlich durch Berufung auf die eigene Vorbildlichkeit in staatlichen Einrichtungen, auf die Idealität ihrer politischen Schlagworte, auf Demokratie, Parlamentarismus und ganz allgemein auf ein Westlertum, das man, so zweifelhaft es geworden sein mochte, als den durchgreifenden Grundsatz unseres Zeitalters ausspielte.

Aber Geschichte läßt sich nicht irren. Geschichte entwickelt sich in einer vorbestimmten Richtung, die innerlich bestimmt wird und von der Verteilung der Völkerkräfte abhängt, die in einem und demselben Zeitalter eingesetzt sind. Je nachdem, ob die Völker in der Bahn dieser Richtung liegen, die sich heute im allgemeinen von Westen nach Osten bewegt, liegen sie in der Richtung künftiger Völkergeschicke. Nur durch ihre Koalition konnten die alten Völker noch einmal ausgleichen, daß jedes einzelne von ihnen irgendwie verbraucht und jedenfalls geschwächt war. Sie hatten die Kraft nicht mehr, die dazu gehört, sich nur auf sich zu verlassen. Ihre Hochentwicklung, die immer auf dem Aufstieg eines Völker-Ich beruht, liegt bereits hinter ihnen.

Das fühlten die jungen Völker. Sie traten daher durchweg, wenn sie nicht, wie die Japaner, bereits politisch gebunden waren, an die Seite von jungen Völkern. Mit der besonderen amerikanischen Ausnahme schlossen sich nur alte Völker alten Völkern im Laufe des Weltkrieges freiwillig an. Ja Völker, deren Stellung und Stellungnahme zunächst unbestimmt sein konnte, haben sich durch ihre Entscheidung selbst den alten oder jungen Völkern zugewiesen. Ebenso stellten sich diejenigen Völker, die im Verlaufe des Krieges aus ihrer Neutralität heraustraten, soweit sie in einem Augenblick, den sie für richtig hielten, sich zugunsten der alten Völker entschieden, damit auf deren Stufe zurück. Das war der Fall der Italiener, als sie ihren Ehrgeiz künftiger romanischer Vormachtstellung aufgaben, Rom hinter Paris zurückstellten und zum Westen hinüberglitten. Und es war der Fall der Rumänen, als sie den Italienern nachliefen.

Die kleinen Nationen dagegen, Bulgaren wie Finnländer, die sich während des Weltkrieges den Deutschen anschlossen, empfanden sich als werdende

Völkerpersönlichkeiten. Sie erkannten in dem Deutschtum den großen, starken, einsamen Vorkämpfer für ihre eigene Sache. Und so fanden sie sich mit ihm in dieser gemeinsamen Bestimmung, zu der sie den Mut und das Vertrauen auf ihre Entschlußkraft nahmen: den jungen Völkern in der Welt eine Bahn zu brechen.

II.

An sich ist kein Volk jung oder alt.

Jugend eines Volkstums kann Anfang sein oder Erneuerung, oder beides: Reife oder Ernte, Tag, der kam, und Zeit, die sich erfüllte.

Ein Volk wird jung, indem es aus der Welt, die es vorfindet, in die Welt wirkt, die es selbst schafft. Es tritt unter den Völkern hervor, wenn sich in ihm genügende Kräfte angesammelt haben, die ein altes Volk nicht mehr aufbringt, um sich gegen fremden Willen, Unwillen, Nichtwillen durchzusetzen. Jugend hängt von seinem Mute zu sich selbst ab. Seine Jugend ist ein Entschluß. Jugend eines Volkes ist Bereitsein, ist Anwartschaft, ist Recht auf Geltung. Alter eines Volkes ist Erbe, ist Besitz, Sättigung und Genuß, ist überkommener Ruf und Ruhm.

Es gibt untrügliche Zeichen für Jugend im Volkstum, die vom Biologischen bis zum Ideologischen, und wieder vom Geistigen bis zum Wirtschaftlichen reichen. Wachstum, Wille zur Nachkommenschaft, Mut zur verzehnfachten Kindschaft künden sie an. Die jungen Völker widerlegen Malthus, während die alten Völker ihn bestätigen. Sie widerlegen ihn, obgleich ihnen ihr Wachstum zunächst scheinbar das Auskommen erschwert. Aber sie widerlegen ihn genau so, wie sie Bentham widerlegen. Nützlichkeit ist die Moral, auf die sich die Menschen aller alternden Völker einigen, Opferfähigkeit das Ethos derjenigen, die sich noch verschwenden können, auch wenn Verschwendung ihnen zunächst keine Vorteile zu bringen scheint. Doch haben gerade sie das Wirtschaftliche für sich, und hiermit den größeren Wagemut und den größeren Umsatz. Schon die größere Kaufkraft, die junge Völker aufzubringen pflegen, ist ein erstes und sicheres Zeichen, durch das sie sich von den alten Völkern unterscheiden, die bei minderer Unternehmungslust nur noch zu erhalten und zu verwalten, mit ängstlicher Sparsamkeit aufzuspeichern, mechanisch und brutal zu vermehren suchen, was sie besitzen.

Die alten Völker sind die Völker aufgehobener Stufung, unterbrochener Gliederung, eingeebneter Begabung, deren Gesellschaft vor lauter Subjektivität bei der Entpersönlichung endet. Sie sind die Völker einer Vermengung, die in den eigenen Hemmungen jede Bewegungsfreiheit und jede Entwicklungsmöglichkeit verliert. Sie sind die Völker der Menge, die an sich selbst glaubt. Die jungen Völker dagegen sind die Völker der wertvolleren, tüchtigeren, wichtigeren Menschen, unter denen jeder einzelne zählt. Sie haben Darwin wie Nietzsche für sich. Sie stellen den Vorrang der Qualität über die Quantität

wieder her. Der Wert siegt schließlich immer über die Zahl. Alle großen Völker sind ursprünglich durch Einengung, und wäre es durch Unterdrückung, niedergehalten worden. Aber durch Mehrleistung haben sie den Unterschied der Ziffer wieder ausgeglichen.

Schon glaubten die alten Völker unseres Zeitalters, eine Koalition schließen zu müssen, um mit den jungen fertig zu werden, und mußten sich doch den Beistand von anderen jungen Völkern ausleihen, um ihre Lehre vom europäischen Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, die ihnen so lieb ist, weil sie so bequem ist. Aber glaubt man im Ernste, daß ein so eigensüchtiges Herkommen, eine so verlogen-verlegene Übereinkunft, wie diese Lehre vom Gleichgewichte ist, die nur zur Verdeckung und Beschönigung des überlieferten Übergewichtes der alten Völker erfunden wurde —, glaubt man, daß sie sich auf die Dauer und in alle Ewigkeit wird behaupten können? Junge Völker sind ein Gewicht mehr in der Welt — und dieses Gewicht mehr bedingt ganz von selbst eine Veränderung in der Lagerung der Schwerpunkte, die sich schließlich auch politisch bemerkbar machen wird.

III.

Der Begriff des jungen Volkes selbst, das sich durch nichts anderes als durch Arbeit an sich in der Welt durchsetzt, ist in seiner reinsten Verkörperung erst von Preußen aus geschaffen worden. Der Haß gegen das Preußentum hat hier seine Wurzeln. Es ist der Haß der alten Völker gegen das Prinzip der jungen, der Haß gegen denjenigen Staat, der den Grundsatz der jungen Völker überhaupt erst geschaffen und ihre Machtmittel am früheſten und folgerichtigsten entwickelt hat. Nicht grundlos wurden die Piemontesen die Preußen Italiens, die Japaner diejenigen des Orients genannt; nannten die Bulgaren sich selbst die Preußen des Balkans; und bekamen jetzt die Finnländer zwischen Ostsee und Eismeer eine Aufgabe, die sie als die Preußen des Nordens zu lösen haben.

Cavour, der früh erkannte, daß die deutsche Einheit nur durch den preußischen Staat gegründet werden konnte oder überhaupt nicht, sprach freilich bei Gelegenheit auch von den „langsamen Preußen" und meinte, daß sie „fünfzig Jahre brauchen dürften, um den Italienern folgen zu können". Aber die Entwicklung hat inzwischen gezeigt, daß nicht der Vorgriff, den ein Volk in die Zeit tut, sondern die Nachhaltigkeit, mit der es sich an seine Sache setzt, die Grundlage ist, auf der Geschichte im Aufstiege sich aufbaut. Die Kraft Preußens war seine Selbstzucht. Und sie war, wenn es not tat, seine Selbstbeschränkung.

Dieser Haß, den alte gegen junge Völker empfinden und der sich im Weltkriege in dem gemeinsamen Haß schon gegen den preußischen Namen zusammengezogen hat — er ist selber die größte Rechtfertigung allen jungen

Volkstums. Man sagte sich in Paris, und man sagte sich in London, daß niemals diese verfluchte Welt junger Völker aufgestiegen sein würde, die sich plötzlich an allen Enden der Erde erhoben, wenn Preußen nicht gewesen wäre. Noch immer säße England im unangefochtenen Genusse seiner Macht, und Frankreich in dem seines Ruhmes. Wie sah noch Macaulay auf Friedrich den Großen herab! Aber schon Napoleon der Erste hatte die Gelegenheit verfehlt, den preußischen Staat wie eine eroberte Festung zu schleifen, und Napoleon der Dritte, der die Gelegenheit nachholen wollte, hat gerade dadurch Preußen zu Deutschland werden lassen.

Aus dem Hasse gegen dieses Deutschtum, in dem die Überlieferung der Preußen sich fortsetzte, ist der Weltkrieg entstanden. Der Haß richtete sich nicht gegen das alte Deutschland, das für seine Nachbarn so überaus bequem gewesen war und von ihnen nach allen Richtungen hin geplündert werden konnte, wie man jetzt das neue Deutschland plündern will. Man gab sogar vor, dieses alte Deutschland nach wie vor zu lieben. Seine Ohnmacht hatte einst der Macht Frankreichs erlaubt, den Deutschen genau in den Jahren der äußersten Bedrohung, als sie die Türken von Europa abwehren mußten, im Rücken das Elsaß zu nehmen. Dieses heillos gewordene Reich, mit dem die Geschichte der deutschen Nation zunächst einmal ruhmlos abschloß, war für Frankreich eine ergiebige Nachbarschaft. Nun wünscht man sie sich wieder. Und Bergson, der im Kriege gelernt hat, seine Methode politisch zu mißbrauchen, versichert, die Zustände seien damals eigentlich gar nicht so übel gewesen. Er versichert es geflissentlich. Wir glauben es gerne.

Der Haß richtete sich vielmehr gegen das junge Deutschtum, das aus dem Preußentume mit erneuter Anwartschaft hervorgegangen war. In Deutschland suchte man mit sicherer Witterung das Prinzip der jungen Völker zu treffen, das Symbol aller Jugend im Völkerleben, aller Geburt und Wiedergeburt von Staaten und Kulturen, aller erregenden Kräfte, die vor der gewordenen Geschichte nicht Halt machen, sondern werdende Geschichte heraufführen. Und da man nicht wohl vor aller Öffentlichkeit sagen konnte, daß man Deutschland nur deshalb anfeinde, weil es die Kraft gefunden hatte, aus einer ohnmächtigen Nation wieder eine mächtige zu werden, so griff man das Preußentum heraus, dem das Deutschtum seinen Aufstieg verdankte. Der Osten lag den Blicken ferner. Preußen ließ sich verleumden. Von den geistigen Werten des Preußentums wußten die Menschen im Westen nicht allzuviel. Die großartige Idee der Opferung, die das Preußentum einst auf sich genommen hatte, um das Vaterland zu retten, wurde verschwiegen. Man nutzte die allgemeine Stimmung, die sich um das Preußentum gebildet hatte. Es wurde in der Welt längst als lästig empfunden, ja es war verhaßt, weil es an die Menschen der alten Völker Forderungen stellte, die für sie zu schwer und zu hart waren. Also machte man allmählich einen Greuel aus diesem preußischen Namen, indem man die militärischen, administrativen,

organisatorischen Mittel, deren sich die Preußen zu den Zwecken ihrer Geschichte bedient hatten und deren sich nunmehr die Deutschen bedienten, vor Augen und Urteil der Mitwelt verfemte, verdächtigte, brandmarkte.

In diesen Haß aber, und in diese Hetze wurden die jungen Völker einbezogen, die das preußische Beispiel befolgten und die am Deutschen Reiche einen politischen Rückhalt fanden, der ihnen die Kraft gab, nicht nur in einen Kampf der Kleinen gegen die Kleinen einzutreten, sondern auch in den Kampf der Großen einzugreifen. Wuchsen sie nicht am Ende selbst noch zu großen Völkern aus, wie die Preußen aus dem Brandenburgischen ins Deutsche gewachsen waren? —

IV.

Auch zwischen den jungen Völkern sind Unterschiede.

Sie hängen von den mannigfachen Voraussetzungen ab, die von Volk zu Volk zu wechseln pflegen: von der so verschiedenen Überlieferung, die diese jungen Völker ursprünglich mitbringen; und von der ganz verschiedenen Stellung, die sie zu den alten Völkern, zu dem Westen, als Vorbild einnehmen.

Wie sehr möglich, wie erstaunlich, überraschend und scheinbar unvermittelt die Verbindung von Altem und Neuem sein kann, haben zehn Jahre vor dem Kriege, wenn man die Vorbereitungsjahre nicht rechnet, die Japaner gezeigt, als sie den Übergang aus einer feudal-heroischen Periode in eine modern-energetische fanden. Damals gab ein Volk, das den Willen hatte, jung zu sein, das Beispiel einer Anpassung an ein verändertes Zeitalter und stellte sich, als der Augenblick des politischen Handelns gekommen war, durch das Mittel eines wohlberechneten Krieges in die Reihe der großen Mächte.

Überlieferung, Schulung, politische Kultur aus einem langen Wissen um die Dinge, und in gewissem Sinne preußische Disziplin, die sich mit asiatischem Philosophentum verband — dies alles lag in der japanischen Kunst, warten zu können. Japan übt diese Kunst bis heute, da es aus sicherer Abwägung des eigenen Vorteils den alten Völkern verbündet ist und verbündet bleibt, nicht um ihnen zu helfen, sondern um sich zu nützen: übt sie hinter einer Maske, an der das Unheimliche für die Bundesgenossen ist, daß sie das wirkliche Gesicht nicht verbirgt, sondern selbst dieses Gesicht bedeutet und ausdrückt. Nirgendwo war das Gefühl für Verlauf und Ausgang des Krieges feiner, genauer, angepaßter, als in Japan. Die japanische Politik schloß sich mit einer unbedingten, mit einer peinlichen, mit einer für die alten Völker fast grausamen Folgerichtigkeit der Entwicklung auf dem europäischen Kriegsschauplatze an, und alle Hinauszögerungen, die bestimmten Ablehnungen stärkerer Hilfeleistung wie die unbestimmten, nur schwer durchsichtigen und immer wieder verschleierten eigenen Maßnahmen, erklärten sich aus dieser abwartenden Zwischenstellung, an der alles, nur nicht das Grundsätzliche, zweifelhaft und zweideutig war.

Japans eigenes Lebensgesetz, der Grundsatz der jungen Völker und ihr

Gegensatz zu den alten, wird in dem Weltkriege ausgefochten. Und wie Japan auch handeln mag, es wird immer, auch wenn es nicht unmittelbar als Verbündeter der anderen jungen Völker auftritt, als Gegner der alten Völker zu handeln suchen.

V.

Die Bulgaren bleiben, was sie sind: das junge Volk unter den Balkanvölkern.

Als die russische Politik sich in den achtziger Jahren entschloß, mit ihrer überlieferten Bulgarenfreundschaft zu brechen, von nun an ausschließlich die serbische Sache, aber nicht mehr die bulgarische zu unterstützen und auf die Schaffung eines größeren Serbien, aber nicht die eines größeren Bulgarien hinzuarbeiten, tat sie dies in der Erkenntnis, daß nur die Bulgaren unter den Balkanvölkern von Rußland zu fürchten seien. Auf dem Balkan mußte die politische Vormachtstellung schließlich demjenigen Balkanstaate zufallen, der mit dem tüchtigsten Volkstume erfüllt war. Aber beanspruchte Rußland diese Vormachtstellung nicht für sich selbst? So entschied sich denn die russische Politik gegen diejenige Nation, die ungleich der serbischen zu selbstbewußt war, um sich für panslawistische Pläne benutzen zu lassen, ja, die kräftig genug war, weil sie jung war und jung sein wollte, um sich den russischen Absichten in den Weg zu legen.

Als junges Volk waren die Bulgaren zwischen Rumänen, Serben, Griechen und Türken aufgestiegen, unter denen die einen oder anderen zwar auch manchen Zug von Jugend, von Wiedergeborensein und Erneuerungswillen aufwiesen, aber doch sehr viel mehr Romantik oder Orient mit ihm verbanden. Als junges Volk haben die Bulgaren sich dann weiter entwickelt, haben den Balkankrieg, den die russische Politik benutzte, um die bulgarische Sache möglichst schwer und dauernd zu treffen, schnell und gut wieder verwunden und sich auf den Tag des Schicksals vorbereitet, den sie erwarteten. Auch bei ihnen, wie bei jedem jungen Volke, lag die Anwartschaft bereits in der Vorarbeit, die sie vor dem Kriege leisteten und die sie von allem unterschied, was die andern Balkanvölker zu leisten vermochten. Anwartschaft und Vorarbeit lagen in der Einfachheit und Genügsamkeit, aber auch in dem Eifer und Bildungswillen dieses gedrungenen Bauernvolkes. Sie lag in dem durchsetzigen Wesen seiner Bauernklugheit und Bauerntapferkeit, die den seßhaft gewordenen turanischen Stamm von dem orientalischen Balkanslawentum mit seinen politischen und nicht nur politischen Umtrieben, Hochstapeleien und Abenteuerlichkeiten so sehr unterschied.

Die Vorarbeit begann schon mit dem nationalen Selbstbewußtsein und dem diplomatischen Geschick, die nach dem russisch-türkischen Kriege dazu gehörten, um nicht nur das Untertänigkeitsverhältnis zur Pforte noch weiter und schließlich völlig zu lockern, sondern um sich gleichzeitig auch von der zarischen

Bevormundung frei und die panslawistische Zudringlichkeit von sich fern zu halten. Dieser Kampf gegen Rußland namentlich, der ein Kampf der Ablehnung war und zu dem ein geduldiger Mut und manche Handlung gehörte, die in ihrer Unmißverständlichkeit entscheidend wirkte, hat damals Bulgarien gemacht. Der Kampf war doppelt schwer, weil er gegen die eigene Sprach- und Glaubensverwandtschaft geführt werden mußte. Aber das andere Rassenbewußtsein, das sich aus turanischer Vorzeit erhalten hatte, war stark genug, um zu einem bulgarischen Sonderbewußtsein zu führen, und hat die bulgarische Sonderstellung geschaffen. Die kurzen Schläge des vierzehntägigen Serbenkrieges von 1885 sicherten den Bulgaren zunächst die militärische Überlegenheit über das unruhige Nachbarvolk. Im ersten Balkankrieg, als ganz selbstverständlich war, daß Bulgarien gegen die Türkei vorgeschickt wurde, kam dem bulgarischen Heere bereits die militärische Führung zu. Im zweiten Balkankriege, als Bulgarien über sich ergehen lassen mußte, daß Rußland an ihm eine späte Rache nahm und Rumänien ihm in den ungedeckten Rücken fiel, folgte zunächst der politische Rückschlag des Bukarester Friedens.

Aber im Weltkriege hoffte dann Bulgarien mehr an Wirklichkeiten herein zu holen, als es damals an Hoffnungen aufgab. Schon sahen die Bulgaren ihren Staat von bis dahin nur balkanischer Wichtigkeit zu einer europäischen Bedeutung aufrücken, die Bulgarien mit einem Schlage in die weltpolitische Staatenrechnung einstellte. Ja gerade der Eintritt der Bulgaren in den Weltkrieg, der die Verbindung zwischen den Mittelmächten und der Türkei herstellte, hat dem Weltkriege erst die Ausmaße gegeben, durch die der Kampf im Osten zu einem Kampf über Rußland hinweg, zu einem Kampf um den Orient, um den Einfluß auf ganz Asien und schließlich um den Landweg nach Indien werden konnte. Hier legte ein dem Slawentum zugerechnetes Volk sich vor die russischen und panslawistischen Pläne, die alle Einzel- und Untervölker auf dem Balkan und in Österreich einzubeziehen und schon bis Konstantinopel und Triest vorzustoßen gedachten. Bulgarien gab das Beispiel, und es gab den Anstoß. Als das zarische Rußland zusammenbrach, konnten die Völker, die frei wurden, diesem bulgarischen Beispiele folgen, das auch ihnen die Möglichkeiten von freien Völkerpersönlichkeiten wies. Und der Anstoß konnte in der ungeheuren Verschiebung weiter wirken, die den sich umlagernden Slawenmassen eine natürlichere Richtung zeigte, als die zarische Politik ihnen vorgeschrieben hatte: er brachte sie in eine Übereinstimmung mit der mitteleuropäischen Politik als einer osteuropäischen Politik der Zukunft.

Hier liegt die Tat der Bulgaren im Weltkriege, die nicht mehr rückgängig zu machen sein wird. Es war die typische Tat eines jungen Volkes, das mit allem, was es wagt, immer Geschichte schafft, auch dann, wenn das Wagnis zunächst auf das eigene Schicksal zurückschlägt. Durch die Tat der Bulgaren, die eine starre, verharrende und doch wartende Völkerwelt in Be-

wegung brachte, konnte der Weltkrieg dieser Kampf von Neubildungen gegen Überkommenheiten werden, von Unerschöpflichkeiten gegen Erschöpfung, ein Kampf der jungen Völker gegen die alten Völker auf der ganzen Linie: ein Kampf des Ostens als Schauplatz neuen Geschehens, in dessen Kurve die jungen Völker alle gelagert sind, gegen den Westen als Schauplatz einer nunmehr vergangenen Geschichte, über dessen Grenzlinie die alten Völker nicht hinauszudringen vermögen.

VI.

Nicht anders wirkte der Anschluß der Finnländer im Norden. Auf die politische Vorarbeit hatte Finnland freilich verzichten müssen, wenn man die moralische und enthusiastische Arbeit nicht zu der politischen rechnen will, durch die sich die Finnländer mit einem stummen Erwehren in der Zeit der Vergewaltigung durch Rußland behaupteten: in dieser Drangsal der Russifizierung, als ihnen Pureschkewitsch das Finis Finnlandiae ankündigte; in dieser dunklen Not und hellen Hoffnung, wie sie nur Völker in verzweifeltem Freiheitskampfe haben. Aber politisch wirksam konnte ihr duldender Widerstand nicht werden.

Finnland war zu klein und Petersburg war zu nahe — während die Bulgaren immerhin durch Rumänien von Rußland geschieden waren und in dieser räumlichen Trennung durch Umsicht und Vorsicht und Ausnutzung jeder Veränderung in der Weltlage der ständigen Drohung begegnen konnten, bei einem künftigen Vormarsche der Russen auf Konstantinopel überwältigt zu werden. Die Finnländer dagegen hatten den Unterdrücker bereits im Lande. Er hob seine Grundgesetze auf. Er brach Recht auf Recht aus dem Verfassungsleben des Volkes. Er verdrängte den geborenen Finnen aus Amt oder Geschäft und setzte den vorgeschobenen Russen für ihn hinein. Der Unterdrücker stand als Kosak schon auf den Bahnhöfen und musterte die Reisenden. Er witterte Verschwörung in jedem Kreise. Er strafte bereits den Verdacht. Wenn irgendwo vor dem Kriege in einem Lande Egmontstimmung war, dann war sie in den finnländischen Städten.

Aber die Finnländer leisteten mehr als die Russen. Wenn sie sich als Europäer gegen den Slawen behaupteten und dem finnischen Leben eine große Achtung in der Welt errangen, war dann nicht möglich, durch diesen mittelbaren Rückhalt in Europa und diesen sittlichen Druck auf Petersburg den Tag wenigstens hinauszuschieben, an dem man sie auch des Letzten beraubte: ihrer Sprache? Das war die finnländische Rechnung. Die Arbeit der Finnländer, die in Verkehr und Verwaltung und öffentlichem Leben verrichtet wurde, war die Tat der Finnländer: diese saubere, gediegene, großzügige Arbeit, die nur sich selbst zu wollen schien, und die durch die Selbstachtung, die sie dem finnländischen Menschen gab, zugleich das finnländische Volk auf das Wunder des Augenblicks vorbereitete, in dem irgendein un-

vorhersehbares Ereignis ihm die Freiheit zurückgab. In den Jahren der Unterdrückung machten sie auf kargem Boden in dünnem Raume ihr entlegenes Vaterland zu einem der am modernsten durchgearbeiteten Länder in Europa. Wer von Petersburg hinüberfuhr, der hatte schon an der Grenze das Erlebnis: plötzlich aus einer Stadt, die nur noch in der Erinnerung die großartige Schöpfung Peters und Katharinas war, in eine neue, frische, mutige Umwelt versetzt zu werden, in der man an jedem Steine, ob es in Wiborg war oder in Helsingfors, die rastlose und erbitterte Arbeit von Menschen eines jungen Volkes verspürte.

Nun ist die Ahnung, die immer schon in den klingenden Sinnen der Finnländer lag, die so gerne fröhlich in ihrem Leben gewesen wären und doch so verdüstert durch das Schicksal ihres Vaterlandes sein mußten, zur politischen Wirklichkeit geworden. Und nun kann Finnland mit den politischen Sinnen, die sich immer in Völkern entwickeln, die einmal unterdrückt gewesen sind, dem Aufstieg seiner Kultur die Notwendigkeit einer Aktivität verbinden, die den Finnländer die linke Flanke von Mitteleuropa gegen Asien halten läßt, wie der Bulgare die rechte Flanke auf dem Balkan zu halten hatte — und wie er sie auch jetzt noch zu halten haben wird, nachdem in einem tragischen Augenblicke westwärts gewandter Schwäche das Slawisch-Maximalistische in ihm hochgestiegen und, wovor Finnland schließlich bewahrt wurde, einreißend über das Nationale und Turanische hingeschwemmt ist.

VII.

Kein junges Volk sind die Russen. Sie sind nur eine junge Rasse. Und kein junges Volk sind die Amerikaner. Sie sind nur eine neue Nation.

Peter der Große hatte wohl den Willen zum jungen Volke. Aber er blieb ohne Nachfolge in den Menschen und eine Ausnahme unter den Russen. Das Volk Peters des Großen hat es nie gegeben. Hundert Jahre später kam einer der versunkensten und doch auch wieder oberflächlichsten Slawen, kam Tschaadajeff zu der geschichtsphilosophischen Überzeugung, daß das neunhundertjährige Dasein Rußlands als Staat „eine Lücke in der Geschichte des menschlichen Geistes, ein lehrreich-warnendes Beispiel für das übrige Europa bilde, und daß Rußland ein Land ohne Vergangenheit sei, dessen Gegenwart zwecklos wäre, und das darum auch auf keine Zukunft zu rechnen habe". Tschaadajeff hatte in der Tiefe, dort, wo das Russentum noch Rasse war, unrecht: noch in dem Jahrhundert Tschaadajeffs haben die russischen Dichter auf das „weiße Blatt Papier", mit dem Leibniz einst Rußland verglichen hatte, ihre ungeheueren Dinge aus dem Russischen unmittelbar ins Menschliche geschrieben. Aber Tschaadajeff hatte im Vordergrunde seiner Anschauung, dort, wo er Rußland den Staat meinte, recht: es war eine Entwicklung ins Leere, die auf Peter den Großen folgte — und der russische

Zusammenbruch hat diese Grundlosigkeit, über die eine äußere Maßlosigkeit politisch hinwegtäuschen sollte, mit innerer Folgerichtigkeit bestätigt.

Was in Rußland zusammenbrach, das war der Versuch der Russen, die immer noch Rasse waren, gleichwohl als Nation in der Geschichte zu wirken, war das „Alte" eines Systems, das die Russen dem Westen entnommen hatten, war Westen im Osten. Die Russen selbst fühlten früh, daß sie, die durch ihren Staat scheinbar so fest zusammengefaßt wurden, als Volk nach wie vor locker, ungestrafft, knochenlos blieben. Das Slawophilentum hoffte deshalb, wenn es auf die Zeit vor Peter zurückging, das Russentum noch einmal in seinen Anfänglichkeiten begründen zu können. Der Panslawismus aber gedachte die Kräfte zum Aufbau aus allen Gegenden der Rasse heranzuziehen, ganz gleichgültig, ob sich einzelne slawische Nationalitäten inzwischen ins Persönliche und Europäische entwickelt hatten. Und die Russifizierung suchte diesem Vorgang durch Einstampfung der Fremdvölker im Innern des großrussischen Staates gewaltsam nachzuhelfen. Es war vergeblich. Wahn verführte die Russen, den Vormarsch nach Europa anzutreten, wo sie nichts zu suchen haben, und wo sie als unfertige Rasse zwischen fertigen Nationalitäten auch gar nichts hätten finden können — statt sich nach Asien zu wenden, wo sie als älteres Volk und im Verhältnis zum Asiatentum selbst als Europäertum wirken.

Der Krieg, der von Rußland ein slawischer Kreuzzug und gleichzeitig ein imperialistischer Eroberungszug sein wollte, kam aus falscher geschichtlicher Einstellung. Er führte die mit einer erschöpften Dynastie, einer aufgelösten Theokratie und einem überalterten Regierungssysteme verbundene Selbstherrschaft, statt nach Byzanz und dem Westen, nur in atheistische Verwilderung und terroristische Erschütterung. Erst der Zusammenbruch, der in Rußland nichts bestehen läßt als ein animalisches Volkstum, wird nun, wenn auch in anderem Sinne und in umgekehrter Richtung, dieses allgemeinslawische Ergebnis haben: daß Rußland, das zu groß für sich selbst war, in seine Bestandteile sich auflöst, und daß ein jedes russische Teilvolk sein Leben wieder von vorne beginnen kann. Denn erst die individualisierte Nation, nicht die massive und zugleich mehr oder weniger labile Rasse, gelangt in der Geschichte zu überdauernder Wirksamkeit. Erst individualisierte Nationen, die als Teil der Rasse sich durchsetzen, zu der sie ursprünglich gehören, und die sich oft gegen die eigene Rassenverwandtschaft, jedenfalls als ein hervorgehobener und besonders begabter oder unternehmender Rassenbestandteil, behaupten müssen, können zu jungen Völkern werden und als Völkerpersönlichkeiten ins Geschichtlich-Überdauernde wirken.

Der Zusammenbruch des russischen Staatswesens bereitete sich schon während des neunzehnten Jahrhunderts durch Unterwühlung des Rassekörpers vor. Es geschah unter den ungeheuren Steigerungen einer russischen Geistigkeit, die uns die Vorstellung von Rußland mit den Namen von Tolstoi und von Dostojewski haben verbinden lassen. Die Zersetzung selbst

führte zur Ausbildung einer unendlichen russischen Empfindung und Empfänglichkeit, Erregung und Aufnahmefähigkeit, Begabung und Beweglichkeit des russischen Menschen, die noch aus jedem Nihilisten den verwirrten Träger einer Theorie oder entzückten Bringer einer Vision, eines persönlichen Systems, einer religiösen oder politischen Theodizee machte. Und gerade der politische Zusammenbruch führte dann im Verlaufe des Krieges zu einer Individualisierung des Slawentums in Nationalitäten, wodurch die bis dahin breitgeschichtete und gleichgelagerte Rasse je nach der Himmelsrichtung, nach der Hinneigung zu Europa oder zu Asien, zur Arktis oder zum Orient geschieden, gruppiert und um bestimmte Schwerpunkte gesammelt wurde. Aus der russischen Rasse lösen sich jetzt slawische Nationalitäten. Rußland geht mit einer neuen geschichtlichen Einstellung aus dem Kriege hervor, dessen Ausgang das Russentum von einer Vergangenheit entlastet, der es nicht gewachsen ist. Nun kann Rußland, das zu groß war, um sich mit einem einzigen Volkstum zu füllen, seine Geschichte in russischen Völkern von vorne beginnen, von denen jedes einzelne die Möglichkeit hat, als junges slawisches Volk mehr ins Europäische oder Asiatische zu wachsen.

VIII.

In Amerika vollzog sich vorläufig der entgegengesetzte Vorgang wie in Rußland: das Amerikanertum individualisierte sich nicht, sondern egalisierte sich; es war nicht so sehr eine junge wie eine neue Rasse.

In Amerika ist alles Block, Pragmatismus, nationales Tailorsystem. In Amerika bildete sich während des neunzehnten Jahrhunderts mit der amerikanischen Rasse ein amerikanisches Bewußtsein. Es entstand „Amerikanismus". Er war in seinen Anfängen, bei Poe, bei Emerson, bei Walt Whitman, sehr groß, war besonders und bedeutend. Aber längst wurde eine Einebnung des amerikanischen Denkens wie des amerikanischen Lebens bemerkt. Nur durch sie läßt sich erklären, daß die Amerikaner so ohne jedes Augenmaß für den Unterschied der alten und der jungen Völker waren, die in Europa im Kampfe stehen. Das Amerikanertum, das sich aus allen Rassen der Erde ergänzte, hat sich ursprünglich im Kampfe gegen das Angelsachsentum durchsetzen müssen: als junges Prinzip gegen das alte Prinzip. Und doch waren die Amerikaner, als sie sich entschlossen, in den Weltkrieg einzutreten, noch nicht so durchnationalisiert, daß sie als Volk sofort wußten, was sie taten, und taten, was sie mußten: daß sie sich für die jungen Völker entschieden, wie es amerikanisch gewesen wäre. Sie gaben mit ihrer Unterstützung der alten Völker vielmehr ihre beste Überlieferung auf, mit der sie sich einst als Pioniervolk, als vorbildlich junges Volk im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, in die Geschichte eingeführt hatten. Sie gaben die Idee des Nationalismus auf, durch den sie einst so groß geworden waren. Und sie unterwarfen sich der Idee desselben Imperialismus, von dem sie sich in seiner

britischen Gestalt des achtzehnten Jahrhunderts in ihrem großen Unabhängigkeitskriege einst ruhmvoll frei gemacht hatten. Sie gaben Amerikanertum auf, um wieder Angelsachsen zu gewinnen, und fügten sich in den Ring einer Koalition ein, die ständig von Menschenrechten spricht, aber das erste der Völkerrechte, das Recht auf Tüchtigkeit und Tätigsein, das Recht auf Jugend den jungen Völkern absprechen will. Im jungen Amerika siegte der alte Westen.

Dabei kennt Amerika den Unterschied der alten und der jungen Völker genau. Es kennt ihn von der Seite der jungen Völker her, zu denen es sich selber rechnet. Ein junges Volk, das sich in seiner Welt durchgesetzt hatte: das war die große Überlieferung des amerikanischen Volkes. Dieses Amerikanertum hat die Angehörigen der jungen Völker, die es heute bekämpft, im eigenen amerikanischen Volkstume: und es hat diese jungen Völkerbestandteile, die ihm aus einer starken Abwanderung in noch planlosen europäischen Jahrzehnten zuströmten, vor dem Kriege immer als die wichtigsten und besonders tüchtigen zu schätzen gewußt. Ja, Amerika hat damals nicht minder die Heimatstaaten der jungen Völker denen der alten vorgezogen und über seine Neigung für Frankreich immer die Wertschätzung von Deutschland gestellt. Aber entschieden hat sich Amerika für die alten Völker. Es ist dadurch nicht selbst zum alten Volke geworden. Aber es hat sich zwischen die beiden großen Völkergrundsätze gestellt, die heute ein Zeitalter, das geht, von einem Zeitalter scheiden, das kommt.

Nun ist Amerika zum Schiedsrichter im Weltkriege geworden. Und nun muß sich zeigen, welchen sittlichen Sinn es hatte, daß die Amerikaner mit dem warnenden Vermächtnis ihres Lafayette brachen: sich niemals in außeramerikanische Angelegenheiten einzulassen. Als junges Volk hatten die Amerikaner durchaus das Recht, auch mit ihrer besten Überlieferung zu brechen, wenn neue Notwendigkeit es verlangte. Aber der Bruch noch mußte im Geiste dieser Überlieferung geschehen. Und zeigen muß sich nun, ob Amerika den Ruf seines Hymnikers verleugnen will, sich immer und überall für Völkerjugend zu entscheiden, den Ruf Walt Whitmans, den jedes junge Volk bekennt: „Einsam singend erhebe ich meine Stimme für eine neue Welt." Und zeigen muß sich, ob Amerika die Verkündung seines Philosophen nicht in einer jesuitischen, sondern in einer ethischen Richtung wahr machen wird, die Emerson meinte, als er von einem künftigen amerikanischen Kriege sprach: „Laßt den Sieg fallen, wohin er will, wir befinden uns immer auf seiner Seite."

IX.

Wir müssen freilich, wenn wir den Gesichtspunkt der jungen Völker als das Gesetz der Geschichte in unsere Vorstellung einführen, mit einer Geschichtsanschauung aufräumen, die den alten Völkern entstammt und ihren Wünschen und Gewohnheiten, Rechnungen und Bedürfnissen allerdings auch entspricht:

Junge Völker bedeuten eine Umwertung der Wirklichkeit, und schon ihr Beispiel wirkt hinüber auf eine Umwertung auch der Geschichtsanschauung.

Wir müssen vor allem mit dem Vorurteil der alten Kultur aufräumen, die immer gegen die jungen Völker ausgespielt wird. Die Abhängigkeit von alter Kultur ist für ein Volk kein Plus, sondern ein Minus. Altes Volk zu sein, das ist selbst ein Nein. Und junges Volk zu sein, das ist von sich aus ein Ja. Auch junge Völker haben ihre Überlieferung, wie alte Völker ihre Wiedergeburt erleben können. Es dauert Jahrtausende, ehe ein Volk endgültig den Rassetod stirbt. Inzwischen erfahren die Völker manche Wiederkehr der Entwicklung, die in demselben geopolitischen Becken immer wieder neue geschichtliche Möglichkeiten sammelt und sie dem Volk überantwortet, das darin wohnt. Auch wiedergeborene Völker sind junge Völker. Und nur junge Völker sind berufen. Nur sie haben die Kraft, noch einmal von vorne anzufangen. Nur sie haben die Urkraft, die dazu gehört, zu den Anfängen zurückzukehren. Aber gerade sie haben auch zu ihrer Vergangenheit das echtere, frischere, selbsterrungene Verhältnis, darinnen bei aller Gegenwärtigkeit noch Erde und Himmel ist, Mythe und Religiosität, Verbundenheit mit dem, was ursprünglich war, und Anknüpfung an das, was immer sein wird — während die Vergangenheit für die alten Völker nur noch Wissen ist, alexandrinische Gelehrsamkeit, und gar nicht Tradition, die sich fortsetzt, sondern Tradition, die an sich stirbt.

Es ist freilich das gewaltigste, aber auch dankbarste Problem für ein junges Volk, zugleich Träger einer alten Kultur zu sein und Bringer einer neuen Form. Weil Deutschland beides ist, alt und jung, weil das Volk der Deutschen zu den ziffermäßig großen Nationen gehört, und doch zu den geistig jungen, hat es diese europäische Anwartschaft: sind die Deutschen selbst dieser natürliche Rückhalt, den die jungen Völker bei ihrem Aufstiege gegen die alten Völker finden; ist Deutschland das natürliche Rückgrat des Kontinentes, um das sich schließen und gruppieren kann, was nach dem Kriege noch an Europäertum übrig bleiben wird.

Aber das Wichtigste ist immer das Junge, das Überschwengliche, das nach Vorne Gewandte. Junge Völker wissen, wofür sie kämpfen: daß es neue Dinge sind, die durch sie in die Welt kommen sollen, während alte Völker lediglich vergangene Dinge verteidigen.

Nur die jungen Völker haben Probleme, und nur wo Probleme sind, dort sind auch Lösungen.

Die alten Völker kennen die Probleme der jungen Völker überhaupt nicht, und wo sie dieselben zur Not erkannten, dort weigerten sie sich, ihre Notwendigkeit anzuerkennen. Sie kennen schon jene menschlichen Probleme nicht, die sich aus dem Bevölkerungsrückgange der alten und dem Bevölkerungsfortschritte der jungen ergeben. Und sie kennen noch weniger die geistigen, sittlichen, staatlichen Probleme, die wiederum aus jenem Wachstum hervor-

gehen. Freilich beriefen sich die alten Völker in ihrer Ohnmacht, von sich aus die neuen Probleme eines neuen Zeitalters zu stellen, zum Ersatz auf ihre Ideen: in unserem Zeitalter auf die Doktrinen des neunzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, mit denen sie unter dem Vorgeben, daß es ewige Ideen sind, die sie zu verteidigen haben, in der Welt für sich werben; auf die Programme der englischen und französischen Revolution, Demokratie und Parlamentarismus und die schon längst bloßgestellten Schlagworte der Demokratie, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Aber Ideen sind bereits gelöste Probleme, und vielleicht sogar in der Lösung verfehlte Ideen, sind Schemen und Schablonen von alten Problemstellungen und Problemlösungen.

Probleme werden von Zeitalter zu Zeitalter völlig neu gestellt und von Volk zu Volk völlig verschieden gelöst — wobei es wieder nur den jungen Völkern möglich ist, sie überhaupt zu lösen, während die alten sich auf ihre alte Weise festgelegt sehen.

Ideen weisen nach rückwärts.

Probleme weisen nach vorwärts.

Probleme sind ewiger als Ideen. Sie sind nicht platonisch. Sie sind prometheisch.

Die jungen Völker geben den überkommenen Ideen wieder neuen Inhalt. Die politischen Begriffe bekommen durch sie ihren Ursinn zurück. Für sie ist Tradition nicht Konvenienz, sondern Genesis. Was bei den alten Völkern zur Auflösung führte, ergänzt sich bei den jungen Völkern wieder zum Zusammenschluß. Deshalb verstehen die jungen Völker, die selbst aufbauen wollen, den Wert des Gefüges und wissen es von dem Unwert des bloßen Herkommens zu unterscheiden. Sie haben nicht den impressionistischen Sinn der alten Völker, der sie bei dem Genuß der Gewohnheit sich am wohlsten fühlen läßt. Sie haben den architektonischen Sinn von schaffenden Menschen, die ihr Leben an eine Arbeit setzen, die es vor ihnen nicht gab, die aber, um überdauern zu können, notwendig Grund und Gesetz und einen Zusammenhang mit der Erde voraussetzt, der aus der Vergangenheit wächst, um in die Zukunft zu reichen. Die jungen Völker haben daher die Möglichkeit, demokratisch wirklich vom Volke aus zu sein, und nicht von einer Bevormundung des Volkes durch eine aufgeklärte Gesellschaft, die sich ihre politischen Vergünstigungen um persönlicher Vorteile willen vorbehielt. Sie sind eher sozial und in einem bestimmten staatlichen Sinne sozialistisch. Aber sie lassen dem Menschen sein Recht in der Menge und dem Stande sein Recht in der Masse. Sie durchschauen in der Nähe, in der sie als Volk zu sich selbst stehen, den großen Betrug, der im Namen der Menschenrechte an den Völkern des Westens verübt wurde, und fallen nicht auf die Verheißungen des Westlertums herein, sondern verwirklichen sie in der Sache, organisch und organisatorisch. Sie wissen um das Wesen der Staatlichkeit von Grund auf. Und

sie können mit ihrer Entwicklung eine konservative Geistigkeit verbinden, die jedoch nicht starr ist, sondern fließend, die alle Lebensbedingungen des Volkstums zu erhalten sucht, um sie zu erweitern, und die auf der erweiterten Grundlage abermals Dinge schaffen will, die zu erhalten sich lohnt.

X.

Die jungen Völker wollen leben, weil sie leben müssen. Wenn sie nur Leben behalten, dann laßt den Frieden ausfallen wie er will, die Zukunft befindet sich immer auf ihrer Seite! Nur die Bedingungen zur Zukunft müssen ihnen erhalten bleiben, nur Wachstum, Entwicklung, Bewegungsfreiheit im Raume und über die Zeit hinaus. Was sie verlangen, das ist ihr Recht auf Dasein. Und schon die Klugheit sollte den alten Völkern raten, ihnen den Weg in dieses Dasein, dessen Kräfte sie vielleicht einmal sehr für sich selber nötig haben werden, nach dem Kriege nicht so zu verlegen, wie sie dies vor dem Kriege getan haben.

Die jungen Völker haben es nicht leicht und sie werden es nicht leicht haben. Es ist ihr Wesen, daß sie es schwer haben müssen, um sich durchsetzen zu können. Aber ihre Geschichte rechnet, weil sie so ganz Zukunftsgeschichte ist, mit langen Zeiträumen.

Die neue Geschichte des Erdkreises, die mit dem Jahre 1914 aus der Vorbereitung in die Erscheinung hinübertrat, ist heute erst vier Jahre alt. Das ist wenig vor jener Ewigkeit, unter deren Namen wir die menschliche Zukunft begreifen, wenn wir uns lange, dunkle und dennoch gewisse Zeiträume vorstellen wollen. Die große Auseinandersetzung der alten und der jungen Völker, die den Krieg und die auch den Frieden, die jeden Frieden überdauern wird, mag noch viele Menschenalter brauchen, bis sie erfüllt ist. Aber es wäre wider alle Natur, wenn die Entscheidung nicht gegen die alten und für die jungen Völker ausfiele.

Junge Völker sind unbrechbar in sich. Sie können Rückschläge erleiden, die aus einer Überlegenheit der alten Völker kommen, wenn sie, wie in diesem Kriege, sich alle gegen die jungen Völker zusammenschließen; oder Rückschläge aus einer politischen Unerfahrenheit, mit der die jungen Völker sich zunächst in der Welt bewegen; und vielleicht noch aus dem produktiven Ungestüm, mit dem sie sich in die Welt vorwagen. Aber selbst die Rückschläge verwandelten sich im Leben eines jungen Volkes in Vorteile, an die niemand gedacht hat. Aus Mißerfolgen werden oft auf Umwegen, die niemand voraussehen konnte, wieder Erfolge. Die Entscheidungen der Geschichte liegen immer erst in der Auswirkung des Geschehens. Jeder Krieg wird erst nach dem Kriege entschieden. Immer kommt irgendwie und von irgendwoher für die jungen Völker der Augenblick, in dem sich ihre Sendung erfüllt. Das Glück ist mit ihnen. Und wenn das Glück sie verläßt, dann ist immer noch das Schicksal für sie!

Gentz.

Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation.

Ein Versuch.

Von

* * *

(Fortsetzung.)

In den großen Aufsätzen des Historischen Journals hatte sich Gentz als Staatsmann recht eigentlich manifestiert. Zwischen diese führenden Beweise seiner Bedeutung aber verstreute er kleinere, deren politischer Reiz versteckter und intimer ist. Sie zeigen den starken Anteil, den Gentz an staats- und völkerrechtlichen Fragen nahm; seine Stellung im Innengerüst der Politik wird schon hier nicht durch Schwankungen von außen berührt. Seine praktischen Schriften — gleichviel ob Denkschrift oder Staatsmanifest — bedingte der Wirklichkeitssinn, der im Vor- und Zurückgehen, im Auf- und Abebben der politisch lebendigen Unwägbarkeiten, der flutenden Ereignisse, die Balance hält, den geistigen Abstand zur drohendsten oder glücklichsten Realität einhalten kann und damit das Geheimnis der Macht bewahrt. Seine Abhandlungen gingen immer von einem tatsächlichen Grund aus — er erleichterte sich so die Behandlung kaum lösbarer Probleme und schützte sich, indem er die Fälle, an die er anknüpfte, nicht aus den Augen ließ, vor dem Untergang in der abstrakten Idee. Sein Verdienst war es freilich nicht, daß ihm die große Revolution mühelos Stoff und Doktrin gleichzeitig zur Verfügung stellte. Seine Gedanken formten sich mehr aus Beweisen als aus Überzeugung; man gewann ein Urteil aus ihnen, auch wenn man keinen Glauben schöpfte. Er spreizte sich nicht mehr philosophisch mit politischen Begriffen, wie er dies in seinen frühesten Versuchen, in der Berlinischen Monatsschrift und in Archenholtz' Minerva, den beiden Literaturzeugen der gekrönten Aufklärung im Norden, getan hatte. In einem Staate lebend, dem nach aufreißenden Tagen und Jahren, zuckend wie das Bündel Blitze, das der Wappenadler in den Fängen trägt, ein politischer Stillstand geworden

war, konnte Gentz seine Betrachtungen nur den fernen Geschehnissen in Frankreich entnehmen, deren Schwingungswellen ihn in einer Zeit, die den Reisenden noch als Wanderer und als Beförderungsmittel nur die einfach-alten von Pferd und Wagen kannte, erst nach und nach erreichten.

Im Juliheft von 1799 stellte er in seinem Journal den Begriff der Unparteilichkeit und den der Neutralität für den politischen Schriftsteller auf. Das Tatsächliche war eine Erwiderung auf einen neuen Angriff des Räsonneurhäuptlings Hennings; „dessen Rhapsodien überlasse ich willig dem ‚Genius der Zeit', denn sie sind der Genius der Zeit." Es verschwand aber vor der Formulierung der Unparteilichkeit, „dem Sieg der Vernunft über die Neigungen", und der Neutralität, „dem Motiv der Klugheit". Gentz scheidet scharf zwischen dem unparteiischen Vermögen, sich „für eine offenbar gerechte Sache zu erklären", und der neutralen Unfähigkeit, „ein Urteil auszusprechen". Er macht einen ihm wohl bewußten und ein für allemal für ihn geltenden Unterschied zwischen dem neutralen Staat, der kein Urteil haben darf, und der Privatperson, vertreten im politischen Schriftsteller, der eines haben muß, deshalb auch nie neutral, aber unparteiisch sein kann. Bei dem politischen Schriftsteller und dem Geschichtschreiber, die nicht mit abstrakten Dingen, sondern mit Menschen und deren Handlungen zu tun haben, sei „Unbefangenheit des Urteils" das höchste Verdienst. Er steht nicht form- und urteilslos neutral der Revolution gegenüber, die „ihrem innersten Wesen nach ein Kampf von Grundsätzen gegen Grundsätze war, von System gegen System", die man ohne eigenes Prinzip nicht beschreiben und ohne ein System nicht verstehen könne. Ein politischer Schriftsteller, der sich scheue, Gesichtspunkte zu zeigen, sei unfähig, ein solcher zu sein.

Gentz bedurfte der Ellenbogenfreiheit, die er sich hier vor der Öffentlichkeit selber gab, denn er schwamm in seinem Journal gegen die Strömung wie kein anderer. Nachdem er die revolutionäre Freiheit in ihren Reden und Taten zerpflückt hatte, nahm er sich im Januar 1800 „Über politische Gleichheit" einen Aufsatz vor, der dem Phrasenbau, aus dem heraus sie verteidigt wurde, die Stützen wegzog. Diesmal hinderte philosophisches Denken einen Deutschen nicht, Probleme, die, ihres geistigen Gehaltes entkleidet, in den Kampf der Meinungen auf den Piken der Jakobiner gezerrt wurden, in die Politik einzustellen und in seinen Schlüssen danach zu handeln, ohne daß ihn dies von den Tiefen abzog, in denen die zeitlosen Ideen werden, die in ihrem Kreislauf an jeder Wende geistiger und geschichtlicher Kämpfe ans Licht kommen. Gentz war schon bald nach seinen Studententagen von dem „Naturrecht" zurückgekommen, das eine politische Vorzugsformel der gelehrten Aufklärung gewesen und ein mit Grauen übersetzter jakobinischer Gesellschaftstod sans phrase geworden war. Er ging dann in allen seinen Schriften vom Gesellschaftsvertrag aus; mit diesem erst entstand für

* * *

ihn ein Recht. Er erkennt nicht an, daß vor diesem eine Gleichheit der Rechte bestanden habe, auf die sich die Zertrümmerer eines alten und die Errichter eines neuen gesellschaftlichen Vertrages mit ihrer Forderung der politischen Gleichheit beriefen. Gentz begreift unter der politischen Gleichheit des Staatsbürgers zwei ideelle Arten: die „Gleichheit des Umfangs der Rechte oder die objektive Gleichheit" nennt er die eine, die „Gleichheit der Kraft oder der Würde der Rechte" nennt er die andere, die „subjektive Gleichheit". Da er davon ausgeht, daß Ungleichheit schon vor dem gesellschaftlichen Vertrag existierte, der den Zweck habe, „die ursprüngliche Freiheit eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft so zu beschränken, daß sie mit der Freiheit aller anderen zusammenstimmt", so gesteht er der objektiven Gleichheit auch nicht zu, daß sie Bedingung des Vertrages werden dürfte; denn durch sie würde die ursprüngliche Freiheit des Menschen, die der Gesellschaftsvertrag nur negativ beschränke, „so daß sie die rechtliche Freiheit der anderen nicht störe", auch positiv umschrankt, „so daß sie ihren eigenen Wirkungskreis nicht erweitern könne". Die objektive Gleichheit laufe in ihrer Willkür der Idee des Vertrages entgegen, ebenso der des Staates, den Gentz auf dem Vertrage aufgebaut denkt. Denn „der Staat ist nicht da, um nach irgendeinem selbstgewählten Maßstabe, und wäre es auch der der erhabensten Philanthropie, die gesellschaftlichen Unebenheiten auszugleichen; das Mehr oder das Weniger im Recht ist seine Sorge nicht; die einzige Ungleichheit, die er verhindern soll, ist die, welche aus der Rechtsverletzung entsteht". Die Formeln der französischen Revolutionäre, die sich gerade für die Gleichheit im Verlaufe der Umwälzung erklärten, drückten mehr oder minder radikal die objektive Gleichheit aus. Selbst der meist genannte Satz, der auf den ersten Blick hin die meisten Anhänger finden konnte, der der Gleichheit vor dem Gesetz, sei nicht stichhaltig. „Es ist falsch, daß die Menschen vor dem Gesetze oder in den Augen des Gesetzes gleich wären. Das Gesetz erkennt die Ungleichheit ihrer Rechte in ihrem ganzen Umfange an; aber insofern, als es diese an sich ungleichen Rechte trifft, behandelt es sie alle gleich. Die Gleichheit ist in dem Gesetz, nicht vor demselben." Die berühmte Erklärung: „die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren" — hätte gar nicht mit Pomp verkündet werden brauchen, denn wenn darunter die subjektive Gleichheit verstanden werden soll, so wäre auch diese Phrase nichts anderes als die alte „allgemeine Gerechtigkeit, die erste Bedingung der rechtlichen Existenz eines Staates". Diese Gleichheit aber könne keinen Umsturz stiften. Aber in den Droits de l'homme war auch nicht diese, sondern die objektive gemeint gewesen, „nicht die Gleichheit des Rechts, sondern der Rechte, der eigentliche Gegenstand und der letzte Zweck der Revolution". Die mißverstandene Idee der Gleichheit aber ist es, die in den Köpfen solche Verwirrung anrichtet. „Keine von den Zauberformeln der systematischen Volksverführung hatte eine so korrosivische Kraft als diese." Was „außerhalb

der Sphäre des Begriffes von der subjektiven Gleichheit der Rechte liegt, muß notwendig Willkür oder Verbrechen sein".

In der Beweisführung für die „Distinktionen des Ranges" und die erblichen „Würden" argumentiert er mit der Tatsache, daß der Umsturz die Vorrechte von Rang und Adel zuerst abgeschafft, die „der persönlichen Kräfte und Talente, der Erziehung und des erworbenen und selbst ererbten Reichtums aber lange mit einer gewissen Schonung behandelt hat". Die Revolution hielt noch eine Weile das Prinzip der Distinktionen aufrecht, die aus dem Unterschied der Persönlichkeit der Bürger entstanden waren; die Prärogative, die König und Staat verliehen hatten, wurden sogleich vernichtet, weil sie dem „allgemeinen Wohl" widerstreitend waren. Gentz untersucht nun das Recht des Staates, Distinktionen zu stiften. Von der Basis des Vertrages ausgehend, auf dem der Staat sich aufbaue, erkennt er diesem die Souveränität zu, in deren Begriff es nicht liege, „daß alles, was der Staat beschließt, deshalb gerecht (justum), wohl aber, daß es rechtmäßig (jus) und rechtlich bindend sein muß. Die bloße Existenz vom Souverän geschaffener oder sanktionierter Unterschiede ist schon der unmittelbare Beweis ihrer äußeren Rechtmäßigkeit". Ein Zweifel daran zerstöre schon die Souveränität. „Sollte eine Revolution, sie sei notwendig oder zufällig rechtmäßig oder unrechtmäßig, die ganze Form der Souveränität zerschlagen, so müssen die, denen eine solche Revolution die Macht übergibt, wenn sie nicht den Abgrund der Rechtlosigkeit unter ihren Füßen öffnen wollen, in Ansehung aller bis dahin rechtmäßigen Ungleichheiten genau so verfahren, wie die aufgelöste Regierung zu verfahren verpflichtet war." Die revolutionär bekämpften Distinktionen des Staates stehen und fallen mit der Verfassung des Staates, weil sie so rechtmäßig sein müssen, wie diese selbst es ist. Nie gab es noch eine Monarchie oder eine Republik, in deren Verfassung nicht „die politische Ungleichheit der Bürger ein Fundamentalartikel gewesen wäre". Selbst im revolutionierten Frankreich wurde „die souveräne Volksmasse in zwei durch eine willkürliche Scheidewand getrennte Klassen geteilt und nur den Aktivbürgern das Recht, die Staatsbeamten zu wählen, übertragen".

Nun sei besonders der Erbadel in Europa hauptsächlich aus seiner Geschichte heraus zur höchsten Distinktion im Staate gelangt. „Die sämtlichen europäischen Staatsverfassungen wurden von kriegerischen Nationen gestiftet ... Die Staaten, welche diese Eroberer bildeten und aus denen nach und nach die heutigen Monarchien hervorgegangen sind, waren Aristokratien im strengsten Sinne des Wortes. Es war nicht die Gnade der obersten Regenten, es war das Recht ihrer Waffenbrüder, was diesen ihre Macht, ihren Einfluß und ihre Prärogative verlieh." Allmählich ging die politische Macht des Adels allein auf den Fürsten über — „das Vorrecht der wesentlichen Herrschaft verwandelte sich in eine bloße Präminenz des Ranges, der

* * *

Adel hörte auf, ein Teil des Souveräns zu sein, und wurde Stand". Es ist hier bezeichnend, daß Gentz sich vorzugsweise mit dem Feudaladel Frankreichs und Englands befaßt, den einzigen Nationen Europas, die den Umsturz, in der Form, die Gentz meint, kannten. — Auch seiner wesentlichen Distinktionen beraubt, sei der Erbadel immerhin, alt oder älter vielleicht als der Staat, von dessen Gesetzgebung unabhängig, und gerade auf ihn könne die Frage, ob der Staat Vorrechte verleihen dürfe, keine Anwendung finden. Bei Verleihung eines staatlichen Vorrechts aber komme es nicht auf das Privatmotiv, sondern auf die Maxime und darauf an, ob die Distinktion der allgemeinen Gerechtigkeit nicht widerspreche.

Die Maxime des allgemeinen Wohles sei aber nicht in allen Fällen mit dem Grundsatz der Gerechtigkeit vereinbar oder auch identisch. „Das Recht ist die oberste Bedingung der gesellschaftlichen Existenz, und die oberste Regel der Staaten. Das allgemeine Wohl ist ein großer, aber, mit dem Rechte verglichen, ein untergeordneter Gesichtspunkt, und wenn gleich in einzelnen Fällen die Abweichung vom Rechte durch dringende Forderungen von seiten des allgemeinen Wohles entschuldigt werden kann, so ist es doch nie erlaubt, sie damit zu rechtfertigen, und die so oft gemißbrauchte Formel: das Wohl des Volkes sei das höchste Gesetz! darf nie die oberste Maxime eines auf das Recht gegründeten Staates werden. Alle vom Staate willkürlich eingeführten Distinktionen, die ein positives Recht verletzen, sind, wenn sie auch rechtmäßig verliehen worden wären, an und für sich ungerecht. Die Maxime des allgemeinen Besten, die bei jeder solchen Verleihung notwendig und rechtlich präsumiert wird, kann sie nur dann sanktionieren, wenn sie mit keinem Rechte in Streit gerät." Gentz wendet sich dann den staatlichen Distinktionen, die Ehre oder einen Vorteil oder gar Erblichkeit gewähren, mit der bewußten Voraussetzung, die schon eine Auffassung des modernen Staates ist, zu, daß der Staat, der „allein entscheiden soll, ob das allgemeine Beste bei der Auszeichnung einzelner Bürger interessiert ist," auch die Verantwortung vor dem Gemeinwohl und vor allem vor der Gerechtigkeit tragen müsse. „Sparsamkeit bei der Austeilung solcher Distinktionen wird die erste Regel einer weisen Politik, aber sie muß auch die oberste Maxime und das unverbrüchliche Gesetz der Gerechtigkeit sein." Mit demselben unverschleierten Auge, mit dem Gentz die historische Stellung des Adels zeichnen konnte, vermag er auch die Realprivilegien der Stände zu linieren — die Gerechtsame, die keine Regierungsvergünstigungen, sondern oft uralte Überlieferungen seien, die, da sie vorhanden sind, unter Rechte gehören; von denen es aber wünschenswert sei, „daß eine weise Gesetzgebung nach und nach alle Privilegien dieser Art auf rechtmäßigen und gerechten Wegen aufheben könnte". So sieht er nun den Geist der Zeit — nicht in langsamer Entwicklung und nicht mehr auf einzelne Klassen der bürgerlichen Gesellschaft beschränkt, sondern in einem Massenkampf der Leidenschaften gegen alles, „was über die Linie der Gleich-

heit hervorragt", gegen den gesellschaftlichen Staat, nach dem alten Lateinerwort, einen „mehr als bürgerlichen Krieg" entfesselnd.

In dieser seiner Zeit, „wo die Fertigkeit im Raisonnement und in der Darstellung eine so große Höhe erreicht hat, wo die Sophisterei des Stils die Sophisterei der Ideen noch übersteigt, und die Kunst zu philosophieren beinahe ein alltägliches Talent geworden ist," scheint ihm die „höhere Philosophie, die reine spekulative Staatswissenschaft" geradezu als Vorkämpferin, ja als Vertreterin der Idee der Gleichheit in Anspruch genommen. Hier ist auch der Punkt, der Gentz anfänglich in eine heftige Gegnerschaft, die allerdings nicht zu offenem Kampf kommen sollte, zu Fichte brachte. Bei ihm war es ja nicht die philosophische Betrachtung, sondern die politische Intelligenz, die nicht von der Erkenntnis der Theorie, sondern von der Erfahrung der Praxis ihren Wertmesser abnahm. Er gibt der Staatswissenschaft noch vor, daß „vor ihr jede Ungleichheit legitimiert ist, sobald sie dem Rechtsbegriff nicht widerspricht", aber er setzt ihr schon nach: „In allem, wo das Recht keine Stimme hat, muß der Erfahrung ewig die erste bleiben". Die Erfahrung aber redete mit feurigen Zungen aus der Geschichte der jüngsten Vergangenheit. „Die politischen Systeme, die seit dem Ausbruch der französischen Revolution ans Licht gekommen sind, treffen alle in dem Fundament einer auf allgemeine politische Gleichheit gegründeten Repräsentation des Volkes zusammen. Alle diese Systeme gehen zugleich von Teilung der Macht aus, und nehmen also verschiedene voneinander abgesonderte, sogar voneinander unabhängige, aber doch aus gleichen Elementen zusammengesetzte Gewaltzweige an. Nun vermag keine Theorie zu beweisen, und noch hat keine Erfahrung bewiesen, daß in einem großen, besonders aber in einem alten Staate eine solche Kombination zwischen Teilung der Macht auf einer Seite und Gleichheit ihrer Elemente auf der anderen auch nur bestehen, viel weniger, daß sie zur allgemeinen Sicherheit, zur ruhigen Entwicklung der Kräfte und zum ruhigen Genuß des Lebens, den höchsten Gütern der gesellschaftlichen Existenz, führen kann. Der Anschein ist offenbar gegen die Möglichkeit. Denn bloße konstitutionelle Formen sind eine papierne Schutzwehr, wenn nicht irgend etwas Wesentliches, irgendein eigentümlicher, gleichsam inhärierender Vorzug die Besitzer der geteilten Macht vor wechselseitigen Angriffen sichert. Die Konstitution muß freilich die Basis des Gleichgewichts zwischen den politischen Kräften sein. Aber wird und kann sich dieses Gleichgewicht erhalten, wenn alle einerlei Ursprungs, einerlei Würde, einerlei inneren Gehalts, keine andere Garantie haben als die Konstitution?"

Die von Frankreich bisher und bis jetzt nach diesem Modell probierten Verfassungen richteten „Verwirrung und Elend" an. „Die Umstände, unter welchen sie in die Welt kamen, mögen mit Recht einen Teil dieser Übel verantworten, und vielleicht wäre es unbillig, von dem, was diese Verfassungen

* * *

jetzt gewesen sind, auf das zu schließen, was sie künftig sein können. Aber es ist nicht möglich, die Grenzlinie genau zu bezeichnen, welche die innere und notwendige Gebrechlichkeit dieser Verfassungen von ihrer äußeren und zufälligen scheidet." Bis aber die „praktische Auflösung des Problems einer auf politische Freiheit gegründeten Staatsverfassung und dann noch der Erfolg seiner Auflösung" wirklich da ist, behaupten sich real und ideell noch die alten Verfassungen und Monarchien. In diesen sind wesentlich nur „die Macht des Monarchen und die Superiorität der Gesetze, vor denen, sobald sie einmal vorhanden und solange sie nicht rechtlich vernichtet worden sind, selbst die Macht des Monarchen sich beugen muß". Die Distinktionen aber sind in einer guten Monarchie zwar nicht ihr Grund, doch ihre Stütze. „Ohne die Gradationen des Ranges müßte der Monarch ein Tyrann werden, wenn er nicht in ein Nichts ausarten wollte." Sie geben innerhalb Staat und Verfassung erst das Gepräge der Kultur, „erleichtern und mildern die Herrschaft," und der Fortschritt der Kultur ist an ihre Mitwirkung gebunden. Die Ungleichheiten sind in dem Maße notwendiger, in dem sie überflüssig erscheinen. Ein Unternehmen gegen die Vorrechte des Ranges könne einer Handlung gegen den Staat gleich betrachtet werden.

Die Ungleichheiten des Ranges würden als Druck auf den menschlichen Geist, als ein Übel empfunden, das mit politischen Verhältnissen eng zusammenhängt. Dieser Ansicht hält Gentz entgegen, daß man die Ungleichheiten nur einmal in ihrer Wirkung außerhalb des bloß politischen Verhältnisses betrachten müsse, um ihre Wohltat zu empfinden. In einer Gesellschaft, die keinen Rang mehr anerkennen wollte, würden die „Ungleichheit des Reichtums und die der Geisteskräfte die Herrschaft unter sich teilen. Von keinem Gegengewichte geschwächt, würde ihr Druck oft eben so schwer und ungleich empfindlicher als der Druck des Ranges sein. Wenn Reichtum allein den Weg zur Macht bahnen soll, so ist es um Würde, Ehrgefühl und Sittlichkeit unter den Menschen geschehen! Wenn Verstand der einzige Titel zum öffentlichen Einfluß wird, so ist die Herrschaft die Beute des verwegensten Sophisten. Die Vorzüge des Ranges und der Geburt bringen eine glückliche Temperatur in die tyrannische Alleingewalt des Geldes und der Talente." In Europa sei niemals die Ungleichheit des Ranges eine der Kaste gewesen, und der Stand sei auch äußerlich nicht eine Ungerechtigkeit, sobald „die Stände nicht im strengen Sinne des Wortes geschlossen sind". Den menschlichen Geist habe der Rang noch nie gehindert, sich zu bewegen. „Die Existenz gesellschaftlicher Distinktionen hat mehr als ein emporstrebendes Genie gereizt und begeistert, keines hat sie gelähmt."

Gentz war von dem Gleichheitsideal als Kulturmensch noch mehr verletzt denn als Politiker; er fand, daß die leidenschaftliche Hast, „der Menschheit eine große, freie, durch nichts beschränkte Laufbahn zu eröffnen," ein Kulturland und eine stolze Nation Europas „von einem großen Teil der kostbaren

Mittel entblößt habe, die vorher den langsamen Fortschritt befördert und die Unmöglichkeit des Rückganges gesichert hatten".

Im Augustheft 1795 seiner schnell verblichenen Neuen Deutschen Monatsschrift hatte Gentz über den „Einfluß der Entdeckung von Amerika" auf die alte Welt langatmig und noch ohne sichere Anschauung geschrieben. Damals vollzog sich in ihm gerade ein Übergang; so ward auch das Ganze locker und unfertig. Einzelnes darin diente aber schon dem festen Umriß seiner europäischen Gestaltung. Die ihm eigentümliche Abtragung weltgeschichtlicher Vorgänge auf das Niveau seines Erdteils, die Aneignung größter Zusammenhänge für den Umfang nationaleuropäischen Zusammenhalts zeigte sich dort bereits, um in dem Vergleich über den „Ursprung und die Grundsätze der amerikanischen Revolution" mit der französischen vom Mai 1800 im Historischen Journal zu positiver Geltung zu kommen. Die politische Ethik des Gentz von 1795 hielt es für unmöglich, daß Europa noch einmal, wie es bei Ostindien und Amerika geschehen, die Bereicherung von Kaufleuten für eine weltgeschichtlich epochemachende Tat hielte, daß es einer Macht noch zugeben würde, es sei „der größte Triumph der Politik, wenn sie von der Ohnmacht oder Vernichtung benachbarter Nationen und eben deshalb, ohne es zu vermuten, vom Mark ihrer eigenen Macht zehrt". Er sah das unsterbliche Merkmal der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien darin, daß für die Menschheit „der größte Markt, das heißt der größte Reiz für die menschliche Industrie, sich eröffnete", worunter er für Europa „Reichtum, Tätigkeit und wechselseitige Berührung der Individuen" verstand. Die „Verteilung der Arbeiten und absichtliche Richtung und Teilung der Kraft" rechnete Gentz zum höchsten menschlichen Fortschritt; bei Ostindien und Amerika also zu Reichtum und Tätigkeit für Europa. Von diesem Gesichtswinkel aus sah er auch den Handel als „das Vehikel der Zirkulation aller geistigen Schätze" an. Es war sein offenes Gefühl für die, wie er es nennt, „welthistorische Würde" des Handels und zugleich sein anderes für Horizont und Weite, das damals ihn, den Binnenländer von 1795, zum seefahrenden England ziehen mußte. Er schaut sich bei dieser Betrachtung unter den Ständen um und meint, daß nur wenige unter den vielen den Beruf des Standes wahren und vermögen, „in die Gefilde hinauszusehen, wo die große Ernte der Menschheit reift". Im Kaufmannsstand besonders „muß man solche Individuen in großen Handelsstädten aufsuchen, wo sich mit dem Geschäftskreis auch der Gesichtskreis erweitert und durch die Menge und Wichtigkeit der Kommerzialverbindungen nach und nach eine größere Liberalität in der Schätzung der Dinge und die Beurteilung der menschlichen Verhältnisse gebracht wird". Gentz eilte mit einem solchen Ausspruch seinen Zeitgenossen und sich selbst voraus; er konnte auch nicht bei der „Berührung der Individuen" idealisch stehen bleiben, sondern kam vom gedanklichen Einfluß Amerikas recht bald auf dessen politischen Niederschlag in Europa, auf den Versuch im alten Frank-

* * *

reich, dem blutjungen amerikanischen Staat nachzumachen, „die Reife zu übereilen und das durch Sprünge auszurichten, was nur durch Schritte geschehen kann".

Im Mai 1800 hielt sich Gentz weder bei den ethischen noch bei den gewaltsamen Erscheinungen jener Prinzipiennachfolge mehr auf; es kam ihm nur darauf an, das Wesen der Demokratie zu beleuchten, das System der Verfassungen Englands, des amerikanischen Freistaates und der französischen Republik zu kennzeichnen. Für die letzteren geschah dies in seiner Erwiderung gegen Mackintosh; die anscheinend unerschütterliche Kontinuität des englischen Systems der „gemischten Verfassung" bot sich ihm nun als ein Beleg der politisch möglichen, erprobten und erfahrungsstarken Vollkommenheit dar. „In einer gemischten Verfassung besteht die höchste Macht oder der eigentliche Souverän immer aus mehreren, durch die Konstitution verbundenen und geordneten Bestandteilen." Würde ein Teil, König oder Parlament, die Rechte des anderen Teiles verletzen, so wäre der Bürgerkrieg die Folge. „Denn zwischen zwei unabhängigen Bestandteilen der obersten Gewalt im Staate kann es ebensowenig als zwischen zwei unabhängigen Staaten einen Richter geben. In einem solchen Streite weiß das Volk nie, wem es gehorchen, wem es widerstehen, für wen es sich erklären, gegen wen es sich auflehnen soll. Alle Rechte und alle Pflichten werden vermengt und verdunkelt, und es wird ein Problem, wer sich innerhalb und wer sich außerhalb der Insurrektion befindet. Dies Übel ist von gemischten Staatsverfassungen unzertrennlich, und wie groß es auch sein mag, die Möglichkeit desselben läßt sich von diesen Verfassungen nie gänzlich ausschließen. Je vollkommener die Verfassung ist, je geringer wird die Möglichkeit einer solchen Zerrüttung. Denn je leichter eine der konstituierten Autoritäten der anderen durch ihr eigentümliches Gewicht widerstehen kann, desto weniger kommt sie in die Notwendigkeit, zu den Waffen zu greifen. Je unvollkommener hingegen das Gleichgewicht ist, desto größer wird die Gefahr eines inneren Krieges. Hier liegt eigentlich der entschiedene Vorzug der britischen Konstitution vor allen zusammengesetzten Staatsverfassungen, die bisher erfunden worden sind, und wahrscheinlich vor allen, die man jemals erfinden wird."

Die Kraft eines solchen inneren Gleichgewichts nach außen bewegte Gentz außerordentlich. Im letzten Teil seines Lebens, als dem Machtausgleich der jeweiligen britischen Kabinettspartei und ihrem Druck auf das Gleichgewicht von Europa nur festländische Monarchien, unverankert im Willen politisch mannbarer Nationen, überwuchtet von der drohenden russischen Allmacht, gegenüberstanden, verbitterte ihm dieser Gedanke den scheinbar so erfolgreichen Tag der österreichischen Politik. Gentz hat sein Lebtag den Gedanken an die Theorie wie an die Praxis der „gemischten Staatsverfassung" nicht aufgegeben. In Prag 1809 schloß sich seine und Steins Idee der deutschen Bundesverfassung um diesen Kern. Wie unablässig sich noch der späte Gentz

mit der Staatstechnik, und zwar immer wieder mit Sicht auf die Außenpolitik, abgegeben hat, bezeugt Wessenberg: „Ses vues de réforme portaient moins sur la hiérarchie sociale que sur l'administration, objet principal des ses méditations ... Il mettait en première ligne des bases fondamentales d'un état un pouvoir fortement constitué, qui fut à même de maintenir en toute occasion la paix intérieure, première condition de la prospérité nationale, qui doit être le but de toute constitution et de tout gouvernement. La véritable garantie contre le despotisme, contre le pouvoir arbitraire, la seule, à laquelle les peuples osent raisonnablement prétendre, se trouvait selon lui dans la parfaite égalité devant la loi, dans l'égale répartition des impôts, et dans l'indépendance des tribunaux. Il n'aurait désiré une répresentation nationale que comme moyen d'affermir le crédit public, voulant réserver au gouvernement dans toute sa plénitude l'initiative dans la législation, et le pouvoir exécutif le plus étendu possible."

In den Rahmen des Historischen Journals fügte er auch das Stück „Über die Ermordung der französischen Kongreßgesandten" ein. Eigentlich ist es ein Flugblatt, das aufklären, verteidigen und — anklagen sollte. Die Argumente sind offensichtig, der Zweck ist einfach, die Popularität, für die sogar gefühlvolle Mittel verwendet werden, scheint erreicht. Dennoch durfte Gentz es in sein Journal aufnehmen, denn auch hier richtet sich die Spitze gegen Ursachen, nicht gegen Wirkungen, und im leichten Gefüge der Sätze steckt ein Sinn, der über Ereignis und Meinung weg in die Gründe der politischen Aufreizung hinabspürt. Die öffentliche Meinung in allen Ländern nannte unverhohlen „neben den Namen der Rastatter Mörder eine der ersten Regierungen von Europa", sagt Gentz. Er versucht, die Anklage gegen Österreich wegen einer Tat, „welche die Geschichte unserer Zeit errötend den Enkeln erzählen wird" — den Enkeln, die sich an Wiederholungen solchen „beispiellosen Mordes" gewöhnt haben — zu entwaffnen durch die Frage, ob denn gerade für Österreich der Vorteil aus diesem Mord mit der „Größe des Verbrechens und der Schädlichkeit der Folgen" sich vergleichen ließe. Diesen Schaden „mußten die Anstifter der Tat in ihre Berechnung aufgenommen haben; um ihm das Gegengewicht zu halten, mußten Vorteile von der ersten Größe, einleuchtende, überwiegende, entscheidende Vorteile aus dem Morde hervorgehen". Der Kongreß zu Rastatt aber bot in seinem Verlaufe nach außen nichts, was „eine Tat wie diese nur vor dem Richterstuhle der gemeinsten Weltklugheit rechtfertigen" ließe. Die öffentliche Meinung munkelte aber von kompromittierenden Papieren und geheimen Negoziationen und folgerte aus Papieren, die doch durch Entwendung und Raub statt durch Mord verschwinden hätten können, aus Verhandlungen, die schwerlich nur den französischen Gesandten in Rastatt, nicht auch ihrer Pariser Regierung bekannt gewesen wären, die Begehung eines „so abgeschmackten" Verbrechens.

* * *

Die Annahme, daß Österreich aus Zwecken, die es mit ganz anderen Mitteln auch erreicht haben würde, ein solches verübt habe, „verfliegt also wie ein Dunst in der Luft, und der Schade, den die Ermordung des Gesandten dem österreichischen Interesse zufügt, bleibt — unaufgewogen — zurück". Einen furchtbaren Vorteil habe einzig und allein die französische Regierung. Sie nütze ihn auch aus und peitsche die öffentliche Meinung auf, wo und soviel sie nur könne. Und nun erhebt Gentz *seine* Anklage, daß in Frankreich der Anstoß zur politischen Verhetzung von oben her gegeben werde. „Soll denn eine gesetzgebende Versammlung keine höhere Bestimmung haben, als die Leidenschaften eines Volkes zu repräsentieren?" Die Tat, die auch sein politisches Gewissen, wenn sie ohne Anstiftung geschehen ist, als unverzeihliche Dummheit, wenn sie mit Absicht begangen wurde, als nutzlose Kurzsichtigkeit nicht entschuldigen konnte, wird ihm der Ausgangspunkt zu einer Abwehr *der* Gesinnungen, deren Resultat eben diese Tat gewesen ist, wie ihr Reflex die Verwilderung der Sittlichkeit, die Verwirrung der Begriffe war. Gentz beschuldigt die revolutionäre Regierung einer Aufwiegelung der Geister, die mit dem berechtigten Gefühl der Empörung und des Schmerzes bei solchem Anlaß nichts mehr zu tun hat. „*Politische* Bewegungsgründe sollen ein solches Verfahren in Schutz nehmen. Wenn dies zur Maxime wird, so ist es auf immer um das menschliche Geschlecht geschehen. Wenn politische Bewegungsgründe die Appellation an die Leidenschaften heute rechtfertigen könnten, so werden sie sie auch morgen nicht verdammen. Das Blutvergießen wird in diesem unglücklichen Erdteil einheimisch werden. Ein Staat, der, um Krieg zu führen, zu solchen Waffen greifen muß, verdammt sich selbst und alle, die er berührt — zum ewigen Kriege." Diese Regierung sei es also, die zu ihren anderen Zerstörungen noch ihre „schrecklichste Seite" darin zeige, daß sie „ein System von Feindseligkeiten, wie es noch kein Zeitalter gesehen hatte, erschuf, die einen fähig machte, unerhörte Freveltaten zu begehen, die anderen, noch viel größere zu *glauben*". Gentz' Instinkt traf sicher: die Verhetzung war ein politisches Mittel geworden, das, weit gefährlicher als alle Intrigen der Diplomatie, sich an den Geist der eigenen Nation und an die Meinung der anderen Nationen wandte. Er wußte aber noch nicht, daß er selbst auch dem „Erben der Revolution", daß er Napoleon als ein solches gelten sollte.

Seine Ansicht über diesen berühmten Völkerrechtsbruch, der so bedeutsam wurde, weil das Völkerrecht damals noch in bescheidenen Anfängen stand und schon so ausfallend verletzt ward, war in ihren Konsequenzen weitgehend und vortrefflich; die Voraussetzungen aber nahm er zu leicht, und sie sollten sich ihm selbst noch als schwerer Irrtum erweisen. Der Publizist irrte aber, weil der politische Verstand der Staatskunst des Thugutschen Kabinetts in Österreich keinen handgreiflichen Irrtum weder im Mittel noch in der Wirkung zutraute. Als Gentz im Herbst 1799 seinen Artikel schrieb, war das Ereignis vom 28. April noch das Abenteuer der deutschen Öffentlichkeit, die

schaudernd die wehrlosen französischen Gesandten in dunkler Frühlingsnacht unter den Säbelhieben der Szekler Husaren als Opfer österreichischer Kabalen verbluten hatte sehen. Sie zu beruhigen, abzulenken und zugleich zu den Ursachen, aus denen ihm Nächstes wie Künftiges zu entspringen schien, hinzuführen, war seine Aufgabe gewesen. Persönlich folgte ein Nachspiel für ihn, das in doppelter Beziehung wichtig ist. Im Nachlaß des Grafen Prokesch-Osten, der nach den griechischen Ereignissen das besondere diplomatische und persönliche Vertrauen von Gentz genossen hat, findet sich eine Tagebuchstelle vom 23. Mai 1830, in der Prokesch ein Tischgespräch mit Gentz erzählt. Der „erste Anlaß", daß Gentz in österreichische Dienste getreten sei, wäre ein Aufsatz gewesen, in dem Gentz de bona fide den Satz verteidigt habe, daß der Rastatter Gesandtenmord österreichischerseits nicht „befohlen" worden war. Vielleicht hat sich Gentz wirklich so ungenau ausgedrückt; von einem „Eintritt in österreichische Dienste" war 1799 noch keine Rede gewesen; Kaiser Franz ließ dem ihm „angezeigten Schriftsteller Gentz" mit einer Dose seine „Zufriedenheit über seine geleistete rühmliche Arbeit zustellen" und gab dem Grafen Saurau, der dem Monarchen in einem Schreiben vom 2. Oktober unter der Ägide des Konferenzministers Baron von Thugut eine Belohnung für Gentz als nützlich vorstellte, nur die Anweisung, Gentz „durch Erteilung des verdienten Lobes in anständiger Art zur weiteren Fortsetzung dieser zum Guten abzweckenden Schriftverfassung zu bewegen und anzueifern". Saurau teilte in einem ausgesucht höflichen Schreiben am 15. Oktober 1799 Gentz diese Gnade in sprachlicher Umformung des kaiserlichen Handbilletts mit, und mit dem 2. November antwortete Gentz der „erhabenen Protektion" der beiden Exzellenzen im blütenreichsten Kurialstil. Gentz und sein Journal waren dem österreichischen Kabinett freilich willkommen genug; Saurau stellte in seinem Schreiben an den Kaiser Gentz vor „als den einzigen Schriftsteller in Norddeutschland, der die Grundsätze und Machinationen des französischen Direktoriums dem deutschen Publikum auf die einleuchtendste und verständigste Art aufdecket". Das Historische Journal hatte schon in den zwei ersten Heften in Österreich Eingang gefunden; Thugut, der seit März 1793 Außenminister Österreichs war, erteilte die Erlaubnis, nachdem ihm der Wiener Gesandte am Berliner Hofe, Fürst Reuß, die Hefte zugeschickt hatte. Fürst Reuß war auch eine von Gentz' Errungenschaften; ihm wichtig vor andern als Vertreter einer Monarchie, deren auswärtigen Minister er in einem Briefe vom 4. März 1799, in dem er sich bei Thugut für die Einfuhrerlaubnis bedankt, gewiß mit Schmeichelei, aber ebenso gewiß in Anschauung des politischen Gewichts an Traditionen, das Thugut hinter sich hatte und wußte, den „ersten Staatsmann von Europa" nannte. Daß dieser zu dem Gesandtenmord aus so fadenscheinigen Gründen, wie sie Gentz selbst aufführte, bewogen worden wäre, konnte Gentz nicht glauben. Es bleibt im Dunkel, ob er je daran hat glauben müssen, auch in jenem Jahr 1814,

* * *

daß ihm wenigstens — das Wie und Wo verriet er niemals — die Aufhellung, und, wenn Prokesch als Zeuge unantastbar ist, auch die Erklärung brachte. In dem Gespräch über den Artikel von 1799, den er in gutem Glauben geschrieben hat — er stand absolut nicht im österreichischen und gar erst in Thuguts Vertrauen —, dessen Verteidigungsabsicht für seine Unschuld das Wiener Kabinett so würdigte, daß sich die Aufmerksamkeit für „den Mann mitten in Berlin", wie Saurau seinem Kaiser schrieb, auch auf die Nachfolger übertrug, bekannte Gentz seinem jungen Freunde Prokesch: „Fünfzehn Jahre später erfuhr ich das Gegenteil." Mehr sagte er nicht. Prokesch hätte nach den mehr als fünfzig Jahren, die von der Begebenheit bis zur Niederschrift dieses Satzes vergangen waren, eine Andeutung nicht unterdrückt — er hat jüngere Dinge notiert. Das Schweigen ist bei Gentz allein. Ob es ihm schwer oder leicht geworden, ist belanglos bei so viel ihm Näherem und Bedeutungsvollerem, das er auch nicht aufzeichnen wollte und konnte. Nach diesem Ausspruch Gentz' scheint der Rastatter Gesandtenmord geschichtlich zu den Taten der diplomatischen linken Hand zu gehören; politisch erklärt ist er damit noch nicht[1]). Gentz aber fiel es bei all der Wichtigkeit, die er sofort der Verbindung nach Wien hin beilegte, doch nicht ein, ein Schreibwerkzeug des österreichischen Kabinetts zu werden, wie sich Thugut das denken mochte. Seine Auslegung des Rastatter Kongreßendes war ihm nur ein Motiv in jener Reihe von Motiven, mit denen er publizistisch tätig war.

[1]) Es bleibt hinzuweisen auf den Aufsatz von Professor Dr. M. Spahn, „Österreich und der Rastatter Gesandtenmord". „Deutsche Rundschau", Dezember 1909.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schöpfung der Kunstballade.

Eine deutsche Offenbarung.

Von

Herbert Martens.

Die Schöpfung.

Am 19. April des denkwürdigen Jahres 1773, in dessen Sommermonaten Goethes „Götz" den Weg in die Welt antrat, schreibt Bürger[1]) seinem Freunde und Verleger Boie, er habe eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestöbert. „Schade nur," fügt er hinzu, „daß ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann."

Nicht, wie man vermuten könnte, Percys Relics, die 1769 zum ersten Male in deutscher Sprache erschienene Sammlung englischer Volksballaden, gaben die erste Anregung zur „Lenore", sondern der „herrlichen Romanzengeschichte" haben wir, wie Valentin Beyer einwandfrei festgestellt hat[2]), die Entstehung der ersten Kunstballade zu verdanken. Die Relics hat Bürger erst vier Jahre später durch Boie kennen gelernt, der ihm ein weiteres Exemplar aus England verschrieb. Kaum hatte Bürger sich in die altschottischen Balladen vertieft, so entstanden auch schon — was seinen Mangel an eigener Erfindung kennzeichnet — die Nachbildungen aus dem Englischen: „Bruder Graurock und die Pilgerin", „Der Kaiser und der Abt", „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain", „Frau Schnips" u. a.

Die „herrliche Romanzengeschichte" hatte er von dem Hausmädchen seines Wirtes, Christine, singen hören, die von dem alten Liede nur die beiden Verse kannte: „Der Mond, der scheint so helle, die Toten reiten schnelle" und die Worte des Dialogs: „Graut Liebchen auch?" — „Wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir."

In einem Briefe an Boie vom 6. Mai weiß Bürger sich schon voll Lobes über die erste Strophe seiner Ballade: „Bei meiner armen Seele!

[1]) Briefe von und an Gottfried August Bürger. Von Adolf Strodtmann. 1874. Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.

[2]) Die Begründung der ersten Ballade durch G. A. Bürger. Von Valentin Beyer. Straßburg 1905.

Sie können Ihre Begriffe gar nicht zu der Vortrefflichkeit dieser Stücke erheben. Und, Herr, damit Sie nur sehen, daß es keine Rodomontaden sind, so will ich Ihnen ... die erste Strophe herschreiben:

Lenore weinte bitterlich,
Ihr Leid war unermeßlich;
Denn Wilhelms Bildnis prägte sich
Ins Herz ihr unvergeßlich.
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Herr, das ist Euch eine Ballade! ..., die sich gewaschen hat. Und ganz original! Ganz von eigener Erfindung!"

Und doch vermissen wir in den Eingangsversen noch den echten Balladengeist. Wie unübertrefflich ist ihm dagegen die spätere Fassung gelungen:

Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange wirst du säumen?" —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht ...

Keine Reflexion mehr, wie sie in der Romanze seiner Zeit, der komischen ironisierenden von Gleim und Hölty, vorherrschte, sondern unmittelbare Anschaulichkeit.

Am 10. Mai gibt er Boie die zweite, dritte und vierte Strophe zu kosten. „Der Stoff ist aus einem alten Spinnstubenliede genommen," schreibt er dazu. Diese drei Strophen decken sich fast wörtlich mit denjenigen der endgültigen Fassung; nur merkt man den späteren die sorgsame Feile an.

Schon am 27. Mai kann er dem Freunde berichten: „Lenore nimmt täglich zu an Alter, Gnade und Weisheit bei Gott und den Menschen. Sie tut solche Wirkung, daß die Frau Hofräthin (Listn) des Nachts davon im Bette auffährt."

Und endlich am 12. August heißt es: „Gottlob! nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig, rief weyland Caspar Gottschling. — Gottlob, nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenore fertig! ruf auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeistrung Ihnen zu. ... Ists möglich, daß Menschensinne so was köstliches erdenken können? ... Alle Zungen auf Erden und unter der Erde sollen bekennen, daß ich sey ein Balladenadler, und kein andrer neben mir!"

Die „Lenore" war also bereits in ihren Grundzügen vorhanden, als Bürger den „Götz" kennen lernte. Erst aus einem Briefe an den Hofrat Listn vom 8. Juli erfahren wir: „Ich habe in dieser Woche ein vortreff-

liches Schauspiel: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand gelesen. Ich bin schier toll für Freuden drüber geworden!" Goethes Einfluß wird demnach kein nennenswerter mehr gewesen sein, vielleicht daß Bürger sich durch den „Götz" anfeuern ließ, die Ballade möglichst bald zu vollenden, um von Goethes aufgehendem Stern nicht überstrahlt zu werden.

Erst nachdem Bürger die „Lenore" am 9. September dem Göttinger Hainbund, auf dessen humorvoll gehaltene Einladung hin, zur Prüfung und „Verbesserung" vorgelegt hatte[1]), gelangte die elementarste deutsche Ballade in die Hände Boies, der sie in dem Göttinger Musenalmanach zum Jahre 1774 veröffentlichte. Ihre Wirkung war ungeheuer. Sie brachte dem deutschen Volk wieder zum Bewußtsein, welche Gewalt in seiner Muttersprache verborgen liegt.

Der hinreißende Schwung der ersten Kunstballade ist nie wieder erreicht worden. Ihr Dichter, der im sechsundzwanzigsten Lebensjahre stehende, schon damals wegen seines liederlichen Lebenswandels einen schlechten Ruf genießende Amtmann zu Altengleichen, wurde über Nacht berühmt. Die haltlose Natur Bürgers brauchte den berauschenden Ruhm als steten Ansporn. Wie vom süßen Wein berauscht, schreibt er (27. 9. 1773) dem Freunde Boie:

„Nun fange ich nach und nach an für Lenorens Schicksal ruhig zu werden. Denn Griechen und Ungriechen bewundern sie. Sie schweift itzt schon auf dem Eichsfelde bey dem eichsfeldischen Adel umher. Ich rezitierte sie vorige Woche in Sennickerode und hatte das Vergnügen, daß jede Stelle, die ich bewundert haben wollte, schon beym Hersagen mit Verzückung und applaudierendem Ausruf bemerkt wurde. Alle diese Beyspiele wurden mir Bürge dafür, daß Bewegung drinnen ist. Auch muß Natur und Deutlichkeit genug für das Volk drinn seyn, weil sie gleich ohngeachtet der Sprünge und des abwechselnden Dialogs, ganz verstanden wird. Nächstens will ich nun auch die Probe bey unsrer Christine machen. . . . Seht, HE. Boie, wie berühmt wir werden. Der Name des HErrn sey dafür gelobet und gebenedeyt von nun an bis in Ewigkeit. Amen!"

Aber er hatte seinen Ruhm teuer erkauft. Niemals wieder konnte sein Dichtergeist, trotz verzweifelter Anstrengungen, die ungezwungene, ursprüngliche Größe in Bildkraft und Pathos erreichen. Seine „Lenore" mußte ihm selber immer wieder für seine späteren Balladen zum Vorbilde dienen. An Stelle der Schöpferkraft trat jetzt das Virtuosentum. Aus dem gewaltigen Erstlingswerk mußten nun alle die Kunstmittel herhalten, die ihm, wie er meinte, zu

[1]) Außer dem vortrefflichen Vorschlag, den alten Balladentext in eine besondere Strophe aufzunehmen, regte dieser noch eine Reihe von schwächeren stilistischen Änderungen an, von denen Bürger in seinem ewig schwankenden Zustand von Kritiklosigkeit und Gutgläubigkeit sich leider einige zu eigen machte. Der für die Nachwelt maßgebende Text bleibt natürlich der von allen fremden Einflüssen befreite, den Erich Schmidt wieder hergestellt hat.

einem so großen Erfolge verholfen hatten. Aber die Kraft des erloschenen Ingeniums war nicht zu ersetzen. Sie hatte den Dichter auf immer verlassen.

Die Schöpfung der Kunstballade ist ein Tempel auf dem Wege zur Ballade Goethes. Sie hat dem größeren Geiste die Weihe und den Schlüssel zu ihrem Geheimnis gegeben. War Bürger auch kein Universalgenie im Goetheschen Sinne, aus bloßen genialen Einfällen ist sein Meisterwerk nicht zu erklären. Die Zauberkraft des Schöpfers hatte auch ihn ergriffen. Daß sie sich mit der „Lenore" erschöpfte, lag einzig und allein an seiner engeren Natur.

Nur in diesem Sinne können Schuld und Schicksal, Erschütterung und Verbitterung aus Bürgers Erdenirren gerecht beurteilt werden. Es bleibt eine schwere Verirrung, auf lyrische Naturen, wie Bürger und Liliencron, Goethes Urteil über Günther anzuwenden: ihr Leben und Dichten sei zerronnen, weil sie sich nicht zu zähmen wußten. Ihr Leben läßt sich nimmer als das von Verirrten, Haltlosen, von Trinkern und Verbuhlten begreifen. Ihr Dichten erscheint uns heute vielmehr ein getreuer Spiegel der Zeit und ihrer Schicksale. Ihr unglückliches Leben, in einer unvollkommenen, einseitigen Natur begründet, konnte sich unmöglich auf den Höhen Goethischen Geistes bewegen; diese Unglücklichen rangen Zeit ihres Lebens nach frischer Luft aus der grauen, engen Alltagskümmernis, nach Befreiung von drückenden Geldsorgen, nach den goldenen Wolkensäumen, die nach einem Sturmtage den Abend verklären. Und dabei dürstete ihr Talent nach den Segnungen des Genies, die sich zuletzt nicht einmal mehr beim heimlichen Glase einstellen wollten. Als auch diese künstlichen Reizmittel versagten, kam die ganze Bitternis eines unnütz verträumten Lebens über den erschöpften Geist. Unfähig den Sternen in der eigenen Brust, ihrer unfertigen Naturanlage und dem Mangel an Erziehung die Tragik des verlorenen Ingeniums zuzuschreiben, haderten sie ob des unersetzlichen Verlustes mit den unverstandenen Mächten ihres Schicksals.

Das Kunstwerk.

Die „Lenore" wurde rasch entworfen und langsam in mühevollen Monaten ausgearbeitet. Über der vielfältigen Kleinarbeit hatte der Dichter schließlich den nötigen Abstand verloren, um noch ein eigenes Urteil haben zu können. Die auf Wunsch seiner Hainbundfreunde vorgenommenen Änderungen beweisen dies. Solange ihn sein dichterischer Instinkt leitete, schuf seine Seele noch mit fieberischer Glut. Die über sie hereinbrechende Erschöpfung ließ den Dichter an sich selbst irre werden, bis Erfolg und Ruhm ihm wieder sein altes Selbstbewußtsein zurückgaben.

Der äußere Aufbau — darauf hat schon Valentin Beyer hingewiesen — entspricht dem des Dramas. Rasche vorläufige Einführung (Strophe 1);

Schilderung der allgemeinen Verhältnisse (Strophe 2 und 3); Ausführung in drei Abschnitten (Abschnitt I: Strophe 4 bis 12; Abschnitt II: Strophe 13 bis 18; Abschnitt III: Strophe 19 bis 28); Katastrophe (Strophe 29 bis 31); Ausgang (Strophe 32). Die dramatische Form vermochte die dichterischen Energien in einem kunstvollen Gefäß zu sammeln und steigerte beispiellos die Spannkraft der Handlung. In Metrum und Sprache lehnte sich Bürger stark an Bilder und Ausrufe der Bibel und des Kirchenliedes an:

„Hilf Gott! Hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet ein Unser Vater!
Was Gott tut, das ist wohlgetan,
Gott, deines Heils Berater!" —

Desgleichen Strophe 22:

„Laßt uns den Leib begraben,"

die das bekannte Grablied von Weise anschlägt.

Unerhört neu war die innere Formgebung, der Balladenton, dramatische Wucht, Tempo und rhythmische Bewegung. Wesentlich mit diesem neuen Tone, meint Valentin Beyer, sei der Untergrund für die ernste deutsche Ballade geschaffen worden. Aber nicht die von ihm bezeichneten rhetorischen Mittel: die Interjektion, die Frage, der Kontrast, die Steigerung, die Gemination und die Versverbindung haben der Kunstballade ihren eigenen Charakter gegeben, nicht diese ganze äußere Technik, sondern die innere Lebendigkeit, die im hinreißenden Gesang und in der volkstümlichen Empfindung schwingt. Was uns den Atem anhält, uns in den Grundtiefen erschauern läßt, ist die unwiderstehliche Dämonie des Herzens, die hier restlos in Rhythmus und Melos übergeht.

O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle?
Bei Wilhelm nur wohnt Seligkeit;
Wo Wilhelm fehlt, brennt Hölle!
Lisch aus, mein Licht! auf ewig aus!
Stirb hin! stirb hin! in Nacht und Graus!
Ohn ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden!

Die Geister der Unterwelt tauchen aus der Urnacht empor. Die grenzenlose Leidenschaft eines verlassenen Weibes, eines durch den Krieg um sein Lebensglück betrogenen deutschen Weibes, hat sie aufgescheucht.

Wie die Naturgewalt des Dichters alle Materie zum Klingen bringt, läßt sich in steigendem Maße am Pulsschlag des Dialoges beobachten. Zuerst in halbe Strophen zäsiert, wird er mit dem Zeitmaß der Gespensterjagd kürzer und hastiger, stockt erschauernd vor der kalten Fratze des Todes, die in dem dreimal pochenden:

Graut Liebchen auch vor Toten?

immer dreister und zudringlicher aus den Zügen des Heißgeliebten hervorgrinst, — bis ihn der alles verschlingende Sturm fortwirbelt und der letzte Zusammenhalt der abgehetzten, angstverzehrten Seele sich in dem Strudel der Elemente auflöst.

Ohne diesen genialen Seelenschwung bleibt die Ballade bestenfalls ein virtuoses Kunststück. Einen Beleg hierfür bietet uns, wenn schon in einem anderen Zusammenhange, Beyer selber in einer vergleichenden Textstelle: Bürger stand, als er die „Lenore" dichtete, noch stark unter dem Einflusse Gleims, was unter anderem auch in der zwölften Strophe in die Erscheinung tritt, wo er eine Stelle aus einer Gleimschen Romanze fast sinngetreu wiedergibt. Eine Nebeneinanderstellung zeigt, was den größeren Balladendichter ausmacht:

Gleim: Weint (die Braut) allen ihren Jammer,
Saß einsam, saß, verschloß die Tür,
Die ganze Nacht hindurch weint sie.
Der Mond fängt an zu scheinen.

Bürger: Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Die von Beyer bezeichneten technischen Mittel kommen hier noch nicht in Betracht; dennoch welch plastische Anschaulichkeit, welch ein Gesang! Wo Gleim nur deklamiert, da singt Bürger. Wo Gleim beschreibt, da malt sein Schüler.

Unter den technischen Hilfsmitteln benutzte der Dichter, freilich mit besserer Wirkung, die altbewährten: den Stabreim und die Assonanz. Dagegen hat die mit Vorliebe betriebene Lautmalerei, das „Hurre hurre, hop hop hop" (nach Vorbild des Eiapopeia im Volkslied) als sprachliche Schöpfung noch keine Verteidiger gefunden.

Romanze und Ballade.

Über kein Gebiet der deutschen Dichtung besteht noch heute eine solche Unklarheit wie über den Unterschied zwischen Romanze und Ballade. Herder hatte es umsonst versucht, diese beiden Begriffe sauber zu scheiden. Für Bürger waren die entschieden lyrische Dichtart (die Ballade) und die episch-lyrische (die Romanze) eins. „Alles Lyrische und Episch-Lyrische sollte Ballade oder Volkslied sein!" meint er im „Daniel Wunderlich". Heine benennt seine stärksten Balladen: den „Belsazar" und „Die beiden Grenadiere" Romanzen. Goethe bevorzugt die Bezeichnung Ballade. Vor hundert Jahren noch wurde mehr oder weniger jedes episch erzählende Volkslied Romanze oder Ballade genannt. Wir fühlen heute mehr denn je den ausgesprochenen Unterschied zwischen Ballade und Romanze, ohne ihn meist positiver zu bestimmen, als daß uns die Romanze nicht immer eine Ballade ist. Uns scheint,

der Begriff des erzählenden Volksliedes oder der in dieser Tonart nachgebildeten Kunstdichtung deckt sich in der Regel mit dem, was wir unter einer Romanze verstehen (Herders Cid, Heines Romanzero und Kellers Apotheker von Chamonix). Die Ballade empfinden wir dagegen, wenn wir so sagen dürfen, als gesteigerte Romanze. Die Form wird geschlossener, Wort und Bild eindringlicher; die drei Elemente des Volksliedes: die lyrisch-naive Stimmung, der episch gehaltene Dialog, die dramatische Handlung durchdringen sich inniger und verdichten sich zu jenem Helldunkel, das den Zauber der Musik ausmacht. Je genialer diese Durchdringung, um so vollkommener die Ballade. Und in ihr ist keine Täuschung mehr über die Größe und Stärke der dichterischen Persönlichkeit möglich. Sie ist der klarste Spiegel ihres Schöpfers. Eine Romanze zu dichten, erfordert nimmer die gleiche dichterische Konzentration. Sie kann sich gemächlich in Breiten und Längen ergehn, sich an ein Publikum richten und ironisch witzelnd abschweifen. Nicht so die Ballade. Sie will auf den letzten Ausdruck gebracht sein und wird dadurch geradezu ein Prüfstein auf das Ethos des Lyrikers.

An elementarer Wucht und Schwungkraft der Phantasie ist unsere erste Kunstballade wohl nie wieder erreicht worden. Der deutsche Schatz an genialisch geschauten Balladen ist überhaupt kein großer. Die echte Balladenbegabung, wie sie nach Bürger vor allem Goethe besaß: unmittelbare Anschaulichkeit, gedrungendste Ausdrucksfähigkeit verbunden mit dramatischem Temperament, kommt äußerst selten bei unseren lyrischen Dichtern vor[1]). Bei Mörike und der Annette von Droste-Hülshoff erreicht sie den höchsten Grad der Vollkommenheit seit Goethe. Fontanes „James Monmouth" und Dehmels „Anno Domini" dürfen wir in dieser Reihe als die vollendetsten Balladen der neueren Zeit ansehn. Diejenigen Uhlands dagegen, und noch mehr die des Freiherrn Börries von Münchhausen, empfinden wir als ungenial, als virtuos gemacht. Es ist auch kein Zufall, daß sie sich nicht singen lassen, ebensowenig wie Bürgers virtuoser „Wilder Jäger". Und doch sollte die Ballade ihrem Ursprung gemäß nichts mehr als ein Tanzlied sein. Wie sollte sich dieses nicht singen lassen? Goethe sagt einmal von Gleims Gedichten, sie wären rhythmisch, nicht melodisch. „Wie? sollte jener Greis, der, seinen Äußerungen nach, nur im Singen zu leben und zu atmen schien, keine Ahnung von dem eigentlichen Gesang gehabt haben? Von der Tonkunst, dem wahren Element, woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren?" Unmittelbar wie die der Musik ist auch die Wirkung der Ballade. Vielleicht liegt darin ihr ureigenes Geheimnis.

[1]) Eine eigentümliche Erscheinung in Bürgers Kunstschaffen ist es, daß ihm ein groß angelegter Dramenentwurf wie die „Kindesmörderin" zur Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" zusammenschmolz, just als wäre die Dramenform zu weit für den Lyriker und als wäre ihm in der Gedrungenheit der Ballade die seinem dramatischen Temperament entsprechende Ausdrucksform geboten.

Bürger der Deutsche.

Als Bürger im Leben bereits Schiffbruch erlitten, als sein guter Ruf durch eigene Schuld untergraben war, klammerte sich seine zerrüttete Seele noch mühsam an den unbestrittenen Ruhm, den ihm die Mitwelt zollte. Nicht allein als Dichter der „Lenore" war er von alt und jung geschätzt, sondern auch als einer der ersten deutschen Lyriker. Seine gesammelten Gedichte waren 1789 mit den hübschen Kupferstichen von Riepenhausen erschienen und hatten ihm einen neuen Kreis von Bewunderern zugeführt. Seine Liebeslieder an Molly, ein Zyklus der ergreifendsten lyrischen Bekenntnisse, welche die deutsche Literatur besitzt, zeigten den Dichter von einer Seite, die noch nicht genügend gewürdigt worden war. Da erschien ein Jahr darauf in der „A. L. Z." eine vernichtende, moralisierende Kritik dieser Gedichte, die Bürger an seiner empfindlichsten Stelle traf. Seine Gegenkritik fiel bezeichnenderweise schwächlich aus; er wußte sein stark sinnliches Naturell, das sich oft ohne Keuschheit äußerte, nicht vom allgemein menschlichen Standpunkt zu verteidigen. Auch wußte er dem Spotte nichts Stichhaltigeres entgegenzusetzen, als daß, wie er selbst in dem Vorwort zu seinen Gedichten betont, er ein Volkssänger sein wolle, es aber im Vergleich zu Homer und den Troubadouren nicht wäre. Als endlich bekannt wurde, daß die anonym erschienene Kritik von Schiller herrührte, der dem echten Lyriker dichterische Idealisierung zur Pflicht machte, da fühlte Bürger die Schärfe des kritischen Schwertes wie einen Todesstoß. War seine Lebensführung durch seine traurigen Eheverirrungen mit Recht in moralischen Verruf geraten, seine ehrlichen lyrischen Bekenntnisse waren nunmehr einem gleichen Schicksale preisgegeben. Das konnte eine haltlose Natur wie die Bürgers nicht verwinden. Indem die letzte Stütze, sein unantastbarer Dichterruhm, ihm entglitt, siechte der schwerleidende Mann seelisch dahin und verstarb nicht lange darauf.

Wir können Schillers idealistisch gestimmter Gesinnung, seinem aufgeklärten sittlichen Bewußtsein unsere Bewunderung nicht versagen und müssen seiner herben Kritik insoweit recht geben, als sie die Unerbittlichkeit seines für Menschenpflicht und Menschenwürde besonders empfindlichen Zeitalters darstellt. Aber dem *Lyriker* in Bürger konnte sie nicht die volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und mutet uns heute als vorurteilsvoll, als im gewissen Sinne beschränkt an. Ohne Zweifel war Bürger von den beiden der Lyriker; seine lyrische Ursprünglichkeit kam schon in der „Lenore" zum Durchbruch. Dies fühlte auch Goethe, und es ist nicht unbekannt geblieben, daß er wiederholt Bürgers lyrische Begabung vor der Schillerschen Kritik in Schutz nahm.

Aber nicht allein dem Lyriker, auch dem *Deutschen* in Bürger hätte Schiller größeres Verständnis entgegenbringen können. Hier versagte das Augenmaß des griechisch-römisch gebildeten Weltbürgers. Prüfen wir heute das Lebenswerk Schillers und dasjenige Bürgers von deutschnationaler Warte,

so ist es verwunderlich, wie wenige deutsche Stoffe dem ersteren zugrunde liegen, während Bürgers ganzes Sinnen und Denken in der engeren Heimat aufging. Seine Liebe zur Scholle ward nie der Gefahr der Verbildung ausgesetzt; alles Fremdländische blieb ihm in glücklicher Beschränkung seiner Natur unverständlich, wie sehr er sich auch in Homer und Ariost vertiefte. Die Übertragungen des Göttinger Studenten aus dem Homer sind ungriechisch empfunden; seine homerischen Helden muten uns wie Berserker und Mannen aus germanischer Vorzeit an. Ihm fehlte die Begabung, sich in den Geist der fremden Völker einzuleben; die Assimilationsfähigkeit, eine zweischneidige deutsche Charaktereigenschaft, scheint ihm im Gegensatz zu Schiller nicht angeboren gewesen zu sein. Sein Stil atmet heimischen Erdgeruch und verleugnet nirgends seine niedersächsische Herkunft. In der Zeit der weltbürgerlichen Aufgeklärtheit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gewiß eine seltene Erscheinung. Nur der Süddeutsche Schubart in der „Teutschen Chronik" und Matthias Claudius in den gesammelten Werken des „Wandsbecker Boten" zeigten sich als ähnlich Geartete und ähnlich Gesinnte.

Betrachten wir Bürgers Lebenswerk von dieser Seite, so gewinnt der Dichter eine bisher noch nicht genügend gewertete Bedeutung im Rahmen der vaterländischen Literatur.

Was Bürger instinktiv sein Leben lang suchte, was jeder Dichter sucht, edles Rohmaterial, das sein ewig gehemmtes Ich in Fluß bringt, fand er bei der ihm eigentümlichen Enge des seßhaften niedersächsischen Menschen verhältnismäßig sehr selten. Ein vollendetes Prosaerzeugnis seiner Bodenständigkeit besitzen wir aber in seiner meisterhaften Bearbeitung und Ergänzung der Raspeschen Münchhausiaden. Der „Münchhausen" war ein solcher Rohstoff, der seinem Herzen lag: voll blühender Phantasie, kernig bis zur Derbheit, durchgoren von echtem germanischen Humor und volkstümlichem Tiefsinn. Die ihn mystisch berührende Volksballade vom verlassenen Mädchen, das der Tod entführt, war es seiner ganzen Individualität gemäß noch mehr. Sie verlangte eine epische Handlung mit lyrischen und dramatischen Schlaglichtern und eine deutsche Seele als Kern. Es ist anzunehmen, daß der Dichter sich streng an die alte Balladenhandlung hielt, die das Mädchen mit Gott und Welt zerfallen sein ließ. Es befindet sich bereits in einer seelischen Verfassung, die zu geistiger Umnachtung führen muß, ähnlich wie Goethes Gretchen im „Faust". Letzterer enthält auch sonst noch einige Berührungspunkte mit Bürgers „Lenore". Es sei nur an die Nachtszene erinnert, wo Faust mit Mephistopheles am Rabenstein, um den die Geister tanzen, auf schwarzen Pferden dahinbraust. Aus der überlieferten Textstelle der Volksballade ist ersichtlich, daß der Geisterritt nicht Bürgers Erfindung ist. Gerade diesem liegt bestimmt altgermanischer Mythos zugrunde. Auch die Entführung durch den Tod in Gestalt des Geliebten ist urdeutscher Volks-

glaube. Englische oder schottische Anklänge, die lange für wahrscheinlich erachtet wurden, können schon darum nicht in Betracht kommen, weil in Percys Relics der tote Geliebte im Grabe nicht eher Ruhe finden kann, bis seine Braut vom Weinen und Klagen abläßt. Das Motiv ist also ein völlig verschiedenes und hat keine Beziehungen zur deutschen Volksballade. Das Hadern mit Gott und die Sühne durch den Tod sind ungleich deutsch empfunden. Ein Stück Rebell gegen Gott, Tod und Teufel hat immer im Deutschen gesteckt.

Es ist bezeichnend, daß gerade Bürgers erstes und letztes Dichtwerk großen Stiles dasselbe persönliche Gesicht tragen. Seine dichterische Bestimmung lag zweifelsohne in der Formwerdung germanischen Geistes. Er wünschte ja zeitlebens ein Volkssänger sein, ein Sager und Barde alter Tradition. „Von der Muse der Romanze und Ballade kommt allein das Heil," lautet ein herrliches Bekenntnis in „Daniel Wunderlichs Buche", „von ihr wird jene allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände von Pharao an bis zum Sohne der Magd hinter der Mühle zu hoffen sein. Aber nicht von jener Muse mit dem Dudelsack, sondern von der, die das ganze unermeßliche Gebiet der Phantasie und Empfindung unter sich hat, da sie es doch ist, die den rasenden Roland, die Feenkönigin, Fingal und Temora und — sollte man es glauben? — die Ilias und Odyssee gesungen. Alle diese Gedichte waren jenen Völkern, welchen sie gesungen wurden, nichts als Balladen, Romanzen und Volkslieder. Eben daher erhielten sie den allgemeinen Nationalbeifall, der so vielen Leutlein unbegreiflich ist. Uns Deutschen sind sie freilich nicht mehr volksmäßig; aber wir sind auch nicht die Griechen, nicht die Italiener, nicht die Briten. Deutsche sind wir! Deutsche, die nicht griechische, nicht römische, nicht Allerweltsgedichte in deutscher Zunge, sondern in deutscher Zunge deutsche Gedichte, verdaulich und nährend fürs ganze Volk, machen sollten. Ihr Dichter, die ihr ein solches nicht geleistet habt und daher wenig oder gar nicht gelesen werdet, klaget nicht ein kaltes und träges Publikum, sondern euch selbst an! Geb uns einer ein großes Nationalgedicht von jener Art, und wir wollen's zu unserem Taschenbuche machen. Steiget herab von den Gipfeln eurer wolkigen Hochgelahrtheit und verlanget nicht, daß wir vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch wenigen hinaufklimmen."

Der Krippenschnitzer.

Erzählung

von

Robert Walter.

(Fortsetzung.)

Lobering erlebte nun, was es bedeutet, in dauernder Bereitschaft zu sein. Er konnte jeden Augenblick zur Hand genommen werden und durfte keine Entschuldigung haben. Er lernte, wie teuer eine Abendstunde war, wenn man sie nicht besitzt. Er wurde betrachtet und beiseit gestellt, untersucht, beklopft, geputzt und im halben Ernst versucht wie ein neues Gewehr vor der Jagd. Dabei büßte er seinen jahrelangen frohen Glauben, daß das Leben eines Menschen seinem Träger gehört. Und auch die Meinung, daß der Mensch nach seiner Unruhe verlangt, ließ ihn nur untröstlich lächeln. Er mußte Rechenschaft geben von seinem äußern Menschen. Jedes Kleidungsstück wurde in Augenschein genommen, die Wäsche, die Geldverhältnisse, Wirtschaft, Küche, Stall, das Beet im Garten, der Zaun. Für den innern Menschen genügte es, wenn er die Frage „Liebst du mich auch?" mit „Ja" beglich. Zu dem Zwecke hätte ein Papagei ausgereicht. Und da sie wähnte, die beiderseitige Liebe müßte ihm wohl tun, konnte er vergeblich auf die weitere Frage warten: „Quält dich das Liebesja? — Wenn er im Alleinsein getröstet war, fühlte er wohl, daß er sich behalten hatte. Aber da sie es verstand, ihn in der Alltäglichkeit auszuforschen, wurde er klein und mußte zu ihr emporschauen. Es ist recht, dachte er, ich habe zuviel mit mir verkehrt und muß wenigstens für einen Menschen die rechte Seite gewinnen. „Nicht wahr," sagte sie, „wir kennen uns nur erst von ferne?" Könnte es sein, dachte er, daß wir uns bis auf die Haut sehen müssen, um uns nicht mehr zu lieben? Ist das der ganze Sinn des Geschicks, das einen Menschen zum andern jagt?

Unberührt von ihr blieb das Wesen seines Werkes. Die Kunstfertigkeit hatte ihr Wohlgefallen, und was bunt und putzig aus seiner Hand kam, mochte es recht oder unrecht sein, dünkte ihr gut. Und da er jenen beigesellt war, die von ihrer Verborgenheit leben, also ewig zwischen Glück und Unglück sind, verriet er nichts von allem, was ihr im Werk und in ihm un-

sichtbar blieb. Nur klarer und inbrünstiger gab er sich der Arbeit. Er zwang mit der Leistung die verringerte Zeit und war wiederum zufrieden, daß er wenigstens aus sich selbst eine Mauer ziehen konnte, durch die kein Blick drang. Die Tierherden, die Könige mit ihren Begleitern wandelten aus seiner Hand. Das Vieh wohnte bei Gott im Stall. Und um Josephs kurzen Zimmermannsbart spielte der Widerglanz Licht, den sein Söhnchen zwischen den Fingerchen auf die Erde mitgebracht hatte. Lobering stand oft vom Staunen angerührt über die Menge der Bilder, noch andere Hände als die seinigen heimlich am Werk vermutend. Das wuchs ihm so traumsicher voran, als ginge es schon, ihn in diesem Tag nicht achtend, Hand in Hand mit seinem zukünftigen Leben.

Daneben witterte er, daß auch sein äußeres Dasein heimlich in andere Führung geriet, und ließ es nach kurzen Auflehnungen treiben, wohin es wollte. Er wußte, Engelke hatte bis zur Stunde, mehr aus menschlicher als aus kindlicher Furcht, dem Alten kein Geständnis abgelegt, und es freute ihn, daß sie noch einen Willen über sich erlitt. Mochte sie damit fertig werden, den anmaßenden Graukopf willfährig zu machen. Er wollte den Hof nicht, und um die Tochter brauchte er sich mit dem Bauern nicht erst zu schlagen. Aus ihren Gedankengängen, die nicht von der allgemeinen Straße wichen, merkte er, daß sie um ihn Verbündete gegen den Vater suchte, worüber ihm bisweilen eine Schadenfreude aufstieß. Und als an einem ersten bläßlichen Herbstabend, der von den Nebeln kommt, der Präzeptor Volland statt ihrer in die Schnitzstube trat und über das bunte Werk nicht im mindesten verwundert war, wußte er gerade genug. Der Alte machte sich voll Eifer ans Betrachten, nahm Stück für Stück prüfend vor, wobei sich ihm die Augen ründeten, hielt das Lämpchen dann über Feld und Stall Bethlehem und saß lange davor wie in frommer Versenkung, bis ihm der Arm lahm wurde. „Marten," sagte er mit der kindlichen Frische, „Marten Lobering, wahrhaftig! ich bin stolz auf dich." Lobering saß mit hängenden Schultern und wehrte ab. „Ich bin es nicht eben." „Das wäre mir noch schöner!" holte der Alte aus, „wenn einer was Rechtes macht, haben die andern darauf stolz zu sein, damit sie auch daran tätig sind. So ist der Schulmeister auf einen guten Aufsatz stolz, nicht der Junge, der hat ihn das nächste Mal besser zu machen." Er ließ sich die Tiere und Menschlein, die niedrigsten und die höchsten, in Hütte und Landschaft stellen, wie sie in ihren Bewegungen zueinander gedacht waren. „Doch gibst du zu, Marten," sagte er, „es ist in dir ein Hauch davon: Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut." Der Schelm saß ihm hinter dem Gesicht, und Lobering wurde von dem ersten Schwang der Freude, den er in einem andern erregt hatte, mitgezogen. „Der das geschrieben hat," antwortete er, die Gutmütigkeit schlecht verbergend, „hat weder die große noch eine kleine Welt erschaffen, es wäre sonst anders aus ihm geklungen." „Und wie?" fragte

der Alte, sich im Aushorchen über das glückliche Stückchen Welt beugend. Lobering zögerte noch, dann sagte er und half sich schlecht in der Schwerfälligkeit: „Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, er verwunderte sich sehr."

Der Präzeptor schwieg, behielt seine Freude hinter dem vom Schauen erfüllten Gesicht und horchte den letzten Worten als einer unwiderleglichen Wahrheit nach. Dann nahm er einen Stuhl, setzte sich und begann: „Wie wäre es, wenn wir die Krippe zur Weihnacht in die Kirche brächten?" Lobering wurde von dem Gedanken überstürzt, rief aber ohne Besinnung: „Nein!" Volland wiegte den Kopf, überlegend: „Da ist mancher alte Mensch, der die Heimkehr des Himmels in die Erde noch einmal leibhaftig sehen möchte. Die Ältesten haben schon wieder den Geschmack vom Paradies, Marten. Da sind auch manche Kinder, bei denen ich mit dem Einmaleins nicht viel Gutes angerichtet habe. Durch deren Augen geht das Wunder noch aus und ein, die verständen dich schon. Und was an Mann und Weib dazwischen ist, so in den Jahren, wo man sich klug dünkt, dem würde es nicht übel tun, vor der Lieblichkeit die vielfältige Überhebung zu vergessen und mit einem verwunderten Blick oder einem Ausruf anzubeten." „Darum habe ich es nicht gemacht," sagte Lobering. „Man weiß erst vorm Tode, worum man gelebt hat," entgegnete der Alte. In Loberings Schläfen stieg die Röte. „Ich meine, ich will dafür keine Ehre nehmen." „Was? du bist schief und krumm," fuhr ihn der Alte an, „Ehre gibst oder nimmst du dir selber. Wer um sich lebt, der verschreibt sich dem Teufel. Die Ähre im Feld ist klüger und besser als du." „Dann mag daraus werden, was will," sagte Lobering schwer, „ich habe es für keinen andern gemacht." Mehr wollte Volland nicht wissen. „Gegen deine Arbeit im guten oder schlimmen hilft dir nichts," schloß er, „sie geht am Ende über deinen Tod weg." Das hatte er selbst schon bedacht.

In einer Mitternacht kurz vor dem Christfest stellte er das letzte Wesen in die große Anbetung des Kindes. Es war ein wedelndes, langhaariges Hündchen, das mit der Brust im Staub gegen die Krippe kroch. Es war eine arme Seele mit feuchten Augen und wieder voll zuckender Erwartung des himmlischen Spiels. Das ist so gut mein eigen Bild wie der gebeugte König oder der tanzende Mohr, dachte Lobering. Haben sich die alten Meister nicht selbst in die Ecken ihrer Tafeln gemalt, voll Anbetung und die Finger noch bunt von der vielen Gott geopferten Farbe? Er war so still wie draußen der Schnee im Schlaf der Gärten. Er konnte die Faust wieder zur Hand bilden, das Werk war fertig. Warum freute er sich nicht? Da schaute ihn seine über alle Qual triumphierende Freude aus hundert Gestalten an. Sie zog im tiefen Glanz daher und lebte. Warum konnte er nur wehmütig auf sie hinschauen? Da hocke ich in mir, bin mit mir eingekerkert unter dem Dache Niedrigkeit, dachte er, und bin doch durch mich hingewandert und er-

kenne mich nicht mehr. Wäre mein Herz meine Heimat und läge ich in meinem Arm, ich würde jede Stunde verklärter aus mir kommen. Ich wollte, ich närrischer Flüchtling vor den Menschen, zu Gott pilgern und liege um diese Flucht am Wege. Die Menschen lassen mich nicht, und Gott stößt mich weg. Hier schließt mich der Haß aus Einsamkeit an, dort greife ich nach der Liebe, nie gekannt. Und bin von alledem müde geworden.

Lobering schlief wie ein Dachs in die lange dunkle Zeit. Jedes sommerliche Kraut schien ihm beneidenswert, das sich ins Grab hineinschläft. Ihn weckte unregelmäßig an jedem Tag Engelkes Schritt. In grauen Stunden unter den schneegeballten Wolken zirkten seine Gedanken um das engste Leben: Wozu das Heute? ich will nichts vom Morgen, was will dann noch der andere Tag? Träge griff er nach einem Band arabischer Märchen. Er las gähnend, und die Sonne aus dem Buche blendete ihn so, daß er die Augen verkniff und wieder einschlief. Da roch er einen Duft von brennendem Harz und schnupperte danach. Es mochte Gewürz sein, das ihn nebeldicht betaute, oder hellgelber Tabak, Frauenhaar ähnlich, in dem Rubinen glimmten, daß es bläulich verduftete. Der Träumer spürte, noch durch die Lider blinzelnd, seine heiße Stube, aber an den Wänden bewegten sich Teppiche vor der Sonnenschwüle. Verwundert sah er sich um und fühlte den Glutalp unterm Hals. Inmitten des Zeltes stand Engelke, die Arme hintwärts gegen die Hüften gestemmt. Ihre Brust war strotzend und blank, der Leib bewegt, als bräche er aus einem Tanz. Die Schenkel rund und prall, zum breiten Schoß schwellend, schienen noch zu zittern. Sie streifte sich rote Lederschuhe über die Zehen, lächelte ihn an und winkte mit den Augen. Wie sie den nackten Arm nach dem Zeltspalt streckte, blickte sie zurück. Draußen funkelte der Sand. Sie winkte ihm, er sollte in die Wüste hinauskommen. Und er sprang auf, hatte die Fäuste am Tisch und starrte noch wie im Schlaf um sich. Er hieb das Buch hin, daß die Tischplatte krachte, reckte sich auf und wischte sich übers Gesicht, bis er hart und scharf um sich sehen konnte.

Draußen schneite es, der Pastor kam eilig gegen die Tür, unterm schwarzen Hängemantel zusammengeschuttert. Lobering wähnte einen Augenblick, der Mann mit dem sühnenden Kreuzzeichen in der Rechten möchte eine starke Witterung für die Spur der Nacktheit haben. Auf der halbdunklen Diele musterten sie sich. Der Pastor berührte kurz seine Hand, als brennte sie von Sünden, und Lobering öffnete ihm, ohne zu fragen, die Tür zur kalten Arbeitsstube. Er wäre ihm zusamt der geschnitzten Krippe vom Präzeptor empfohlen worden, sagte er hastig, ehe er noch ein Eckchen des Werkes gesehen hatte. Er habe sich natürlich ernstlich bedacht. Vor dem Altar gäbe es kein Theater, und im Gotteshaus hielte man keine irdischen Ehren feil. Mit unsicherm Auge streifte er die bunt hingebaute Welt und kämmte den spärlichen Kinnbart durch die Finger. „Ich mußte Sie bisher für einen Heiden halten," sagte er. „Wissen Sie, daß die alten Krippenschnitzer

gläubige Christen gewesen sind?" Bei dem polternden Angriff merkte Lobering, wie sicher er innerlich dem Standesüberlegenen gewachsen war. „Das da soll auch kein Kirchenchristenwerk sein," antwortete er gelassen. Der Pastor horchte auf. „Die alten Krippenschnitzer wußten, daß sie nur Diener am Werk der göttlichen Ehre waren; sie strebten über allem Bildschnitzen danach, daß Gott in ihren Herzen geboren wurde." „Ich weiß das nicht," sagte Lobering, „ich habe ihre Arbeiten nicht gesehen." „Glauben Sie meiner Versicherung." Lobering wehrte sich gegen den ungeduldigen Eifer. „Ich bin nur ein landläufiger Mensch," begann er nach einem ruhigen Atemzug, „Sie haben dagegen Gottes Wesen studiert und sprechen laut von der Beschaffenheit des Herzens." Der Pastor warf den Kopf zurück. „Ja, das Christenherz muß ein Tempel des Glaubens sein." „Ja," antwortete Lobering, „das Wort dünkt jedem wahr, weil auf ihm das konfessionelle Bekenntnis steht. Wäre es aber in Wahrheit wahr, so müßten die Kirchenchristen bessere Menschen sein. Wer es nicht durchlebt hat, der wird es nicht studieren, daß Gott nur in dem Herzen geboren wird, das ein Stall der Armut und aller Menschennot ist." Der Geistliche drückte den Hut über das schwarze Haar. „Ist Gott in Ihnen geboren?" Lobering sah ihn an und schwieg. „Wollen Sie mich über die Schrift belehren?" fragte der Pastor erregt. „Ja," antwortete Lobering zornig, „denn Sie haben das Märchen von der Geburt Gottes nicht verstanden." Das Gesicht des dunklen Menschen fing an zu flammen. „Das Märchen —?!" Er stand unschlüssig und starrte. Wenn er die Fülle einer Predigt in drei Worte hätte zusammenballen können, er hätte sie hinausgeschleudert. Nun preßte er nur die Lippen aufeinander, neigte den Kopf und ging seines Weges. Lobering sah ihm nach, wie er mit verwandeltem Gang, der zwischen Empörung und Wehmut pendelte, durch den Garten flüchtete, daß es ihn leise erbarmte. Er weiß nicht, daß das Märchen über der Wirklichkeit beginnt, dachte er.

Als die abendliche Christkirche zu Ende war und ehe die Lichterbäume in den Häusern aufgingen, pilgerten die Erwachsenen an der Hand der Kinder nach der Schule, wo die Krippe in einem flimmernden Kranz Kerzen lag. Aus Loberings Gespräch mit dem Präzeptor und Lerch klang, je länger er die berauschten Kindergesichter betrachtete, die sich um das Bild drängten, ein Wellenton jener Freude, die als unsichtbarer Quell das Wurzelwerk des schöpferischen Lebens tränkt. Es war ihm zumut, als sollte er das Werk zusammenraffen und es den Kindern in die Arme schütten: Schenkt es weiter! Jetzt durchglühte ihn das Erkennen wie eine Scham: Wir müssen das Beste von Hand zu Hand geben, weil das Schlechte schon in Allermanns Besitz ist. Und während er gleichzeitig einem blonden Struppkopf, der vor lauter Andacht die Fäustchen im Sand von Bethlehem faltete, ein lustiges Gesicht zog, lachte er, als höbe ihm eine Hand das Herz in der Brust. Engelke hielt ihm gegenüber im Gestoß und Gedräng der Erwachsenen aus. Er merkte,

daß der heimliche Triumph von ihrem Munde nicht mehr wich; der ließ auch ihre durch die Winterluft angefachten runden Wangen noch roter brennen. Sie war dem Ziel jetzt nahe, daß sie zulangen konnte. Was hilft es, kam ihm noch der Gedanke durch die Fröhlichkeit gedunkelt, wir lieben uns nicht, aber einer braucht den andern, wie man ums Leben essen muß und vom Brot satt wird, aber nie verklärt. Sie winkte dem Vater, der verlegen und unwillig, als stände er unter einem Befehl, eintrat, und zwängte sich mit ihm durch die Schar der Leute. Dem Alten gingen die Augen vor Erstaunen auf, und der Mund stand ihm eine Weile offen. Lobering spürte über solche Augenweide einen wehmütigen Ingrimm. Der traut mir wohl zu, sagte er sich, daß ich auch Feuer fressen und aus einem Schnupftuch ein Gänseei machen kann. Engelke schob den Alten gegen Lobering, damit er seinen Händedruck ablieferte, wie es andere vor ihm aus irgend einer Bewegtheit des Herzens getan hatten. Das erbarmte den Jungen. „Du siehst, Kord Brück," sagte er und lachte wieder, „es gibt auf der Erde sogar Dinge, die nur von Faulenzern gemacht werden können. Und wenn ich einmal statt des Beitels die Feder nehmen sollte, so möchte ich das Märchen von dem Menschen Beinlos schreiben, der verdursten mußte, weil er nicht bis zum Brunnen gehen konnte, der aber doch als erster gegen das Himmelstor pochte, während noch die großen Reiter an den Kirchturmknaufen vorbeijagten." Er schüttelte dem verlegenen Mann die Hand, um den es ihm gleichgültig war, ob er mit ihm in Frieden oder im Krieg stand. Wenn du gegen den keinen bessern Beistand hast als mein buntes Kinderspielzeug, dachte er, als sich Engelke von ihm verabschiedete, so wirst du mich noch mit Tränen einhandeln.

Aber erst auf dem einsamen Heimweg empfand er, wie er von sich selbst beglänzt war. Hinter den Fenstern brannten die grünen Tannen. Er brauchte ihr Licht nicht, ihm gehörte die Nacht der seligsten Menschwerdung. Mit gebreiteten Armen schritt er über den Dorfplatz, wo die verschneiten Linden voll Sterne hingen. Er lauschte, wie Musik aus seinen Sinnen durch die Stille harfte, und hielt sich mit den Fäusten an einem zerfrorenen Baum. „Du auch," sagte er, „wer hätte dich je geliebt und bist doch selig durch dich geworden!" Er trat so in seine Kate, daß sie von seinen Schritten widerklang, und merkte die Armut des Tisches und Stuhls, die hutzlige Versorgtheit des Ofens, die Grämlichkeit der Wände, die Härte seines Bettes nicht. Es war ihm zumut, als könnte man ein Märchen, ein weiseres, von Hiob erzählen, der von Hunger und Schwären in den Tod gepreßt wird und sich am Ende segnet: Das Leben war furchtbar gegen mich, aber ich bin ein glücklicher Mensch gewesen.

Lobering streckte sich in die Weihnachtstage, ein Mensch, der sich selber feiert und die Güte der Einsamkeit wieder schmeckt, nachdem er ihre würgende Bitternis verdaut hat. Es war ihm nur recht, daß Engelke nicht kam. Wenn

es nicht um das Mittag- und Abendbrot und die Kannen Kaffee gewesen wäre, hätte er das zerlegene Sofa nicht verlassen. Während er eine Pfeife nach der andern ausqualmte, herbergten ihn die Geschichten von den Wundern Arabiens. Sein Blut schlief, und er hatte keine Gesichte. Sein Sinn schaute vielmehr heute wie gestern aus der glücklichen Klarheit auf die Dinge um ihn, die ihm unwirklich fern lagen.

Aus dieser heimlichen Entrückung in sich selbst vermochte ihn am zweiten Festtage, als es schon zu dämmern begann, auch das Erscheinen Vollands nicht zu reißen, der einen kleinen städtisch gekleideten Herrn in die verräucherte Stube geleitete. Lobering behielt die Pfeife im Mund und zog nur die Füße vom Sofa. Erst wie sich der Besucher als Leiter des Provinzialmuseums vorstellte, erhob er sich etwas und reichte zum Gruß die Hand hinüber. Der Professor kam ohne Umschweife auf die Krippe zu sprechen, die er über Nachmittag bis in jede Einzelheit habe genau betrachten können, allerdings ohne Zustimmung ihres Bildners. Der Präzeptor hätte ihm von dem Ereignis Nachricht gegeben, das ja in Wahrheit ein Ereignis sei, bedeutend in volkstümlicher wie in künstlerischer Hinsicht. Er habe die Absicht, das Werk für das Provinzialmuseum zu erwerben, wenn es ihm für den äußersten Preis von fünfzehntausend Mark überlassen werden könnte. Während er sprach, hielt er den Kopf horchend gehoben. Lobering betrachtete seinen grauen vorgestreckten Bart, der bei jedem Wort zitterte, und antwortete nicht. Als der Professor wieder anheben wollte, legte Volland ihm die Hand auf den Arm. Der Junge sollte zur Besinnung Zeit haben, es würde noch Mühe mit ihm kosten.

Lobering hätte sich nicht verwundert, wenn eine Fee mit dem märchenhaften Glückssäckel oder der zauberlichen Wünschelrute durch die Tür getreten wäre. Endlich erhob er sich, unsicher, zündete die grüne Lampe an und starrte dem Professor ins Gesicht. Er holte ein Blatt Papier, Federzeug und Tinte, schob es über den Tisch und versuchte, „fünfzehntausend Mark" auszusprechen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Und während der Professor den Vertrag niederschrieb, wandte er keinen Blick von der wundertätigen Feder, nahm danach das Blatt hastig herüber, las das Schriftstück zwei- und dreimal und schloß es weg. Dann setzte er sich in die Sofaecke und begann, indem er ohne ersichtlichen Grund sich selber hin und wieder mit leisem Lachen unterbrach, von der Arbeit zu erzählen, wobei er weder Plan noch Maß hielt und am Ende wie in Erinnerung oder halber Entrückung verstummte. Der kleine Herr verneigte sich im Lehnstuhl. Der Bericht gäbe ihm mehr, als er mit allen möglichen Fragen zu erfahren gehofft hätte, und böte zugleich die Unterlage für eine Einführung in das Werk, die man dem Hauskatalog anfügen könne. Lobering sah ihn einen Augenblick verwirrt an und beugte sich vor, als wollte er dagegen einen Einspruch wagen. Volland, dem jedes Wort erspart geblieben war, beobachtete ihn

lächelnd, wie er gleich einem Schulbuben dasaß, in der leibhaftigen Hilflosigkeit, die Hände zwischen den Knien und die Schultern hochgezogen.

Nach einer Stunde, während der Lobering reglos und von Rauch umwölkt dagesessen hatte, von der Einsamkeit hochumtrieben, die ihm das Herz hielt und den Sinn mit Empfindungen füllte, die nicht Gedanken und nicht Bilder waren, erwachte er von Engelkes Anruf. Sie stürzte sich mit feurigem Gesicht und wilden Armen auf ihn, lachte, als sie neben ihm auf dem Sofa kniete, küßte ihn, riß seinen Kopf zurück und biß ihn in Hals und Arme. So kam er allmählich auf die Erde zurück.

*

Am Tage Mariä Lichtmeß hatten sie Hochzeit gehalten. Das ist nach dem vererbten Glauben ein gesegneter Tag für Weiden am Bach und junge Eheleute. Eine Schar Kinder war mit Lichtern und Buntlaternen von Kord Brücks Hof in den dämmerigen Abend gezogen. Aber der Wind hatte sie ausgeblasen, daß sie bald im Düstern gegangen waren. Das erschien den grauen Weibern, denen das Alter ein Gränlein der ewigen Allwissenheit leiht, als ein schlimmes Mirakel. Auch Lobering war durch die verlöschenden Kerzen betrübt worden, wobei ihm der kleine Kinderkummer näher ging als die böse Vorbedeutung. Engelkes Gesicht brannte um so heller auf. Weil sie den Mann hatte, gehörte ihr das Glück, und das Unglück hernach würde man schon tragen. Der Bauer Brück behielt über den Unglücksfall die Ruhe des Mannes, der einen schuldenfreien Hof besitzt. Er war zufrieden, einen Schwiegersohn bekommen zu haben, der es fertig bringen konnte, in neun Monaten fünfzehntausend Mark zu verdienen. Und was ihm im übrigen an dem Jungen nicht sonderlich behagte, würde man ihm mit der Zeit schon abgewöhnen.

Die kleine Kate war abgeschlossen, und Lobering wohnte wieder in dem breiten, weiträumigen Hause seiner Kindheit. Den Umzug hatte er am Tag vor der Hochzeit besorgt, mit drei Gängen, hin und zurück, gelassen wie immer. Dann war er gar nicht vor die Entscheidung gestellt worden, ob er sich noch gehören wollte oder nicht. Die tätige Umgebung und die junge Frau, die ihm mit jeder Hitze und Anfällen heftigen Mädchenzorns zusetzte, nahmen ihn sich selber weg. Engelke verstand, ihm zwischen Kuß und Scherzwort wie nebenher zu zeigen, daß er von ihr aus dem Stall geholt worden war. Er tat, als merkte er nicht darauf. Doch wagte er es am siebenten Tage, sich aufzulehnen. „Der Weg ist nicht so weit, wie du denkst," sagte er, „ich kann ihn wieder zurückgehen." „Dann lasse ich die Kate in einer Nacht niederreißen," antwortete sie und hatte einen bösen Blick. Er mußte sie gewähren lassen und erkannte nun, daß er ihr mit dem Körper verfallen war, seitdem das rote Tuch hinter der Hecke geleuchtet hatte. Sie witterte, die Kate könnte ihr gefährlich werden, und ging mit der Wegsicherheit des

Instinkts gegen ihn vor. Zunächst war es nur der Zaun, der das Gärtlein vom Garten schied und im Frühjahr weg sollte. Lobering widersprach nicht und wartete voll Geduld. Als sie aber die Arbeiter bestellte, warf er sich auf die Verteidigung des Zauns. Dabei konnte er nur lächerlich werden, denn sie bedeutete ihm, es ginge doch um die Strohkate, die im Herbst abgebrochen werden müßte, damit der Boden für Gartenland gewonnen würde. Der erste Kampf schloß mit einer vierundzwanzigstündigen verbissenen Ruhe, um am nächsten Morgen heftiger zu entbrennen, bis Lobering sich im plötzlichen Zorn über das verlorene Paradies verschwor, er würde wieder in die Kate ziehen und jeden mit Prügeln heimschicken, der auch nur den ehrwürdigen Griff seiner Tür anfassen möchte. Sie horchte auf und musterte seine neue Figur; dann lachte sie, nicht eben unzufrieden, und ging mit festem Schritt aus der Schlafstube, warf aber die Tür hinter sich zu. Danach zeigte sie ihm wieder freundliche Augen und überfiel ihn dann, wenn er die Gegnerschaft in ihrem Arm vergessen hatte, mit wegstoßenden Worten über seine Herzlosigkeit. Er schämte sich vor Schwäche, verwünschte das kleine Haus nach der Traumhalde weg oder in den ewigen Märchengrund und biß sich auf die Zunge vor ihren heftigen Bitten.

An einem Märzmorgen — die Finken und Meisen hatten schon den metallenen Ton — kam sie in den Garten heraus, mit einem stillen, mailichen Gesicht und verschämten Augen, daß er sich über ihre Schönheit verwunderte. Sie lehnte an der Hainbuchenhecke und schaute auf das Strohdachhäuschen, das blankgewaschen in der neuen Sonne lag. „Es hat uns eigentlich nichts getan," sagte sie, „und es sieht aus, als wenn es vor Alter gut geworden wäre. Das kann man von den Menschen nicht immer sagen." Sie schien zu warten, aber er sagte nicht Ja, damit er ihr keinen Grund gäbe, die Worte umzudrehen. Dann kam sie lächelnd den schmalen Beetsteig herauf, den er eben ausgeklopft hatte. „Ich habe im Grunde das Haus immer ganz gerne gehabt, Marten, das wolltest du nur nicht glauben. Und auch den Zaun könnte man noch lassen." Sie sagte das, als ob sie ihn anbettelte. Es war ihm nicht recht geheuer, wie wenn er über frisches Eis gehen müßte. Sie achtete auch nicht mehr auf sein zögerndes Nicken und Brummen und ging wie an der Sache unbeteiligt auf dem Kiesweg zwischen dem gestutzten Buchsbaum nach den Ställen zurück. Die Laune machte ihm heiß, daß ihm der Schweiß über der Stirn perlte. Er war so weit, daran zu denken, was er mit ihr noch erleben würde, und in dieser Stimmung hätte er lieber Bäume gefällt als eigensinnige Erbsen in die Rillen gestreut.

Aber schon über den nächsten Tag erkannte er voll Reue, wie oft er ihr unrecht getan hatte. Sie beschäftigte sich für sich wie ein spielendes Kind, nahm ihn vor dem Alten in Schutz, der gern mit besonderen Arbeiten gegen ihn anrückte, und saß oft, in seinen Anblick verloren, mit einem fremden Gesicht. Allmählich stieg ihm die Ahnung auf, und als sie eines Morgens

durch den Garten nach der Kate ging und über längere Zeit nicht zurückkam, schlich er ihr nach. Da war sie geschäftig in den kleinen Stuben und der Kammer, ohne aufzublicken, hatte die Möbel übereinander gestellt, scheuerte und schrubbte. Er stand da, der große Hans, den das Glück schon schüttelte, während ihm noch die Zerknirschung die Brust durchschnürte. Er hätte wohl, auf den Knien liegend, nach ihrer Hand langen mögen, aber die dünkte ihm doch unberechenbar. So schlich er wieder hinaus, torkelte über den Zaun weg, hinter den Bienenstall hin und über die Wiesen ins Feld, barhäuptig, mit den Armen unbeschreibliche Zeichen in den Wind malend. Das Selbstverständliche erschien ihm wunderhaft, das Natürliche gewann ein mystisches Kleid. Während er die Luftstöße in den Erlen nicht hörte, den jagenden Bach vor sich, die feurige Helle nicht von den Wolken niederschwingen sah, den ungezähmten Duft der Äcker nicht roch, ging doch diese Welt ungehemmt durch ihn hin. Die Freude nahm ihn seinen Sinnen weg. Er fühlte, wie eines Kindes Händchen aus der Ewigkeit nach ihm griff, und wußte — darüber war er außer sich geraten, — daß dies ferne winkende Wesen ihm ähnlich werden wollte.

Als Engelke ihren Zustand erkannte, versuchte ihre Natur noch, sich gegen des Kindes Art aufzulehnen. Sie verfiel zwischen Trotz und Angst und krampfartig in ihre herrische Laune. Aber das half ihr so wenig, wie es einem großen Schiff helfen könnte, gegen die Weisung seines kleinen Steuers zu fahren. Sie wurde nach seiner Wesensrichtung getrieben, ohne es zu wissen. Beide hatten bisweilen die gleichen Wünsche, Stimmungen und Sinnesbegabungen, wie man sie nicht bei gleichgearteten Geschwistern findet, und gingen behutsam umeinander, nun erst den Verliebten ähnlich, die voreinander fromm sind. Sie führte ihn wiederum in die Kate ein, und dieser abendliche Gang wurde ihnen im Verlauf des Frühlings und Sommers zu einem selbstverständlichen Brauch, dem man eine weihevolle Bedeutung hätte beimessen können. Hier war noch ein Hauch des Werkes lebendig, und er scheute sich nicht, bei Gelegenheit vom Sinn und Wesen der einen oder andern Gestalt und von seinem innern Leben während der Arbeit zu erzählen, ohne danach zu fragen, ob sie ihn auch verstand. Hier waren seine Bücher zu Haus, er stand in ihrem Gehorsam. Und sie konnte, während er vorlas, stundenlang dasitzen, wobei er manchmal unter Wohlgefallen an ihrem Gesicht sah, daß ihre Gedanken noch andere Wege gingen, als die durch das Buch liefen. Wenn er allein war, geschah es wohl, daß er plötzlich zwischen den bastelnden Gedanken an neue Werke, die ihn von fern bedrängten, sein Kind auf dem Schoß hielt und mit ihm spielte. Und er begann heimlich für sich, ein Schäfchen zu schnitzen. Das sollte eine Glocke am Hals tragen und auf Rädern laufen.

Schon zu Beginn des Sommers hatte Lobering auf dem blank gescheuerten Tisch der alten Stube und vor einem Strauß Junirosen ein Heft jener

Wochenzeitschriften gefunden, die man selbst in den Barbierstuben und Gastwirtschaften der kleinsten Dörfer im Austausch hält. Als er es nebenher durchblätterte, fuhr er vor Schreck zusammen. Er sah sich selbst darin, wie mit einem fremden Bild dargestellt, und eine photographisch schöne Wiedergabe der Krippe. Er mußte sich setzen, während er den helltönigen Aufsatz des Professors las, und ein paarmal stieg ihm die Röte vom Hals in die Wange. Aber wozu das Bild? dachte er, als wäre ich ein Liebhaber auf dem Theater. Engelke! sie hat es gewiß vor ihrer Zeit weggegeben. Er freute sich nicht soviel darüber wie über die Dorfkinder, die seit dem Christabend, die Blicke voll scheuer Bewunderung, vor ihm knixten oder die Mützen zogen. Es kamen einige Briefe, lobende, anfragende und auffordernde, die er neugierig las und nicht beantwortete. Er hatte nie Erwartungen gehegt, und es wurde bald stille.

Zwischen der tagelangen Feldarbeit kam er nur vom innern Erschauen einzelner Tiergestalten zu einem äußern Planen und war bedrückt, daß er Bleistift und Schnitzmesser nicht mehr halten konnte. Da traf er, als wäre es ein Zufall, an einem sonnigen Sonntagmorgen einen halbflüggen Uhu, hoch sichtbar auf einem Wäschepfahl hinterm Garten. Das Grautier hatte sich festgehockt, saß heftig atmend da, den dicken Kopf eingezogen und das Gefieder gelüftet, mit krallen Augen in die Helle starrend. Es war so vom Schrecken vor dem Licht und dem Geschrei der Vögel gelähmt, daß Lobering Block und Stift holen und es rundum von allen Seiten auf das Papier reißen konnte. Dabei flog ihm die Hand, und er mußte an sich halten, daß die Lust nicht mit einem Lachen aus ihm herausbrach. Plötzlich schlich er, wie gebannt starrend, hinzu und packte nach dem Geschöpf Angst, das vor seiner Hand abstrich und über die Hecke weg in die Wiesen tauchte. Die Gestalt des Tiers, die in ihm schon wie gemeißelt saß, hatte ihn einen Augenblick vernarrt. Nun riß es wieder wie vor Tag und Jahr an ihm, und die Faust Allmacht hatte ihn gepackt, stieß ihn, daß er willenlos und in Inbrunst brennend über die Arbeit hinsank. Die vormaligen Pläne wichen in Nichts, die Umgebung war nur noch ein zweites Leben. Wie blind, stumm und taub tat er die täglichen Dinge ab, die nicht mehr an seine Kraft langen konnten. Und am späten Nachmittag saß er über der Schnitzbank, kalt und hart, das Gesicht furchtbar gespannt, das Herz im Feuer.

Wer hätte nach dem ersten Blick nicht lachen mögen, wenn er den Uhu im Holz betrachtete? Hier war die Schreckensangst Körper geworden und entlud sich in starken Linien. Das Entsetzen vor dem unbekannten Nichts machte aus einer runden Wohlgestalt ein verplustertes, verzerrtes Jammerbild. Aber wer wäre von dem Schmerz des Geschöpfs vor den Toden ringsum, die es im Blutschlag spürt, weil es lebt, nicht angerührt worden? Engelke glaubte dem Erklärer. Es galt ihr zudem als große Kunst, aus einem Holzstück eine Eule zu schneiden, und sie lächelte krampfhaft über das

alberne Grauen des Holzvogels. Aber nur Gott würde solche Späße ohne Entlohnung treiben. Als er ihr nicht sagen konnte, wie hoch die Arbeit im Preise stehen konnte, schwieg sie seufzend. Sie stand soweit unter der Gewalt des Kindes, daß sie von einem Zittern befallen wurde, wenn sie nur dunkel ihre gänzliche Verwandlung empfand. Sie schloß die Augen, als würde sie körperlich von etwas Unbekanntem bedroht, und lehnte sich schwerfällig zurück. Und während noch das Lächeln über die seltsam ernsthafte Figur um ihren Mund erstarrte, begann sie laut schluchzend zu weinen. Lobering war vom Mitleiden ganz aufgeschlossen. Er streichelte ihr Haar und Gesicht, und da sie ihm die nassen Hände nicht wegzog, umschlang er sie, auf den Knien liegend, das Gesicht in ihren Schoß gedrückt. Sie faßte voll Angst nach seinem Kopf und preßte ihn hart an ihren Leib. Da lag er zwischen Scheu und Mitleid, weggedrängt und zu ihr hingezogen. Er fühlte, als ihr Weinen im Körper nachzuckend verging, die unruhige Blutwelle in ihren Händen und erzitterte mit. Leise, wie paradiesisch eingewiegt und die Zeit schon aus der Ewigkeit herübermessend, klangen die hellen Herzschläge des Kindes an sein Ohr. Der Atem verging ihm. Er horchte in sich, einem Beter gleich, wie der dunkle Lebensschlag in ihm jenem erdfernen entgegenklang. Mit taumelnden Blicken sah er wieder das Lächeln in Engelkes Gesicht aufgehen und hatte die Hände vor dem Leib der Mutter gefaltet.

(Schluß folgt.)

Das Leben Martin Luthers.

Erzählt von

Eugen Fischer.

(Fortsetzung.)

Die Stimmen um ihn hörte er nicht mehr. Sein Geist rang um eine Entdeckung, in dem Gefühl, daß sie ihm jetzt gelinge. Und er kam zu dem Punkt, den er suchte.

Wie mit einem Ruck stand sein Denken still.

Den Grund der Gewißheit, die er bisher nur gefühlt, konnte er jetzt mit Namen nennen. Ein altes, von ihm immer gebrauchtes und doch noch nicht ganz verstandenes Wort! Ein Griff in die Welt von anderer Art, aber nicht minderer Sicherheit als Sehen und Tasten! Ein Erlebnis. Das Glauben.

Als Martin Luther die Augen öffnete, sah er seine Tischgenossen um sich sitzen. Und er zögerte nicht, ihnen sogleich mitzuteilen, was er errungen.

Beim Zielpunkt angekommen, schwieg er und setzte nur mit warmem, glänzendem Blick fort, was er gesprochen. Er wanderte von einem zum andern. In etlichen Augen lag das Verständnis. Als er es wahrnahm, überströmte ihn die Wonne neuer Gewißheit.

Hans von Narren hatte sich schon durch den unbeirrten Mut, mit dem Martin Luther seine Entdeckung vom Papst als Widerchristus vortrug, beleidigt gefühlt. Er schwieg aber, weil er empfand, daß einer im Recht sei, Gedanken, Einbildungen oder was sonst wiederzugeben, wie er wolle, so lange er es vermeide, zu behaupten, seine Einbildungen müßten wahr und für jedermann gültig sein. So lange Doktor Luther sich in dieser Beschränkung hielt, meinte Hans von Narren schweigen zu müssen. Jetzt aber, nachdem — für seinen Verstand — gerade die Einbildung zum Kennzeichen der Wahrheit und Gültigkeit erklärt war, fing er an zu reden.

„Wenn ich Euch recht verstehe, Doktor, müssen wir demnach zu allem ja sagen, was einer vorgibt, zu glauben. Wenn also unser Freund Zwilling zum Beispiel morgen glaubt, er sei Christus oder wenigstens sein wahrer Stellvertreter, so müssen wir ihn anbeten und verehren? Irgendein Knecht wird an sein Königreich glauben und sich diesem Glauben entsprechend gebärden. Das soll dann recht sein? Jeder soll glauben dürfen, was er will, und wir sollen's für eine Offenbarung nehmen? In vierzehn Tagen wird die ganze Welt durcheinander sein, wenn's nach Eurem Grundsatz geht, den Ihr uns soeben als Offenbarung über die Offenbarung überbracht habt, ohne mitzuteilen, worin nun wieder für diese Offenbarung die Gewähr liege."

„Machtet Ihr mir nicht soeben zum Vorwurf," erwiderte Doktor Luther, „ich würde sagen, es solle jeder glauben dürfen, was er wolle? Ihr meint also, es gebe für den Glauben eine Erlaubnis, und einer habe die Macht, zu glauben oder nicht zu glauben, je nachdem ihm befohlen würde?"

„Da wißt Ihr wenig vom Glauben.

„Was einer glaubt, glaubt er, und wenn er nicht glaubt, so ist das ebenso unabänderlich. Glauben ist ein Ereignis in der Seele, vergleichbar mit der Liebe. Wer etwas glaubt, kann nicht anders und wird handeln, wie er glaubt. Was wollt Ihr? Glauben ist dem Menschen gegeben, ist gottgegeben, und darum sage ich: es ist die Offenbarung."

Hans konnte sich in diese Betrachtung nicht gleich finden. Er verstand sie aber auch nicht, als er einige Zeit nachgedacht hatte, und fiel in seine vorige Art zurück.

„Wenn das Glauben freigegeben wird, so glaubt doch bestimmt jeder etwas anderes, und alle werden gegen alle sein. Das kann man doch nicht zulassen."

„Warum denn alle gegen alle?" gab Doktor Luther zurück. „Ich sage Euch nochmal: Glauben ist ein Ereignis im Innern und ist hervorgerufen durch das Wesen der Dinge. Was man glaubt, ist wahr. Das ist ein Geheimnis. Aber ich versichere Euch, wer glaubt, dessen Seele verbindet sich mit der Seele dessen, woran er glaubt. Ich glaube nicht, daß man etwas glauben kann, das nicht ist. Ich spreche nicht von Meinungen, leeren Worten, die man irrtümlich annehmen kann. Das ist kein Glauben. Ich spreche von dem, was ich jetzt eben selbst zum erstenmal ganz mit Bewußtsein fühlte und was allein Glaube ist. Es ist die Einsenkung des Wirklichen in die Seele. So kann ich's nennen, der Seele wahre und einzige Speisung, so meine ich's zu verstehen.

„Da fällt mir ein Gleichnis ein.

„Denkt Euch, jenseits des bewohnten Landes ist eine schöne Wiese. Deren Ruch und Duft zieht zu uns und steigt uns in die Nase. Jetzt erfassen wir, was dort ist, und glauben an jene Welt. Angenommen, alle setzen sich in Bewegung, weil allen dieses Land begehrenswert erscheint, so glauben sie alle das Gleiche, nämlich das Land, das da ist."

„Und jeder wird den besten Weg machen und nachher das schönste Stück für sich haben wollen. Alle kämpfen gegen alle, jeder nach seinem Glauben."

So spottete Hans von Narren.

„Vielmehr wird es dem, der zum Glauben die meiste Vernunft und Kraft hat, möglich sein, die anderen zu leiten," gab Martin Luther sehr ruhig zurück.

„Ihr seid also doch für das Gesetz?" packte ihn Hans von Narren wieder an.

Unbeirrt erwiderte Luther:

„Mit welch verkünsteltem Denken kommt Ihr? Wenn ich als der Stärkere an Geist und Leib einem Schwächeren Ratschläge gebe, so weiß der nichts von einem Eingriff in seinen Glauben. Er ist mir dankbar, nimmt meinen Ratschlag wie eine Gabe, und sein Glaube stärkt sich.

„Aber ich mache keinen Versuch, einem einen Glauben vorzuschreiben oder zu verbieten. Davon reden wir, und davon, daß es unsinnig, so etwas wollen zu wollen.

„Ich will aber über Gesetz und öffentliche Ordnung gar nichts gesagt haben. Ich will nur Zeugnis geben vom Glauben, daß man mit ihm das Wahre erkennt.

„Und daran, was ich glaube, halte ich mich."

„Für dich. Den anderen willst du Gesetze daraus machen."

Hans von Narren ging von seiner Betrachtungsweise, die jetzt giftig wurde, nicht ab.

„Und an wen denkst du bei deinem Eifer für die Gesetze?" entgegnete Luther. „Ich meine, gerade an die Unterwerfung der anderen."

„Und nicht minder an meine eigene. Das ist der Unterschied zwischen dir und mir. Ich unterwerfe mich selbst aus Einsicht in das Erfordernis der öffentlichen Ordnung."

„Gesetzen, die den Glauben vorschreiben? Dann hast du keinen Glauben."

Der von Narren schaute erstaunt.

„Nun weiß ich, woran ich bei dir bin." Mehr erwiderte er nicht.

Das war der Streit zwischen Martin Luther und Hans von Narren. Einer nannte den andern zuletzt der Deutlichkeit wegen du.

Zum Glück gab es auch einen einfältigeren Geist in der Gesellschaft. Meister Urban erinnerte sich, daß er seine Mitteilung über den Verlauf der Gemeinderatssitzung immer noch nicht angebracht hatte. Er unterbrach das Schweigen, dessen Ernst er nicht ganz begriff, aber doch auch weil er dachte, er erweise den Herren einen Dienst, und nahm sein Stichwort von der Türkensteuer wieder auf, das ihm beim ersten Versuch der Doktor Karlstadt in den Hals zurückgestoßen hatte. Jetzt war er mit seinem Versuch glücklicher. Die Gesellschaft schien die Ablenkung von den schweren Dingen zu begrüßen und beachtete Meister Urbans Rede.

Das Gespräch kam eine Zeitlang in andere Bahnen.

Doktor Karlstadt konnte es sich aber nicht versagen, um seine Weisheit anzubringen und den Doktor Luther zu reizen, auf den alten Gegenstand zurückzukommen.

Er verlangte, daß die biblischen Beweise zur Frage von Glauben und Gesetz durchgegangen würden. Nach dem, was er sich im Bund mit Zwilling zu unternehmen ausgedacht, hätte Doktor Karlstadt wohl erwarten lassen, daß er Martin Luthers Partei nehmen werde. Aber es gefiel ihm, die Ordnung in Glaubenssachen, wie Hans von Narren den Gedanken angegeben hatte, zu verteidigen.

Bald entwickelte sich ein Auslegerzweikampf zwischen ihm und Doktor Luther.

Karlstadt brachte mit guter Stellenkenntnis umständliche Belanglosigkeiten zutage, die von den Hörern mit Ruhe und dem Wunsche, er möchte fertig werden, hingenommen wurden. Bei Doktor Luther zeigte sich viel innere Wärme und Überzeugungskraft. Aber seinen Gedankengängen fehlte oft das Schlüssige, seine Ausdrucksweise verlor sich manchmal ins Unbestimmte. Da gewährte es allen ein Vergnügen, zu sehen, wie Philipp Melanchthon Luthers Sätzen nachfolgte, das Fehlende ergänzte, Entferntes zusammenzog, ohne eigentlich Stellung zu nehmen, so daß sein Geist es schließlich war, der den Abend versöhnend beschloß. Er gefiel den einen, und die anderen lernten von ihm.

Auf dem Heimwege streckte Hans von Narren einen Fühler zu Melanchthon aus. Er fragte:

„Haltet Ihr es denn für möglich, daß aus solchem Geist etwas Gutes kommt?"

Die nächtliche Stunde machte vertraut. Einen Zweifel an dem, was der Frager meinte, konnte der verständnisvolle Magister Philipp nicht hegen. Er antwortete:

„Es ist wahr, er bindet sich an nichts, und auf seine Art läßt sich ein allgemeines Gesetz nicht finden."

Hans von Narren hatte an diesem Zugeständnis genug.

„Es kann also nur ein Unglück dabei herauskommen. Ich erkenne die Wirksamkeit, die unser Doktor bisher entfaltete, an und wünsche, sie uns und uns ihn zu erhalten. Aber er darf sich nicht ins Schrankenlose steigern. Eure Sache ist es, ihn zu mäßigen."

„Das will ich gerne tun," stimmte Melanchthon bei, „wenn er auf mich hört. Es ist wahr, es liegt in ihm ein zerstörendes Element, weil er gesetzlos ist."

„Niemals aber darf die Willkür des Einzelnen an Stelle des Gesetzes treten. Es ist der Umsturz, ich sag es Euch."

„Was in meiner geringen Kraft steht, dem zu steuern, soll geschehen."

„Eure Kraft ist größer, als Ihr denkt. Ihr seid der Wissenschaftlichere, und er braucht Euch."

„Meine Überzeugung jedenfalls kennt Ihr. Gute Nacht."

So verbanden sich Melanchthon und Hans von Narren.

Wie Martin Luther auf politischen Betrug einging.

In denselben Tagen empfing Martin Luther von seinem Spalatin aus Altenburg folgenden Brief:

„Es ist ein großer Mann bei uns eingetroffen. So stolz geht er einher und so weltmännisch großartig ist sein Betragen, daß ein Blinder den Junker,

der aus unsrem guten Lande Sachsen stammt, kaum noch in ihm wahrnehmen möchte. Sieht man genauer zu, so trägt er eine Nase mit einer roten Kugel, und wenn er den Hut abnimmt, so erweist sich der Wald seines Kopfes gelichtet, aber nicht von der Arbeit des Denkens. Das merkt man an der Stirn, die einem Stierschädel wohl verwandter ist, als etwa dem Geisteshaus eines Apollon. Weiterhin kommt er von Rom und ist abgesandt von Papst Leo, der unsern Hof durch ihn besuchen läßt. Er nennt sich sogar Nuntius und wir hoffen, zu Recht. Kurz und gut: Es ist Karl von Miltitz, der Kammerherr, unser etwas fragwürdiger Vertreter am Papsthof.

„Du hast ihn wahrscheinlich noch nicht gesehen. Aber er brennt darauf, Dich kennen zu lernen.

„Er glaubt nämlich, wenn er Dich ansähe, so werdest Du den göttlichen Sinn des zehnten Leo nicht mehr bezweifeln und gewiß zu allem, was seine eigene Wenigkeit oder besser Vielvonsichmeinenheit Dir vorhalte, ja sagen.

„Höre: Du mußt nach Altenburg kommen. Unser Herr hält es für richtig. Fahre, wenn es Dir möglich ist, gleich morgen mit dem Amtmann, der hierher bestellt ist. Ich schreibe ihm gleichfalls. Du brauchst ihm, wenn es Dir recht ist, nur sagen zu lassen, daß Du mitfährst.

„Der Kurtisan — unser Miltitz — will also durchaus mit Dir verhandeln. Das wird, falls Du darauf eingehst, zu einem großen Vorteil für uns führen. Denn zu welchem Ergebnis werdet ihr kommen? Wenn Du ihn, was Dir leicht gelingen muß, durch einige Versicherungen allgemeiner Art beruhigt, will sagen seinem Ehrgeiz, der mehr den Schein als die Sache sucht, genug getan hast, so wird es sich ganz von selbst machen, daß ihr die förmliche Entscheidung Deiner Sache einem Gericht deutscher Bischöfe und Gelehrter zu übergeben beschließt.

„Wir, das heißt der Kurfürst, haben es ihm schon so eingegeben.

„Ursprünglich wollte er Dich womöglich gleich zum Scheiterhaufen mitnehmen. Aber da erzählte ihm unser Herr, wie er die Vorgänge in Augsburg auffasse und was für ein Brief an den Kardinal abgegangen sei. Wir stellen uns nach wie vor auf den Standpunkt, daß Du durch ein ordentliches Gericht des Irrtums überwiesen werden müßtest, falls Du widerrufen solltest, und daß es keinen Richter geben dürfe, als die biblische Schrift, aus der die Gründe mit heller Vernunft erhoben werden müssen. Wir wissen, daß Du diesen Richter nicht fürchtest.

„Es liegt uns sehr viel daran, daß Miltitz diese unsere Bedingung, Du solleſt vor deutschen Bischöfen und Gelehrten gerichtet werden, nach Rom meldet, und daß wir von dort unmittelbar oder durch den bevollmächtigten Legaten — Deinen Freund Cajetan, der sich augenblicklich in Wien befindet — die förmliche Zustimmung zu diesem Verfahren erhalten. Dann kann, so lange es schwebt, in Rom nichts gegen Dich entschieden werden, und der Kirchenbann mit allen auch für den Kurfürsten und das Land unangenehmen,

ja gefährlichen Folgen bleibt aufgeschoben. Ohne Einfluß auf das zu bildende Gericht werden wir nicht sein. Wir wissen auch, daß die Zeit günstig ist, die deutschen Fürsten auf die Forderungen zu einigen, die Du stellst und bisher gestellt hast.

„Miltitz will unter allen Umständen zu einer Übereinkunft gelangen. Daß er dieses Bestreben so deutlich zeigen sollte, ohne an der Stimmung in Rom einen Hinterhalt zu haben, ist nicht anzunehmen. Wir werden unsern Wunsch dort also wahrscheinlich durchsetzen. Es scheint, daß der Kurfürst von Sachsen in den Berechnungen der großen Welt eine Rolle spielt, die nicht ein jeder für wahrscheinlich halten möchte. Den Absichten zulieb, die der Papst mit dem Kurfürsten verfolgt, scheint er den Angriff auf seine Ablaßgerechtigkeit, oder vielmehr Ungerechtigkeit, ertragen zu wollen. Ich denke, wir haben keinen Anlaß, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Angriff vielleicht mehr Dinge in Bewegung bringt, als er denkt.

„Es wird Dich übrigens überraschen und freuen, was ich bestimmt gehört habe. Auch Seine Kurfürstlichen Gnaden, der Erzbischof von Mainz selber, soll Dir Recht geben und soll über den Tetzel und seinen Handel Ausdrücke gebraucht haben, die kaum niederzuschreiben sind. Ist das nicht wunderbar, wenn man denkt, daß in seine Kassen der Haupertrag des Ablasses geflossen wäre? Eröffnet das nicht eine großartige Aussicht auf die Einigkeit der deutschen Fürsten zur Verbesserung der Kirche?

„Du hast also nur nötig, ihm die allgemeinen Zugeständnisse zu machen, die er wünscht. Über deren etwaige Fassung und die Tragweite, die sie haben können, reden wir — ich bitte Dich darum —, sobald Du hier bist.

„Ich grüße Dich."

Martin Luther lag schon zum Schlaf ausgestreckt auf seinem Strohsack, als es an der Türe polterte und ein Schaffner ihm den Brief in die Hand drückte mit der Meldung, er komme vom Hof und ein Eilbote habe ihn soeben übergeben. Der Empfänger schlug Licht und entzündete neben sich einen Span. Dann nahm er den Brief in die Hand und hielt ihn gegen das Licht, während er sich im übrigen so viel wie möglich unter die Decke schmuckte. Denn da der Ofen ausgegangen war, fand die Kälte, die draußen herrschte, in die Stube schnellen Zutritt. Martin Luther las, bis er zu Ende war. Dann hielt er den Brief noch eine Weile unbewegt in der Hand. Das Wort: „Eröffnet das nicht eine großartige Aussicht auf die Einigkeit der deutschen Fürsten" band seinen Geist. Er sah sich an der Spitze der deutschen Nation, wo immer man zusammentrat, um für das gemeine Wohl zu entscheiden. Eine unbestimmte Vorstellung, daß er die Fürsten leiten würde, überwältigte ihn. Er hatte zwar kein Ziel, aber einen Glauben. Er nahm an, daß ihm die rechten Worte gegeben würden, wo er auch sein sollte.

Als er dieses Bild gekostet, verweilte er bei dem Vorschlag, der ihm ge-

macht wurde, in der Verhandlung mit den Gesandten des Papstes auf das oft besprochene Schiedsgericht zwischen ihm und seinen Anklägern in Deutschland hinzustreben. Er entschloß sich, das zu tun, denn die Nützlichkeit solchen Vorgehens leuchtete ihm ein. Ein aus dem Unterbewußtsein heraufdämmernder Begriff, daß man den Papst dabei betrüge, störte seine Befriedigung nicht. Oder doch? Er hielt wie witternd sein Gefühl einen Augenblick fest. „Das ist ein Täuschungsversuch, wenn wir von einem Gericht reden," sprach er zu sich. „Geht er an? Ist er recht?" So prüfte er. Dann aber tauchte sein Zeichen vor ihm auf: „Der Papst ist der Feind aller Wahrheit," und Luther fühlte sich zum mindesten berechtigt, ihn zu bekämpfen. Für den Augenblick hatte er daran genug.

Da waren noch Andeutungen von Zugeständnissen, die er machen sollte. Über die dachte er nicht weiter nach. Aber dem Wunsch seines Freundes, geeignete Mittel zu wählen, um den Zweck zu erreichen, stimmte er von Herzen bei.

Er löschte seinen Span und schlief gut, ein Unternehmen im Sinn.

Noch am Abend des nächsten Tages fuhr der Wagen mit Martin Luther und dem Amtmann durchs Altenburger Stadttor. Jener stieg, wie es selbstverständlich war, im Augustinerkloster, einem der ältesten in Deutschland, ab. Er hatte eben Zeit, die Brüder zu begrüßen und zu essen, als schon der kurfürstliche Geschäftsträger in Gestalt seines Georg Spalatin bei ihm eintraf.

„Ich habe eine Ahnung," sagte dieser nach kurz einleitenden Worten, „welche Abkunft der Miltitz dir etwa nahelegen wird. Er wird dir zumuten, du sollst in der Öffentlichkeit von deinem Streit schweigen, wenn und so lang auch deine Gegner schweigen. Diesen Beruhigungsvers hat er sich anscheinend ausgedacht und will er nach Rom schreiben."

„Und du verlangst von mir, daß ich ihn mir zu eigen mache?" fragte der also Beratene, wider Willen etwas ärgerlich.

„Verlangen kann und will ich nichts," gab der Freund zurück. „Aber ich sehe auch an dem Vorschlag nichts, was dich zur Ablehnung nötigen sollte."

„Aber ich kann mich doch nicht verpflichten, zu schweigen."

„Du sollst es auch nicht."

„Nur wenn die andern schweigen, willst du sagen, und die schweigen nicht. Warum aber dann die Spiegelfechterei?"

„Warum? Warum? Weil er es so will."

„Und die Welt will betrogen sein?"

„Grundsätzlich ja, aber ich weiß nicht einmal, ob jemand betrogen wird, wenn wir so übereinkommen. Glaube es kaum. Ich glaube, der Miltitz sieht so gut wie wir, daß wir ein Scheinversprechen geben deshalb, weil er eine Scheinbedingung stellt. Er weiß doch so gut wie wir, was es mit dem Schweigen auf sich hat, wenn Theologen streiten. Ich glaube auch nicht, daß

er sich einbildet, die Herren in Rom zu täuschen. So einfältig ist er nicht, daß er sie für so dumm hielte. Die ganze Sache nimmt also niemand ernst."

„Warum machen wir sie dann aber?"

„Weil Rom etwas erwartet."

„Was erwartet Rom?"

„Ein Zugeständnis."

„Und das Eingehen auf einen Scheinvertrag würde als solches gelten und genügen?"

„Ja."

„Merkwürdig, es sieht aus, als mache man den Versuch, einen zu betrügen, und erweist demselben Menschen in Wahrheit einen Gefallen."

„So ist es." — —

Am nächsten Vormittag saß Martin Luther vor Karl von Miltitz in dessen Herberge.

„Ich hätte niemals gedacht, daß Ihr so jung seid! —"

mit diesen Worten gab der Kammerherr ungeheuchelt das Erstaunen wieder, in welches ihn der erste Eindruck von seinem Besucher versetzte.

Er hätte sich vielleicht früher nach dem Alter des Mannes erkundigen können, den zu stimmen der Zweck seiner Reise und der Inhalt seiner Sendung war, aber er hatte es nicht getan.

Sie sprachen dann über den Streit, in den sich der Professor verwickelt sehe.

Der Kammerherr saß da und ließ den Zauber ritterlicher Liebenswürdigkeit nach bestem Können von sich ausstrahlen. Er sprach wohlwollend angesichts der Armut und geringen Stellung seines Gastes und mischte Achtung hinein, weil ihm die merkwürdige Bedeutung geistiger Arbeiter vom Hörensagen bekannt war.

Der Professor habe, meinte er, ganz recht gehabt, die Frechheit des Tetzel zu geißeln. Kein anständiger Christenmensch hätte so etwas ertragen können.

Martin Luther spürte etwas auf der Zunge, das lautete: „Ich möchte nicht wissen, was du und deinesgleichen schon alles ertragen haben."

Doch gab er diesem Gedanken keinen Ausdruck.

Er genoß den Vorteil, schweigen zu können, weil der andere genötigt war, seinem Ziel zuzusteuern.

„Was Eurem Angriff, der den Tetzel in sein Kloster zurücktrieb, wie ein Habichtshieb eine Maus ins Loch jagt," so nahm der Kammerherr sein Wort wieder auf, „folgte, das war eigentlich eine Kette unglücklicher Zufälle, in denen heute die höchsten Stellen keineswegs mehr den Ausdruck ihres Willens sehen. Wer hat Euch durch Schriften von Anfang an bekämpft? Dominikaner. Wer führte zu Rom Eure Anklage und brachte sie zu einem be-

dauerlichen Ziel? Dominikaner. Wer war es, der zuletzt die Sache in Augsburg gut machen sollte und schlecht machte? Cajetan, der Dominikaner!"

War es tiefsitzender Ingrimm auf die Dominikaner, der dem Kammerherrn die Stimme der Entrüstung lieh, oder spielte er so gut?

Der aufmerksam lauschende Augustiner vermochte es nicht zu unterscheiden.

„Wäre der vernünftiger mit Euch verfahren, statt mit ungeschickter Rechthaberei, ich sehe es Euch an, man hätte sich vergleichen können."

Es war wie ein süßer Schreck, der über Martin Luther kam, als er solchermaßen einen römischen Botschafter über den römischen Gesandten und Richter sprechen hörte.

Fast wäre er hingeschmolzen.

Aber ein anderes Gefühl sagte ihm: er lügt, er lügt. Und er paßte wieder auf, um nicht übertölpelt zu werden.

„Du würdest wohl nicht wagen, so von den Dominikanern und gar von dem Kardinal zu sprechen, wenn du nicht einen Zweck verfolgtest," dachte er im Hinblick auf den Kammerherrn.

„Nun halte ich auch heute noch durchaus eine friedliche Lösung für möglich," fing dieser wieder an, indem er sich eine hohle Wichtigkeit beilegte, um doch nur zu wiederholen, was der Kurfürst ihm eingegeben hatte und was auch Luther längst wußte. „Die Kurie ist weit entfernt, das sogenannte Verhör, welches der Kardinal, wir wissen ja, wie, mit Euch anstellte, für eine Entscheidung anzusehen. Wir wollen also überlegen, was für ein neuer und besserer Weg zum Übereinkommen sich finden ließe. Nach Rom wollt Ihr nicht?"

Miltitzens Gesicht strahlte wie ein Vollmond von Wohlwollen, als er diese Frage stellte.

„Ich bin schon dort gewesen," erwiderte Luther.

Der Kammerherr schlug sich auf den Schenkel und lachte laut.

„Ihr seid der großartigste Bruder, der mir je vorkam," brachte er schließlich hervor und warf Luther den Arm entgegen, „wenn Ihr schon dort gewesen seid, müssen wir wirklich sehen, daß wir Euch den Weg sparen."

Er erholte sich und fuhr fort:

„Je gründlicher ich mir die Sache überdenke, desto entschiedener komme ich zu dem Vorschlag, den ich Euch hiermit als der ersten Person, die in Betracht kommt, vorlege."

Ein Wetterleuchten in des Mönchs Gesicht konnte ihm nicht entgehen.

„Nun ja," machte er einlenkend, „es ist möglich, daß auch auf anderer Seite von dem Plan schon die Rede war. Mein Vorschlag soll also der sein. Ich sorge dafür, daß in Deutschland ein Schiedsgericht niedergesetzt wird, das diesen verdammten Streitfall kräftig in die Hand nimmt und endlich aus der Welt schafft. Es ist mir unbegreiflich, wie Euer ganz gerechter und einfacher Angriff auf den Tetzel diese Verwicklungen nach sich ziehen konnte.

Man sagt allerdings, daß Ihr vielleicht zu sehr an Glaubenssätze gerührt habt. Das mag wahr sein. Aber die Hauptschuld trägt der dominikanische Neid, davon wird mich niemand abbringen. Grundsätzlich werdet Ihr doch nicht dawider sein, Euch der höheren Einsicht von Schiedsrichtern, die wir mit Eurer Zustimmung wählen wollen, zu unterwerfen, etwa zu bekennen, wo Ihr Unrecht getan habt, und dem Volk von da an die Wahrheit vorzuhalten?

„Die Zustimmung der maßgebenden Stellen will ich erlangen. Aber Ihr müßt zuerst sprechen. Seid Ihr also mit dem Schiedsgericht zur endgültigen Erledigung der gegen Euch erhobenen Klagen, wenn es in Deutschland stattfindet, einverstanden?"

Martin Luther dachte: Hier ist viel auf mich herniedergeprasselt. Wenn das Schiedsgericht falsches Urteil spricht, will und kann ich mich ihm doch nicht fügen. Ich schmiede mir also selbst eine Kette, an der ich vielleicht mit Schrecken reißen muß, wenn ich jetzt das Versprechen gebe. Die Vorsicht rät mir, nein zu sagen.

Die Vorsicht nur?

Spalatin versichert zwar, wir werden Einfluß auf das Schiedsgericht haben. Aber will ich denn mit dem Brandmal umhergehen, ich hätte mich einem Menschenspruch unterworfen?

Ich unterwerfe mich nicht. —

Aber ist es Menschenspruch?

Die Richter sind unter ein Gesetz gestellt. Es ist die Schrift. Wenn aber diese der Herr ist, dann kann ich mich unterwerfen. Sage ich also, ich unterwerfe mich, so meine ich nicht die Menschen, sondern die Schrift.

Wenn sie mich überzeugen, daß ich nach der Schrift Unrecht habe, dann widerrufe ich. Behalte ich aber die Schrift auf meiner Seite, mögen sie sagen, was sie wollen, dann brauche ich mich nicht zu unterwerfen.

Nun kann ich es zugeben. Nun bindet mich's nicht. Nun weiß ich zu antworten, wenn mich jemand ob meiner Fessel tadelt. — Und den Blick fest auf den Nuntius gerichtet, erwiderte er: „Ich bin einverstanden."

Karl von Miltitz konnte sich eines Blickes der Enttäuschung nicht erwehren. Ganz schnell sah er hin. Als wäre ihm ein kleiner Stab zerbrochen, ein kleiner Glaube, dessen er sich sicher nicht bewußt war.

Nachdem Karl von Miltitz den Luther, wie er sich einbildete, soweit gebracht, rückte er mit seinen weiteren Forderungen heran. Eigentlich hatte ja nicht er, sondern die sächsische Partei hatte von ihm das Schiedsgericht verlangt, und er mußte seinem Auftraggeber gegenüber für das Zugeständnis Deckung suchen. Jetzt kamen also die Bedingungen, über die Georg Spalatin und Martin Luther sich dahin verständigt hatten, daß sie nur zum Schein verlangt und, um dem Rechte des Scheins zu dienen, zugegeben werden sollten.

„Da nun aber", begann der Kammerherr wieder, „durch die unglücklichen Verwicklungen, von denen wir sprachen, die Heiligkeit zu Rom und ihre Räte

immerhin beunruhigt und, man kann wohl sagen, ziemlich scharf gereizt sind, so wäre es sehr erwünscht, einige Worte, die das richtige Bild von Eurem Charakter geben, an sie gelangen zu lassen.

„Ich weiß, Ihr seid niemals streitsüchtig gewesen. Und Ihr seid entrüstet, ich begreife es wohl, daß man's Euch nachsagt.

„Wie wäre es nun mit einer Erklärung, die vor aller Welt den Beweis Eurer friedfertigen Gesinnung erbrächte?

„Möchtet Ihr auf den Vorschlag eingehen, daß Ihr die öffentliche Auseinandersetzung in der Ablaßsache und allem, was sich daran anschloß, ruhen laßt und Euch verpflichtet, nichts mehr über die angeregten Fragen zu schreiben, solange sich Eure Gegner gleichfalls ruhig halten?

„Ich höre soeben, daß Ihr einen Bericht über die Hergänge in Augsburg in Druck gegeben habt, der nicht mehr anzuhalten wäre, selbst wenn es jemand wünschen sollte." — Miltitz meinte den Kurfürsten, von dem er erfahren hatte, daß ihm Luthers Veröffentlichung unlieb war. — „Somit habt Ihr das letzte Wort und behaltet es, da Ihr nur solange schweigen müßt, als die andern auch still sind.

„Wollt Ihr die Erklärung abgeben, die ich Euch vorschlug?"

Zu Martin Luther kam trotz Spalatin die Besorgnis, die aus der Ehrlichkeit erwächst.

Er dachte: Wie kann ich sagen, ich wolle von dem Streit schweigen? Was ist denn dieser Streit? Eine zufällige Angelegenheit, die groß wurde. Gut, ich kann von ihr schweigen. Aber von dem, was ich gegen diese Welt sonst auf dem Herzen habe, rede ich doch. Und morgen wird es über irgend eine andere Sache Streit geben. Die Flamme, die über dem Ablaßunkraut aufwirbelte, brennt noch. Könnten wir sie löschen, was ich einmal annehmen will, wer bürgt dafür, daß zum Beispiel aus dem Lästerturm, aus dessen Glockenstuhl die Messe hängt, nicht morgen ein neues größeres Feuer hervorbricht? Weiß ich, auf welchen Götzen mein Wort hinfällt? Die Welt steht so voll davon, daß es überall zünden muß. Mache ich mich für später nicht lächerlich, wenn ich sage, ich wolle nicht mehr streiten? Oder, wenn die Lächerlichkeit mehr auf den fällt, der mir's zumutet, werde ich nicht dafür gelten, daß ich mich fürchte und ducke, statt im Bekenntnis mein Genüge zu finden? Muß ich nicht bekennen? Der sitzt da und denkt, daß ich seiner satt glänzenden Sicherheit zu Willen sein müsse. Ich — —

Die Lippe schien sich zu öffnen.

Aber zwischen Atem und Laut trat ein Gedanke.

Ah, sprach er, du bist doch ein Teufel, der mir dieses Ehrlichsein zuflüstert.

Wohl ist es wahr, daß ich wieder streiten werde.

Aber was hat dieser damit zu tun? Wenn ich ihm sagen wollte, daß alles, was ich rede und schreibe, einen Kampf bedeute, würde er auf die Ant-

wort achten? Ein solches Nein wäre für ihn ein Ja. Und ein Beharren würde ihm nur händelsüchtig scheinen. Wie eitel wäre dies.

Ich muß also mit dem Mann reden, wie er es versteht. Merkwürdig, wie alle Bestimmtheiten eines Augenblicks eine einzige Antwort erzwingen, die die beste ist, und wenn auch hinterdrein unter Auslassung vielleicht nur einer einzigen weiß Gott was Schlechtes aus der Antwort gemacht werden kann.

Ich kann und muß sagen, daß ich zustimme.

Martin Luther erhob Auge und Stimme und erklärte sich mit dem Vorschlage des Kammerherrn einverstanden.

Weiter ging dieser.

Es lasse sich nicht bei der wohlwollendsten Beurteilung seines temperamentvollen Auftretens — das Lächeln, das der Nuntius jetzt zeigte, war ebenso vertraulich wie dumm — leugnen, daß er das Volk stark beunruhigt habe. Er kenne doch die weit verbreitete Unzufriedenheit. Jedes Wort des Angriffs, das von einem Mann von Amt und Stand gesprochen werde, erhöhe das Selbstvertrauen der Unzufriedenen. Wie Hefe im Teig wirken Worte wie die seinigen. Sie treiben von unten her, aber sie drohen, die schöne glatte Decke eines Tages zu zerreißen. Wie schnell sie hineingekommen in die untere Masse, sollte man nicht glauben. Aber sie seien darin, wie der Regen im Erdreich, ehe man's dächte. Und die noch gut gesinnten Kreise würden in ihrem Glauben gar irre, wenn von oben solche Ärgernis komme.

„Bitte, nicht Ihr und ich halten es für Ärgernis," warf er beschwichtigend ein, als er eine unverkennbare Zornwolke im Gesicht seines Gegenüber aufsteigen sah, dessen Empfindlichkeit er vergessen hatte, „Donnerwetter nein, wir wissen es anders. Aber die Bürger und die besseren Bauern, die sozusagen in der Mitte stehen zwischen Herrschenden und Frohnenden, die sind sehr gutgläubig und werden greulich verwirrt, wenn sie solche Worte hören, wie Ihr sie gesprochen habt. Für jeden Magen ist nicht jede Arznei."

Wieder lachte der Kammerherr. Er hatte Grund, sich zu den Wissenden zu zählen. Wenn er Luthern mit Berechnung dieselbe Ehre antat, täuschte er sich nicht einmal über den Erfolg. Denn da dieser sich, er hätte nicht sagen können, ob mehr zu den Wissenden oder mehr zu den Herrschenden, in Wirklichkeit sogar zu beiden rechnete, nahm er die Anerkennung als ihm gebührend und würdigte sie. So blieb ein verbindendes Gefühl trotz des Widerspruchs, der in ihm erregt war.

„Seid Ihr dessen sicher, daß die in der Mitte Stehenden, wie Ihr meint, so gläubig zu Euch aufschauen? Mit den Augen tun sie's; die Augen sind aber nicht die Herzen."

„Wie es in einem Herzen aussieht, darüber wird sich immer streiten lassen," erwiderte Herr von Miltitz mit einem Satz der Alltagsweisheit; jedenfalls bringen diese Kreise viele Beweise ihrer Ergebenheit."

Die Zwischenerörterung über die Stimmung des Mittelstandes, so be-

deutsam sie war, mußte durch den Ton, in dem der Nuntius diese letzten Worte sprach, als abgeschlossen gelten.

„Ich kann mich also leider", wiederholte er, „der Wahrnehmung nicht ganz verschließen, daß in diesen Kreisen durch Worte, die Ihr nicht so gemeint habt, Unruhe entstanden ist und daß gewisse Elemente darauf warten, vielleicht gar in Eurem Namen, vorlaute Mäuler und verbrecherische Hände zu erheben. Diesen sollte ein Dämpfer aufgesetzt werden, und die andern könnten wir, glaube ich, unbeschadet Eures Rechts gegen Tetzel und unbeschadet des noch ausstehenden Schiedsspruchs durch einige erklärende Worte beruhigen. Ihr braucht nur zu sagen, daß es Euch fern lag, die kirchlichen Ämter anzutasten. Ihr könnt die Erklärung wenden, wie Ihr wollt. Es muß nur herauskommen, daß wir keinen Umsturz wollen. Der geistliche würde übrigens den weltlichen nach sich ziehen. Dem muß doch auch nach Eurer Meinung entgegengewirkt werden."

Martin Luther wollte zuerst wieder lieber nein als ja sagen. Er ließ sich nicht durch einen Popanz von Unruhen, für die man ihm die Verantwortung aufbürden wollte, einschüchtern. In seinem Gewissen war irgend einmal eine Erwiderung auf solche Vorwürfe gekeimt. Der Keim schoß jetzt in Blüte.

Keineswegs, schalt er im stillen, träfe mich die Verantwortung, wenn manche Kreise das Vertrauen zu den kirchlichen und meinetwegen auch zu manchen weltlichen Einrichtungen verlieren sollten. Wenn eine Krankheit ausbricht, ist dann der Arzt am Unglück schuld, der sie bekannt macht? Wenn eine Brücke morsch ist, trägt der die Schuld, der ins Wasser fällt? Bin aber nicht ich, sind nicht alle, die an die Redlichkeit der Kirche und ihrer Diener glaubten, ins Wasser Gefallene? Bin ich nicht wie der Arzt, der auf das Unheil hinweist, da er sieht, daß der Kopf der menschlichen Gesellschaft geil und das Herz matt geworden ist? Ich lehne es ab, für den Schaden verantwortlich zu sein, wenn es durch mich an den Tag kommt, daß die Kirche gemeinnützig redet und selbstsüchtig handelt. Wenn die Armen sich erheben, wenn die Gemeinden sich selbst das Gesetz geben. Ich, der das Übel aufdeckt, habe es nicht verschuldet.

Und die Leidenschaft seines Rechtsgefühls brachte den Mann bei Miltitz fast dazu, den Antrag, den die mittelmäßige Geschicklichkeit ihm stellte, weit wegzuwerfen.

Da fiel ihm ein, daß der ihm gegenübersaß, ihm Angenehmes gesagt hatte. Er vergaß nicht so schnell, von einem, der oben auf den Sprossen der Gesellschaftsleiter stand, mit zu den Wissenden und Regierenden gezählt zu sein.

Da spürte er, als er aus dem Bewußtsein seines Rechtes und seiner tiefen Betrachtung die Folgerung ziehen wollte, daß der Mensch, dem er aus diesem Grunde abzusagen im Begriffe war, die Absicht hatte, sich mit ihm

zu verständigen. War es aber nicht die Absicht, an die man bei jeder Antwort denken mußte?

Was der, der da mit seinem wohlwollenden Grinsen saß, ihm vorwarf, war eine Gemeinheit. Was er ihm zumutete, hätte Martin Luther von einem gebildeten, tiefblickenden Menschen als die größte Herausforderung angesehen. Aber verstand denn dieser, was in seinen Worten an Unverschämtheit lag, begriff er in seiner Harmlosigkeit, was er verlangte?

Nein, er wußte es nicht, er begriff es nicht.

Die Einwände wären ihm unfaßlich gewesen und hätten das einzige Ergebnis gehabt, daß Miltitz dachte, er sei zänkisch.

Dies bedenkend schloß er: mit dem Dummen muß man dumm sein. Und er sah ein, daß er dazu die Pflicht habe.

Er zögerte nicht mehr mit seiner Zustimmung.

Da er nicht leugnen könne, erklärte er dem Kammerherrn, dessen Blick gespannt auf ihm ruhte, durch seinen Zorn, in den er nach Gottes Willen beim Schreiben meist gerate, ja ohne den er gar nicht zum Schreiben käme, manche Klage übertrieben und so einigen Menschen zu viel getan zu haben, sei er gern bereit, eine Beruhigungsschrift ergehen zu lassen. Er wollte darin sagen, daß er an eine Kirche, die das Göttliche auf Erden verkörpere, glaube und ihr Haupt auf Knien verehre.

Diese Worte waren ein Bekenntnis zu etwas Geschautem, von dem man nicht sagen konnte, ob es auf Erden damals wirklich sei. Ja im Gegenteil: Niemand hätte an der Unwirklichkeit der so angesprochenen Kirche in jener Zeit zweifeln können. Es lag also Spott in dieser Verheißung Martin Luthers. In der Tat, er griff zum Spott und machte sich das Eingehen auf des Kammerherrn Forderung möglich.

Dieser hatte noch nicht genug. Ob der Doktor sich nicht auch noch entschließen könnte, an den Papst selbst ein Ergebenheitsschreiben zu richten, fragte er.

Der Teufel, der den Mönch mit dem leidenschaftlichen Gemüt zum Neinsagen bringen wollte, konnte sein Spiel nochmal versuchen. Er versuchte es. Ich weiß doch, daß der Papst der Menschenfeind ist, der Gegengott, sprach die innere Stimme.

Und die Ehrlichkeit wollte ein Geständnis machen und den Brief an den Papst verweigern.

Da erschien die Klugheit und tat Einspruch.

„Es ist doch möglich," sprach sie, „den Brief zu schreiben. Lege den Brief so an, daß du zuerst ein Bild vom Papste entwirfst, wie es sein soll. Hernach erweise diesem Papst die Huldigung. Ist er in Wirklichkeit anders, als du ihn abmalst, nun, so hast du diesem andern, der sich in dem Bild nicht wiederfindet, höchstens die Meinung gesagt."

Und die Klugheit gab dem Gesicht des kaum mittelgroßen Mönches mit den kräftigen Augen einen überaus berechnenden Ausdruck.

Als die Ehrlichkeit den Vorschlag der Klugheit gehört, nahm sie an. Martin Luther tat den Mund auf und versprach, ein Schreiben an die Heiligkeit des Papstes aufzusetzen.

Damit endete die Prüfung, die Martin Luther auf Gewissen und Verstand vor Karl von Miltitz durchmachte. Als er ging, glaubte er den Kammerherrn zu verstehen, und der Kammerherr glaubte Grund zu haben, zufrieden zu sein.

Was für einen Erfolg die Unterredung hatte, wird der vielleicht zu Zweifeln gestimmte Leser fragen.

Zuerst kam die Einlösung seiner Versprechungen durch Martin Luther. Und diese war folgende.

Er schrieb nichts, bis die andern wieder anfingen. Und das dauerte genau vierzehn Tage. Wenigstens begann da Doktor Eck, mit dem Martin Luther zuletzt im Hause Peutingers zu Augsburg Stuhl neben Stuhl gesessen und über einen künftigen Redestreit verhandelt hatte, zu diesem Zeitpunkt seine Sätze für den Streit zu verbreiten. Er tat es vertraulich an den Universitäten und hoffte zu überzeugen, wenn die Amtsgenossen die Gegenseite nicht hörten, in der Erwartung, nach und nach würden Äußerungen solcher Stimmung in die Öffentlichkeit durchdringen. Er richtete allerdings seine Sätze äußerlich nicht gegen Martin Luther. Irgendwelche Einwirkungen hatten ihn vermocht, statt Luthers den Doktor Karlstadt zu fordern und nach dem Volkswitz zu verfahren, daß er den Sack schlage und den Esel meine. Daß dies die Absicht war, sah jeder, der Augen hatte, seinen Sätzen an. Keiner aber sah schärfer, wie der Gefoppte selbst. Und da brauste dessen Zorn auf, sein Rechtsgefühl empörte sich und er schrieb, entband sich von seinem Versprechen der Tücke zuwider, die ihn und sein Versprechen mißbrauchen wollte. Das war vier Wochen, nachdem er es gegeben; und so hielt er es.

Martin Luther verfaßte auch eine Schrift zur Volksberuhigung. Er sagte, es sei ihm leid, daß man ihn, wie er vernehme, vielerorts falsch verstanden habe. Und sogar sein Ungestüm erhob sich, der grimme Bärengang seiner Seele, als seine Feder an diesem Punkte war. Er kannte die Gefesselten der Welt, die düstern Blickes auf dem Sprung lagen, sich losgelassen auf aller Gut und Weiber zu stürzen, und kannte Verkommene und Liederliche, die Freiheit suchten, um ungestört zu aasen und zu schmarotzen. Solchen Sinn und jene Gier wollte der Kämpfer um die geistige Freiheit nicht unterstützen. Er wollte die Freiheit, um zu schaffen, aufzubauen. Und er wußte, daß jene seine Worte gebrauchten, um ihre verdienten Fesseln zu lösen, und diese, um gegen ernste Menschen noch lässiger und frecher zu werden. Gegen beiden Mißbrauch entflammte sich sein Ärger, und er sagte diesen fleischlichen Freiheitsuchern, wie er glaubte, sie kennzeichnen zu können, die Meinung.

Dies getan, fuhr er aber wieder scharf gegen seine richtigen Feinde, um

auch nach dieser Seite kein Mißverständnis aufkommen zu lassen. Und er erreichte diesen Zweck so vollständig, daß die Schrift schärfer gegen den Mißstand der Kirche lautete, als eine der früheren. Konnte man's ihm verargen, daß er Einseitigkeit vermeiden wollte?

Martin Luther schrieb auch einen Brief an den Papst. „Allerheiligster Vater!" fing er an. Und dann sparte der Schreiber die Töne der Unterwürfigkeit, zu wenig der Verehrung, zu wenig der Anbetung nicht, die er dem Allerheiligsten Vater — wollte Gott, schien es zwischen den Zeilen zu seufzen, daß es einen gebe — entgegenbrachte. Und dann hagelte es Wahrheiten. Du, der du heilig bist, kannst natürlich nicht dulden, was alles in deinem Namen für Mißbrauch getrieben wird. Du kennst ihn nicht einmal. Er wäre ja sonst nicht möglich. Also sage ich ihn dir mit zwei Worten. Also rufe ich dich auf gegen das verfluchte System, das in deinem Namen in Geltung ist. Ändere von Grund auf. Es ist die höchste Zeit.

Dies war der Gedankengang in Martin Luthers Huldigungsbrief. Als Herr von Miltitz ihn empfing, ließ er ihn in ein Geheimfach sinken, um ihn nie wieder zu heben. Er zog es vor, seinen Bericht von der Lenksamkeit des falsch behandelten deutschen Doktors ohne den beweisenden Begleitbrief nach Rom zu schicken.

Dies war nebst den nötigen Verhandlungen am Hof und dem schon erwähnten Bericht des Nuntius an die päpstliche Kammer die Ausführung des Miltitz-Lutherischen Übereinkommens.

Von dem Erfolg würde sich mancher nicht viel versprochen haben. Aber er war vollkommen.

Ohne weitere Bedingung erklärte sich der Papst mit dem Schiedsgericht einverstanden. Das hieß, daß Rom sein bisher gepflogenes Gerichtsverfahren wenn nicht geradezu für nichts erklärte, so doch als nicht geschehen betrachtete. Es kam den Herren nicht darauf an, wie tief sie sich vor ihren Getreuen in Deutschland im Ansehen herabsetzten. Vielleicht fühlten sie es, jedenfalls trugen sie's.

Aber dieses Zugeständnis, welches dem sächsischen Hof gestattete, das Schiedsgericht nach und nach in die Erscheinung zu bringen, zu welchem Zweck am eifrigsten mit dem Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, briefgewechselt wurde, es sollte die Nachwelt noch nicht lachen machen. Wohl aber das Schreiben, welches der Luther vom Papst eigenhändig verfaßt nach einigen Monaten vor sich hatte. Denn es begann: „Mein geliebter Sohn", und es versicherte den früher sogenannten Sohn des Verderbens aller Gnade und Freundschaft vom Vaterherzen des Papstes.

Über dieses Schreiben mußte die Nachwelt lachen. Es ging dabei nach der alten Regel, daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht. Die Päpste waren seit Jahrhunderten gute Politiker. Als solche hatten sie die Gewohnheit, keine Leistung zu bezahlen, deren sie nicht sicher waren. Nur eine Ausnahme muß man von der Beobachtung dieser Regel

machen. Sie wären keine guten Politiker gewesen, hätten sie sich nicht dann zur Vorauszahlung entschlossen, wenn ihnen an der guten Stimmung des zu Erkaufenden besonders viel lag. Und sie wären feige Geschäftsleute gewesen, hätten sie dabei nicht etwas gewagt. Sollte aber einer an eine ganz hoffnungslose Sache das Wagnis gewandt haben, so müßte er auch als Papst für lächerlich gelten.

Die Sache, an die Leo der Zehnte seine Zahlung wandte, war die Gewinnung eines deutschen Kaisers. Wenn der alte Kaiser Max den Spanier zum Nachfolger haben wollte, so wollte der Papst den Franzosen oder den Sachsen dazu machen. Das Deutsche Reich, wie man wissen muß, war damals noch kein Erbe, sondern ein Amt. Und jeder, den die Kurfürsten wollten, konnte es erlangen.

Indem der Papst zunächst für Frankreich werben ließ, blieb Sachsen eine Art Rückversicherung. Dem Bürgen dieser Rückversicherung hinterlistig seinen Freund wegfangen zu wollen, wie es in Augsburg mit Martin Luther versucht wurde, war nicht gerade ein Werk der Klugheit. Als man den Fehler erkannte und als gewisse Erscheinungen des alten Kaisers die Erreichung eines Ergebnisses trotz herbstlicher Reiherbeize und gesellschaftlicher Verpflichtungen dringlich erscheinen ließen, wurde Karl Miltitz abgeordnet, um dem Kurfürsten zuzureden. Er hatte längst damit groß getan, daß er die Angelegenheit in vier Wochen in Ordnung haben würde, wenn man ihn nur schicken wollte.

Als dann sein Bericht kam, daß es nur eines guten Wortes an den in Wirklichkeit nachgiebigen Augustiner bedürfe, nebst der Anerkennung der Förmlichkeit eines Schiedsgerichtes, um den Ehrgeiz des Fürsten zu befriedigen, da griff man in Rom tief in die Tasche der Gewährung und tat, wie er wollte.

Zwischen der Unterredung, die den Bericht zur Folge hatte, und der römischen Entschließung lag allerdings noch ein bemerkenswertes kleines Ereignis, des alten Kaisers Tod.

Da zahlte Rom auf unsicherstem Wechsel alles, was von ihm verlangt wurde. Es genehmigte das Schiedsgericht unter Preisgabe seiner Theologen und seiner Grundsätze, es schrieb den Brief an Martin Luther, der anfing „Geliebtester Sohn", und über den die Nachwelt lachte.

Denn es erreichte nicht, daß der Mönch ruhig war. Es glückte ihm zuletzt nicht mit seinem Kaiser.

Martin Luther aber wäre gottlos gewesen, hätte er die Gaben, die das Schicksal ihm bot, als er vor Karl von Miltitz saß, zurückgewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Belgiens Volkswirtschaft. In Verbindung mit Karl Bittmann, Josef von Graßmann, Georg Jahn, Karl Rathgen, Fritz Schulte herausgegeben von Hans Gehrig und Heinrich Waentig. Mit einer Karte. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1918.

Dies Sammelwerk will jeden Deutschen in die Lage setzen, sich über Belgien „ein sachverständiges Urteil zu bilden". Es will der „reinen Stimme der Wissenschaft" zu Recht verhelfen gegen das „mißtönige Keifen der politischen Leidenschaften". Es will „versuchen, selbst mitten im Kriege unparteiisch zu sein". Auf den ersten Blick scheint dies Ziel („aufs innigste zu wünschen!") erreicht zu sein: Die Tonart ist sachlich; und das Bemühen, auch nach Inhalt und Auffassung sachlich zu sein, kann den meisten Mitarbeitern nicht abgesprochen werden. Es versteht sich bei einem Mann wie Karl Rathgen, und sein Thema, „Kolonialbesitz", erleichtert es nicht wenig. Schwieriger liegt es schon bei „Bevölkerungsaufbau und Bevölkerungsbewegung"; immerhin arbeitet sich hier Georg Jahn durch die irreführende Aufmachung der belgischen Statistik zu der sachlichen Erkenntnis hindurch, daß sie mit Vorbedacht auf die „Fiktion eines einheitlichen Volkes" (S. 70) zugeschnitten ist und man bei gründlichem Studium selbst aus ihr „das Auseinanderfallen des belgischen Staatsvolkes in zwei rassenhaft in sich abgeschlossene Teile herauslesen kann" (S. 70); gleichwohl befremdet bereits an diesem kurzen, nach Sachlichkeit ringenden Beitrage, daß er den heutigen Tiefstand der vlämischen Bildung kaum mit der naheliegenden Tatsache in Verbindung bringt, wie schwer für diesen Tiefstand der Zwang einer fremden Bildungssprache ins Gewicht fällt. Weiter geht Hans Gehrig, einer der Herausgeber, der über die soziale Gliederung (S. 89 ff.), über die „wirtschaftlichen und sozialen Triebkräfte" und die „Brüsseler Börse" besondere Kapitel verfaßt hat. In gewissenhafter Vermeidung der vlämischen Partei flüchtet er zur „âme belge", also zur Gegenpartei, und versucht, in ihrer Gefolgschaft bei jeder Gelegenheit „den Belgier" als eine Einheitsfigur zu charakterisieren. Seine und des anderen Herausgebers Auffassung von Parteilosigkeit wird am besten gekennzeichnet durch das Literaturverzeichnis am Schlusse des Buches. Es überwiegen darin die parteiisch-belgischen Bücher französischer und deutscher Zunge; ihre Zahl geht über 200 hinaus; dem stehen an vlämisch-niederländischen — drei gegenüber! Ähnlich „unparteiisch" sind die Hinweise auf Tageszeitungen; von der belgischen Flüchtlingspresse der letzten vier Jahre werden nur die Blätter französischer Sprache aufgeführt, nicht die so zahlreichen und bedeutungsvollen vlämischen Zeitungen und Zeitschriften. Der Krieg mag manche Unvollkommenheit des Buches entschuldigen; er entschuldigt nicht diese willkürliche Unvollkommenheit des Quellenverzeichnisses; er entschuldigt nicht die stiefmütterliche Behandlung der vlämischen Frage (die doch im wesentlichen auch eine wirtschaftliche geworden ist); er entschuldigt nicht die Parteinahme für das französische Belgien, die bei Waentig so weit geht, daß er (S. 11) von den „unschätzbaren Diensten" spricht, „die Frankreich ihnen" (cf. den Niederlanden) „um seiner selbst willen zu leisten gezwungen war". Diese „unparteiische" Parteinahme für den Feind schlägt uns fast aus allen Kapiteln entgegen, die Waentig beigesteuert hat; sie zeigt jedem Kenner der Verhältnisse, zu welcher Art von „Objektivität" der Mangel an Intuition gescheite Buchgelehrte führen kann; die sicher nicht gewollte, aber um so sicherer eintretende Irreführung des Lesers entwertet leider die Unsumme von Arbeit, die ohne Zweifel auf das Buch verwendet worden ist; und weder der gute Name einiger Mitarbeiter noch zahl- und umfangreiche statistische Tabellen können diesen Mangel an wahrer Objektivität wettmachen. *evσ.*

Des deutschen Volkes Meisterjahre. Der letzte Wille der Gefallenen. Von Hochschulprofessor Dr. Carl Kindermann. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.

Grund- und Zukunftsfragen deutscher Politik. Von Dr. Fritz Stier-Somlo. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn). 1917.

Die Zeit des Weltkrieges hat nicht nur eine umfangreiche Literatur über Fragen der auswärtigen Politik gezeitigt, auch zahlreiche innerpolitische Probleme sind von Berufenen und Unberufenen aufgeworfen und besprochen worden, desgleichen solche geistiger, religiöser und kultureller Art. Die Schrift von Kindermann will alle jene Fragen und Probleme wegweisend behandeln, eine Arbeit, die wohl von nur sehr wenigen, vielleicht von niemand erschöpfend und richtig geleistet werden kann. Der Versuch ist mißglückt, er ist ein Beispiel dafür, wie oft allzuviel unternommen und versprochen, aber nur unvollständig vollbracht wird. Kindermann sucht auf Grund der wichtigsten Entwicklungsstufen unseres Volkes auf geistigem, religiösem, sittlichem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete nachzuweisen, daß wir heute, während des Weltkrieges, in die Zeit der Meisterjahre eingetreten sind, daß wir uns jetzt als Meistervolk bewähren und unsere große Zukunft

sichern müssen. In diesen Ausführungen kann man ihm im allgemeinen beistimmen; wenig hingegen befriedigt der Hauptteil: „Die Ausgestaltung der Gesamtrichtung im Naturleben, Einzelleben, Volksleben, Völkerleben", der in zwanzig Kapitel gegliedert ist. Die Abschnitte sind fast ohne Zusammenhang geschrieben, machen den Eindruck von gelegentlichen Vorträgen und nicht eben tiefer schürfenden Aufsätzen, die sorglos aneinander gereiht sind; es kommen zahlreiche recht störende Wiederholungen vor, und was das schlimmste ist, die Lösungen der Probleme werden meist recht unklar angedeutet und münden in Gemeinplätze. Er empfiehlt zum Beispiel die innere Kolonisation, ohne auch nur einige der wichtigsten und umstrittensten Richtlinien zu befürworten oder abzulehnen, fordert die Beseitigung der Klassenjustiz, vergißt aber, genau anzugeben, wo und wie sie regiert, will, daß im Heere ein größeres Gewicht auf die Ausbildung der Selbstzucht und des Verantwortlichkeitsgefühls gelegt wird statt auf Drill und unbedingtes Gehorchen, setzt uns jedoch nicht auseinander, weshalb er das wünscht, was dem bisherigen System gefehlt hat, wie er sich das Bessere denkt. So reihen sich alte Schlagworte an Schlagworte, die in manchen Versammlungen noch immer zünden, aber den ernsten Leser nimmer befriedigen können. Das Buch Kindermann mit seiner immer wieder betonten „abwägenden, liberalen Richtung" enthält nicht den letzten Willen der Gefallenen, wie das der Untertitel wenig bescheiden verspricht; es ist ein mit viel Begeisterung, aber nicht hinreichendem wissenschaftlichen und politischen Ernste geschriebenes Werk, das zwar hie und da anregend wirken, aber — und dieser Schaden überwiegt den Nutzen weit — die schon leider allzusehr verbreitete Oberflächlichkeit in der Aufstellung und Beurteilung von Gegenwarts- und Zukunftsproblemen fördern kann.

Um so erfreulicher ist die Schrift des Bonner Professors des öffentlichen Rechts Stier-Somlo, eines weiteren Kreisen als wissenschaftlich und durchweg maßvoll bekannten Theoretikers der Politik. Er will vom Standpunkt des Gelehrten und Politikers „eine Reihe von Möglichkeiten weisen, für wichtigste Grund- und Zukunftsfragen Lösungen suchen". Die Schrift zerfällt in zwei Hauptabschnitte: „Wesen und Gegenstände der Politik" sowie „Die Tragweite des Politischen und seine treibenden Kräfte". In ruhiger und sachlicher Form, die freilich den liberalisierenden Standpunkt des Verfassers, jedoch ohne Aufdringlichkeit, verrät, zeigt er, was Politik ist, gibt eine der brauchbarsten Definitionen: „Politik ist vor allem die mit bewußtem Willen auf Gemeinschaftszwecke gerichtete schöpferische Tat für den Staat, die ihm eingegliederten Körperschaften, insbesondere die Gemeindeverbände und für die geschlossen gedachten Gesellschaftsklassen; sodann auf solche Tat gerichtete zielsichere Bestrebungen". Diese Definition ist auch für die Betrachtungsweise des Verfassers maßgebend, kennzeichnet die Motive, Träger und Ziele der Politik. Das weite Gebiet der inneren Politik wird sachkundig beschrieben, und anschließend werden genaue Verbesserungsvorschläge gemacht auf dem Gebiete der Verwaltung, der Gesetzgebung, der Sozialpolitik, der Selbstverwaltung. Trotz aller Anerkennung für unsere Verwaltung und vor allem für unsern Beamtenstand will Stier-Somlo eine Modernisierung, die der neuzeitlichen freiheitlichen Entwicklung entspricht, macht aller Beachtung werte positive Vorschläge. Sehr lehrreich sind die Ausführungen über Selbstverwaltung und über Kommunal- und Sozialpolitik; hier schöpft der Verfasser aus tiefem Wissen und aus reicher persönlicher Erfahrung; in seiner nebenamtlichen Stellung als Abteilungsdirektor der angesehenen Kölner Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung hat er sich längst als Autorität auf diesen Gebieten erwiesen. Die gleiche Anerkennung verdienen die Kapitel über das Völkerrecht der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, über auswärtige Politik und Diplomatie und die stetigen Hinweise auf Zusammenhänge zwischen innerer und äußerer Politik. Am Schluß seines Buches wünscht der Verfasser eine gründliche Politisierung unseres Volkes. Diese Politisierung, die Kenntnis der Voraussetzungen, Mittel und Wege einer segensreichen Politik, tut vor allem unseren sogenannten Gebildeten not, nicht zuletzt unseren praktischen Politikern, besonders den gewählten Volksvertretern. Der Verfasser scheut sich nicht, auch an ihren seitherigen politischen Leistungen Kritik zu üben. So heißt es zum Beispiel vom Reichstag mit Recht: „Man kann darüber gar keinen Zweifel hegen, daß die Militärpolitik des Reichstages den großen durch das Schicksal bestimmten Aufgaben des Deutschen Reiches in einem Kriege nicht gewachsen war". Wer durch das Studium von Roschers trefflicher „Politik" die Elemente und Hauptfragen der Politik kennen gelernt, wer in Treitschkes „Politik" unter Beiseitelassung des allzu Subjektiven und Temperamentvollen weitere Kenntnisse und Anregungen gefunden hat, für den ist das Werk Stier-Somlos die lang entbehrte, bis in die Gegenwart führende Ergänzung. Es steht turmhoch über den vielen einseitigen und von der Parteipresse so unsachlich gelobten oder getadelten Dutzendwerken der letzten Jahre. *μσ.*

Bismarck-Worte. Herausgegeben von Heinz Amelung. Eingeleitet von Erich Marcks. Mit drei Schattenbildern. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. 1918.

Es ist kein Beitrag zur Bismarck-Literatur im strengen Sinne, aber vielleicht das Buch, das die Zeit braucht. Sinnend blättert man in der geschickt getroffenen Auswahl, die alle Kurven und Windungen seiner Laufbahn berücksichtigt, oft rein temporär und doch wieder zeitlos ist und also auch ganz modern anmutet. Welche Fragen und Zweifel und Visionen tauchen nicht auf, wenn man liest: „Parlament und Presse halte ich für ein notwendiges Korrektiv der Regierung" oder: „Ich lasse mir von der Majorität des Reichstags nicht imponieren ... Ich habe mir ja von ganz Europa nicht imponieren lassen!" Mit Leichtigkeit ließe sich noch mehr zitieren, um eine erschütternde Aktualität zu beweisen, wertvoller jedenfalls, man läßt sich auch durch das übrigens mustergültige Stichwörterverzeichnis nicht dazu verleiten, sondern liest auch dies hübsche Brevier so, wie Bismarck gelesen sein will: sub specie aeternitatis. *ωχ.*

Briefe von und an J. M. R. Lenz. Gesammelt und herausgegeben von Karl Freye und Wolfgang Stammler. Zwei Bände. Leipzig, Kurt Wolff. 1918.

Es ist, als ob Goethes überragende Persönlichkeit die kleinsten Schatten seiner Zeitgenossen immer wieder verdrängen müßte; wie anders sollte man es sonst erklären, daß ein so goethefrommes Zeitalter erst jetzt allmählich dazu kommt, die literarischen Zeugnisse von allen den Personen in guten Ausgaben zu sammeln, die in Goethes Leben eine unvergeßliche Rolle gespielt haben. Vorangegangen in dieser rühmlichen Tätigkeit ist, wie in vielem anderen, auch da der Insel-Verlag. Er spendete in der anheimelnden Ausstattung der Originalausgabe eine Neuauflage von Klingers „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt"; wir danken ihm aber besonders auch die für die religiöse Stimmung der Zeit sehr instruktive Sammlung von Bekenntnissen, Schriften und Briefen der Susanna Katharina Klettenberg, Goethes „schöner Seele" (die Heinrich Funcke 1911 unter diesem Titel vorgelegt hat), und die Verlebendigung des geistreich-scharfen Merck, der in einer guten Auslese seines Tagebuches und seiner Briefe zu Worte kam. Das Interesse, das der damalige Herausgeber, Kurt Wolff, damit dem interessanten Ausschnitt deutscher Geistes- und Literaturgeschichte bewies, ist nun dem Lenz-Briefwechsel zugute gekommen, den sein Verlag in sorgfältigem Friedensgewande vorlegt. Im letzten Dezennium hat gerade Lenz zwar eine förmliche Auferstehung feiern dürfen; der Verlag Wolff, wie zuvor Georg Müller haben ihm je eine Ausgabe seiner Werke gegönnt, denen sich, mehr als eine Gabe für literarische Feinschmecker, insofern sie tiefen Einblick in die sozialen Strebungen der Zeit gab, die Veröffentlichung seiner Schrift über die Soldatenehen (ebenfalls durch Karl Freye) anreihte. Wenn jetzt auch seine Briefe in denkbar weitgehender Vollständigkeit, die uns (nach verschiedenen Fragmenten gebliebenen Anläufen, vor allem durch Jegor von Sivers) die opferfreudige, rastlose Umsicht von Freye und Stammler beschert, dargeboten werden, so hat diese Konzentration literarischen Interesses auf den früh vergessenen Balten darum doch gewiß keine Goethe abträgliche Einstellung der Kritik zu bedeuten. Wohl aber muß man in den stattlichen beiden Briefbänden künstlerisch wie menschlich die bildhafte Ausgestaltung dessen erblicken, was vor achtzig Jahren bereits in genialer Skizzierung Büchner geboten hatte. Wer darüber hinaus Sensationen erwartet, wird fehlgehen: Goethes Briefe an Lenz fehlen noch immer, auch Klingers Schreiben bleiben verschollen, und von seinen eigenen sind uns mit die wichtigsten entweder nur lückenhaft erhalten, oder wir müssen uns gar mit dem Echo aus Freundes Mund begnügen, daß er an „Zaubrer Goethes Busen" träumen durfte. Trotzdem fühlen wir erst jetzt die ganze Skala von Stimmungen und Empfindungen, den Reichtum seiner Absichten und Pläne dieses zarten Seelenmenschen, der Briefe schrieb so „warm, wie sie aus dem Herzen kommen", und dem die Unterredung das höchste Glück auf dieser Erde bedeutete. So versteht man, warum über allem Aufschluß, den sein und seiner Freunde Gedankenaustausch für die Struktur des Zeitalters bieten, das bleibendste an diesen Briefen, schmerzlich und köstlich zugleich, sein darin offenbartes Menschentum ist, das, durchsichtig und zerbrechlich, wie es war, tatsächlich zerbrechen mußte, weil es die übermenschliche Aufgabe sich gestellt hatte, Schönheit auf Wahrheit und Güte zu gründen. So hat sich ihm nicht vielleicht, sondern notwendigerweise die Glückseligkeit, um die er rang, nicht anders darstellen können denn als „Augenblick und Ruhepunkt, den man nimmt, um sich in neue Leiden zu verliefen". *ωχ.*

Horus Ring. Roman von Otto Flake. Berlin, S. Fischer.

Das Logbuch. Von Otto Flake. Berlin, S. Fischer.

In einer neuen Romanreihe des Fischerschen Verlages finden sich zwei Dichtungen von interessanter Gegensätzlichkeit nebeneinandergestellt, so daß man den Zufall preisen

darf, der hier vielleicht bloß nach dem äußeren Erfolg zu walten schien, als er „Horns Ring" an Hauptmanns Christus-Roman „Emanuel Quint" reihte. In Wirklichkeit gründet diese Nachbarschaft auf dem Umstand ihre tiefere Berechtigung, daß erst beiden Romanen zusammen die geschlossene Universalität unseres Zeitalters in dichterischer Spiegelung festzuhalten gelingt. Was Gerhart Hauptmann als Landsmann Jakob Böhmes rein esoterisch auszudrücken sich bestrebt hatte, das greift der Westdeutsche Flake in fast romanischer Eleganz zunächst von der äußersten Außenseite an und bietet in wetteifernder Geschäftigkeit mit dem ihn umgebenden Alltag eine solche Fülle bilderreichsten Lebens, daß man sich schier wundern muß, dieser staunenswerten Gestaltungskraft modernen Großstadtwesens noch nicht im Film begegnet zu sein. Dieses vielleicht nicht einmal eindeutig klingende Lob soll indes nicht dem technisch sicheren Schriftsteller gelten, der es meisterlich versteht, seinen Leser spannend und doch belehrend zu unterhalten und ihn jedwede Sensation ohne Überschwang oder Bitterkeit bis zur Neige auskosten zu lassen, um darüber den echten Dichter zu überhören, dessen Stimme uns nicht bloß aus vereinzelten feinsinnig-geistreichen Zwischenbemerkungen oder etwa aus den programmatischen Worten seines Malers Marrat warm entgegenklingt. Wenn bei Lesage der Teufel Asmodi seinem Erretter Don Cleophas die Dächer Madrids abhob, so dringen wir hier bis zu den Wohnungen des Geistes vor, zu dessen vielfältig verschlungener Struktur uns sein magischer Ring den Weg bahnt. So entsteht keine leere Hymne auf den Aufstieg Berlins, dessen Ruhm gesungen wird, sondern eine Dichtung, die sich das Wesen der Großstadt in der tragischen Schwere ihrer Problematik zum Gegenstand nimmt. Daß daraus ein farbensattes Bild von unserer Hauptstadt hervorgewachsen ist, soll nicht gering veranschlagt werden, wie denn ein künftiger Fortsetzer Gustav Freytags aus diesem Roman die besten Kulturzeugnisse für deutsche Leistung und deutsches Leben vor Ausbruch des Weltkrieges wird entnehmen müssen. — Das „Logbuch" erzählt von den Beobachtungen und Eindrücken, die Flake auf seinen Reisen nach der Türkei oder durch Frankreich, Belgien und Deutschland gewonnen hat. Es berichtet von „willkürlichen und bemerkenswerten" Dingen, von Natur und Kunst, merkwürdigen Einrichtungen anderer Völker und harmlosen Alltagsmenschen. Dennoch ist aus diesen Skizzen in ihrer Gesamtheit mehr als ein Buch voll unterhaltsamer Weltplauderei geworden, weil es Bekenntnisse und Aufschlüsse birgt, die aus dem Munde eines ernst an sich arbeitenden Künstlers wie Otto Flake doppelt bedeutsam erscheinen. *ωχ.*

Barmherziger Kaiser! Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. Sechstes bis zehntes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1916.

Joseph der Deutsche. Ein Staatsroman von Adam Müller-Guttenbrunn. Erstes bis zehntes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1917.

Der „Dichter des Banats", als welcher Adam Müller-Guttenbrunn bei uns im Reich bekannt geworden ist, verleugnet sich auch in diesen geschichtlichen Erzählungen nicht. Sie sind, wenn sie auch darüber hinausgewachsen sind, aus demselben Interessenkreis hervorgegangen. „Der große Schwabenzug" hatte die Einwanderung der Schwaben ins Banat geschildert, nun war das weitere Gedeihen ihrer Kolonien darzustellen. Dabei war nun eine gewisse Schwierigkeit zu überwinden. Die Geschichte der schwäbischen Kolonisten im achtzehnten Jahrhundert bietet kaum so viel Eigenes, daß sich daraus ein neues Kulturbild schaffen ließ, nichts grundsätzlich Neues ist in ihr Leben eingetreten, es handelt sich vielmehr nur um die Fortsetzung der dort, im „großen Schwabenzug", begonnenen Entwicklung: das wirtschaftliche Aufblühen der Gemeinden, das allerdings zeitweise mit manchen Feinden, wie dem armenischen Händlertum, der dummligen Verwaltung und anderen zu kämpfen hat. Wie diesen spröden Stoff meistern? Wie die Darstellung des bloß Zuständigen in Handlung umsetzen? Müller-Guttenbrunn setzte alle Hebel von außen an: er läßt als „Barmherzigen Kaiser" den Deutschen Kaiser das Banat bereisen. Da nun aber der Besuchende, der Träger der Handlung, kein gleichgültiger Mensch ist, sondern kein Geringerer als Joseph der Zweite, so kann es nicht fehlen, daß auch er den Dichter fesselt, und so erhält der „Roman" zwei Brennpunkte: die Zustände im Banat und den Charakter Josephs des Zweiten. Aus einem Schwaben-Buch wird immer mehr ein Joseph-Buch. Der werdende Joseph, der als Mitregent neben seiner großen Mutter steht und nichts weiter sein will als ein barmherziger Kaiser —, „die Menschheit schrie nach einem solchen, und er wollte sie erhören" — der sich als solcher wie seinen übrigen Untertanen, so insbesondere den Banater Schwaben gegenüber bewährt, das ist der dankbare Hauptgegenstand der Erzählung. Der zweite Band wird dann ausschließlich von der mit Liebe umfaßten Gestalt des Aufklärungskaisers beherrscht. *γγ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bartels. — Weltliteratur. Eine Übersicht, zugleich ein Führer durch Reclams Universal-Bibliothek. Von Adolf Bartels. Erster Teil: Deutsche Dichtung. 430 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Bichler. — Luther in Vergangenheit und Gegenwart. Von Franz Bichler. 239 Seiten. (Bücher der Stunde.) Regensburg und Wien, Friedrich Pustet.

Bischoff. — Gedanken zur „Neuen Wirtschaft". Einige Betrachtungen über Walther Rathenaus Zukunftspläne. Von Dietrich Bischoff. 164 Seiten. Berlin, Franz Wunder. 1918.

Bode. — Goethes Sohn. Von Wilhelm Bode. Mit sechzehn Bildnissen. 409 Seiten. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1918.

Buddhismus. — Neu-Buddhistische Zeitschrift. Die Zeitschrift der selbständig Denkenden. Herbstheft. 125 Seiten. Berlin-Wilmersdorf, Neubuddhistischer Verlag.

Endres. — Bosporuswellen. Ein Roman aus Konstantinopel von Franz Carl Endres. 6.—10 Tausend. 160 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1918.

Ernst. — Wie muß der Friede werden? Ein ernstes Wort an das deutsche Volk in zwölfter Stunde von E. W. Ernst, Brandenburg (Havel). Dritte Auflage. 32 Seiten. Bad Nassau (Lahn), Zentralstelle z. Verbreitung guter dtsch. Literatur. 1918.

Eucken. — Geistesprobleme und Lebensfragen. Ausgewählte Abschnitte aus den Werken Rudolf Euckens. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Otto Braun. Mit einem Bildnis Rudolf Euckens. 261 Seiten. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5993—5995.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Geffcken. — Die griechische Tragödie. Von J. Geffcken. Mit 5 Abbildungen im Text und auf einer Tafel. 116 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt 566.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1918.

Glaß. — Die stillen Wunder. Roman von Max Glaß. 319 Seiten. Leipzig, L. Staackmann.

Goth-Emmerich. — Licht im Leide. Von Luise Goth-Emmerich. 85 Seiten. Ludwigshafen a. Rh., L. Goth-Emmerich.

Groth. — Die Rosen eines Feldgrauen. Märchen von Eugen Th. Groth. 2. Auflage. 75 Seiten. Ludwigshafen a. Rh, L. Goth-Emmerich.

Halbe. — Gesammelte Werke von Max Halbe. Sechster Band: Die Tat des Dietrich Stobäus. Roman. 792 Seiten. München, A. Langen Verlag.

Händel. — Führer durch die Muttersprache. Von Dr. Oskar Händel, Oberlehrer am Realgymnasium zu Blasewitz. 173 Seiten. Berlin, Dresden, Leipzig, L. Ehlermann. 1918.

Hartmann. — Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man. Tagebuch eines Amerikaners. Von Dr. Charles L. Hartmann. 236 Seiten. Berlin, Paul Haupt. 1918.

Hartwig. — Die deutsche Weltmachtstellung im Stillen Ozean. Von Dr. Hartwig. 72 Seiten. (Unterm Eisernen Kreuz 1914—1918. Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank Verein der Soldatenfreunde. Heft 119/20.) Berlin W 35, Kameradschaft.

Haun. — Jugenderinnerungen eines blinden Mannes. Von Ernst Haun. Mit Geleitwort von Heinrich Lhotzky. 304 Seiten. Stuttgart, Robert Lutz.

Heubner. — Jakob Siemerings Erben von Rudolf Heubner. (Der heilige Gehn. Roman in 2 Teilen.) 2. Teil. 456 Seiten. Leipzig, L. Staackmann. 1918.

Isaël. — Brandenburg-Preußische Geschichte. Von Dr. Friedrich Isaël, Assistent am Kgl. Staatsarchiv in Magdeburg. I. Bändchen: Von den ersten Anfängen bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. 1740. 124 Seiten. II. Bändchen: Vom Regierungsantritt Friedrichs des Großen bis zur Gegenwart. 120 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt 440. 441.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916 und 1918.

Istel. — Das Kunstwerk Richard Wagners. Von Edgar Istel. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einem Bildnis Richard Wagners. 121 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt 330.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1918.

Jungnickel. — Jakob Heidebuckel. Von Max Jungnickel. 56 Seiten. Berlin-Schöneberg und Leipzig, Franz Schneider.

Kuh. — Das wahre Amerika. Von George Kuh. 38 Seiten. (Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen, 36. Heft.) Wien-Warnsdorf-Leipzig, Ed. Strache.

Kurth. — Zwischen Keller und Dach. Tierische Mitbewohner des Hauses. Von Dr. Fr. Kurth. 76 Seiten. (Gesellschaft der Naturfreunde.) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1918.

Lampel. — Heereszeppeline im Angriff. Geschildert von Leutnant Martin Lampel. 95 Seiten. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5996.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Loewenberg. — Kriegstagebuch einer Mädchenschule. Von Jakob Loewenberg. 139 Seiten. (Die Feldbücher.) Berlin, Egon Fleischel und Co.

Lüning. — Blühende Welt. Lieder und Balladen von Lüning. 77 Seiten. Papenburg (Ems), Heinrich Rohr.

Mackensen. — Wahrheit und Gesundheit in der Kunst. Vortrag, gehalten auf der Tagung des „Mitteleuropäischen Staatenbundes" zu Frankfurt a. M. am 31. Mai 1917 von Prof. Dr. h. c. Fritz Mackensen. 16 Seiten. (Kraft zum Siege. Gedanken für unsere Feldgrauen. Herausgegeben von F. W. Brepohl, Heft 12.) Bad Nassau, Zentralst. z. Verbreitung guter dtsch. Literatur. 1917.

Mann. — Betrachtungen eines Unpolitischen. Von Thomas Mann. 611 Seiten. Berlin, S. Fischer. 1918.

Marcuse. — Wandlungen des Fortpflanzungsgedankens und -willens. Von Dr. Max Marcuse in Berlin. 73 Seiten. (Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung, Band I. Jahrg. 1918/19, Heft 1.) Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag.

Meinhard. — Das Donauhaus. Roman von E. Meinhard. 224 Seiten. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge.

Meyrink und Roda-Roda. — Die Uhr. Ein Spiel in zwei Akten von Gustav Meyrink und Roda-Roda. 80 Seiten. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5992.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Mönckeberg. — Bürgermeister Mönckeberg. Eine Auswahl seiner Briefe und Aufzeichnungen herausgegeben von Carl Mönckeberg. 281 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1918.

Rohrbach. — Die alldeutsche Gefahr. Von Paul Rohrbach. 43 Seiten. (Der Tag des Deutschen. Schriftenreihe herausgegeben von M. Hobohm, Leiter der Deutschen Korrespondenz. Heft 10.) Berlin, Robert Engelmann. 1918.

Rothkirch v. Trach. — Gorlice-Tarnow. Unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet von Leonhard Graf v. Rothkirch Freiherr v. Trach, Oberleutnant d. Ref., damals I. Ordonnanzoffizier beim Stabe der 119. Inf.-Div. Mit 1 Reliefkarte u. 5 Kartenskizzen. 87 Seiten. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. 1918.

Schmitt. — Das Rätsel der britischen Volksseele. Von Dr. Lorenz Schmitt. 32 Seiten. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Schneider. — Die organische Lösung der Zeitfragen. Von Max Schneider. 49 Seiten. Augsburg, Selbstverlag. 1918.

Sonnleitner. — Die Höhlenkinder im Heimlichen Grund. Von A. Th. Sonnleitner. Mit sechs Vollbildern, zwei Plänen und zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen von Fritz Jaeger. 254 Seiten. (Kosmos, Gesellsch. d. Naturfreunde.) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Vom Weltkriege zur Weltrevolution.

Von

Richard Fester.

Ein Herz, glühend von großer Leidenschaft, ein Hirn kalt und klar, die Machtverhältnisse der Staaten besonnen erwägend: das ist die Stimmung der Seele, welche dem Patrioten ziemt in einer Nation, die um ihr Dasein ringt."
H. v. Treitschke, Bundesstaat und Einheitsstaat.

Der Zeiger der Weltenuhr ist durch die deutsche Novemberrevolution so gewaltsam vorgerückt worden, daß in dem Vorstellungsvermögen eines großen Teiles der Menschheit alle Zusammenhänge zerrissen erscheinen. Am 20. September sprach ich noch die Hoffnung aus, daß der Selbsterhaltungstrieb der Nation sie abhalten werde, den Ausweg aus dem Weltkriege durch die Kapitulation zu suchen, ohne dabei zu verhehlen, daß Heer, Flotte und Heimat noch die härteste Probe zu bestehen hätten. Am 18. Oktober hatten wir uns schon mit der Tatsache der halben Kapitulation abzufinden. Heute sind wir zwar im Begriff, mit unseren österreichischen Brüdern auf die Barrikade des Deutschtums zu treten, aber nach Wegwerfung der Waffen, die uns den Platz unter den Völkern der Erde sichern sollten. Das Deutsche Reich Bismarcks kündigt in seiner Sterbestunde sein erweitertes Selbstbestimmungsrecht an, während der internationale Sozialismus die rote Fahne des Aufruhrs gegen den kapitalistischen Imperialismus erhebt. Ehe noch in dem beendigten Riesenkampf der großen Mächte das letzte Wort gesprochen ist, erheben sich die von noch zäherem Machtwillen erfüllten überstaatlichen Gewalten der Internationale und des Kapitalismus zu neuen Schlachten. Auf den größten aller Weltkriege folgt statt des Friedens die Weltrevolution.

So unfaßlich diese sprunghafte Entwicklung der gequälten Menschheit erscheinen mag, so verdankt ihr doch gerade der augenblicklich auf den Urstaat der Familie zurückgedrängte Deutsche die Möglichkeit, Kämpfe, an denen er bisher mit Seele und Leib teilgenommen hatte, wie ein Schauspiel entfesselter Naturkräfte zu beobachten. Die Zeit, wo kein Politiker vermeiden konnte, den Andersdenkenden zu reizen, ist vorüber. Gegensätze der Überzeugungen verschwinden nicht, aber sie objektivieren sich. Wie in dem Aufruhr der Natur der Kulturmensch nach den in Blitz und Donner sich offenbarenden Naturgesetzen fragt, so müssen wir heute die in der Welt wirksamen Kräfte in ihrer Wechselwirkung betrachten, wenn wir uns ohne Kapitulation unseres Selbst behaupten wollen.

Während der Weltkrieg seine Schatten weit vorausgeworfen hat, ist die einen neuen Weltsturm entfesselnde deutsche Revolution über Nacht gekommen. Es mag ruhigeren Zeiten vorbehalten bleiben, alle Sturmzeichen zu sammeln und zu ordnen. Für heute genügt das Verhör einiger Zeugen. In seiner „Weltgeschichte" hat Dietrich Schäfer 1907 der Überzeugung Ausdruck gegeben, „daß in Deutschland die Monarchie viel zu fest begründet, Reich und Staat zu fest gefügt sind, als daß ihr Bau nach dem Rezept von 1830 oder 1848 gestürzt werden könnte". Daß seine Überzeugung einen inneren Vorbehalt hatte, der sich heute wie eine ernste Warnung liest, beweist allerdings ein Zusatz: Die Zeit — meinte er — wird über die Revolutionsromantiker hinweggehen, „wenn die, welche zum Regiment am Reich berufen sind, der Gefahr fest ins Auge sehen und ihre Mahnungen beherzigen". Um so zuversichtlicher erklärte noch 1914 Schäfers Berliner Antipode Hans Delbrück in seiner Vorlesung über „Regierung und Volkswille": „Weder läßt sich die preußische Armee von ihrem König noch der König von seiner Armee losreißen." Für ihn schien es damals ausgeschlossen, daß gegen Heer und Beamtentum „die Macht, die die Massen in sich tragen, aufkommen" könne. Auch in Frankreich war man weit entfernt, die Festigkeit der Schöpfung Bismarcks in Zweifel zu ziehen. Als nach den Zaberner Vorgängen und den stürmischen Reichstagssitzungen eine Umfrage, ob in Deutschland eine Revolution möglich sei, veranstaltet wurde, ist zwar mit gewohnter Disziplin das Zaberner Vorpostengefecht der französischen Propaganda als eine innere deutsche Angelegenheit behandelt worden, aber es war vollkommen aufrichtig, wenn eine Frage, die feindliche Hoffnungen in sich schloß, allseitig verneint wurde. Eine bemerkenswerte Ausnahme hat damals allein der Herausgeber der Halbmonatsschrift „La Revue" Jean Finot gemacht. An die Spitze seines Gutachtens stellte dieser aus Warschau stammende Jude die Leitsätze[1]: Les deux autocraties uniques qui fonctionnent encore dans le monde, celles de Saint-Pétersbourg et de Berlin, sont solidaires. La faillite de l'une entraînera forcément la disparition de l'autre. Les Romanoff et les Hohenzollern, ont les uns pour les autres les mêmes tendresses inévitables." Ob Finot den Sturz des Zarismus, den er wünschte, 1914 in nächster Zeit kommen sah, läßt sich nicht entscheiden. Darf man ihn beim Worte nehmen, so hat er nach Lage der Dinge damals nur mit der Möglichkeit gerechnet, daß der Sozialismus und der Pazifizismus im Laufe der Zeit den deutschen Militarismus ohne Revolution überwinden würden.

Der Ausbruch des Weltkrieges ließ auch die außerdeutschen Sozialisten an der Möglichkeit einer deutschen Revolution zweifeln. Die deutsche Sozialdemokratie erfüllte in ihren Augen nicht die Hoffnungen, die Karl Marx 1870 auf sie gesetzt hatte, als er in der Einigung der deutschen Stämme die Vor-

[1]) Leblond, En Allemagne une révolution est-elle possible? (Paris, A. Michel. O. J. S. 21.)

bedingung ihres gewaltigen Aufschwunges begrüßte. Der französische Sozialist La Chesnais[1]) erklärte noch 1915, die deutschen Genossen hätten die Internationale, deren geistige Führer gerade sie gewesen wären, durch Bewilligung der Kriegskredite gesprengt. Erst im September 1915 vereinigten sich in Zimmerwald bei Bern Sozialisten aller Länder, mit Ausnahme der von ihrer Regierung festgehaltenen englischen Genossen, zu einer neuen Kriegserklärung gegen den Krieg, die sich als das erste Sturmzeichen weniger der deutschen als einer Weltrevolution bezeichnen läßt.

Auch in diesem Manifeste[2]) vermißt jedoch der Historiker eine schon 1917 von mir angedeutete Beobachtung, die sich heute offen aussprechen läßt. Der moderne Staat ist aus einem Organismus eine ungeheure, überaus künstliche Maschine geworden. Wird diese Maschine mit allen ihren Schwungrädern und Treibriemen auf den Krieg eingestellt, so ergibt sich daraus eine noch schärfere Scheidung zwischen den Massen der Arbeiter und den Arbeitgebern mit ihren technischen Helfern als in Friedenszeiten. Arbeiter aber sind sowohl die Soldaten wie die in der Etappe und der Heimat tätigen Arbeitermassen. Die Streikgefahr ist daher für den Staat am größten, der die Maschine ausschließlich durch die Hände seiner eigenen Volksgenossen bedienen läßt. Auf meuternde Kolonialtruppen kann man schießen lassen. Ein Generalstreik des eigenen Volkes bringt nicht nur die Räder zum Stillstand, sondern zertrümmert das ganze künstliche Räderwerk des Staates. Von dieser Seite angesehen ist das deutsche Volk in Waffen nur so lange die Stärke Deutschlands gewesen, als die Reichsmaschine ohne innere und äußere Störungen arbeitete. Das Völkergemisch der Entente war kein Edelmetall, aber es besaß eine den Bruch verhütende Legierung, die uns fehlte. Nichtsdestoweniger hat gerade die Entente von vornherein das Ende mit der unausbleiblichen Abnutzung der Maschine im Auge behalten und ihren Sozialisten beharrlich die Pässe nach Stockholm und der Schweiz verweigert, während die deutsche Regierung sich damit tröstete, daß die Kriegsfeindlichkeit des Sozialismus bisher keinen nationalen Krieg verhindert habe[3]). Das Ende hat das kaiserliche Deutschland wohl ebenso gefürchtet wie die Entente, wie denn die Angst vor der Sozialdemokratie sein Tun und Lassen seit Bismarcks Sturz beherrscht hatte, aber in seinen Berechnungen spielte es keine Rolle, man müßte denn die planlose Öffnung aller Ventile als Zielbewußtsein deuten.

Die Tatsache des Weltkrieges beweist, daß dieses Urteil über das ancien régime in Deutschland nicht zu hart ist. Die Verantwortung für eine Welt-

[1]) Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion und die Kriegserklärung. Lausanne 1918. Das Original erschien 1915 in Paris bei A. Colin.

[2]) Einblattdruck. Unionsdruckerei Bern. Für die deutsche Delegation zeichneten Georg Ledebour und Adolf Hoffmann, für die russische unter anderen Lenin.

[3]) Ruedorffer (Riezler), Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart (Stuttgart 1914, Seite 178), der hier wohl die Anschauung der Regierung wiedergibt.

katastrophe ist niemals eine einseitige. Die weltpolitische Einkreisung des Deutschen Reiches und die Kriegslust Rußlands kann auch der Sieg unserer Gegner nicht auslöschen. Was man der Reichsregierung zum Vorwurf machen muß, ist die fehlende Einsicht, daß Deutschland mit seiner Sozialdemokratie nur einen lokalisierten nationalen Verteidigungskrieg wagen durfte, daß es dagegen die Belastung durch einen Weltkrieg, dessen Dauer nach allen geschichtlichen Erfahrungen eine längere sein mußte, nicht über ein gewisses Höchstmaß hinaus ertragen konnte. War schon die generelle Zustimmung zu dem im Wortlaut nicht vorliegenden Ultimatum Österreich-Ungarns an Serbien ein unverzeihlicher politischer Fehler, so wurde die letzte Gelegenheit, den Frieden zu retten, am 25. Juli 1914 nach Überreichung der serbischen Antwort versäumt. Obwohl Serbien, indem es das Ultimatum scheinbar annahm, seiner hinterhaltigen Politik die üblichen Hintertüren offen hielt, wäre es doch ein großer diplomatischer Sieg Österreich-Ungarns gewesen, wenn es von Deutschland dazu gezwungen die Antwort als Grundlage eines Vergleichs anerkannt hätte. Die Behauptung, daß Rußland trotzdem nach Vollendung seiner Rüstungen das Signal zum Angriff gegeben hätte, wird kein Historiker unterschreiben. Das Sprichwort „aufgeschoben ist nicht aufgehoben" hat in der Politik keine Geltung. Die kriegerische Spannung Rußlands konnte sich mit gleicher, wenn nicht größerer Wahrscheinlichkeit nach innen entladen, und dann verlosch in den inneren Kämpfen die Brandfackel, welche die in Frankreich und England bereit liegenden Pulverminen entzündet hat.

Da Graf Tisza ein stiller Mann geworden ist, wird sich schwer entscheiden lassen, wer in Österreich-Ungarn die Verantwortung für das den Bogen überspannende Ultimatum in erster Linie trägt. Die deutsche Regierung aber mußte wissen, daß ein Krieg ihres Verbündeten nicht zu lokalisieren sei. Sie durfte daher in Wien keinen Zweifel darüber lassen, daß die Monarchie, wenn sie sich bei der Antwort Serbiens nicht vorläufig beruhigte, auf deutsche Bundeshilfe auch gegen Rußland nicht zu rechnen habe. Nicht nur die Erkenntnis der Grenzen der eigenen Macht erforderte diesen Schritt. Auch die militärische Schwäche unseres Verbündeten drängte in dessen eigenstem Interesse dazu. Hat man in Berlin nicht gewußt oder gesehen, was sich doch eigentlich für jeden Politiker aus dem Nationalitätenhader der Monarchie und der damit zusammenhängenden Knauserei im Heerwesen ergab? Soviel ist gewiß, daß mit der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien am 27. Juli 1914 eine Lawine in Bewegung gesetzt wurde, die sich durch die nachträglichen aufrichtigen Friedensbemühungen der deutschen Regierung nicht mehr aufhalten ließ.

So kann man wohl sagen, daß der Krieg in der intellektuellen Führung schon verloren war, ehe er noch begann. Könnte das Maß der Kraftentwicklung allein den Ausschlag geben, so müßten wir ihn trotzdem gewonnen haben. Denn niemals hat eine Nation im Kampfe gegen eine Welt von Feinden

mehr geleistet. Erlegen sind wir schließlich der Koalition von Kraft und Intellekt, die uns selbst seit 1890 gefehlt hatte. Die Einsicht in das Arbeiterproblem, die England und Frankreich in der Behandlung ihrer Sozialisten bewiesen, offenbarten sie auch in der Verhängung der Hungerblockade. Wenn die gehässigsten unserer Feinde heute die Urheber des U-Bootkrieges vor einen Weltgerichtshof ziehen möchten, so sollten sie ihre Anklage viel mehr gegen jene Männer richten, die das deutsche Volk zum Hungertode verurteilt haben. Auch die Teilnahmlosigkeit der Vereinigten Staaten wird immer zum Himmel schreien. Politisch aber war die Blockade zweifellos die wirksamste Maßregel, die sich erdenken ließ, um die Massen in Deutschland in den Generalstreik zu treiben, den die Entente um jeden Preis im eigenen Lager zu verhüten entschlossen war. Bewahrte uns auch die „organisierte Hungersnot" vor dem Schicksal des Verhungerns, das über einige Landstriche unseres unorganisierbaren Verbündeten gekommen ist, so wurde doch die Volkskraft in einer Weise geschwächt, die ohne Beispiel in der Geschichte ist. Neutrale müssen den Eindruck von Gespenstern empfangen haben, wenn sie allen Schichten der Bevölkerung, vor allem unseren Frauen und Kindern, die Unterernährung der fettlosen Jahre im Gesicht ablasen. Wenn auch für Frontsoldaten und Schwerarbeiter besser gesorgt wurde, so kamen doch der Ersatz und die während des Krieges ausgehobenen jüngeren Jahrgänge bereits körperlich geschwächt an die Front. So sehr wir Ursache haben, Engländer und Franzosen um Eigenschaften zu beneiden, die sie ihrer langen Erziehung zum Einheitsstaate verdanken, so dürfen wir doch die Behauptung wagen, daß weder das englische noch das französische Volk vier Jahre ertragen hätte, was Deutschland mit unvergleichlichem Heldenmute ausgehalten hat. Besiegt aber hat uns der Hunger nicht. Die teuflischste aller kriegerischen Handlungen hat wohl den Grund zu dem Generalstreik der Novemberrevolution gelegt, aber sie würde ihn nie zum Ausbruch gebracht haben, wenn ihr nicht die russische Revolution zu Hülfe gekommen wäre. In der Vorgeschichte der Novemberrevolution spielt die Hungerblockade die Rolle der Einkreisung, die russische Revolution die Rolle der russischen Mobilmachung.

In jeder Revolution liegt eine Ansteckungsgefahr, aber nicht jede Revolution wirkt ansteckend. Zwischen dem spanischen Pronunziamiento von 1868 und dem Sturz des zweiten Kaiserreichs 1870 besteht kein Zusammenhang, und die Geburt der dritten französischen Republik hat ebensowenig wie der rasch unterdrückte Aufstand der Kommune weitere Kreise gezogen. Nur bei säkularer Betrachtung wird man von revolutionären Wellen reden können. Von 1789—1848 sind sie von Frankreich nach allen Himmelsrichtungen ausgeströmt. Seit dem Jahre der Paulskirche ist die Wellenbewegung mehr vom Osten nach dem Westen gegangen. Auf die sechsundzwanzig Jahre der ersten französischen Republik und des revolutionären Kaiserreiches folgten dreiunddreißig Jahre der heiligen Allianz, deren Grundgedanke die Solidarität aller

noch im ancien régime wurzelnden Dynastien gewesen ist. 1848 aber kreuzen sich in Deutschland bereits westliche und östliche Einflüsse. Der Stammvater der Bolschewisten Bakunin hoffte in Prag und Dresden den französischen Kommunismus noch übertrumpfen zu können. Die polnischen Führer und Teilnehmer der Aufstände in Berlin und Baden hatten es auf den Sturz des Zarismus abgesehen. Erreicht haben sie nur, daß sie den rein deutschen Charakter der nationalen Einheitsbewegung trübten und fälschten. Die russische Autokratie blieb auch nach 1848 das Rückgrat aller Monarchien. Erst der Krimkrieg hat die monarchische Hegemonie des Zaren Nikolaus des Ersten gebrochen. Sowohl für den polnischen Aufstand von 1862 wie für die Entwurzelung der Dynastien von Hannover, Kurhessen und Nassau im Jahre 1866 ist er die Voraussetzung gewesen. Nachdem Bismarck selbst revolutionäre Bahnen betreten hatte, schuf er einen neuen Hort der Monarchie in dem Kaiserreiche Wilhelms des Ersten, das die für das Preußen Friedrich Wilhelms IV. und für das verjüngte Österreich des Fürsten Schwarzenberg so charakteristische Anlehnung an die russische Autokratie entbehren konnte.

Finots Behauptung der Interessengemeinschaft der Dynastien Hohenzollern und Romanow war daher nicht zutreffend. Die entente cordiale des Zarismus und der französischen Republik hatte sie schon vor dem Anzünden der russischen Brandfackel widerlegt. Der Sturz der Romanows würde im Frieden oder nach dem Kriege die deutschen Dynastien ebensowenig entwurzelt haben wie der Sturz des letzten türkischen Autokraten Abdul Hamid oder der Mandschudynastie in China. So wie die Dinge im Juli 1914 lagen, hätte er vielmehr eine Entspannung der Lage zugunsten des Deutschen Reiches bedeutet. Für seine verhängnisvolle Weltwirkung wurde entscheidend, daß er während des Weltkrieges erfolgt ist. Eduard David hat noch am 6. Juni 1917 in seiner vor dem holländisch-skandinavischen Friedenskomitee in Stockholm gehaltenen Rede feierlich erklärt, daß die deutsche Sozialdemokratie in dem Verteidigungskrieg gegen den Vernichtungswillen der Entente mit gutem Gewissen hinter die am Kriege schuldlose deutsche Regierung getreten sei[1]). La Chesnais hätte von seinem Standpunkte recht, den deutschen Genossen Verleugnung ihrer internationalen Ideale vorzuwerfen, wenn nicht David in der nämlichen Rede verraten hätte, weshalb die Genossen, für die er sprach, im August 1914 auch mit dem Herzen für die nationale Verteidigung eingetreten waren. Der französischen Republik hatten sie stets ihr Bündnis mit dem tödlich gehaßten russischen Selbstherrscher vorgeworfen. David durfte sich auf August Bebel berufen, der „selbst noch die Flinte auf den Rücken nehmen wollte, wenn es einmal gelte, die Heimat gegen das russisch-französische Bündnis zu verteidigen". Nicht der Zwang des Nationalismus hatte das Augustwunder von 1914 bewirkt. Der linke Flügel der Sozialdemokratie kam nicht

[1]) Wer trägt die Schuld am Kriege? Berlin 1917. Verlag des Vorwärts.

zu Wort, als die Partei mit der Regierung, zu der sie bisher in Opposition gestanden hatte, ein Schutz- und Trutzbündnis schloß. Auch der Zusammenbruch der russischen Autokratie hat es noch nicht sogleich gelöst. Die imperialistische Grundursache des Krieges bestand ja in dem von England geleiteten Weltverteilungssyndikate fort. Aber es war doch unausbleiblich, daß die internationalen Ideale der Partei jetzt wieder stärker hervortraten und ihre Verständigungspolitik bestimmten, während sie im Reiche wie in den Einzelstaaten den Hebel zur eignen Machterweiterung mit gesteigertem Selbstgefühle ansetzte.

Abermals muß der Historiker feststellen, daß die kaiserliche Regierung ihr eigner Totengräber geworden ist. Nachdem sie den Ausbruch des Weltkrieges nicht zu verhüten vermocht hatte, sah sie sich vor die Aufgabe gestellt, unter Ausnützung unserer militärischen Erfolge einen Ausweg aus dem Labyrinth zu suchen. Die Ausschaltung Frankreichs war im September 1914 mißlungen. Größere Aussichten auf einen Sonderfrieden mit Rußland eröffneten sich seit dem Frühjahre 1915. Was in dieser Richtung geschehen ist, wissen wir noch nicht. Das aber steht heute schon fest, daß die Proklamation der polnischen Autonomie durch die beiden Kaiser den Friedensgedanken in Rußland erstickt und den Sturz des Zarismus beschleunigt hat. Berlin wich wie so oft in diesem Kriege vor Wien zurück. Das Drängen der galizischen Polen und das Schielen der Habsburger nach einer neuen Krone bestimmten auch die deutsche Politik. Einen Akt, den Rußland als neue Feindseligkeit ansehen mußte, glaubte die Reichsregierung dadurch unschädlich zu machen, daß sie die Führung übernahm. In Wahrheit hat sie damit den Knoten des Verhängnisses geschürzt. Mit Nikolaus dem Zweiten wäre ein dem Nikolsburger vergleichbarer Friede denkbar gewesen. Die Erhaltung der russischen Autokratie spielte dabei gar keine Rolle. Brach die Revolution nach dem Frieden in Rußland aus, um so besser für uns. Die Hauptsache wäre doch das Freiwerden gewaltiger militärischer Kräfte und die Erschließung 1916 noch nicht verschütteter Verpflegungsquellen gewesen. Erst der 5. November 1916 hat das Problem des Ostfriedens unlösbar gemacht. Mit den imperialistischen Kadetten und den bolschewistischen Weltrevolutionären war eine ehrliche Verständigung nicht mehr möglich. Politik und Kriegführung des Deutschen Reiches steuerten seit 1917 im Osten ins Uferlose hinaus. Die alte Erfahrung bestätigte sich, daß man, einmal auf der schiefen Bahn, immer weiter gehen muß. Was aber bei Karl dem Zwölften von Schweden, Napoleon dem Ersten oder neuerdings bei Wilson trotz alledem noch als Initiative erscheint, war auf deutscher Seite politische Schwäche.

Wie hätte sich die deutsche Sozialdemokratie diese Wendung entgehen lassen sollen. Die Zimmerwalder Richtung war schon seit 1915 an der Arbeit. Jetzt suchte auch der rechte Flügel der Partei die 1914 zerrissenen internationalen Fäden wieder anzuknüpfen. Davids Stockholmer Rede zeigte noch einmal das Bestreben, sich trotzdem hinter eine Regierung zu stellen, die

wie Friedrich Wilhelm der Vierte auf einer bekannten Karikatur beharrlich neben die Spuren Friedrichs des Großen trat. Mit dem Bankrott der politischen Führung Bethmann-Hollwegs begann ein Interregnum, das durch den Kampf um die Macht gekennzeichnet wurde. Neue Männer kamen ans Regiment, die an Ludendorff Anlehnung suchten, statt dem General die zielbewußte politische Ergänzung zu bieten, ohne die auch die genialste Kriegführung zur Unfruchtbarkeit verdammt ist. Die Mehrheit des Reichstags aber sah in Ermangelung eines persönlichen Führers alles Heil in dem Begriff des Parlamentarismus. Es rächte sich bitter, daß die Monarchie seit mehr als einem Vierteljahrhundert die ihr sonst eigentümliche Stetigkeit eingebüßt hatte. Der Sturmlauf gegen das persönliche Regiment, auf das kein Staat straflos verzichten kann, wurde zu einem immer weitere Kreise ziehenden offenen Kampf gegen die Person des Kaisers, der selbst ohne Führereigenschaften niemals einen Führer neben sich ertragen hatte. In dem Wunsche, aus dem Kriege herauszukommen, war die ganze Nation einig. Über den einzuschlagenden Weg herrschte auch in der parlamentarischen Mehrheit allgemeine Ratlosigkeit. Wer sich aus Patriotismus immer wieder hinter die Regierung stellte, tat es doch auch in dem niederdrückenden Bewußtsein, daß ihre Wege nicht seine Wege seien. So oft auch versichert worden ist: Hindenburg wird es machen, so stand doch dahinter nur die Hoffnung, aber nicht jener felsenfeste Glaube, den der Bismarckianer seit 1864 haben durfte. Die zersetzende Wirkung des Kampfes um das preußische Wahlrecht griff über die Grenzen Preußens hinaus. Hätte die Regierung das Wort des Königs auch nur so weit eingelöst, daß sie vor dem Kriege Jahr für Jahr dem mit Blindheit geschlagenen Abgeordnetenhause auf jeden abgelehnten Reformentwurf einen neuen vorlegte, so hätte ihr jetzt niemand nachsagen können, daß sie nur unter dem Drucke der russischen Revolution unfreiwillige Zugeständnisse mache. Der Entschluß, die Führung der inneren Reformen zu übernehmen, wurde, wie alle Entschlüsse des ancien régime, wie der volle Einsatz der U-Bootwaffe und Hindenburgs Ernennung zum Generalissimus, zu spät gefaßt. Trotz aller Parteizersplitterung zeichnete sich immer deutlicher das Bild der deutschen Demokratie von dem Hintergrunde der inneren Kämpfe ab. Der erste große Rückschlag mußte es enthüllen. Die Monarchie hat schon vor der Revolution ihre Sache verloren gegeben. Der Sieg des Parlamentarismus war zugleich ein Sieg der sozialistischen Mehrheit.

Unterdessen hatte die radikale Linke nicht gefeiert. Seit der Zimmerwalder Kundgebung wurde der Kampf gegen das „kapitalistische Junkerregiment" der Reichsregierung wieder aufgenommen. Ein Protest gegen den zweiten Winterfeldzug [1]) erklärte es für eine „dreiste Lüge, daß das Ausland keinen Frieden wolle". Der Appell an den Willen der Massen, der jeden

[1]) Ein Ende dem Winterfeldzug. Flugblatt.

Krieg unmöglich mache, enthielt noch nicht die Aufforderung, auf die Straße zu gehen, aber er bereitete eine Streikstimmung vor, die auch von der Tribüne des Reichstags bei jeder Gelegenheit genährt wurde. Von Tag zu Tag erweiterte sich der Spalt zwischen Mehrheit und Minderheit. Ein Flugblatt mit der Überschrift „Bilder ohne Worte" zeigt Rosa Luxemburg und Klara Zetkin im Gefängnis und darunter Scheidemann, David, Ebert und Schöpflin „als Gäste im kaiserlichen Hauptquartier". Während die sozialdemokratische Mehrheit im Reichstag das Heft an sich zu reißen suchte, wurde das Mißtrauen der Massen gegen ihre Führer geweckt. Noch geschah nichts von Bedeutung, aber es ließ sich nicht verkennen, daß die kleine Gruppe der unabhängigen Sozialisten, wenn es zu handeln galt, auf die größere und stärkere Gefolgschaft rechnen durfte.

So standen die Dinge, als die russische Revolution der Agitation der Unabhängigen einen neuen Impuls gab. Von einer höheren Warte mag man in der Verbrüderung der Gegner nach Eintritt der Waffenruhe einen Triumph der Humanität sehen. Vom militärischen Standpunkte erscheint sie nur unbedenklich, wenn der Krieg zu Ende ist, in einem Koalitionskriege also nach dem letzten Schuß. Die russisch-deutschen Verbrüderungen seit dem Frühjahr 1917 waren ein unbegreiflicher Fehler der Heeresleitung, den sie selbst am schwersten zu büßen gehabt hat. Wenn sie sich nicht ganz verhüten ließen, so hätten sie jedenfalls nicht gesucht werden dürfen. Das Heer ist ein Instrument der Politik, aber es ist selbst nicht politisch, und wenn man es doch zu politischen Zwecken gebraucht, so darf man sich über das Eindringen wesensfremder Elemente in sein festes Gefüge nicht wundern. Die erste Annäherung, durch Offiziere begonnen und von den Mannschaften aufgenommen, hatte noch den Zweck, den Kriegseifer der revolutionären Regierung durch Steigerung der Kriegsmüdigkeit des russischen Heeres zu bekämpfen. Bei der zweiten Verbrüderung mit dem abermals geschlagenen Rußland im Dezember 1917 hatte man sich bereits der bolschewistischen Friedenspropaganda zu erwehren. Mit erstaunten Augen sahen unsere Soldaten an der Ostfront ein über Nacht führerlos gewordenes Heer. Ihrer Gradabzeichen beraubte, von den Kameraden vergewaltigte Offiziere gaben einen Begriff von der unwiderstehlichen Macht der Masse. Der Arbeiterstreik war eine längst bekannte Sache. Der Soldatenstreik war etwas Neues, worin zum erstenmal zum Ausdruck kam, daß auch der an der modernen Kriegsmaschine beschäftigte Soldat nichts anderes als ein Arbeiter ist. Wenn auch die deutsche Disziplin äußerlich keine Lockerung erfuhr, so bereitete sich doch eine innerliche Wandlung vor. Auch die abschreckende Wirkung des Bolschewismus sollte freilich nicht ausbleiben. Die nur allzu zahlreichen Regimenter, die durch das unlösbar gewordene Ostproblem zurückgehalten wurden, fühlten sich nicht umsonst unter den verängstigten Randvölkern als das einzige feste Element der Zucht und Ordnung. Die zur Verstärkung der Westfront bestimmten Truppen-

teile brachten dagegen nach der Heimat und nach dem Westen einen neuen Geist mit. Wie täuschten wir uns doch alle, als wir hofften, daß jetzt auch im Westen die Bresche zum Frieden geschlagen werden könne. Die numerische Verstärkung bedeutete in Wahrheit eine Schwächung. Heimat und Osten fielen der Westfront, die heldenhaft jahrelang einer Übermacht standgehalten hatte, in den Rücken.

Wer die Geschichte dieser Wandlung schreiben will, darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sämtliche noch erhaltenen Flugblätter zusammenzustellen und, soweit es möglich ist, chronologisch zu ordnen. Ein festes Gerüst für die Datierung haben wir an den Kundgebungen der Bolschewisten, die trotz Beschlagnehmung und Vernichtung den Weg nach Deutschland fanden. In ihren Aufsätzen haben Lenin und Trotzki nie ein Hehl daraus gemacht, daß den Krieg der imperialistischen großen Mächte ein Krieg des internationalen Proletariats gegen die internationale Bourgeoisie ablösen müsse[1]). In ihren Manifesten[2]) forderten sie zur sozialistischen Weltrevolution auf, um „dem Arbeiterstand aller Länder einen gerechten und dauerhaften Frieden zu sichern und alle der Menschheit durch den Weltkrieg geschlagenen Wunden zu heilen".

Die deutschen Radikalen aber ließen es sich vor allem angelegen sein, ihre Landsleute über die Folgen eines Generalstreiks zu beruhigen. Schon im Sommer 1917, um die Zeit der Stockholmer Rede Davids, hatten in der Schweiz internierte deutsche Kriegsgefangene, oder wer sich sonst unter dieser Maske verbarg, den Kameraden von der Front und den Genossen in Uniform versichert: „An dem Tage, an dem der Berliner Zar gefallen ist, wird man uns in Paris und London, in New-York und in Rom ebenso lieben wie heute bei uns den russischen Arbeiter und Soldaten." Daß die Feinde Deutschland zerstückeln wollten, erklärten sie für Geschwätz. „Wir brauchen eine elsässische oder polnische Volksabstimmung über die Reichszugehörigkeit nicht zu fürchten, wenn die Junkerherrschaft fällt und diese Mitbürger frei und zufrieden sind." Auch in einem Aufruf an die Arbeiter zum Massenstreik aus dem Januar 1918 wurde auf das deutsche Gewissen noch eine gewisse Rücksicht genommen, die Lenins Radikalismus in seinen ganz international gedachten Revolutionserlassen grundsätzlich verschmähte. „Vor der deutschen Republik — hieß es darin — werden auch die jetzt von unserem Absolutismus und Imperialismus bedrohten Weststaaten unter dem Druck der Arbeiter dieser Länder sofort die Waffen strecken müssen. Die proletarische Revolution in Deutschland bedeutet die Arbeiterrevolution in der ganzen Welt."

[1]) Lenin und Trotzki, Krieg und Revolution. Schriften und Aufsätze aus der Kriegszeit. Zürich, Grütlibuchhandlung. 1918. — Trotzki, Von der Oktoberrevolution bis zum Brester Friedensvertrag. Prometeus-Verlag, Belp-Bern 1918. — Die Vorrede aus Brest-Litowsk vom 25. Februar.

[2]) Diese wie die deutschen Flugblätter in Originalen und Abschriften in der Kriegsliteratursammlung des historischen Seminars der Universität Halle.

Der rasch unterdrückte Arbeiterstreik des Januar ließ bereits das in der Revolution zu Tage tretende Kräfteverhältnis erkennen. Die Führung der Bewegung war ganz in den Händen der Unabhängigen, und zwar ihres rechten Flügels, da die Häupter der Spartacusgruppe, vor allem Karl Liebknecht, seit ihren verfrühten Aufruhrversuchen hinter Schloß und Riegel saßen. Die sozialdemokratische Mehrheit kopierte die Politik der Reichsregierung. Wie diese Österreich-Ungarn und die deutschen Parteien dadurch zu führen hoffte, daß sie sich jede ihrer Forderungen zu eigen machte, warf sie sich zum Anwalt der Massen auf, um nicht allen Einfluß zu verlieren. Was ihre Ermahnungen zum Maßhalten nie bewirkt hätten, erreichte die Zwangsgewalt des Staates. Die akut gewordene Gefahr ging noch einmal vorüber, aber die Agitation bewegte sich in den von den Unabhängigen gewiesenen Bahnen weiter. „Vor allem sorgt dafür — war in jenem Streikmanifest empfohlen worden —, daß die Kunde von dem Massenstreik auch an die Front, in die Schützengräben gelangt und dort einen mächtigen Widerhall findet, daß die Urlauber überall mit den Arbeitern gemeinsame Sache machen, die Streikversammlungen besuchen und an Straßenaktionen teilnehmen." Mit der sicheren Witterung, daß sich seit den russischen Verbrüderungen in der Seele des Soldaten eine innere Wandlung vollzogen habe, wurde jetzt der Arbeiter im feldgrauen Rock gegen das Offizierkorps als das Organ der kapitalistischen Herrenmenschen mobil gemacht. „Kameraden, erwacht!" beginnt eines jener für die Heimat und Etappe bestimmten Flugblätter. Die Offiziere haben „gute, reichliche Verpflegung, elegante Wohnung, Bekleidung und Beschuhung, dazu hohe Gehälter und Nebenbezüge und Vorrechte aller Art. Wir gemeinen Soldaten und Unteroffiziere werden erbärmlich gelöhnt, jammervoll verpflegt und bekleidet und hausen meist in elenden Quartieren. Gleiche Löhnung, gleiches Essen, und der Krieg wäre längst vergessen."

Der zu spät kommende Antrag der gleichen Verköstigung für Offiziere und Mannschaften und der Erhöhung der Löhnung gesteht einen wirklichen Mißstand zu. Seitdem die Hungersnot Leckerbissen zu Lebensmitteln degradiert hatte, war die Frage der Sättigung in der Heimat eine Geldfrage geworden. Der Kapitalist, der durch Kriegsgewinn und Schleichhandel Reichgewordene und der Arbeiter mit phantastischen Kriegslöhnen standen auf einer Stufe. Dem Arbeiter im Soldatenrock mußte seine kärgliche Löhnung als Hungersold erscheinen. In der Etappe, namentlich in Belgien, mochte sich auch im Offizierkorps jene widerliche Schaustellung des Luxus aufdrängen, die schon im Frieden der alten gut bürgerlichen Kultur unseres allzurasch zu Reichtum gelangten Volkes. einen Parvenucharakter verliehen hatte. Die Front aber kannte keinen Standesunterschied. Schon der Begriff des Unterstandes schloß Eleganz aus. Der Dreck des Schützengrabens überzog alle seine Bewohner mit der gleichen Kruste. Die demokratische Laus machte vor dem „Herrenmenschen" mit Rangabzeichen ebensowenig Halt wie vor dem gemeinen Sol-

daten aus dem Bürger- und Arbeiterstande. Der Offizier war hier wirklich nach der guten alten Tradition der führende Kamerad seiner Leute. Von allen Vorrechten blieb ihm nur das des Vorkämpfers, das ihn bei den Fliegern sogar zum einzigen Kämpfer machte.

An der Front ist denn auch jener Aufruf zum Klassenkampf abgeprallt. Die erste Frühlingsoffensive zeigte die Helden dreijähriger Abwehrschlachten auf der Höhe ihrer kriegerischen Leistungen. Die Verluste aber nötigten zur Auffüllung und zu Nachschüben. Eine Daueroffensive, wie sie später Foch wagen konnte, war nicht mehr möglich. Schon die Pausen gaben zu denken. Als die dritte Julioffensive zusammenbrach, weil die rechte Flanke des über die Marne vorgeschobenen Keiles dem zu erwartenden französischen Gegenstoße nicht standhielt, und als seit dem 8. August der allgemeine Rückzug begann, durchzuckte alle Deutschen die Ahnung einer Katastrophe. Die alten Westkämpfer bewährten sich auch jetzt noch. Einzelne Infanterieregimenter sind bis auf achtzig Mann zusammengeschmolzen [1]). Artillerie und Maschinengewehrkompagnien wetteiferten im Todesmut. Nur ihnen war es zu danken, wenn die Westfront langsam zurückweichend niemals auseinandergerissen und aufgerollt worden ist. Der Ersatz aber wurde immer schwerer aus der Heimat in die Etappe und von da an die Front gebracht. Während von der Küste bis zur Mosel mit größter Erbitterung um jeden Granattrichter gerungen wurde, verbreitete sich im gesamten Hinterland eine stille Verschwörung, die dem nächsten Generalstreik auch die Massen der Soldaten in Aussicht stellte. Noch wehrte sich jeder mannhafte Deutsche gegen Gerüchte und Verallgemeinerung in seinen Gesichtskreis tretender Tatsachen. Da aber, wo alle Fäden zusammenliefen, mußte man seit unserer Niederlage und ihrer immer sichtbarer werdenden Rückwirkung auf unsere Verbündeten mit der Tatsache rechnen, daß der Krieg weltpolitisch verloren sei.

Die Reichsleitung aber hatte niemals aus der Tatsache, daß wir einen Verteidigungskrieg führten, die unausweichlichen Folgerungen gezogen. Die Grundlage unserer Macht war die kontinentale Stellung, die wir Bismarck verdankten. Ihre Erhaltung und in günstigem Falle ihre Sicherung verbürgte uns auch den Wiedereintritt in die uns verschlossene größere Hälfte der Welt. Die weltpolitischen Verluste aber hatten schon am ersten Tage in den Kolonien begonnen. Es ist das ganz persönliche Verdienst Lettow-Vorbecks, daß er sich so lange in Ostafrika behauptet hat. Das Schicksal dieser Außenforts war schon dadurch besiegelt, daß sich die Reichsregierung auf die Neutralisierung des schwarzen Erdteils verlassen hatte. Gegen England konnten wir von vornherein nur Ausfallgefechte führen, in Vorderasien, im mittelländischen Meergebiet und in der Atlantik. Wie sehr wir dabei Gefahr liefen, unsere Kräfte zu verzetteln, hat der Ausgang bewiesen. Verunglückte englische Ex-

[1]) Erzählung eines Mitkämpfers vom Reserve-Infanterieregiment Nr. 66.

peditionen konnten von der Flotte der Entente wieder an Bord genommen werden. Unseren zu Lande weit über Europa vorgeschobenen Truppen drohte im Falle unserer Niederlage die Gefahr, abgeschnitten zu werden. Weder in Mesopotamien noch in Palästina oder zuletzt im Kaukasus durften wir hoffen, eine Macht tödlich zu treffen, die sich auf Indien, Ägypten und die von ihr beherrschte See stützte. Schon vor dem Falle Bagdads konnten wir nicht mehr erwarten, als England mürbe zu machen, durch den U-Bootkrieg und durch kontinentale Siege, die ihm die Verfügung über die Küstenländer des Mittelländischen Meeres genommen hätte. Seit dem August war es auch damit vorbei. Wenn wir uns an Schelde und Maas bis zum Eintritt der Winterpause behaupteten, war es nicht ausgeschlossen, daß die Lebensmittel- und Kohlenkrisis der Entente England andere Saiten aufziehen ließ, aber doch erst, wenn wir bereit waren, unwiederbringliche Verluste anzuerkennen.

Das Auswärtige Amt hatte es jedoch niemals verstanden, Gewinn und Verlust des Krieges an sich zu bewerten. Das Verlangen nach einem vergrößerten afrikanischen Kolonialreiche hatte es 1911 nach Agadir geführt und von einer friedlichen afrikanischen Enteignung Portugals und Belgiens mit Zustimmung Englands und Frankreichs träumen lassen. Obwohl der Rohstoffmangel des Krieges bewies, daß uns auch Mittelafrika von dem Handel mit den Hauptrohstoffgebieten der Welt nicht unabhängig machen würde, hielten Bethmann Hollweg und seine Nachfolger mit Zähigkeit daran fest, den kolonialen Verlust durch den kontinentalen Gewinn wieder beizubringen und selbst in Gewinn zu verwandeln. In Belgien haben sie nie etwas anderes als ein Kompensationsobjekt gesehen. Wenn ihnen auch nicht entging, daß England die Sicherung seiner Verbindung mit Indien durch eine gewaltige See- und Landbrücke erstrebte, so überhörten sie doch die in jener Erkenntnis enthaltene Mahnung, die eigene kontinentale Sicherung allen anderen Erwägungen vorangehen zu lassen. Die Verbindung Englands mit Indien konnten wir mit unseren Machtmitteln stören, aber nicht zerstören. Die kontinentale Sicherung im Westen wäre wohl erreichbar gewesen, wenn wir mit Nikolaus dem Zweiten 1916 einen Verzichtfrieden schlossen und die Sicherung im Osten der Weiterentwicklung der inneren Verhältnisse Rußlands überließen. Unsere diplomatische Operationsbasis war das im Herzen Europas eingebettete Deutsche Reich. Zwangen Rückschläge zum diplomatischen Rückzuge, so hatte er mit der Räumung der Außenforts zu beginnen. Die Reichsleitung aber schlug den umgekehrten Weg ein. Die Räumung und die bedingungslose Wiederherstellung Belgiens war schon in den öffentlichen Friedenserörterungen versprochen, als der Reichsvizekanzler v. Payer in seiner Stuttgarter Rede vom 12. September noch einmal die Freiheit der Meere und Meeresstraßen forderte, obwohl die Berichte aus Bulgarien schon voraussehen ließen, daß auf den Verlust der Kolonien und Bagdads unsere Aus-

schließung vom Mittelländischen Meere folgen werde. Statt den Engländern, die durch Balfour wiederholt auf den Busch klopften, zu sagen, wir geben den Kampf gegen euer Weltreich auf und werden wegen der Kolonien mit uns reden lassen, wandten wir uns am 5. Oktober an Wilson und machten durch Annahme der vierzehn Punkte die vier Jahre lang ruhmreich in Feindesland verteidigten Grenzen des Reiches zum Gegenstand internationaler Verhandlungen.

Lloyd Georges Absicht war es immer gewesen, uns niederzuboxen. Der Pariser Feldzugsplan, alle Transporte zugunsten der amerikanischen Verstärkungen ruhen zu lassen, zielte dahin. Ende September schien der Endsieg schon auf dem Marsche zu sein. Aber auch die amerikanische Gefahr war für England näher gerückt. Die amerikanische und japanische Konkurrenz von 1918 stellten die deutsche Konkurrenz von 1914 in den Schatten. Zwischen der Scylla des Panamerikanismus und der Charybdis des Bolschewismus stand Deutschland. Warum sollte der Gegner von heute mit seiner geschonten Kriegs- und Handelsflotte nicht der Bundesgenosse von morgen werden? War eine Einigung Europas unter Englands Führung ebenso aussichtslos wie die Einigung unseres Erdteils gegen die angelsächsische Welt? Was uns Wilson nutzen konnte, hatte er bereits als Gegner durch seinen Protest gegen den Handelskrieg in Aussicht gestellt. Um so größer war die Gefahr, auf dem Wege über Washington bis hinter 1772 zurückgeworfen zu werden, während sich der Friede über London vielleicht durch entschlossenen Rückzug auf 1871 noch erkaufen ließ.

Wir wissen nicht, ob in dem Kriegsrat vom 2. Oktober der Weg über London überhaupt erörtert worden ist. Die verhängnisvolle Anregung, es mit Wilson zu versuchen, scheint von Burian ausgegangen zu sein, der sich auf seine Einladung zu freien Konferenzen überall einen Korb geholt hatte. Prinz Max von Baden[1]) geht in seinem Rechenschaftsbericht über diesen Punkt hinweg. Neigung zur amerikanischen Illusion war ja bei Hertling schon vorhanden gewesen. Hat er oder sein Nachfolger sich die Anregung Burians zu eigen gemacht? Die Hoffnung des Prinzen, durch Wilson die englischen Friedensfreunde an den Konferenztisch zu bringen, und sein Glaube an den Völkerbund sprechen nicht dafür, daß er auch in der Frage des Friedensangebots als Kanzler nur einer gebundenen Marschroute gefolgt ist. Für die Folgen der amerikanischen Illusion trägt er jedenfalls die volle Verantwortung. Das Ersuchen um sofortigen allgemeinen Waffenstillstand, das am 2. Oktober im Mittelpunkte der Beratungen stand, hat er dagegen widerwillig von dem Kriegsrat übernommen.

„Eines Mannes Rede ist halbe Rede, man soll sie billig hören beede." Daß Ludendorff die Forderung gestellt und bei dem Kaiser, Hindenburg,

[1]) Preußische Jahrbücher, Novemberheft. Vgl. auch „Deutsche allgemeine Zeitung", Nr. 584 (16. November 1918).

Graf Hertling, Hintze und Graf Roedern durchgesetzt hat, steht wohl fest. Über seine Motive sind wir, so lange er nicht selbst gesprochen hat, auf Mutmaßungen angewiesen. Die militärische Lage war anfangs Oktober schwarz. Der gewaltige Ansturm auf Cambrai zwang nicht nur unsern hart bedrängten rechten Flügel zum Rückzug auf Lys und Schelde, sondern bedrohte auch die Rückzugslinie selbst. Acht Tage später war die Gefahr durch den nachhaltigen Widerstand bei Cambrai abgewendet. Am 2. Oktober mußte vielleicht mit der Abdrängung und Kapitulation eines Teiles der Westfront gerechnet werden. Von einem Waffenstillstand aber war doch nur dann eine Erleichterung und die Abwendung einer Katastrophe zu erwarten, wenn der Gegner sofort darauf einging. Waffenruhe pflegt jedoch in solchen Fällen die Kapitulation einzuleiten. Das französische Heer entging bei Sedan durch die Waffenruhe vor der Waffenstreckung der Vernichtung. Stand es bei Cambrai so schlimm, daß der verzweifelte Entschluß gerechtfertigt schien, um einen Teil des Heeres zu retten, das Deutsche Reich selbst der Gefahr einer Katastrophe auszusetzen? Oder ist es Ludendorff erst jetzt zum Bewußtsein gekommen, daß er des Heeres nicht mehr Meister sei und nach einem Durchstoßen der Front bei Cambrai den allgemeinen Zusammenbruch zu gewärtigen habe? Und wenn der Feldherr unter der Wucht der Hiobsposten wie Benedek vor Königgrätz die Nerven verlor, wo waren die Staatsmänner, die ihm vorhielten, daß bei Sedan das französische Heer kapitulierte, weil es tatsächlich eingeschlossen war, nicht weil es die Einschließung befürchten mußte? Wie konnten auch die vier anderen Berater des Monarchen und vor allem der Kaiser selbst so die Nerven verlieren, daß sie das Friedensangebot durch die Bitte um Waffenstillstand recht eigentlich erschlugen? Aber auch Prinz Max ist dem deutschen Volke noch die Antwort schuldig auf die Frage, weshalb er in seiner Kanzlerrede am 5. Oktober mit keinem Worte andeutete, daß seine schon abgegangene Note an Wilson außer dem Friedensangebot auch das Ersuchen um sofortigen Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft enthielt. Wahrhaftig, nicht das deutsche Volk, sondern seine Regierung hat zuerst kapituliert.

Was nützte es, daß der neue Kanzler am 5. und am 22. Oktober[1]) die nationale Verteidigung in Aussicht stellte, ja daß er den Geist Fichtes beschwor

[1]) Am 5. Oktober: „Ich weiß, daß es (das Ergebnis des Friedensangebotes) Deutschland fest entschlossen und einig finden wird — sowohl zu einem redlichen Frieden ... als auch zu dem Endkampf auf Leben und Tod, zu dem unser Volk ohne eigenes Verschulden gezwungen wäre, wenn die Antwort der mit uns im Kriege stehenden Mächte auf unser Angebot von dem Willen, uns zu vernichten, diktiert werden sollte." Am 22. Oktober nicht ohne Zweideutigkeit über die Möglichkeit, „daß die feindlichen Regierungen den Krieg wollen und daß uns keine andere Wahl bleibt, als uns zur Wehr zu setzen ... Wenn diese Notwendigkeit eintritt, so habe ich keinen Zweifel, daß die deutsche Regierung im Namen des deutschen Volkes zur nationalen Verteidigung auf-

für den Fall, daß unsere Feinde sich ihre Bedingungen von Vernichtungswillen diktieren ließen. Auf eine Wendung des Kriegsglückes durch ein letztes Aufgebot hat wohl niemand mehr gehofft. Nur damit wurde noch gerechnet, die Front bis zum Winter zu halten. Dann hätten sich auch in den Ländern der Entente die Folgeerscheinungen der monatelangen Zurückhaltung aller Zufuhr bemerkbar gemacht und zum Frieden gedrängt. Unser ganzer Mittelstand, verarmt und ausgehungert wie er war, wartete nur auf das Stichwort von oben, um sein Letztes zu opfern. Die Bedingungen des Waffenstillstandes hätten, wenn sie bald nach dem 5. Oktober bekannt wurden, einen Aufruf wohl entbehrlich gemacht. An der Front und in der Heimat würden noch einmal die Wellen der nationalen Empörung alle Volksgenossen mit fortgerissen haben. Wenn die Sozialisten der Zimmerwalder Richtung ihre Gefolgschaft nicht verlieren wollten, galt es also zu handeln. Während die neue Regierung die Parole ausgab, mit den Äußerungen nationalen Unwillens noch zurückzuhalten, damit das Echo auf ihren Aufruf um so elementarer wirke, wurde die Streikstimmung namentlich bei den Ersatztruppenteilen verschärft. Der Ankündigung der nationalen Verteidigung antwortete die Bereitschaftstellung. Die Parole ist offenbar schon im Oktober ausgegeben worden[1]). Der Beginn der eigentlichen Verhandlungen, sei es über den Waffenstillstand oder über den Frieden, war das gegebene Signal der Militärrevolution.

Es gehört zu den vielen Kriegslegenden, daß die kriegführenden Mächte durch eine weitverzweigte Spionage über die Vorgänge hinter der Front des Feindes ausgezeichnet unterrichtet gewesen seien. In Deutschland hätte es nicht einmal der Spionage bedurft. Im feindlichen Ausland redete man möglichst wenig von sich und möglichst viel von uns. Auf unserer Seite war es gerade umgekehrt. Trotz Zensur redeten wir den ganzen Tag von uns und viel zu wenig von unseren Feinden. Bei einiger Vertrautheit mit den deutschen Verhältnissen ließ sich unserer Presse entnehmen, wie es eigentlich um uns stand. Wie man uns wünschte, bewiesen die zahllosen von Fliegern der Entente hinter der Westfront abgeworfenen Flugschriften. Ihre Berechnung auf die Schwächen des deutschen Volkscharakters setzte nähere Bekanntschaft voraus. Wie nahe wir vor dem Zusammenbruch standen, hat der Verband trotz alledem nicht geahnt. Wilsons Noten und die Bedingungen des Waffenstillstandes für Österreich-Ungarn und Deutschland sind in ihrer ausgesuchten Grausamkeit ein sprechendes Zeugnis, daß man unserer Widerstandskraft zutraute, wir könnten uns noch einmal vom Verhandlungstische zum

rufen darf . . . Wer sich ehrlich auf den Boden des Rechtsfriedens gestellt hat, der hat zugleich die Pflicht übernommen, sich nicht kampflos einem Gewaltfrieden zu beugen".

[1]) Ledebours Enthüllungen über die Vorgeschichte („Vossische Zeitung" Nr. 602 vom 25. November) beziehen sich nur auf die Tage vom 5. bis 9. November.

Kampfe erheben[1]). Was sie von den eigenen Truppen nach einer Waffenruhe nicht mehr erwarteten, mußte auf unserer Seite verhütet werden. Auch wenn wir die Bedingungen zurückwiesen, erfüllten sie ihren Zweck, die Entente stärker erscheinen zu lassen, als sie nach den vorausgegangenen mörderischen Kämpfen vor Anbruch des fünften Kriegswinters tatsächlich war. Unsere Front hielt stand. Das lehrte jeder weitere Kampftag. Indem man sie schätzte, überschätzte man ihren Rückhalt an der Etappe und Heimat. Nur so erklärt es sich, daß die Vereinigten Staaten, wie Lansing am 23. Oktober noch einmal erklärte, mit den militärischen Beherrschern und monarchischen Autokraten Deutschlands nicht verhandeln wollten, sondern Übergabe verlangten. Wilson hat wirklich angenommen, „daß das deutsche Volk keine Mittel habe, die Unterwerfung der Militärbehörden des Reiches unter den Volkswillen zu erzwingen". Er hat den „beherrschenden Einfluß des Königs von Preußen auf die Reichspolitik" wirklich für ungeschwächt gehalten. Die Versicherungen der neuen Volksregierung fanden keinen Glauben, weil man die inneren Wandlungen unseres Volkes nicht bemerkt und begriffen hatte. Die westlichen Demokratien glaubten noch immer, daß sie es mit der konstitutionellen Monarchie zu tun hätten, und übersahen die schon am 20. Oktober im Rohbau vollendete deutsche Demokratie. Vor allem Wilson würde sich sonst gehütet haben, auch gegen diese den Sturmbock anzusetzen. Er wollte uns mürbe machen, aber er dachte nicht entfernt daran, der sozialistischen oder gar der proletarischen Republik in Deutschland Geburtshelferdienste zu leisten. In seinem Buche über den Staat hatte er einst gelehrt[2]): „Die Forderungen der Sozialisten kann die Gesellschaft nicht bewilligen, wenn sie am Leben bleiben will." Jetzt hatte sogar der Bolschewismus in Rußland Gestalt gewonnen und drohte auch Deutschland zu ergreifen, wenn sich die deutsche Demokratie nicht befestigen konnte. Es wird wohl auf die Warnungen der besser unterrichteten Entente zurückzuführen sein, daß Lansing am 5. November auf die Forderung einer vertrauenswürdigen deutschen Volksregierung nicht zurückkam, aber die bei Marschall Foch hinterlegten Bedingungen des Waffenstillstandes verrieten doch die den eigenen Versicherungen des Präsidenten hohnsprechende Tendenz, nicht das Recht, wie das neue Deutschland es wollte, sondern den Zwang, wie ihn Amerika und seine Verbündeten im Sinne hatten, das Geschick der Menschheit bestimmen zu lassen[3]).

[1]) Waffenstillstand sollte nach Wilsons Vorschlag den Verbündeten die unbeschränkte Macht sichern, die „Einzelheiten des von der deutschen Regierung angenommenen Friedens zu gewährleisten und zu erzwingen". Lansings Note vom 23. Oktober. Norddeutsche Allgemeine Zeitung Nr. 546.

[2]) Zuletzt 1894. In der deutschen Übersetzung (Berlin-Leipzig), S. 476.

[3]) In einer Werberede für die dritte Kriegsanleihe in Baltimore hatte Wilson erklärt, es handele sich darum, „whether Right as America conceives it or Dominion as Germany conceives it shall determine the destinies of mankind".

So hat gerade das letzte an die falsche Adresse gerichtete Friedensangebot wesentlich dazu beigetragen, der Revolution den Weg freizumachen. Auch die entschlossene Proklamierung des Selbstbestimmungsrechtes Großdeutschlands wäre eine Revolution gewesen. Der Bismarck, der dazu imstande war, und die Barrikade, auf die er treten konnte, haben uns im Oktober gefehlt. Das Postulat kann deshalb nicht untergehen. Die Revolution der unabhängigen Sozialdemokratie schlug andere Bahnen ein. Die Hochseeflotte wartete nicht einmal das Signal der Führer ab. Jahrelang hatte sie unter dem gleichen Zwange wie die Westfront gestanden, aber in näherer Fühlung mit dem Heimathafen als mit dem Feinde. Die Folgen hatten sich bereits im August 1917 gezeigt. Jetzt genügte der Befehl zum Auslaufen, den Matrosenstreik zum Ausbruch zu bringen. Die Zumutung, durch einen Vorstoß nach der flandrischen Küste dem rechten Flügel unserer Westfront seinen Rückzug zu erleichtern, war nicht größer als der Einsatz von Reserven zur Aufnahme und Rettung hartbedrängter Kameraden. Die der Heeresleitung untergeschobene Absicht, unsere Flotte lieber zu opfern, als auszuliefern, ist eine Revolutionslegende, die schon wegen ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit den Tag ihrer Geburt nicht überlebt hat. Isoliert wäre der Matrosenstreik als Meuterei erschienen. Erst seine Fortpflanzung verbürgte Straflosigkeit und Rechtfertigung. Die ganze Marine stellte sich den Leitern der Revolution als Streikapostel zur Verfügung. Am 7. November wimmelte es in allen größeren Städten des Reiches von Matrosen. Am 9. November brach in der Heimat und Etappe der allgemeine Soldatenstreik aus, um sich in den folgenden Tagen auch nach der Front zu verpflanzen. In dem Augenblicke, als im Walde von Compiègne Fochs Offiziere unseren Unterhändlern die Bedingungen des Waffenstillstandes vorlasen, zerbrach das Instrument, das uns erlaubt hätte, auf den Stillstand verzichtend die Friedensaktion fortzusetzen.

Die Frage nach den Ursachen der unfaßlichen Wendung durfte im Oktober aus politischen Gründen noch zurückgestellt werden. Heute ist sie zum Ausgangspunkt aller sich um Sein oder Nichtsein drehenden Gedanken geworden. Wir würden einer schwarzverhangenen Zukunft wie Blinde entgegenschreiten, wenn wir ihre Beantwortung nicht versucht hätten. Die Ausführung des Bildes mag einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Daß es in der Hauptsache treu ist, verbürgt das Zerreißen aller sonst die Zeitgeschichte verhüllenden Schleier. Der Charakter der Novemberrevolution wäre ohne ihre Vorgeschichte unverständlich. Die Zukunft darf man heute, wie jüngst gesagt worden ist, dem Wahrsager überlassen. Die miteinander ringenden Kräfte aber können nur auf dem Wege, den wir gegangen sind, richtig erfaßt und abgeschätzt werden. Es ist zugleich der einzige Weg, der aus dem deutschen Hexenkessel zwischen Abgrund rechts und Abgrund links wieder zu jener Höhe des Standpunktes führt, die der Deutsche als Sieger im Kampf der Geister behaupten muß, wenn er nicht an dem Individualismus seines Wesens ersticken soll.

Die deutsche Demokratie hatte bereits im Oktober gesiegt. Auch der sozialistische Einschlag war schon durch die Aufgaben der Friedenswirtschaft gesichert. Ein parlamentarisch gewordener Kaiser und König unterschied sich wie der König von England nur durch den Namen und die Erbfolge von dem Präsidenten einer Republik. Die völlige Mediatisierung der Bundesfürsten und der in Wien postulierte Anschluß der Republik Deutschösterreich drängten zum sozialdemokratischen Einheitsstaate. Auch der Ruf nach einer konstituierenden Nationalversammlung war schon erhoben worden, als die Revolution der nationalen Bewegung eine internationale Wendung gab. Durch die Entwicklung, die wir beobachtet haben, war es der unabhängigen Sozialdemokratie geglückt, die Massen der Arbeitersoldaten hinter sich zu bringen. Vergeblich hatte die sozialdemokratische Mehrheit in Erkenntnis der Gefahr in letzter Stunde zu bremsen gesucht. Scheidemanns Brief an den Reichskanzler und das dem Kaiser gestellte Ultimatum waren weit mehr ein Ausdruck ihrer eigenen Bedrängnis als ihres Machtgefühls. Indem sie aus der Reichsregierung austrat, ermöglichte die Mehrheit wenigstens ihre Wiedervereinigung mit dem abgefallenen linken Flügel, aber sie konnte nicht verhindern, daß die tatsächliche Macht an den Vollzugsausschuß des Soldatenrates überging. Der militaristische Charakter der Revolution bewirkte es, daß die aus je drei Vertretern der beiden Richtungen gebildete provisorische Regierung durch Molkenbuhr und Richard Müller noch mehr in Schatten gestellt wurde, als die kaiserliche Reichsregierung durch die oberste Heeresleitung. In die Hände der Soldaten war das Schicksal Deutschlands gelegt.

Alles kam jetzt also auf die Weiterentwicklung des Verhältnisses der Streikführer zu den streikenden Massen an. So gering die Aussichten des Bolschewismus in Deutschland auch sein mochten, so wußten doch Karl Liebknecht und die Seinen als gelehrige Schüler Lenins und Trotzkis, wo man den Hebel ansetzen muß. Freilassung der Gefangenen schuf den Kern einer roten Garde. Störung der Versorgung mit Lebensmitteln und mit Kohlen trieb das Volk zur Verzweiflung. Steigerung des Wirrwarrs erhöhte die allgemeine Panik. Zu alledem waren höchstens im Kriege verwilderte jüngere Jahrgänge und in russischer Gefangenschaft verdorbene Elemente zu brauchen. Die überwältigende Mehrheit der Soldaten hatte aus tiefer Kriegsmüdigkeit gestreikt und lehnte den Krieg gegen die bürgerliche Ordnung und die Vergewaltigung aller nicht zum Arbeiterstande gehörigen Deutschen entschlossen ab. Auch der Wunsch Haases und seiner Freunde, die konstituierende Nationalversammlung im Interesse einer gründlichen Sozialisierung Deutschlands möglichst weit hinauszuschieben, findet ein immer schwächeres Echo. Nicht nur der Partikularismus im sozialistischen Gewand empört sich über die Tyrannei Berlins. Auch das Feldheer, das die heimatlichen politischen Kämpfe nie begriffen hatte, stellt sich hinter den in den ersten Tagen der Revolution beiseite geschobenen rechten Flügel der provisorischen Regierung.

Noch läßt ſich nicht überſehen, ob die Radikalen in den Soldatenräten kampflos das Feld räumen werden. Auch die Bedingungen des Waffenſtillſtandes hängen wie eine unheilſchwangere Wetterwolke über unſerem Vaterland. Aus dem Gewirr der Stimmen tritt mißtönig der alte deutſche Geiſt der Verneinung hervor. Aber die Magnetnadel weiſt doch, ohne ſich ablenken zu laſſen, zu der zweiten Paulskirche, die der zweiten Revolution Deutſchlands das Siegel aufdrücken ſoll.

Auch die Anfangsrichtung der revolutionären Wellen läßt ſich bereits erkennen, ohne daß man daraus ſichere Schlüſſe auf die Zukunft ziehen dürfte. Die Prophezeiung der Anſtifter des Generalſtreiks, daß die internationale Revolution ſofort den Imperialismus zur Niederlegung der Waffen zwingen werde, hat ſich nicht erfüllt. Zu Verbrüderungen haben es die ſtarken Regierungen der Entente nicht kommen laſſen. Wie ſie die Gefahr des Bolſchewismus einſchätzen, läßt eine Unterredung des ſelbſt der Arbeiterpartei angehörigen engliſchen Miniſters Clynes mit Harald Begbie erkennen[1]). Seine Sorge ſind die Vierundzwanzigjährigen. Dieſe hätten vier Jahre lang unter ganz unnatürlichen Bedingungen gelebt, mit hohen Löhnen und in einer völlig künſtlichen Welt, unter böſen moraliſchen Einflüſſen. Sie hätten geſehen, daß in vielen Fällen der Arbeitgeber mit ſchamloſer Unehrlichkeit handelte, daß Selbſtſucht überall die Geſetze umging. Der junge Arbeiter, der das mit anſah und darüber nachdachte, ſei, ohne daß er es merkte, ein Zyniker geworden. Von dieſen jungen Leuten hätten ſie Schlimmes zu erwarten. Hier ſieht man die Maſſe vor ſich, die nur ihres Lenin harrt, um ſich auf die bürgerliche Geſellſchaft zu ſtürzen. Die ſozialiſtiſche Mehrheit aber hat in England wie in Frankreich nicht erſt der Schule des Krieges bedurft, um ſich zu nationaliſieren, weil ſie nicht wie die deutſche Sozialdemokratie von einem jungen Staate übernommen wurde, ſondern in einem ſeit Jahrhunderten geſchloſſenen Einheitsſtaate aufgewachſen iſt. Ein gewaltiger Ruck nach links wäre in den Ententeländern auch ohne die deutſche Revolution zu erwarten geweſen. Die ungeheuerliche Verſchuldung Europas zwingt es zu einer tief einſchneidenden Sozialiſierung ſeiner Wirtſchaft. Ohne ſchwere Erſchütterungen wird ſie ſich nirgends vollziehen. Wie in den Machtkämpfen des Imperialismus wird der Staat, der zu führen verſteht, ſie am eheſten ſiegreich überwinden. Das alte Europa ſteht am Anfange einer Entwicklung, die als die Sozialiſierung der Nationalitäten charakteriſiert werden darf. Die beiden Aufgaben der politiſchen und wirtſchaftlichen Selbſtbeſtimmung fallen für Großdeutſchland zuſammen. Sie werden nur dann gelöſt, wenn eine ſtarke Hand den Druck der ihrer Macht bewußt gewordenen Maſſen in beide parallele Richtungen lenkt.

(Abgeſchloſſen am 27. November 1918.)

[1]) „Daily Chronicle“ vom 16. November 1918.

Der Charakter der englischen Politik[1].

Von

Philipp Hiltebrandt.

Es wäre töricht, wollte man in der Geschichte der englischen Politik nichts anderes, als ein einziges Gewebe von Lüge, Gewalttat und Grausamkeit erblicken und sie mit dem zu Tode gehetzten Worte vom perfiden Albion abtun. Ein Weltreich wie das englische, das größte, das die Sonne je sah, konnte nicht mit lauter moralisch verwerflichen Eigenschaften begründet werden. Nur ein politisch so hoch begabtes, mit einer ungeheuren nationalen Energie ausgestattetes Volk, wie das englische es ist, vermochte ein solches Riesenwerk zu vollbringen. Die politische Klugheit und die zähe Energie der englischen Staatsmänner, der wagemutige Unternehmungsgeist der englischen Kaufleute, die Kühnheit und Geschicklichkeit der englischen Kapitäne und Matrosen haben neben den anderen großen Eigenschaften des englischen Volkes in erster Linie zu dem stolzen Bau des britischen Imperiums beigetragen. Im wesentlichen ist die angebliche englische Perfidie ein gesunder und kluger nationaler Egoismus, den die übrigen Völker, statt ihn zu schmähen, sich in vieler Hinsicht zum Vorbild nehmen und mit gleicher Kraft und Klugheit dem englischen entgegensetzen müssen, wenn sie sich in ihrer Existenz, Freiheit und Selbständigkeit neben dem englischen Weltreiche behaupten wollen.

Diejenige Weltanschauung, die in erster Linie dazu beitrug, die englische Nation moralisch zu ihrer Rolle als Weltvolk zu befähigen, ist die Religion des kalvinischen Puritanismus. Der Führer der englischen Puritaner, Oliver Cromwell, war zugleich auch der Begründer der englischen Weltmacht. Die puritanische Religion hat im siebzehnten Jahrhundert das gesamte englische Leben umgestaltet und aus dem Merry Old England Chaucers und Shakespeares das von dem religiösen und nüchternen Geiste des Puritanismus durchsetzte England des Holyday gemacht. Sie hat, zusammen mit der insularen Lage Englands, der englischen Politik ihren eigentümlichen Charakter und ihre Methoden gegeben. Die religiöse Sprache und die Formen sind zumeist geschwunden, aber der puritanische Geist, der Cant, ist ihr geblieben. Der angelsächsische Charakter fand nach seiner nüchternen und aktiven Seite

[1] Aus dem noch vor Weihnachten in unserem Verlage erscheinenden Buche „Das europäische Verhängnis. Die Politik der Großmächte, ihr Wesen und ihre Folgen." Von Philipp Hiltebrandt.

hin in dem Puritanismus eine adäquate und seiner Mentalität wahlverwandte religiöse Form: dieser sammelte und disziplinierte die gewaltigen Lebenstriebe der jungen englischen Nation, die in Gefahr waren, in dem überschäumenden und zügellosen Treiben des Merry Old England politisch nutzlos vergeudet zu werden. Er schuf im Innern Englands gesellschaftlich streng gebundene Verhältnisse, vollendete die politisch freie Entwicklung Englands und trieb die aus der Vermischung dreier Eroberervölker, der Kelten, Angelsachsen und Normannen, entstandene englische Nation auf die Bahnen wirtschaftlicher, maritimer und kolonialer Expansion. Denn Macht und Reichtum mußten schon aus religiösen Gründen von dem Puritaner mit aller Kraft erstrebt werden, da nach der kalvinischen Lehre Gott den Prädestinierten bereits auf Erden sichtbarlich auszeichnete, und Armut ein deutliches Zeichen dafür war, daß die Strafe Gottes für ewig auf dem Betreffenden ruhte. Welchen Antrieb diese Anschauung für die Ausbildung des englischen Kapitalismus und für die englische Expansion bedeuten mußte, ist ohne weiteres klar.

Vor allem aber trug der Puritanismus dazu bei, in der englischen Nation die notwendige psychologische Voraussetzung für ihre Weltmission, den Glauben an ihr Auserwähltsein, zu entwickeln. Die unvergleichlich gut geschützte und strategisch glänzende Lage der britischen Inseln, der infolge der törichten Selbstzerfleischung der europäischen Völker vielfach mühelos erreichte Erwerb der Herrschaft über die Meere und die reichsten Länder der Erde, die freien Institutionen des englischen Staates und die hervorragenden körperlichen und geistigen Eigenschaften der angelsächsischen Rasse haben dieses Bewußtsein im Laufe der Zeiten dem Engländer vollends in Fleisch und Blut übergehen lassen. Was den übrigen Völkern als englische Heuchelei erscheint, bildet für ihn meist eine wirkliche innerliche Überzeugung, ja eine Selbstverständlichkeit: er ist, gerade wie der Franzose, im Gegensatz zu dem kosmopolitisch erweichten Deutschen fest davon durchdrungen, der Welt die größte Wohltat zu erweisen, wenn er sie der englischen Herrschaft und dem englischen Einfluß unterwirft. Zur Zeit des Überfalles auf die Burenstaaten konnte deshalb der höchste Geistliche Englands, der Erzbischof von Canterbury, das Wort verkünden, „daß der Ruf, der in Jesu Namen an die Menschheit ergangen sei, sich besonders an das englische Volk richte, denn es gäbe ja kein anderes, das solche Möglichkeiten besitze, den anderen Völkern die Wahrheit zu lehren". Und ein englischer Gelehrter meinte zur selben Zeit: „Warum sollten wir in unserem England nicht ein modernes Israel wiedererkennen, mit dem Gott einen Bund geschlossen und dem er die besondere Aufgabe vorbehalten hat, ein auserwähltes Volk zu sein vor anderen auf Erden? Gibt es einen Menschen, der so blind ist, daß er diese Aufgabe Englands in der Welt nicht erblicken kann?"

Aus diesem, hauptsächlich durch den Puritanismus eingepflanzten Glauben an die Weltmission des englischen Volkes ergab sich die unerschütterliche Über-

zeugung von dem absoluten Rechte Englands, die die Engländer beseelt. Zwischen der Moral und der Größe Englands schuf der Puritanismus eine Art von prästabilierter Harmonie. Nach seiner Auffassung stehen Moral und englisches Interesse, wie in zwei kommunizierenden Röhren, immer genau gleich hoch. Statt von den englischen Interessen zu reden, kann der englische Staatsmann deshalb, ohne in bewußte Heuchelei zu verfallen, immer von den großen Prinzipien sprechen. Der Sinn für die Imponderabilien, der die englische Politik in so hohem Maße auszeichnet und sie erst zu einer wirklichen Realpolitik macht, hat in dieser Anschauung ihren letzten Grund. Sie veranlaßte die englischen Staatsmänner von selbst dazu, in jedem allein in egoistischem Machtinteresse geführten Kriege immer wieder die Verkündigung des Kampfes um die höchsten Güter der Menschheit in den Vordergrund zu schieben und auf diese Weise auf die öffentliche Meinung der Welt zu wirken. Ohne es zu wissen, haben sie deshalb beständig die Lehre Machiavellis beherzigt, der dem Politiker riet, „nie etwas aus seinem Munde gehen zu lassen, was nicht ganz Mitleid, ganz Treue, ganz Menschlichkeit, ganz Redlichkeit, ganz Frömmigkeit erscheine, da die Menschen im allgemeinen mehr nach den Augen als nach den Händen urteilten, weil jedem zu sehen gegeben sei, zu fühlen aber wenigen."

Man war ferner, ohne sich selbst untreu zu werden, in der Lage, fortwährend mit den einzelnen Prinzipien zu wechseln. Die großen Grundsätze der Religion, Demokratie und Nationalität haben nur dann einen Sinn, wenn sie sich mit dem Machtinteresse Englands decken: denn die Größe des englischen Weltreiches ist und bleibt das allen übergeordnete oberste moralische Prinzip und die eigentliche Religion des englischen Volkes. Nur so war es möglich, daß England, ohne sich eines Widerspruches bewußt zu werden, im Laufe der Neuzeit bald für, bald gegen dasselbe Prinzip fechten konnte. Nachdem man im sechzehnten Jahrhundert im Namen des Protestantismus die „papistischen" Spanier bekämpft hatte, verbündete man sich im siebzehnten mit dem katholischen Frankreich zur Niederwerfung des protestantischen Hollands. Als die amerikanischen Neuengland-Staaten sich im Namen der Freiheit und der Demokratie gegen das englische Mutterland erhoben, trug man kein Bedenken, die Rothäute gegen die religions- und blutsverwandten amerikanischen Freiheitskämpfer zu hetzen. Als die französische Revolution den Kampf für die großen Prinzipien der modernen Demokratie begann, erklärte die englische Regierung wörtlich: „Wir sind berechtigt, alle Völker und alle Stämme aufzureizen, um jene pestilenzialische Verbreitung von Meinungen zu unterdrücken, die sonst das Menschengeschlecht vertilgen würden." Wie im Weltkriege die „antidemokratischen" Deutschen, so nannte sie damals die demokratischen Franzosen „die nichtswürdigste aller Nationen. Sie würdigen den Namen Mensch noch mehr herab als die wildesten, nach Menschenblut lechzenden Rassen. Es sind Elende, deren Namen aus dem Verzeichnis des

Menschengeschlechts ausgelöscht werden müssen". Und als das demokratische Frankreich, nicht zum wenigsten unter dem englischen Drucke, unter Napoleon dem Ersten zum Militärdespotismus überging, verkündete man, ungeachtet, daß man eben das kleine Dänemark militärisch aufs brutalste vergewaltigt hatte, den Kampf für die Freiheit der Nationen gegen die französische Zwingherrschaft. „Wir kämpfen," so erklärt ein Manifest der „Kaufleute, Bankiers und anderer Bewohner Englands", „um die ganze Erde vor dem barbarischen französischen Joche, vor dem militärischen Despotismus zu bewahren. Wir kämpfen für die Unabhängigkeit aller Nationen, selbst derjenigen, die gegen unser Schicksal am gleichgültigsten oder verblendetsten eifersüchtig sind." Und während es heute für die Freiheit der kleinen Staaten zu kämpfen vorgibt, erklärte vor noch nicht zwanzig Jahren der englische Premierminister Salisbury, um den geplanten Überfall auf die Burenstaaten zu rechtfertigen, es sei „eine historische Notwendigkeit, daß die großen Staaten immer größer und die kleinen immer kleiner würden".

Ist die englische Nation das auserwählte Volk Gottes, so sind alle ihre Feinde Feinde der göttlichen Weltordnung. Infolge dieser Anschauung gewinnt jeder Konflikt, in den England mit einer anderen Macht gerät, für den Engländer sofort eine moralische Färbung: er ist ein Kampf des Guten mit dem Bösen, des Rechts und der Gerechtigkeit mit dem Unrecht.

Dieser durch den Puritanismus verhärtete, in seiner Art grandiose Glaube an das eigene Recht und das fremde Unrecht, der dem in seinem politischen Denken so zerfahrenen deutschen Volke im Grunde genommen vollständig fehlt, dieser großartigste Spleen der englischen Denkungsart verlieh der englischen Nation eherne nationale Geschlossenheit und beseelte sie mit jener unerbittlich-unbarmherzigen Energie des Kampfes, die nicht eher ruht, als bis der Gegner, moralisch und militärisch zerschmettert, am Boden liegt. Denn der Puritanismus stellt in letzter Linie nichts anderes als die Religion des Militarismus dar. In seinem Ausläufer, der Heilsarmee, hat er den Kampf gegen das Böse selbst bis in alle Einzelheiten sogar in militärischen Formen organisiert. Er erfüllte die englische Nation mit einer latenten militaristischen Mentalität, die, äußerlich zunächst wenig in Erscheinung tretend, in Wirklichkeit aber weit eingewurzelter und weit intensiver als diejenige ist, die das Preußentum dem deutschen Charakter in oberflächlicher und darum aufdringlicher Weise aufzuprägen vermochte. Der Geist, der in den Knock-out-Reden der heutigen englischen Staatsmänner zutage tritt, ist, seiner religiösen Hülle entkleidet, derselbe Geist, der Cromwell und seine Reiter, die „Iron-Sides", erfüllte und diese veranlaßte, in ihren Feinden die Feinde des Volkes Israel zu erblicken, die, wie die gottlosen Amalekiter, mit der Schärfe des Schwertes getroffen und vernichtet werden müssen. Deshalb hat England noch jeden Krieg mit Haßgesängen gegen die „Moral Insanity" seiner Feinde begonnen und gegen alle Nationen, mit denen es in Kampf geraten, stets beinahe rein

automatisch mit einer gewissen Naivität die Anklage genau derselben Schandtaten und Verbrechen erhoben, zuerst gegen die Spanier, dann gegen die Holländer und Franzosen, ferner gegen die Nordamerikaner, die Russen und schließlich gegen die Deutschen. Niemals wäre ein englischer Staatsmann dazu imstande gewesen, einen Krieg, bei dem es sich um die Existenz Englands handelte, mit einem dreifachen Eingeständnis des Unrechts zu beginnen, wie es von deutscher Seite zu Anfang des Weltkrieges in noch dazu völlig unberechtigter Weise geschah. Obwohl für die Vergewaltigung Dänemarks keiner von den absolut zwingenden Gründen wie für den deutschen Einmarsch in Belgien vorlag, erklärte Canning in voller Übereinstimmung mit der Regierungspartei und der Opposition am 5. Februar 1808 im englischen Unterhaus: „Wird irgend jemand behaupten wollen, daß wir im Augenblick unmittelbarer Gefahr, als es darauf ankam, Gefahren abzuwenden, die unsere Sicherheit und Existenz bedrohten, auf Maßregeln, die durch Klugheit und Politik geboten waren, hätten verzichten sollen, um nach unserem Niedersinken den Trost zu haben, daß wir die Autorität des Herrn von Pufendorf, das heißt das Völkerrecht, für uns anrufen könnten?"

Im Bewußtsein der Gerechtigkeit seiner eigenen Sache hat England alle seine Kriege, einmal im Kampf, mit rücksichtsloser Aufwendung aller Mittel geführt. Die Salus publica und das, was Gambetta einmal die Souveraineté du but genannt hat, ist dann für die englischen Staatsmänner und Politiker immer das oberste Gesetz gewesen. „Zwischen der Revolution von 1688 und der Schlacht bei Waterloo kann man rechnen, daß wir sieben große Kriege geführt haben, von denen der kürzeste ungefähr zwölf Jahre dauerte. Von 126 wurden 64 Jahre, also mehr als die Hälfte, in Kriegen zugebracht. Die Ausdehnung Englands war kein ruhiger Prozeß, sondern vielmehr ein aktives Prinzip der Friedensstörung, eine Ursache von Kriegen, die sowohl an Größe, wie an Zahl nicht ihresgleichen hat... Man kann gewiß nicht sagen, daß die englische Politik sehr durch Gewissensbisse gedrückt wird, aber sie ist gescheit, entschlossen und erfolgreich, moralische Vortrefflichkeit ist schwerlich eines ihrer Merkmale." Mit diesen Sätzen hat der berühmte Historiker der englischen Expansionspolitik, Seeley, ihren Charakter geschildert. Sie hat stets und überall nach dem Ausspruche des Earl Suffolk vom November 1777 gehandelt, der damals erklärte: „Wir sind hinlänglich gerechtfertigt, wenn wir alle Mittel gebrauchen, die Gott und die Natur in unsere Hände gegeben hat." Durch einen unumschränkten und rücksichtslosen Kaperkrieg legte England im sechzehnten Jahrhundert die ersten Grundlagen zu seiner heutigen maritimen Größe. Die Merchants Adventurers, eine königlich privilegierte Aktiengesellschaft für Seeraub und Handel mit ihren wagemutigen Kapitänen Francis Drake, Walter Raleigh, John Hawkins und Howard, waren die Begründer der Seestellung Englands. Sie fingen mitten im Frieden die spanischen Silberflotten ab, brandschatzten die westindischen und amerikanischen

Kolonien des spanischen Weltreiches und steckten im Hafen von Cadix einen großen Teil der spanischen Handelsflotte in Brand. Schon König Wilhelm der Dritte berief sich auf „das Recht der Kanonen". „Das Wesen des Krieges ist Gewalt, Mäßigung im Kriege ist Schwachsinn, zivilisierte Kriege gibt es nicht. Meine Maxime ist: Schlage zuerst, schlage hart, schlage überall hin." So verkündete vor wenigen Jahren der Oberstkommandierende der englischen Marine, Lord Fisher. Um den nachrückenden Franzosen die Verpflegung zu erschweren, ließ Wellington bei seinem Rückzug auf Torres Vedras die Fluren des befreundeten Portugals aufs furchtbarste verheeren. Die aufständischen Nordamerikaner wurden mit allen Mitteln einer barbarischen Kriegsführung erbarmungslos bekämpft. Ein Mitglied des Parlaments suchte damals aus den Rechtsphilosophen Grotius und Pufendorf zu beweisen, daß das Niederbrennen unbefestigter Städte vollständig im Einklang mit den völkerrechtlich anerkannten Grundsätzen der Kriegsführung stehe, weil jene doch „Pflanzschulen von Soldaten" seien. Bereits im Jahre 1793 hat man den Versuch gemacht, ein ganzes Land mit Greisen, Frauen und Kindern dem Hungertode auszusetzen, um es, da die übrigen Mittel versagten, auf diese Weise auf die Knie zu zwingen. Damals erklärte der englische Minister Pitt: „Frankreich müsse von der Handelswelt abgeschnitten und behandelt werden, als ob es nur eine einzige Stadt und ein einziger Hafen wäre und diese Stadt blockiert und ausgehungert würde zu Wasser und zu Lande." Da man wohl wußte, welche Bedeutung der Schrecken für die Aufrechterhaltung der englischen Herrschaft in halbzivilisierten oder barbarischen Ländern hat, so hat man vor seiner Anwendung niemals Bedenken getragen. Ohne Erbarmen ließen die englischen Generale nach der Niederwerfung der indischen Nationalbewegung die gefangenen Inder vor die Kanonen binden und in tausend Fetzen zerreißen. Lord Kitchener befahl, den Leichnam des Mahdi von Khartum aus dem Grabe zu nehmen und zu enthaupten. Lord Cromer ließ Ägypter, die sich aus religiösen Gründen an englischen Offizieren vergriffen hatten, öffentlich auspeitschen und tagelang zum abschreckenden Beispiel am Galgen hängen. Jene politische Unmoral, die in Deutschland bei der Behandlung des Falles Peters zutage trat, wäre in England unmöglich gewesen.

Aus der, der englischen Politik zugrunde liegenden, puritanischen Grundanschauung erklärt sich auch die Behandlung, die England jederzeit den Neutralen zukommen ließ. Waren die Feinde verhaßt, so blieben die Neutralen verachtet. Denn sie standen nach englischer Auffassung dem Kampfe zwischen dem Guten und dem Bösen, zwischen der Gerechtigkeit und dem Unrecht aus feigem Opportunismus gleichgültig gegenüber. Der englische Puritaner erinnerte sich da des Spruches der ihm besonders teuren Offenbarung Johannis: „Sei entweder kalt oder warm, da du aber lau bist, so will ich dich ausspeien." Mit ihnen ist England deshalb stets auf das

rücksichtsloseste verfahren. „Der Unterschied zwischen Freunden und Neutralen," so belehrte Pitt den spanischen Gesandten, „ist sehr groß, der zwischen Feinden und Neutralen aber sehr klein. Der geringste Zufall, ein unbedeutender Anlaß, ein leichtes Mißtrauen, ein Irrtum selbst kann genügen, um diesen Unterschied vergessen zu machen." Mit vollem Recht glaubt man ihnen gegenüber das Völkerrecht außer Kraft setzen zu können. Als das neutrale Dänemark sich weigerte, seinen einträglichen Handel mit dem demokratischen Frankreich, „dem Feinde der europäischen Mächte und der Menschheit", aufzugeben, und sich dabei auf seine Neutralität berief, antwortete das englische Kabinett, „daß für diesen ungeheuren Krieg gegen Frankreich keine von den Regeln und Prinzipien gelte, die das Völkerrecht bisher ausgemacht hätten".

Der Puritanismus brachte schließlich jene realistisch-pessimistische Auffassung von der Welt und den Menschen zu voller Entfaltung, die die Grundlage der englischen Politik bildet. Nach der Lehre des geschichtlich aus dem Geiste des Puritanismus erwachsenen Darwinismus wird die Welt durch den Kampf ums Dasein beherrscht, in dem nicht der Gute und Gerechte, sondern der Starke und Kluge, jeder Mimikryfähige, den Sieg behält. In diesem Kampfe kann man nur Hammer oder Amboß sein: in ihm wird darüber entschieden, wer zu den Freien oder Unfreien, zu den Ausbeutern oder den Ausgebeuteten gehören soll. Aus dieser Tatsache haben die englischen Staatsmänner jederzeit die moralischen Folgerungen für ihre Handlungsweise gezogen und lieber alle Mittel angewandt, ehe sie England ins Hintertreffen drängen ließen. Worte, wie die von der „gottgewollten Abhängigkeit" und der „Unsittlichkeit des Machtstrebens" wären niemals über ihre Lippen gegangen.

Und ebenso wie die Gesetze des politischen Lebens kennen die englischen Staatsmänner die Natur des Menschen. Sie wissen, daß die große Masse von materiellen Interessen und Bedürfnissen geleitet und von Unverstand, Ignoranz und Phrase beherrscht wird. Nichts imponiert ihr so sehr wie die Stärke, und nichts ist bei ihr erfolgreicher als der Erfolg, nach dem sie meist auch die Moral oder die Unmoral von Handlungen beurteilt. Nach diesen Erfahrungstatsachen hat die englische Politik die Menschen immer behandelt und sie genommen, wie sie sind, und nicht, wie sie sein sollen. Sie hat mit allen Mitteln den Erfolg auf ihre Seite zu bringen gewußt und durch eine meisterhafte Handhabung des Bluffs zum mindesten immer den Anschein der Stärke zu wahren gesucht. Mit psychologischer Geschicklichkeit hat sie es stets verstanden, bald die Peitsche, bald das Zuckerbrot zu verwenden. Sie weiß, daß man den Menschen viel zumuten darf, wenn man es nur in den richtigen Formen tut. Statt die Unterworfenen fortwährend durch Paragraphen und Polizeimaßregeln zu belästigen und ihnen dadurch ihre Knechtschaft beständig zum Bewußtsein zu bringen, hat sie ihnen nach dem Vorbilde der alten Römer immer alle Freiheit gelassen und sich mit wenigen

und guten, aber im entscheidenden Falle mit Strenge durchgeführten Gesetzen begnügt. Stets hat sie darauf gehalten, die Untertanen mehr durch „Men" als durch „Measures" zu regieren. Sie beherzigte die Mahnung des Gefangenen von St. Helena: „den Völkern die Knechtschaft durch die Phrase und den Schein der Freiheit zu vergolden". Sie warf die Buren nieder, brach ihnen das politisch-staatliche Rückgrat und fesselte sie durch den Kapitalismus an das englische Weltreich, gab ihnen dann aber im übrigen alle Freiheiten wieder. Auf diese Weise wußte sie sie in überraschend kurzer Zeit für den englischen Imperialismus zu gewinnen. Niemals ist sie auf den verfehlten Gedanken gekommen, fremde Nationen durch eine kostspielige und zweckwidrige „Kulturpolitik" beglücken und an sich fesseln zu wollen. Sie weiß, daß die Schule fremde Nationalitäten für den wirtschaftlichen Kampf geschickter und national nur anspruchsvoller und unregierbarer macht. Sie ließ deshalb Irland kulturell und wirtschaftlich verfallen und erreichte mit dieser Methode, daß sie sich die Hälfte der Iren durch Auswanderung nach Amerika vom Halse schaffte.

Vor allem aber rechnete die englische Politik stets und mit Recht mit dem kurzen Gedächtnis des Menschen. Unendlich oft und viel ist in allen Sprachen über den egoistischen, gewaltsamen und heuchlerischen Charakter der englischen Politik geschrieben worden. Die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts haben damit in ihren „Pamphleten" begonnen, und die Franzosen haben diese Literatur bis zum Beginne dieses Jahrhunderts fortgesetzt. Man könnte mit den Aussprüchen berühmter Männer und mit den Stimmen der Völker gegen England einen ganzen Band füllen. Der größte Philosoph der Neuzeit, Kant, bezeichnete die englische Nation „als das schätzbarste Ganze von Menschen im Verhältnis zueinander betrachtet, als Staat aber gegen andere Staaten als das verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendste von allen". Der amerikanische Philosoph Whitman nannte in seinem Buche „Conventional Cant" (1881) den englischen Pharisäismus „törichter, frecher und widerwärtiger, als den französischen Chauvinismus, die deutsche Philisterei, den aggressiven Hochmut der Slawen und die naive Arroganz der Spanier". Der geistreiche Franzose Valbert aber hat in der „Revue des Deux Mondes" (1887) folgende Schilderung von der englischen Politik entworfen: „Der englische Stolz erspart sich die Mühe, seine Verachtung gegen alles Nicht-Englische zu verbergen. Er ist ebenso unveränderlich wie ein Glaubensartikel, und Dogmen lassen keine Vergleiche zu. Die Wacht für England hat der Ozean übernommen. Deshalb mischt sich England nur in die Dinge des Kontinents, wenn es seine Interessen erfordern, und je nachdem tritt es bald für die Erhaltung des Friedens ein, bald bläst es in die Funken, die sich zu langsam entzünden wollen, und bald findet es sein Glück in dem Unglück anderer. Der englische Pharisäer schreibt alles seinem Verdienst, seiner Tugend, seiner hohen Vernunft und seinem

unfehlbaren gesunden Menschenverstande zu. Das Unglück anderer flößt ihm nur hochmütiges Mitleid ein: er sieht in den Unglücklichen Sünder, die den göttlichen Zorn auf sich herabgezogen haben, und sagt wie der Pharisäer in der Bibel: „Gott, ich danke dir, daß die Angelsachsen nicht wie die anderen Völker sind." In der Politik erscheinen dem englischen Pharisäer die gemeinsten Mittel als gut, um das ungeheuere britische Reich noch zu vergrößern. Einen Augenblick später ziehen sie den langen Rock an und denunzieren mit frommer Entrüstung die dunklen Intrigen und die verbrecherischen Taten Rußlands. Sie lehren den fremden Völkern die religiöse Achtung vor dem Recht und billigen jede Ausnahme gegen Irland. Von einem Ende der Welt bis zu dem anderen sehen sie den Splitter im Auge des anderen und sehen niemals den Balken im eigenen. Wenn irgendein Skandal bei ihnen vorkommt, sprechen sie: „nur keinen Lärm", und schleudern die feierlichsten Verdammungen gegen die Sodom und Gomorrhas des Kontinents. „Es gibt nichts so Lächerlicheres," sagte Lord Macauley, „wie das englische Publikum in seinen periodischen Anfällen von Moralität."

Alle diese literarischen Angriffe und warnenden Aussprüche haben, wie es der Weltkrieg erwiesen, den Engländern wenig oder nichts geschadet. Durch die englische Macht oder vielmehr durch ihren Schein eingeschüchtert und durch die geschickte, mit allen Mitteln arbeitende englische Propaganda gewonnen, traten beinahe alle Völker der Erde auf Englands Seite und legten Zeugnis ab für die Richtigkeit der englischen Politik. Sie vergaßen, daß sie die Kosten der unvergleichlichen britischen Staatskunst trugen, opferten willig ihr Blut im englischen Interesse und feierten die Beherrscherin der Meere und der fremden Kontinente als diejenige Macht, die für die Heiligkeit der Verträge, die Freiheit der Meere und die Unabhängigkeit der Nationen selbstlos kämpfte. So konnte England durch Zertrümmerung der deutschen Macht mit verhältnismäßig geringen Opfern das letzte Hindernis für seine Weltherrschaft beseitigen.

Das lateinische Kulturideal, die Freimaurerei und der Ententefrieden.

Von

Hermann Gruber.

In Kundgebungen von Freimaurern, Freidenkern und Staatsmännern der romanischen und der angelsächsischen Ententestaaten wird nicht selten die „lateinische" bzw. die „moderne Zivilisation" als der höchste Kampfpreis bezeichnet, der den Eintritt der Ententekoalition in den Weltkrieg veranlaßt habe und der im kommenden Frieden mit allen Machtmitteln errungen werden müsse.

Angesichts der Rolle, welche so die „lateinische" bzw. die „moderne Zivilisation" sowohl in den von den genannten Ententewortführern vorgeschützten Kriegsmotiven als in den von ihnen verkündeten Friedenszielen spielt, lohnt es sich der Mühe, den Begriff „lateinische" bzw. „moderne Zivilisation", wie ihn die freimaurerischen Ententewortführer verstehen, an der Hand bemerkenswertester einschlägiger Kundgebungen ins Licht zu stellen.

Zum besseren Verständnis der nachstehend von uns mitzuteilenden Kundgebungen sind folgende Gesichtspunkte zu beachten:

Den tiefgreifendsten und entscheidendsten Einfluß auf das, was man „moderne Zivilisation" nennt, übte seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zweifellos Frankreich aus. Die französische Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts und die Grundsätze der aus derselben hervorgegangenen Revolution von 1789 bilden den Kern und die Quintessenz dieser modernen Zivilisation. Die französische Aufklärung war ihrerseits im wesentlichen wieder eine dem französischen Genius angepaßte Umbildung und weitere Ausbildung der englischen deistischen Aufklärung. Und sowohl diese englische Aufklärung des siebzehnten und achtzehnten als die französische des achtzehnten Jahrhunderts stellten in Wahrheit nur zeitgemäß umgestaltete Formen der modernen „lateinischen" Zivilisation dar. War es doch die Renaissance bzw. der Humanismus mit ihren auf Verweltlichung (sécularisation, laïcisation) des gesamten menschlichen Lebens gerichteten naturalistischen Tendenzen und ihren mehr oder weniger positivistischen, einseitig experimentalwissenschaftlichen Methoden, welche diese Aufklärung vor allem beherrschten. Die Renaissance war aber das Wiederaufleben der klassisch-„lateinischen" Kultur des Altertums. Insofern die deutsche und die übrige europäische, selbst „russische" Aufklärung von der französischen und englischen und durch diese und unmittelbar durch die Renaissance beeinflußt waren, stellen auch sie Formen der modernen „lateinischen" Zivilisation dar.

Die moderne Freimaurerei insbesondere war, wie die deistisch-naturalistische Geistesrichtung, aus der sie hervorging, ebenso von der Renaissance und vom Humanismus so wesentlich beeinflußt, daß sie sich schon von ihrem ersten Beginn 1723 geradezu in den Dienst der modernen „lateinischen" Zivilisation stellte. In der Tat ist schon in den beiden ersten Ausgaben des Konstitutions-

buchs der modernen Freimaurerei 1723 und 1738 die Propaganda für die moderne „lateinische" Zivilisation in symbolischer, freimaurerischer Chiffresprache als die wahre Aufgabe der modernen Freimaurerei erklärt. Dies geschieht in der vor allem allegorisch zu deutenden[1]) angeblichen „Geschichte" der Freimaurerei vom Anfang der Welt bis zur Veröffentlichung des modern-freimaurerischen Konstitutionsbuches von 1723. Der leitende Hauptgedanke dieser „Geschichte" ist, daß der „augustische" oder „römische Baustil" als der wahrhaft freimaurerische dem gotischen Baustil gegenüber, welcher nur unechtes Maurertum, maurerisches Pfuschertum darstelle, in seine Rechte wieder eingesetzt werden müsse. In diesem Sinn wird die Freimaurerei, welche im Gegensatz zum christlichen Sektenwesen das Rein- und Allgemeinmenschliche zur Grundlage und Norm des Baues am Menschheitstempel nimmt, als die allein echte und wahre Maurerei erklärt und ihr Wiederaufleben als Revival of the true Roman Masonry in the Royal Art duly cultivated (Wiederaufleben der wahren römischen Maurerei in der königlichen Kunst) gepriesen.

Als Kern der modernen „lateinischen" Zivilisation im genannten Sinn erscheinen die „Menschenrechte". Die erste Erklärung derselben fand am 13. Februar 1689 in der englischen Verfassung Aufnahme; die zweite in der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten vom 4. Juli 1776; die dritte in den Verfassungen Frankreichs 1789—1793 zur Zeit der französischen Revolution. Als Ausfluß deistisch-freimaurerischer Aufklärung stehen alle diese Erklärungen von Menschenrechten sowohl unter sich als auch mit der „lateinischen Zivilisation", deren Kern sie den Zeitumständen entsprechend im politischen Leben der betreffenden Nationen darzustellen suchten, in enger Verbindung.

Insofern der Gegensatz zwischen „lateinischer" bzw. „moderner Zivilisation" und teutonischer Unkultur oder „Barbarei" von Freimaurern der führenden Ententemächte: Großbritannien, Vereinigte Staaten, Frankreich und Italien, als der tiefere Untergrund und das kulturelle Hauptmotiv des gegenwärtigen Weltkrieges bezeichnet wird, liegen dieser freimaurerischen Auffassung folgende leitende Gedanken zugrunde:

Das innerste Wesen der „lateinischen" Zivilisation im modernen Sinn ist der „Rechts-Gedanke", wie er in der entscheidendsten und maßgebendsten Form von der französischen Revolution in den „Menschenrechten" ausgesprochen wurde. Diesem Rechtsgedanken gegenüber kann die denselben nicht anerkennende „rohe Gewalt", wie sie eben noch durch den „Militarismus" der monarchisch-autokratischen Kaisermächte des Vierbunds vertreten wurde, selbst wenn ihre Waffen siegreich und die Ergebnisse ihre militärischen Erfolge in älteren und neueren Friedensverträgen festgelegt sind, als wirklich rechtmäßig und rechtlich bindend nie und nimmer anerkannt werden. Für die Gerechtigkeit der Gebiets- und Machtsphärenansprüche,

[1]) Im Vorwort zur zweiten Ausgabe des freimaurerischen Konstitutionsbuches von 1738 bemerkt Anderson, der Verfasser der zwei ersten grundlegenden Ausgaben, ausdrücklich, daß „ein kundiger Bruder, vermöge des wahren (freimaurerischen) Lichts, auf fast jeder Seite dieses Buches viele nützliche Winke finde", welche Nichteingeweihte nicht zu entdecken vermöchten. — Wenn aber irgendein Teil des Konstitutionsbuches solche Winke in allegorischer Form enthält, ist es sicher die genannte Geschichte der Freimaurerei, die, allenthalben buchstäblich genommen, als zu unsinnig erscheinen müßte, als daß sie die Gutheißung der damals 1723 und 1738 geistig führenden Mitglieder der Großloge hätte finden können.

welche die verschiedenen Großstaaten und Nationen zu erheben berechtigt sind, ist ihr zivilisatorischer Beruf in der Welt zum Heile der Menschheit gemäß nationaler und internationaler freimaurerischer Auffassung maßgebend. Das alles ergibt sich, diesen Freimaurern zufolge, aus den natürlichen unveräußerlichen Menschenrechten.

Demgemäß wird für Frankreich als dem Hauptkulturträger und Kulturapostel im Namen der modernen Zivilisation von 1789, von französischen Freimaurern, trotz aller entgegenstehenden Verträge, prinzipiell immer noch das größere Frankreich mit den bekannten „natürlichen Grenzen" in Europa und außerdem ein unverhältnismäßig großes Kolonialreich beansprucht, obwohl das heutige freimaurerische, offiziell atheistische, sich entvölkernde Frankreich gar nicht imstande ist, die kolonisatorischen Aufgaben in den von ihm beanspruchten Riesengebieten befriedigend zu lösen. Ebenso beanspruchen die italienischen Freimaurer für Italien nicht nur die eigentlichen Irredentagebiete, sondern die völlige Beherrschung der Adria und des östlichen Mittelmeeres mit großen Gebietsteilen in Afrika und Westasien. Die englischen Freimaurer schreiben den Briten den Beruf zu, die ganze Welt soviel als möglich durch ihre vorwiegend merkantilen Interessen dienende kolonisatorische Tätigkeit zu „zivilisieren". Neuerdings, seit 1900, betonen auch amerikanische Freimaurer immer lauter den Beruf der Vereinigten Staaten, als der in der durchgreifendsten Weise freimaurerisch organisierten Großmacht der Welt, das ganze Gewicht ihres Einflusses auch im internationalen Leben der Völker geltend zu machen, um die Welt nach amerikanischem Muster zu reformieren. Sämtliche Freimaurer der Ententestaaten nähern sich bei ihrer Gegnerschaft gegen die Mittelmächte mehr und mehr dem Standpunkt der italienischen Freimaurerei, welche mit den Mittelmächten auch das Papsttum und die kirchliche Hierarchie als den im Kampfe der „Demokratie gegen die Autokratie" zu bekämpfenden Feind bezeichnet.

Italien ist das Mutterland der lateinischen Zivilisation; Rom ihre ursprüngliche Metropole. Daher müssen vor allem Italiener, als die geborenen Hüter dieser Zivilisation, über deren Wesen und deren Rolle im Völkerleben gehört werden.

Wir lassen demgemäß im Auszuge zunächst einen zusammenfassenden Gesamtüberblick über „die lateinische Zivilisation" folgen, wie sie sich heutigen italienischen Freimaurern und Freidenkern darstellt. Im Anschluß an diesen Gesamtüberblick werden wir sodann die bedeutsamsten Kennzeichnungen des Revolutionsprinzips, als des eigentlichen Kerns dieser Zivilisation, durch je einen Literarhistoriker, einen Dichter und endlich durch den hauptsächlichsten Weltrevolutions-Philosophen und -Apostel Mazzini vorlegen.

1. Gesamtüberblick.

Die teilweise naive Auffassung heutiger italienischer Freimaurer und Freidenker kommt in folgendem Gesamtüberblick des Br.·. Buono zum treffenden Ausdruck:

„Man hat gesagt, der gegenwärtige Krieg sei der Kampf zwischen zwei Zivilisationen: der lateinischen und der teutonischen. Das ist richtig."

„Attila pflegte prahlerisch zu sagen: Wohin die Hufe meiner Pferde dringen, da wächst kein Gras mehr." „Sein Werk war Zerstörung und Ausrottung." „Die Hunnen . . . machten Städte und Dörfer dem Erdboden gleich, zertrümmerten Denkmäler und Tempel, verbrannten Archive und Bibliotheken." „Die Germanen überfluteten lateinische Länder." Kulturell tiefstehend, herrschten sie in den kulturell höher stehenden lateinischen Ländern als Sklaven. „Ihr Sieg verwandelte sich in eine Niederlage." Als Denkmäler hinterließen sie in den von ihnen unterworfenen Staaten nur Spuren der Barbarei und der Verwüstung.

„Auch Rom eroberte; es eroberte nicht nur Italien, sondern die ganze damals bekannte Welt." Seine Eroberungszüge erstreckten sich auf kulturell niedriger stehende Völker. Die Überreste seiner Bauwerke legen heute noch Zeugnis von der Kultur ab, die es denselben vermittelte. So hatten seine Eroberungen nicht einen „militaristischen", sondern einen „eminent zivilisatorischen Charakter". Deshalb empfanden die von ihm unterjochten Länder seine Herrschaft nicht als Fremdherrschaft; „sie fühlten sich vielmehr bald selbst als römisch; sie dachten und handelten römisch" [1]).

„Auch in den von nordischen Rassen auf den Trümmern des römischen Kaiserreichs begründeten Reichen" „erhob sich allmählich wieder das unterdrückte römische Gewissen, um den entstehenden neuen Einrichtungen seinen Geist einzuhauchen" [2]). Träger der mittelalterlichen Kultur war neben dem Mönchtum das Rittertum. Auch das Rittertum war nicht germanischen Ursprungs. „Es ging vielmehr von Frankreich, dem von Cäsar romanisierten Lande, aus; von hier verbreitete es sich über die ganze Welt, indem es überall hineilte, wo es galt, eine Ungerechtigkeit abzustellen oder einen Schwachen zu verteidigen oder einen Verfolgten zu schützen" [3]).

„Roms Gedanke ist ein universaler." „Rom . . verbrüdert, erzieht zur Zivilisation und macht alle Völker, auf die es seine Herrschaft erstreckt, seines Rechts teilhaft, ohne deren Gewissen zu bedrücken." Wegen ihrer peinlichen Achtung der Denk- und Gewissensfreiheit erfreute sich die römische Herrschaft größter Beliebtheit. Rom wird deshalb auch heute noch als die gemeinsame Mutter der Völker verehrt, während germanische Herrschaft stets . . . als Fremdherrschaft verhaßt und abgeschüttelt wurde [4]).

Zur Zeit des Kaisers Augustus hatte „das universale Gewissen Roms seinen Höhepunkt erreicht". „Die einzelnen Bürger waren . . . zur vollen (individuellen) Reife gelangt", in welcher die alte (militärische) römische Universalität zum Nessushemd für das vollentwickelte Individuum wurde. In dieser Fülle der Zeiten „erschien Christus und predigte die geistige Universalität, welche an die Stelle der Verbrüderung auf Grundlage des Rechts die Verbrüderung im Geiste setzte". „Das nun im Individuum verkörperte lateinische Gewissen trat im Rittertum und im Eremitentum in die Erscheinung." „Das Rittertum räumte mit den letzten Überresten des germanischen Regiments auf, um so der Stimme Roms durch Aufrichtung des Kaisertums des Westens von neuem Geltung zu verschaffen."

„Italien ist das Gehirn der Latinität, Frankreich der starke Arm, die rechte Hand und die erstgeborene Tochter derselben."

„Wo immer man Spuren der Zerstörung findet, war nach dem Zeugnis der Geschichte deutsche Wut (tedesca rabbia) am Werke, und wo Rom und Frankreich walteten, erstanden ruhmvolle Schöpfungen des Aufbaues" [5]).

[1]) Acacia, Rom, August 1915, 160—163. [2]) Ebenda, 164.
[3]) Ebenda, 164—166. [4]) Ebenda, 165 f. [5]) Ebenda, 166—169.

„Die Deutschen ... waren praktisch nie Christen; in ihrer Denk- und Sinnesart blieben sie stets Barbaren." „Kein Strahl der Liebe verklärt ihr Denken, Tun und Lassen. Wo sie in der Welt erscheinen, sind sie immer gefürchtet, nie geliebt." „Nützlichkeitsrücksichten bestimmen ihr Verhalten. Wo ihnen dies zur Erlangung von Macht und Herrschaft dienlich schien, ergaben sie sich unbedenklich darein, vor dem Papsttum auf den Knien zu rutschen, um gleich darauf wieder, wenn sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, sich rücksichtslos gegen dasselbe aufzulehnen."

„Indem die Deutschen so ... das Streben nach weltlicher Herrschaft wieder von neuem zu Ehren brachten, germanisierten sie, ohne sich selbst zu zivilisieren, das Papsttum." Dabei raubten sie den Franken „den Titel ‚Kaiser des Westens'". Welchen Wert hat aber ein solcher Titel ohne „römisches Gewissen"? „Das Christentum behandelten die Deutschen nicht wie eine Religion, sondern wie eine Wissenschaft, indem sie dasselbe kritisch und historisch sezierten und analysierten" [1]). Durch seine Anwendung von religiösen Zwangsmitteln zur Aufrechterhaltung des Glaubens zeigte das Papsttum seine Verdeutschung, indem es, gestützt auf den Grundsatz: ‚Macht geht vor Recht' die Gewissen vergewaltigte [2]).

Da sowohl das deutsche Kaisertum als das germanisierte Papsttum, auch jedes für sich selbst wieder, eine Universalherrschaft erstrebte, entwickelte sich der zweihundertjährige Kampf zwischen beiden [3]). Trotzdem fuhren aber Fürsten und Päpste fort, im Interesse ihrer (autokratischen) Machtansprüche gemeinsam die freiheitliche Propaganda auf religiösem und politischem Gebiet zu bekämpfen [4]).

Der „lateinische" römische Gedanke der Liebe und der Freiheit ging jedoch im Kampfe mit „germanischer" Barbarei und Tyrannei nicht unter. Durch mannigfache Wandlungen und Inkarnationen hindurchgehend, gewann er bis in Hofkreise hinauf und Sakristeien hinein Einfluß. „Carbonari-Venten und Freimaurerlogen disziplinierten und verstärkten die durch denselben eingeleitete freiheitliche Bewegung."

Schließlich „trat der römische Gedanke aus den Akademien in die große Öffentlichkeit, ergriff die Massen und rief so die französische Revolution hervor ..., welche, von den Enzyklopädisten und Humanisten, den Politikern und Juristen in Italien und Frankreich geistig ausgearbeitet und vorbereitet, in Frankreich ausbrach, wo der lateinische Gedanke ... in dem bekannten Wahlspruch: ‚Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit' seinen Ausdruck fand. Das ist das neue Evangelium der dritten demokratischen römischen oder lateinischen Zivilisation (welche auf die kaiserliche und die christliche des noch nicht germanisierten Papsttums folgte). Die **französische Revolution** hatte „den Charakter einer wahren Revolution im eigentlichsten Sinn des Wortes, weil sie nicht so sehr eine politische, sondern (vor allem) eine **kulturelle** soziale und ethische Revolution war. Es handelte sich bei derselben nicht (so sehr) um die Ersetzung einer Dynastie durch eine andere oder der Monarchie durch die Republik, sondern um die Niederreißung eines Baues von Jahrhunderten und den Aufbau der neuen Zivilisation (l'edifizio nuovo della nuova civiltà) auf den Trümmern der alten (mittelalterlichen) Gesellschaftsordnung.

Der Übergang von der alten Weltordnung zur neuen war naturnotwendig von heftigen Konflikten begleitet. Aus den Stürmen, welche diese Konflikte zwischen der Aktion und der Reaktion hervorriefen, ging „**der lateinische Gedanke,**

[1]) Acacia, Rom, August 1915, 169 f.
[2]) Ebenda, 171 f.
[3]) Acacia, Rom, 30. September 1915, 223.
[4]) Ebenda, 220—226.

der nun in seiner Ausweitung das Gewissen der zivilisierten Welt wurde, in neuer Gestalt hervor".

„Sein Evangelist wurde nun Napoleon, welcher, in Italien geboren, in Frankreich erzogen, die glanzvolle Synthese, die großartige Verkörperung des in Italien ausgedachten und in Frankreich in die Tat umgesetzten Revolutionsgedankens wurde. Nur ein italienisches Herz mit gallischem Geiste war imstande, das Apostolat der großen Idee zu übernehmen, welche sich in gemeinsamen Gedanken der beiden durch gemeinsame Traditionen und Hoffnungen mit einander verbundenen Völker verkörperte und vervollständigte."

Napoleon spielte eine Rolle, die ihn als „Verräter an der Revolutionsidee" und als eine von „gewöhnlichem Ehrgeiz beseelte Herrschernatur" erscheinen lassen konnte. In Wahrheit „demokratisierte er die Monarchie und schuf die nationalen Staaten. Als geistiger Urheber von Gesetzbüchern, welche wirtschaftlich-bürgerliche Errungenschaften, die Jahrhunderte hindurch ersehnt worden waren, kodifizierte und mit strafrechtlichen Sanktionen umgaben, frischte er die Erinnerung an die glorreichsten Seiten der alten römischen Zivilisation wieder auf. Die Armeen der Revolution durchzogen unter seiner Führung ruhmvoll und siegreich das zivilisierte Europa, in dem sie überall Freiheitsbäume pflanzten und an Stelle des (alten) Autoritätsprinzips das Menschen- und Völkerrecht (im Sinne der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte der französischen Verfassungen von 1789—1793) setzten".

„An den Grenzen der (durch englische, französische und deutsche Aufklärung) latinisierten (zivilisierten) Welt hätte Napoleon Halt machen müssen. Das Überschreiten dieser Grenzen wurde für ihn verhängnisvoll." Sein Unglück benutzte „die unersättlich nach Tyrannei lüsterne ‚Wölfin', um (gegen die Freiheit) neue Ränke zu schmieden. Entthronte Fürsten, mit dem Papst an der Spitze, beeilten sich, dem zu Tode verwundeten Löwen ... den Eselstritt zu geben und, in Mißachtung jeder nationalen Unabhängigkeit (und des nationalen Selbstbestimmungsrechts), Europa unter sich zu verteilen. Die zu diesem Zwecke gebildete Liga wurde ‚Heilige Allianz' getauft, wohl mit Rücksicht darauf, daß sie das Nationalitätsprinzip ‚opferte' und dadurch den Völkern das Martyrium des Irredentismus auferlegte mit all den Prozessen, Verfolgungen und Hinrichtungen, zu welchen er führte. Der Berliner Vertrag, welcher mit Recht das Leichenbegängnis der Freiheit genannt wurde, bildete den schmerzlichen Abschluß der Tragödie."

„Der lateinische Gedanke starb aber nicht. Unter dem Trauerkleide der zu Grabe getragenen Freiheit erstarkte er vielmehr in den im Dienste sowohl des (revolutionären) Gedankens als der (revolutionären) Aktion stehenden Geheimen Gesellschaften und kam durch Mazzini und Garibaldi von neuem zur Geltung, welche im Namen der menschlichen Solidarität konspirierten, kämpften, litten und siegten. Während Italien so auf den Zinnen des Kapitols die Fahne seiner Erlösung aufpflanzte, fand auch Frankreich in der Stunde seines Unglücks die Kraft, sich (vom zweiten Kaiserreich) zu befreien und von neuem als demokratische Republik zu konstituieren" [1]).

„Auch mit der Erhebung Roms zur Hauptstadt Italiens, die immerhin einen großen Schritt zum endgültigen Triumph des lateinischen Gedankens bedeutete, da sie dem Papsttum als der Verkörperung des deutschen Gedankens die Waffen entwand, konnte der lateinische Gedanke sich noch nicht als völlig ge-

[1]) Acacia, a. a. O., 220—226.

sichert erachten. Nach der Demütigung der ältesten Tochter Roms (Frankreichs) wurde Berlin das Hauptbollwerk des deutschen Gedankens."

„In unseren Tagen, wie schon in vergangenen Jahren, erregten Sympathiekundgebungen Aufsehen, welche zwischen dem Papsttum, dem Kaiser der Lutheraner und dem Sultan der Mohammedaner ausgewechselt wurden. Und doch wäre nichts natürlicher als eine Allianz zwischen dem Papsttum, den Deutschen und den Türken. Es sind das die drei Mächte, welche noch immer am (alten) Autoritätsprinzip festhalten, gemäß welchem die Autorität nicht im Volke, sondern in seiner überirdischen Macht ihre Wurzel hat und für welches Kasten und Privilegien eine Notwendigkeit bilden."

„Daher ist es nicht zu verwundern, daß, während der Episkopat der lateinischen Länder sofort die Waffen der Entente-Koalition segnete und Wünsche für ihren Sieg aussprach, der Papst Friedensworte stammelte, in denen er für die Neutralität Italiens Stimmung machte, um den Triumph der Waffen von Machthabern zu begünstigen, welche jederzeit gegen die Freiheit und den Fortschritt Stellung nahmen" [1]).

„Aber, wird man einwenden, gehört denn England der lateinischen Rasse an? Und vollends Rußland?"

„England hat von jeher die heilige Mission übernommen, jede Vorherrschaft irgend einer Macht in Europa zu verhindern; es war dadurch der starke Arm für den Schwachen, wie es sich noch gestern als den mächtigen Helfer bei der Erlösung Italiens erwies." „England ist der klassische Boden der Freiheit und der Gerechtigkeit. Das englische Volk ist ein eminent kolonisatorisches (und damit zivilisatorisches) Volk, welches Eingeborene niemals bedrückte oder knechtete. Von Cäsar bereits latinisiert, ist England vielleicht das letzte zum Gastmahl der Latinität berufene Land; es hat aber den lateinischen Gedanken so vollständig in sich aufgenommen, daß man es als ein, wenn nicht von Haus aus, so doch durch eigene freie Wahl lateinisches Land bezeichnen kann."

„Ähnlich verhält es sich mit Rußland. Die Russen und die Slawen überhaupt sind noch junge, jungfräuliche Völker. Von Natur Gefühlsmenschen und durch ihr Temperament mystisch veranlagt, haben sie mit dem lateinischen Temperament und Volkscharakter viele Berührungspunkte. Sie setzen auch ihren Ehrgeiz darein, sich lateinische Art anzueignen. Bei aller Rückständigkeit Rußlands in kultureller und politischer Hinsicht „darf man nicht übersehen, daß ihre Literatur und Kunst ganz und gar lateinische Geschmacks- und Geistesrichtung verrät"; und „wenn auch die Latinität ihre Gedankenwelt noch nicht lange beherrscht, hat es doch in jüngster Zeit einen so feinen Sinn für menschliche Solidarität bekundet, daß es durch seinen Kaiser die allgemeine Abrüstung und internationale Schiedsgerichte zur Sicherung des Weltfriedens befürwortete. Bis zu welchem Grade Rußland seinen Stolz darein setzt, sich im Sinne der ‚Romanität' (und ‚Latinität') zu orientieren, kommt schon im Titel seines höchsten Staatsoberhauptes und in der Bezeichnung seines Herrscherhauses zum Ausdruck. ‚Zar' ist identisch mit ‚Cäsar', und ‚Romanow' ist ‚Roman' (= Romanus) mit der russischen Schlußendung ‚ow'."

„So stehen sich im gegenwärtigen Weltkriege (in den zwei großen Heerlagern) tatsächlich gegenüber: Rom und Berlin, oder der lateinische und der deutsche Gedanke."

[1]) Acacia, Organ der Symbolischen Großloge von Italien in Rom. Oktober—Dezember 1915, 241 f.

„Der aus der Freiheit hervorgegangene lateinische Gedanke entfaltet sich mit der allgemeinen menschlichen Entwicklung, indem er sowohl sich selbst als die ganze Menschheit vervollkommnete. Der im Streben nach Vorherrschaft durch Gewalt wurzelnde deutsche Gedanke ist keiner Entwicklung fähig und bleibt daher stets auf der Urstufe menschlicher Entwicklung stehen. Sein Inhalt ist Unterdrückung, Zerstörung, Tyrannei. Seine Verkörperung sind Attila, Barbarossa, Wilhelm der Hohenzoller" [1]).

„Da die Zivilisation schließlich immer (wenigstens durch ihre geistige und moralische Überlegenheit) über die Barbarei triumphieren muß, kann im großen Völkerkrieg der lateinische Gedanke nicht unterliegen." „Es muß also naturnotwendig die deutsche ‚Kultur' unterliegen, welche überhaupt keine Zivilisation im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist."

„Soll also das ganze deutsche Volk mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden?" „So sehr auch diese Form der Überwältigung der deutschen Auffassung entspricht, ist sie doch nicht durchführbar. Völker können nicht ausgerottet werden. Nach unserer lateinischen Auffassung besteht auch das Unterliegen eines Volkes in der Umwandlung seines ethischen Gewissens im Sinne des lateinischen Gedankens."

„Die deutsche Auffassung" hinsichtlich der „Beziehungen zwischen einzelnen Menschen und menschlicher Gemeinwesen untereinander" ist „kastenmäßig, feudal und eminent monarchisch im Sinne eines tyrannischen Regiments. Das deutsche Volk, welches ganz und gar in Disziplin und militaristischer Organisation aufgeht, muß sich, als einen vernunftbegabten, mit Persönlichkeitswürde ausgestatteten Machtfaktor zur Geltung bringen und das Nessushemd sprengen, das es zur bloßen Sache erniedrigt." Es muß ihm zum Bewußtsein kommen, „daß es heute nicht mehr möglich ist, der Welt mit Waffengewalt Gesetze zu diktieren, daß vielmehr die Wege, welche die Völker zu wandeln haben, durch die unabänderlichen Gesetze der Natur vorgezeichnet sind, deren Wesen Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit sind". „Unter dem Sporn des lateinischen Gedankens muß es dann die Mittel und Wege finden, die Gefängnismauer, die es einschließt, zu durchbrechen und seine Erlösung zu bewerkstelligen." Im übrigen wird sich dieser Befreiungsprozeß „kraft des Gesetzes der Wechselwirkung von Aktion und Reaktion (legge dei ricorsi), vielleicht ohne daß das deutsche Volk sich dessen selbst bewußt wird, mit Naturnotwendigkeit von selbst vollziehen".

„Ob die militärische Niederlage der deutschen Revolution vorangehen oder unmittelbar auf dieselbe folgen wird, vermögen wir nicht zu sagen. Sie wird aber unabänderlich kommen; und wer weiß, ob nicht eines Tages garibaldinische Rothemden zur Unterstützung der gegen ihre Unterdrücker kämpfenden deutschen Völker nach Berlin oder Wien eilen werden."

„Durch das Tor ihrer Revolution wird dann die germanische Welt glorreich in die Geschichte eintreten. Der lateinische Adler aber wird, seinen Flug von neuem aufnehmend, nicht mehr das blutgetränkte Myrtenlaub, sondern den Oliven- und Lorbeerzweig als Unterpfand der Liebe und des Friedens bringen. Mit der Myrte und dem Lorbeer wird die Dea Roma, die immerwährende

[1]) Acacia, Oktober—Dezember 1915, 242. — Barbarossa ist in diesem Zusammenhang hauptsächlich erwähnt mit Rücksicht auf seine zweimalige Zerstörung Mailands und die grausame Art, in welcher er die Stadt Crema zur Übergabe zwang, indem er Kinder der Stadt, die als Geiseln in seinen Händen waren, am Belagerungsturm festbinden ließ. Vgl. ebenda, 170.

Lehrmeisterin des Friedens und der Zivilisation, die neuerlösten Völker segnen und ihre Stirn mit dem Chrisma des neuen Glaubens und des neuen Völkerpakts (Völkerbunds) salben. So wird der lateinische Gedanke triumphieren und mit seiner Liebe seine neugewonnenen Söhne durchleuchten und verklären. Von Berg zu Berg, von Niederung zu Niederung wird dann alle kommenden Jahrhunderte hindurch der Hymnus des Friedens und der Verbrüderung widerhallen.

Das ist die schöne, die edle lateinische Poesie . . .
Daß jedes Volk in derselben seine Strophe singt . . .
Und jede Rasse mit ihrem Gesang in diesen Völkerbundhymnus mit einstimmt." [1])

2. Ein italienischer Literarhistoriker über die „lateinische Zivilisation".

Professor A. Galetti, der Nachfolger des Br.·. G. Carducci, 33, auf dem Lehrstuhl der italienischen Literatur in Bologna, führte vor einer erlesenen Zuhörerschaft in der Universitätsaula am 9. Januar 1916 in einem Vortrag, welchen das amtliche italienische Logenorgan der Aufmerksamkeit der Freimaurer als richtunggebend ganz besonders empfiehlt, über dasselbe Thema: „Der germanische gegen den römischen Gedanken" aus:

„Das moderne Deutschland hat seine Vernunft in einem mystischen asiatischen Fatalismus ersäuft." [2]) „Der klassische lateinische Gedanke hat jederzeit den Geist entschieden der Materie entgegengestellt"; „der Gedanke und das Gewissen der klassischen Völker haben den blinden raubgierigen Mystizismus, zu dem der deutsche Geist, wenn er nicht von wirksamen Hemmungen zurückgehalten wird, unwiderstehlich hinneigt, immer verschmäht". Kraft dieses Mystizismus läßt sich der Mensch von Impulsen leiten, die er als göttliche Eingebungen, als „geheimnisvolle Befehle des Universalgeistes" betrachtet, die aber in Wirklichkeit „nur vergötterte Instinkte" darstellen.

„Wer in den trübsten Schlupfwinkeln seines eigenen Trieblebens einen Gott sieht, entfesselt in sich die Bestie. Und wer sich zu den dunkeln Tiefen seines Instinkts niederbeugt, um von demselben sich inspirieren zu lassen, berauscht sich an bösartigen Ausdünstungen, welche in ihm Zerstörungs-Impulse eines Wilden wachrufen."

„Das klare lateinische Gewissen . . . wird nie zugeben, daß auf solche mystische Instinkte, welche so viele asiatische Völker in Ausrottungskriege stürzten", „eine dauernde menschliche Zivilisation gegründet werden könne" [3]).

„Die Zivilisation griechisch-lateinischer Tradition, die mir als die wahre Zivilisation erscheint", beruht auf einer „ununterbrochenen Reihe von Lehren, welche darauf abzielen, zu einer immer reineren und abgeklärteren Disziplinierung der Denk- und Sinnesart anzuleiten". In diesem Sinne wirkte das klassische Altertum und das ursprüngliche Christentum.

„Nachdem sich die barbarische Sündflut (der Völkerwanderung und ihrer Nachwehen) verlaufen hatte, stellte die „wiedererstehende Latinität" als

[1]) Acacia, a. a. O., 1915, 246—248.
[2]) Vgl. Rivista massonica, Rom, 31. Januar 1916, 5.
[3]) Vgl. Rivista massonica, Rom, 31. Januar 1916, 6.

neues „Zivilisationsprinzip", gegenüber dem italienischen und dem christlichen, „das (allgemein) menschliche" auf. „Die Renaissance wies dem Intellekt" die ihm als „der höchsten Kraft der menschlichen Natur bei Disziplinierung und Humanisierung der Wirklichkeit" gebührende Stelle an und „rief alle Menschen zur Mitarbeiterschaft an dem Werk der Zivilisation auf". „Der lateinische Rationalismus inspirierte schließlich und letztlich die französische Revolution, welche die politische und soziale Ordnung der Zukunft ... auf Grundlage der notwendigen Unterordnung des Egoismus unter die allgemein menschlichen Interessen und unter die Erfordernisse des „sozialen Pakts" aufzubauen suchte."

„Diese Ideen, welche auf die ... Völker lateinischer Erziehung die größte Zugkraft ausüben, werden vom deutschen Geist verabscheut und mit unversöhnlichem Hasse verfolgt."

„Im gegenwärtigen Weltkrieg handelt es sich nicht bloß um größere oder kleinere Grenzverschiebungen zugunsten dieser oder jener Nation oder um die Entscheidung über die Frage, ob die Vorherrschaft zur See oder der Primat im Welthandel für die nächsten Jahre England oder Deutschland zufallen sollen. Noch andere höhere Werte stehen auf dem Spiel: das Recht, die politische Freiheit, die Moral, die ganze Welt- und Lebensanschauung und die Grundlagen der Zivilisation."

„Triumphieren muß in diesem Völkerkampf schließlich die auf klarer Erkenntnis beruhende, in allem das richtige Maß einhaltende, zivilisatorische Macht der Vernunft über den Mystizismus der vergötterten Gewalt." [1])

3. Der italienische Nationaldichter Giosuè Carducci über „lateinische Zivilisation".

Der dichterischen Darstellung, welche das moderne Revolutionsprinzip, der eigentliche Kern der „lateinischen Zivilisation" im modernen Sinn, in den Dichtungen Carduccis und vor allem in seiner Satanshymne gefunden hat, legen die italienischen Freimaurer eine außerordentlich hohe Bedeutung bei. Sie erblicken in der Satanshymne den unübertrefflichen dichterischen Ausdruck ihrer Kulturideale. Sie haben daher diese Hymne zu ihrer Bundeshymne gemacht und Carducci mit Rücksicht auf dieselbe als den inspirierten Dichter Neuitaliens [2]), neben Mazzini und Garibaldi, als Dritten „im glorreichen Triumvirat der Rebellion gegen die theologischen und politischen Schändlichkeiten" und als „einen der größten Bannerträger der Zivilisation der Zukunft" [3]) zum Gegenstand einer Art religiösen Heiligenkults gemacht.

Satan wird in dieser Hymne als der erste Verkünder der naturalistischen reinmenschlichen Religion und der Menschenrechte im Paradiese und als der Urtyp des emanzipierten autonomen Menschentums selbst gefeiert. Er erscheint in dieser Rolle als „der semitische Prometheus", als „der gegen

[1]) Vgl. Rivista massonica, Rom, 31. Januar 1916, 7.
[2]) Ebenda, 1907, 101; 1908, 44. 88. [3]) Ebenda, 1908, 44, 88.

Zeus sich auflehnende Titan", als „der Dämon, welcher Jehova, dem Gott schuldbeladener Päpste und königlicher Wüteriche, trotzig den Fehdehandschuh vor die Füße schleudert", als „das Symbol der ihrer mystischen und dogmatischen Fesseln sich entledigenden Vernunft", deren Bibel die experimentelle positivistische Wissenschaft ist [1]). „Satan", erklärte Br.·. Carducci selbst in diesem Sinn, „ist die Experimentalwissenschaft; das in (revolutionärer) Feuerglut aufwallende Herz; die Stirn, auf welcher geschrieben steht: Ich beuge mich nicht!" [2])

Im amtlichen Organ des Großorients von Italien wird über Carducci ausgeführt: 1867, schon bald nach seiner Aufnahme in den Freimaurerbund, entstieg der „tiefmaurerischen Seele Carduccis" [3]), „wie einer funkensprühenden Feuereisse, mit unbezwinglichem Ungestüm, die Satanshymne, der Gesang der Natur und des Lebens, nach neunzehnhundertjähriger Unterdrückung und Resignation". Seitdem hat seine Muse in Weiterentwicklung der hier ausgesprochenen Grundgedanken „im Sturm die höchsten Höhen der Kunst erklommen und dort die garibaldinische Fahne gehißt" [4]).

Die Satanshymne Carduccis gibt zugleich in großen Zügen einen summarischen Überblick über die Genesis der modernen lateinischen Zivilisation und des modernen Freimaurertums. Ihre hauptsächlichsten Strophen lauten:

An Satan.

1. Dir, dem unermeßlichen
Urgrund der Wesen;
Dir, Materie und Geist,
Vernunft und Empfindung

5. Dir gilt, frommer Welt
Zum Trotz, meine Hymne.
Dich ruf ich an, o Satan,
König der Runde!

6. Fort mit dem Weihwedel!
Fort mit dem Krummstab!
Nein, Satan weicht nie
Vor Pfaffen zurück.

7. Siehe, der Rost nagt
Am mystischen Schwert
Michaels, und jählings
Stürzt der getreue

8. Erzengel entfiedert
Ins Leere des Abgrunds.
Erstarrt sind die Blitze
In der Hand Jehovahs.

15. Du atmest, o Satan,
In meinem Liede,
Wenn's, sich entringend
Dem Busen, trotzet

16. Dem Gott schuldiger Päpste
Und königlicher Wüteriche
Und wenn's, dem Blitze gleich,
Aufrüttelt die Geister.

35. Schon schwanken die Mitren
Und die Königskronen:
Aus Klöstern erschallen
Rufe des Aufruhrs.

41. Es warf die Kutte ab
Martin Luther.
Wirf die Fesseln ab,
Menschengedanke!

42. Und leuchte und blitze,
Von Flammen umzüngelt!
Materie, erhebe dich!
Satan ist Sieger.

43. Prächtig und furchtbar,
Sprengt ein Ungeheuer
Die Fesseln, durcheilend
Meere und Länder.

44. In qualmendem Feuerschein,
Einem Vulkane gleich,
Übersteigt es die Berge,
Verheert es die Ebenen.

45. Bald fliegt's über Abgründe,
Bald verkriecht es sich
Auf heimlichen Pfaden
In sicheren Höhlen.

46. Hervorbricht's unbändig;
Von Gestad zu Gestade
Ruft's mit Donnerstimme
Die Völker zum Aufruhr.

[1]) Vgl. Rivista massonica, 1907, 146 f.
[2]) Ebenda, 1907, 107.
[3]) Ebenda, 1907, 77.
[4]) Ebenda, 1907, 101.

47. Unter Sturmesgetöse
Ertönet die Kunde:
Vorbeizieht, o Völker,
Satan der Große.

48. Auf feurigem Wagen
Durchzieht er als Sieger
Die Länder, den Völkern
Segnungen spendend.

49. Heil dir, o Satan,
O Rebellion!
Rächende Kraft
Souveräner Vernunft!

50. Gelübde und Rauchopfer
Seien dir geweiht!
Denn besiegt hast du
Den Jahve der Priester.

Hier ist zugleich treffend die materialistische, auf Anhäufung von Reichtümern ins Grenzenlose abzielende Geistesrichtung der Zeit gekennzeichnet, welche das Hauptmotiv des gegenwärtigen Weltkriegs war, und das revolutionäre, göttliche und menschliche Autorität mißachtende Selbstbestimmungsrecht und Übermenschentum, welches im Irredentismus der Völker und in der Großmannssucht der Nationen und der Machthaber den im Dienste der Weltrevolution stehenden Weltkrieg zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde und in den Höhen des Luftmeeres entfesselte.

4. Mazzini, der Philosoph und Apostel der nationalen Erhebung Italiens und der Weltrevolution, über die moderne lateinische Zivilisation.

Aus den gesammelten Werken Mazzinis ergibt sich folgendes Bild der Zivilisation der Zukunft, wie sie dem Geiste Mazzinis, des Propheten der Weltrevolution, dessen Programm die italienischen Freimaurer und Freidenker zu den ihrigen gemacht haben[1]), sich darstellt:

„Das alte Europa stirbt"; „die großen mittelalterlichen politischen und religiösen Institutionen verfallen". „Sämtliche Aspirationen des Zeitalters laufen auf die Verurteilung des Papsttums, des Kaisertums, der Monarchie und der Aristokratie hinaus"[2]). „Das Papsttum und die Monarchie winden sich im Todeskampfe. Leichenstarre hat sie schon erfaßt. Es ist daher Zeit, sich von diesen Institutionen loszureißen und sie zu begraben"[3]). „Der (katholische oder christliche) Glaube ist für immer verschwunden"[4]). Mit ihm ist auch das Papsttum entwurzelt. Da „das Christentum, das Papsttum und der Katholizismus nunmehr ertötet" sind[5]), „stellen sie keine wahren und heiligen Autoritäten mehr dar, sondern nur Phantome, Trugbilder, Kadaver von Autoritäten"[6]). Wahr und „heilig ist alle Autorität nur insoweit, als sie darauf gerichtet und dazu befähigt ist, das moralische Prinzip des Zeitalters zu vertreten und zu entfalten"[7]). Dieses moralische Prinzip verkörpert sich im „Gesetz des Fortschritts" gemäß dem „sou-

[1]) Vgl. Rivista massonica, 1891, 149 f.; 1908, 392; 1910, 155—157 und Gruber-Polidori, Mazzini, Massoneria e Rivoluzione 1901, 69—78.

[2]) G. Mazzini, Opere, Scritti editi ed inediti di G. Mazzini. Milano e Roma 1861—1891, V 55. [3]) Ebenda, VII 233. [4]) Ebenda, IV 85. [5]) Ebenda, VII 242.

[6]) Ebenda, VII 261, 251; XIV 86; XVI 102; XVII 89; XVIII 145, 181.

[7]) Ebenda, XVI 102.

veränen Endziel" der nationalen und menschheitlichen Entwicklung[1]). „Monarchie, Patriziat, Priestertum sind Werkzeuge der Nation, — Werkzeuge, welche entsprechend den Zeitverhältnissen und der größeren oder geringeren Leistungsfähigkeit derselben verschiedene Formen annehmen, bis das gesamte Volk, in das Verständnis dieses Fortschrittsprinzips eingeweiht, selbst der fortschrittliche Ausleger desselben wird"[2]).

„Wie wir an die Menschheit als einzige Auslegerin des göttlichen Gesetzes (des Fortschritts) glauben, glauben wir für jeden einzelnen Staat wieder an das Volk als an den einzigen Herrn, den einzigen kollektiven Souverän, den einzigen Ausleger des Menschheitsgesetzes, welches die nationale Mission der einzelnen Völker regelt"[3]). „Das Volk ist unser Prinzip, das Prinzip, auf dem sich das ganze politische Gebäude aufbauen muß. Das Volk ist die große Einheit, die alles umfaßt; es ist der Inbegriff aller Rechte, aller Gewalten, aller Willen; der höchste Herr, der Mittelpunkt, das lebendige Gesetz der Welt. Das Volk ist ... unsere Losung, unsere Doktrin in einem Ausdruck zusammengefaßt, unsere ganze Wissenschaft, unsere ganze Religion auf ein einziges Prinzip zurückgeführt"[4]). Die einzige Regierungsform, welche dieser politischen Bestimmung des Volkes entspricht, ist „die Republik"[5]).

„Die Religion ist die Menschheit"[6]); „Das Leben eines Volkes ist Religion"[7]). „Erst wenn dies begriffen ist, wird die glorreiche Umwandlung der Welt um Rom als Mittelpunkt sich vollziehen"[8]). „Die Intelligenz regiert die Welt"[9]). „Würden alle Intelligenzen, welche von der Notwendigkeit eines gemeinsamen, der allgemeinen Bewegung der Geister in Europa entsprechenden Programms überzeugt sind, ... sich zu einer großen Vereinigung zusammenschließen, um die sich ... alle Vereine untergeordneter Art" zu gemeinsamer Zusammenarbeit gruppierten, so würde aus dieser Zusammenarbeit, „ein gemeinsames Glaubensbekenntnis als Programm des neuen Zeitalters hervorgehen", eine Art „neuer Enzyklopädie"[10]).

„Jede Revolution ist das Werk eines Prinzips, das die Rolle eines gemeinsamen Glaubensbekenntnisses spielt"[11]). „Solange der wahre, praktische Zweck einer Revolution nicht erkannt und nicht zielbewußt verfolgt wird, wird auch in der Wahl der Mittel, um sie ins Werk zu setzen, Unsicherheit herrschen"[12]). „Das Prinzip, welches das anbrechende neue Zeitalter beherrscht, ist nicht mehr das der alten Revolution (von 1789")[13]). „Die Punkte, hinsichtlich derer in der neuen Revolution" ein anderer Weg eingeschlagen werden muß, als in der alten, sind: Umgestaltung des ganzen politischen Gebäudes; Einführung eines neuen Elementes in das sichergestellte (accertata, d. h. durch sichere Ermittelungen nach seinem wahren Charakter erkannte) Leben der Völker; Ersetzung der ‚Schule' des Rechts durch die ‚Schule' der Pflicht, des negativen Rebellionsprinzips durch die Idee eines Missionsberufs, des Menschen durch die Menschheit und vor allem Beseitigung des schimpflichen und verhängnisvollen Prinzips, kraft dessen die Initiative (für den europäischen Befreiungskampf) Frank-

[1]) G. Mazzini, Opere, Scritti editi ed inediti di G. Mazzini. Milano e Roma, 1861—1891, XVI 101. [2]) Ebenda, XVI 127. [3]) Ebenda, V 183.
[4]) Ebenda, I 216 f. [5]) Ebenda, I 231 f., 110 f. [6]) Ebenda, VII 239.
[7]) Ebenda, XI 81. [8]) Ebenda. [9]) Ebenda, XII 263.
[10]) Ebenda, XII 266 f. [11]) Ebenda, XII 213. [12]) Ebenda, I 109.
[13]) V 89 f., 177 f.

reich allein zugehören und der revolutionäre Hebel einzig und allein Paris zum Stützpunkt haben soll“ [1]).

„Unser Mandat, die doppelte Mission Italiens ist, das Nationalitätsprinzip zur Höhe eines europäischen Prinzips zu erheben und die Idee der Autorität“, gegenüber der Verfälschung derselben durch Könige und Päpste, „zum heiligen Begriff einer wahren Autorität“ zurückzuführen (XIII 111). „Das neue Zeitalter steht im Zeichen des Nationalitätsprinzips, welche die vor allem richtunggebende beherrschende Idee desselben ist“ (XI 243). „Die Nationalitäten der Völker existieren noch nicht. Es existiert nur ein Nationalismus königlicher Familien“. In geheimen Verhandlungen der Staatskanzleien wurde die Nationalitätenfrage ohne die geringste Rücksicht auf Volks- und Menschheitsinteressen willkürlich geregelt. Da das Volk auch sonst ohne gebührenden Einfluß auf Regelung seiner Interessen ist, hat es auch kein „Vaterland“ im wahren Sinne des Wortes. Die bisherigen Vaterländer sind nur Vaterländer von Fürstengeschlechtern (V 17 ff., XII 278 ff.). So kann bei dem Zustand, wie er durch Verträge zwischen Fürstengeschlechtern geschaffen wurde, von einer Regelung der Nationalitätenfrage, wie sie zur Zusammenarbeit der Nationen gemäß dem Gesetz des Fortschritts zum Besten der Nationen und der Menschheit die unentbehrliche Grundlage bildet, keine Rede sein (XI 245 f.). „Ohne Anerkennung von frei und spontan gebildeten Nationalitäten werden wir nie die Vereinigten Staaten Europas haben“ (XI 246). Die Lösung der Nationalitätenfrage erfordert „die völlige Umgestaltung der Karte Europas“. „Neue Nationalitäten werden binnen kurzem auferstehen“. „Polen wird wieder erstehen“; „Italien und die Südslawen werden die Auflösung Österreichs herbeiführen“ usw. (VI 147; vgl. auch XIII 178 ff.).

„Schließen wir uns daher zusammen.“ Setzen wir „der Allianz der Fürsten“, der sog. „Heiligen Allianz von 1815“, die wirklich

[1]) Ebenda, V 9 f. — Zum Verständnis der hier angegebenen Punkte ist zu bemerken: Mazzini legt für den Erfolg der Revolution das größte Gewicht darauf, daß sie sofort mit einem vollständigen Programm hervortrete und gleich auch dessen vollständige Durchführung durchzusetzen suche (I 361); ferner daß soviel als möglich das ganze Volk, beziehungsweise alle Völker dabei mitwirken (I 217, V 177 f.) und daß sowohl die durch „Tugend und Genie“ zur Führung Berufenen (XVIII, 74; XIII 111) als auch die einzelnen Völker ihre Mitwirkung bei der Neugestaltung der Dinge als eine Mission, einen höheren Beruf auffassen (XII 84 f.). Diese nationale und internationale Mission muß aus der Eigenart eines jeden Volkes ermittelt werden. Die Revolution und die ganze Mitwirkung an der Neugestaltung der Dinge gemäß dem Gesetz des Fortschritts ist also vor allem eine Sache der „Pflicht“, nicht des „Rechts“. „Die Rechte sind nur Folgen erfüllter Pflichten“ (VIII 21). Das Individuum muß sich der Gesamtheit unterordnen (XVIII 207; I 175; XII 280 f.). Das Problem der Neuordnung der Dinge ist vor allem ein Problem nationaler und menschheitlicher Erziehung (XII 225; V 112). „Revolutionen können nur durch das (Revolutions-)Apostolat ins Werk gesetzt werden (VIII 58). Die Mittel zu ihrer Durchführung sind Erziehung und Aufstände. Diese Mittel müssen harmonisch zusammen angewandt werden. Die Erziehung durch Schriften, Beispiel und lebendiges Wort muß immer auf die Notwendigkeit und die Predigt des Aufruhrs hinauslaufen; und ein Aufstand muß, wenn er sich bewerkstelligen läßt, stets so sich vollziehen, daß sich daraus ein Prinzip nationaler Erziehung ergibt“ (I 114 f.).

„heilige Allianz der Völker" entgegen. Eine solche Allianz und Assoziation wird den „Sieg des Rechts" an ihre Fahne fesseln: „den Triumph des moralischen Prinzips über das materielle (d. h. über die rohe Gewalt), des europäischen Prinzips über das träge asiatische" (VII 217. 212; I 315). „Der Mensch ist vereinzelt schwach; der kollektive Mensch ist auf der Erde, die er beschreitet, allmächtig; die Vereinigung steigert seine Kräfte ins Unermeßliche" (I 215).

Da, wie schon bemerkt, das Volk, bzw. die Menschheit allein Ausleger des einzigen und obersten Gesetzes des Fortschritts zum souveränen Endziel oder Endzweck des Volkes bzw. der Menschheit ist (XVI Vorrede, S. 135 f.; XVIII 88; XVII 34), so sind nur rechtmäßige Delegierte der frei und selbständig gebildeten Nationen oder Nationalitäten berufen, diesem Endzweck oder dieses Endziel zu „definieren" und den Weg zu bestimmen, welcher zur Erreichung desselben einzuschlagen ist. Für die einzelnen Nationen hat dies im „Nationalvertrag" (patto nazionale), für die ganze Menschheit im „Menschheitsvertrag" (patto dell' umanità) zu geschehen (XVI 26; 160—164; V 86; VI 172. 175. 205. 255 usw.; — XII 281; VIII 16 f.; VI 81). „Der Menschheitsvertrag kann nicht von Individuen, sondern nur von gleichen freien Völkern unterzeichnet werden", welche sich ihres eigenen nationalen Lebens und nationalen und internationalen Berufes bewußt sind (V 20 f.).

„Die Initiative dieser **europäischen und Weltrevolution**, welche zu den Vereinigten Staaten Europas führen muß ..., ist Pflicht Italiens", weil es seine Mission, als der Vater und Bannerträger der „lateinischen" Zivilisation auch in ihrer dritten modernen Form, ist. Im Namen des dritten, auf das Rom der Cäsaren und der Päpste folgenden ‚Rom des Volkes' ist Italien berufen, die Parole zur umfassendsten endgültigen Einigung der Welt auf Grund der Volkszivilisation (civiltà popolare I 103 f.), mit dem dritten Rom als geistiger Metropole, auszugeben[1]).

Der Gerechtigkeit halber, die man auch dem Gegner schuldet, muß festgestellt werden, daß Mazzini, trotzdem seine ganze Tätigkeit in revolutionärer Wühlarbeit aufging, doch weniger radikal und wesentlich besonnener war und insbesondere einen weit edleren Charakter bekundete, als wohl alle übrigen führenden Revolutionsmänner der Neuzeit. Das erklärt den außerordentlichen Einfluß, den er tatsächlich auf die moderne Entwicklung nicht bloß in Italien, sondern in der ganzen Welt gewann.

Seine im Vergleich mit der Haltung anderer Revolutionsführer größere Besonnenheit tritt besonders in seiner Stellungnahme zur sozialen Frage zutage, welche durch folgende Leitsätze gekennzeichnet ist:

[1]) Bei Gruber-Polidori, Mazzini, Massoneria e Rivoluzione. Rom 1901, 59—63 sind die hauptsächlichsten Äußerungen Mazzinis über die Mission, die, gemäß der Anschauung der neuitalienischen freimaurerischen und freidenkerischen Patrioten, Italien zukommt, im Namen des „dritten Rom des Volkes" in der freimaurerischen Weltrepublik die moralische Einheit der Menschheit herbeizuführen und das Zeitalter der letzten endgültigen Form der „lateinischen" Zivilisation einzuleiten, mitgeteilt und zahlreiche andere Stellen der Werke Mazzinis, in denen dieses Ideal der genannten Patrioten dargelegt ist, namhaft gemacht. In diesem Werk können auch sämtliche von uns zitierten Sätze aus den Ausführungen Mazzinis im italienischen Originaltext eingesehen werden.

„Eine Revolution kann nur wirklichen dauernden Erfolg haben, wenn sie mit der politischen Frage auch die soziale Frage löst" und „die Lebensbedingungen der arbeitenden Klassen verbessert" [1]). Keine große politische Revolution kann Bestand haben, wenn sie nicht von einer tiefgreifenden sozialen Umgestaltung begleitet ist" [2]). „Die soziale Frage ist die wichtigste (la più santa) und zugleich die gefahrvollste unseres Zeitalters [3])". „Die soziale Neuordnung" muß sich an die politische gemäß dem Prinzip der „nationalen und menschheitlichen Neuordnung" anschließen, welche die richtige Arbeitsverteilung gemäß dem nationalen Beruf der einzelnen Nationen, Gruppen und Individuen nach Maßgabe des Gesetzes des Fortschritts darstellt [4]).

„Die ‚Marxistische' Internationale muß unfehlbar der Auflösung verfallen [5])", weil sie „kein geordnetes Apostolat" darstellt [6]). Sie ist „ein Gewebe ohne Stützpunkte" (Maschen), ein Organismus ohne Ganglien und daher schnellem Zerfall ausgesetzt". Die Arbeiterelemente hätten zunächst national gegliedert werden müssen. Nationale Komitees hätten dann die internationale Einigung vorbereiten müssen [7]). „Die Internationale (wie sie jetzt besteht) kann nur Streiks und blutige Aufstände hervorrufen" und „den betrogenen Arbeitern nur bittere Enttäuschungen bereiten" [8]).

„Ein wilder Einbruch, ich möchte nicht sagen von Lehren, sondern von willkürlichen unvernünftigen Negationen russischer, deutscher, französischer Demagogen trat mit der Heilsbotschaft hervor, daß die Menschheit, um glücklich zu sein, ohne Gott, ohne Vaterland, ohne Privateigentum und, so verkünden die folgerichtigsten und keckſten derselben, ohne geheiligte Familienbande unter dem Dache eines einzigen Gemeindehauses in jeder Gemeinde leben müsse." [9]) „Ich weiß, Ihr (mazziniſtisch gesinnte Arbeiter) pflichtet so hirnverbrannten Theorien nicht bei." „Ihr wollt die Zukunft anbahnen, nicht die Gegenwart sinnlos drunter und drüber kehren" [10]). Die Seele der Internationale ist „Karl Marx, ein Deutscher, ein Mann von scharfem, aber nach Art Proudhons von zersetzendem Geist; von herrschsüchtiger Gemütsart, eifersüchtig auf den Einfluß anderer; ohne feste philosophische und religiöse Grundsätze und, wie ich fürchte, mehr von Zorn, wenn auch gerechtem, als von Liebe geleitet" [11]).

Prof. Br.·. Vaccalluzzo führte am 10. März 1915 in einem Logenvortrag, den er am Jahrestag des Todes Mazzinis zu Catania hielt, in durchaus beachtenswerter Weise eine längere Parallele zwischen Mazzini und Marx [12]), als den beiden bedeutendsten Führern der revolutionären Bewegung der Neuzeit, durch. Er berücksichtigt dabei besonders den Einfluß, welchen die Propaganda beider Revolutionsführer auf den Weltkrieg und die ihn begleitenden Ereignisse ausübte. Die Ausführungen des Prof. Vaccalluzzo sind auch insofern besonders lehrreich, als sie den bestrickenden Zauber begreiflich machen, welcher der Propaganda Mazzinis nicht

[1]) Mazzini, Opere, XVI 206 f.
[2]) Ebenda, X 11.
[3]) Ebenda, XVI 182; XVII 112.
[4]) Ebenda, XIII 181 f.; X 10; XVI 187, 239.
[5]) Ebenda, XVII 98, 54, 101.
[6]) Ebenda, XVII 99.
[7]) Ebenda, XVII 100.
[8]) Ebenda, XVII 101. 104.
[9]) Ebenda, XVI 220.
[10]) Ebenda, XVI 221.
[11]) Ebenda, XVII 53.
[12]) Vgl. Rivista massonica 1915, 30. April, 154—167.

bloß in Italien, sondern auch in anderen Ländern, selbst die nüchternen angelsächsischen nicht ausgenommen, so staunenswerte Erfolge sicherte.

Vaccalluzzos Parallele gipfelt schließlich darin, daß er Mazzini als eine ideale Verkörperung des „lateinischen" Volkscharakters Marx, als der Personifikation des „teutonischen", gegenüberstellt und seine Überlegenheit über Marx auf die schließliche Überlegenheit feinerer lateinischer Geistes- und Herzenskultur über teutonische Unkultur und Barbarei zurückführt.

„Man braucht," so führt er aus, „nur den Briefwechsel beider" zu vergleichen, um den Gegensatz mit Händen zu greifen, „Marx offenbart sich in demselben als einen Mann von barbarischer Gemütsart, einen Plebejer; Mazzini als eine ganz wunderbar harmonisch abgestimmte Persönlichkeit", in welcher „Genialität mit Grazie" in bestrickender Mischung miteinander verschmolzen sind. Bei Marx wirken die Roheit seiner Sprache und seiner Manieren und seine heimtückische Spottsucht verletzend. Mazzini bezaubert durch die „außerordentliche Liebenswürdigkeit und Vornehmheit seines Wesens". „Seine mehr als vierzigtausend Briefe weisen eine feinfühlige Zurückhaltung und einen Sinn für das Schickliche auf, die ganz einzig sind. In den Briefen des Deutschen (Marx) hingegen ist alles roh und ungehobelt und in einen Wust verworrener Phrasen eingehüllt, aus dem niemand klug wird. Proudhon nennt er einen Charlatan, einen Trödler; Bismarck einen ganz kolossal lächerlichen Esel; Garibaldi," dessen Gesichtszüge nach Engels, einem Genossen von Marx, deutlich „westfälische Herkunft verraten", einen „simplen Spießbürger"; „Mazzini einen Infamen, einen Narren" usw[1]).

„Bei Mazzini war der Sinn für Humanität im höchsten Grade lebendig und entwickelt, bei Marx völlig verkümmert. Mazzini ging ganz in Altruismus auf; er schloß alle Gesellschaftsklassen in seine Liebe ein". Die Agitation des deutschen „Marx ist ganz vom Egoismus beherrscht; Marx predigt den Klassenhaß."

„Wenn ich dies feststelle, so geschieht das nicht, um die überaus große Bedeutung des Sozialistenführers Marx herabzusetzen, sondern nur um an den Persönlichkeiten der zwei Männer, welche dem verflossenen Jahrhundert vor allem ihre Signatur aufdrückten, den Gegensatz zwischen zwei Charakteren, zwei Systemen, zwei Rassen und zwei Kulturen (der lateinischen und der teutonischen) ins Licht zu stellen"[2]).

„1867 schrieb Marx an seinen Freund (Engels): ‚In der nächsten Revolution, die näher bevorsteht, als man gemeiniglich glaubt, werden wir diese Maschine (die marxistische Internationale) in der Hand haben. Vergleiche damit einmal die erbärmlichen Ergebnisse, die Mazzini in dreißig Jahren seiner Agitation erzielte'"[3]).

„Karl Marx starb 1883. Hätte er ein bißchen länger gelebt, so würde er Zeuge des riesenhaften Erfolgs des von ihm verspotteten Gegners gewesen sein." „Mazzini schuf das nationale Einheitsbewußtsein Italiens, das vor ihm nicht existierte."

„Der unverbesserliche Idealist", rief schließlich Thomas Carlyle aus, „hat gesiegt, und seine Utopie ist zu einer gewaltigen Wirklichkeit geworden."

„Der von Marx vor vierzig Jahren für die nächste Zukunft angekündigte allgemeine Kladderadatsch hingegen läßt immer noch auf sich warten. Inzwischen ist der deutsche Sozialismus der treueste Verbündete des Kaisers geworden. Wenn man da von einem Fiasko sprechen will, hat nicht Mazzini, sondern Marx Fiasko

[1]) Revista massonica 1915, 157. [2]) Ebenda, 160. [3]) Ebenda, 161.

gemacht, nicht der Idealismus des ersteren, sondern der historische Materialismus des letzteren“ [1]).

„Mazzini schuf Italien“ [2]). Er sprach die Warnung aus:

„Man verletzt nicht ungestraft das Recht eines Volks“ [3]).

„Wir wollen,“ bemerkte er 1851 mit Bezug auf Preußen, „an Stelle des Zustands beständiger Beunruhigung, welchen der ‚Nationalismus‘ (fürstlicher Häuser) mit sich bringt, die gute und aufrichtige Verständigung (intesa-Entente) der Nationalitäten setzen; wir wollen so einen Ring zur Kette hinzufügen, die in Europa die Heilige Allianz der Völker darstellen soll. Die Nationalität ist ein Prinzip; sie ist die europäische Organisation nach Maßgabe der natürlichen Tendenzen, der Aspirationen und der Missionen (Berufe) der Völker“ [4]).

„Der Überfall Belgiens hat das Deutsche Reich in der Welt isoliert“. „Die internationale Justiz des menschlichen Gewissens hat infolge desselben „über Deutschland das Verdammungsurteil gesprochen“ [5]). „Wir sind für das Nationalitätsprinzip“; „deshalb sind wir (in diesem Krieg) nicht neutral und können es nicht sein“. „Neutral ist der offizielle Sozialismus der marxistischen Schule“; „neutral ist der Papst“. „Der Vatikan . . . sucht wohl eine neue Heilige Allianz zustande zu bringen zwischen dem Sultan der Türken, dem Kaiser der Lutheraner und dem Kaiser der Antisemiten (der Christlichsozialen).“

„Diese Allianz wird aber nicht siegen. Aus diesem Krieg wird vielmehr, wenn so viel Blut nicht umsonst geflossen sein soll, die Heilige Allianz der freien Völker hervorgehen. Die weltgeschichtliche Krisis, welche Europa durchmacht, kann nur im Nationalitätsprinzip ihre Lösung finden. Vom Jahre 1870 an bilden die ungelösten nationalen Probleme: das französische, das italienische, das polnische und das Balkanproblem, den Mittelpunkt der internationalen Konflikte. Der gesamte alte und neue Irredentismus ist in Gärung und bäumt sich auf gegen die widernatürliche Verteilung Europas, wie sie auf dem Pariser und auf dem Wiener Kongreß vorgenommen wurde, und verlangt eine Revision der Landkarte Europas gemäß dem Nationalitätsprinzip. Wir nehmen das Problem an dem Punkte wieder auf, in welchem Mazzini dasselbe hinterließ. Das letzte Wort (im Weltkrieg) gehört Mazzini, der die einzig mögliche Lösung desselben mit wunderbarem politischem Seherblick andeutete“ [6]).

„Die große italienische Tradition ist — Cavour, Garibaldi, Mazzini zufolge — interventionistisch, wenn ein wichtiges nationales oder internationales Interesse auf dem Spiele steht. Wir müssen den Krieg von 1866 gegen Österreich wieder aufnehmen.

„Der gordische Knoten der europäischen Politik ist noch immer Wien, nicht Berlin; und der Krieg gegen Wien muß wieder aufgenommen werden gemäß dem Programm und dem Plan, welchen im Mai desselben Jahres (1866), freilich ohne Gehör zu finden wie immer, Mazzini vorzeichnete:

„Der Krieg muß nicht um eines Interesses, sondern eines Prinzips willen geführt werden; es darf nicht ein bloß lokaler Krieg sein, sondern er muß weit, weit um sich greifen. Sein Ziel muß . . . Wien sein. Unser Krieg, der Völkerkrieg, der letzte Krieg, auf welchen der immerwährende Friede folgen soll; der große, unser würdige Krieg, der uns an

[1]) Revista massonica 1915, 160 f. [2]) Ebenda, 162. [3]) Ebenda, 163.
[4]) Ebenda, 164. [5]) Ebenda, 163. [6]) Ebenda, 164 f.

die Spitze einer Allianz der Völker und eines neuen Zivilisationszeitalters bringen soll, muß auf dem Weg über Udine und Laibach nach Wien ausgefochten werden, mit Hilfe der aufgewiegelten Magyaren, Rumänen und Slawen." „Richtet Euer Augenmerk vor allem auf das slawische Element. Verbrüdert Euch mit ihnen und verbrüdert sie mit Euch!" „Ich versichere Euch dann, daß Ihr von der adriatischen Küste bis Polen Bundesgenossen haben werdet. Im Festungsviereck könnt Ihr unterliegen, aber nicht auf dem Wege nach Wien [1])."

„Jedes Volk hat seinen Tag in der Weltgeschichte." Jetzt ist „unser Tag gekommen, der Tag der heiligen Rache; der Tag, welcher der Seele Mazzinis Ruhe bringen soll". (Die von Österreich hingeschlachteten italienischen Patrioten rufen Euch zu:)

„Wohlan, ihr Brüder, deren Wiege auf unseren Gebeinen stand,
Schlagt zu, schlagt zu auf den ewigen Barbaren" [2])!

In religiöser Hinsicht ist das italienische Freimaurertum und Freidenkertum von heute bedeutend radikaler als zur Zeit Mazzinis. Mazzini führte noch häufig die Worte „Gott", „göttliches Gesetz" im Munde, obwohl er als Inhalt dieses Gesetzes lediglich das „Gesetz des Fortschritts" bezeichnet, welches ihm zufolge die nationale, die europäische und die Weltrevolution bedeutet, und als dessen einzigen rechtmäßigen Ausleger er die ihrer „unumschränkten Souveränität auf Erden" vollbewußte Menschheit, bzw. das auf Erden absolut souveräne Volk erklärte. Auch bei Mazzini erscheint daher das Göttliche im Grunde nur als idealistische Verklärung des Revolutionsprinzips. Dem heutigen positivistischen italienischen Freimaurertum und Freidenkertum widerstrebt es aber, Göttliches auch nur in dieser verdünnten Form zuzulassen. Es zieht, wie schon die oben mitgeteilten Zitate beweisen, die satanistische Form der Idealisierung des Weltrevolutionsideals vor, in dem sein Sinnen und Trachten aufgeht. Bezeichnend für diesen seinen „religiösen" Standpunkt sind folgende Sätze, in welchen das amtliche Organ des Großorients von Italien die Stellung der italienischen Freimaurerei zum freimaurerischen Zentralsymbol, zum Weltbaumeistersymbol, welches sowohl ihr Kulturprinzip als das Zentralsymbol ihres religiösen oder quasireligiösen Kults darstellt, zum Ausdruck bringt:

„Die Weltenbaumeisterformel, die man der Freimaurerei als eine ebenso vieldeutige wie abgeschmackte Formulierung ihrer religiösen Ideale zum Vorwurfe macht, ist die weitherzigste Affirmation des unermeßlichen Prinzips des Daseins: sie kann ebensowohl auf den Gott Mazzinis gedeutet werden als auf den Satan Carduccis, auf Gott als Quelle der Liebe, nicht des Hasses, und auf Satan als Genius des Guten und nicht des Bösen" [3]).

Damit ist angedeutet, daß die italienische Freimaurerei den biblischen Gott des Alten Testamentes, Jehova, welcher in radikalen italienischen, französi-

[1]) Rivista massonica 1915, 166. [2]) Ebenda, 167.
[3]) Rivista massonica 1909, 44.

schen und angelsächsischen (vgl. z. B. John Stuart Mill in England und Ingersoll in den Vereinigten Staaten) Freidenkerkreisen allgemein als „Gott des Hasses" und Urbild eines grausamen Wüterichs geschmäht wird, genau wie Carducci dies in der Satanshymne zum Ausdruck bringt, aus ganzer Seele verabscheut und dem Satan des Br.·. Carducci, als ihrem geistigen Führer gegen jede Art von „Theokratie", schwärmerisch zujubelt.

5. Beeinflussung des angelsächsischen Kulturideals durch das mazzinistische.

Im Vorstehenden ist die „lateinische Zivilisation", wie sie von italienischen Freimaurern und Freidenkern aufgefaßt wird, hinlänglich charakterisiert. Es erübrigt daher nur noch, die Einwirkung kurz ins Licht zu stellen, welche diese Auffassung auch auf angelsächsische freimaurerische und liberale Kreise ausübte.

Für die britische Freimaurerei ist eine Rede höchst bezeichnend, welche Br.·. Alfred Robbins, ein intimer Freund des Ministerpräsidenten Lloyd George, der als Präsident des Board of general purposes die eigentliche Verwaltung der englischen Großloge führt, am 9. Januar 1917 bei festlichem Anlaß in der Loge Italia in London hielt. In dieser Rede führte er aus:

„Er sei stolz darauf, die letzten zehn Jahre des Kampfes für die Einheit Italiens noch selbst mit erlebt zu haben." „Dank der diplomatischen Geschicklichkeit und der Entschlossenheit Cavours und Mazzinis und dem Soldatenmut Garibaldis und Viktor Emanuels, sei deren altes Ideal des ‚geeinten Italiens mit Rom als Hauptstadt' verwirklicht worden. In letzter Zeit gehe sogar ein weiteres Ideal (Mazzinis) der Verwirklichung entgegen: ‚das Vereinigte Europa (das heißt die Vereinigten Staaten Europas) mit Rom als Metropole'; hätten sich doch soeben erst maßgebendste Vertreter aller Ententemächte in der ewigen Stadt versammelt, um einen auf der dauerhaften Grundlage der individuellen Freiheit, des öffentlichen Gesetzes und des internationalen Rechts beruhenden Frieden sicherzustellen. Nach seiner (Robbins') Auffassung trete die Freimaurerei (der ganzen Welt) wie ein unerschütterter und unerschütterlicher Fels für alle diese Dinge ein; die Rücksicht auf diese stets sich gleichbleibenden Ziele und uralten Wahrheiten der Freimaurerei bestimme ihn, alle Bestrebungen der (italienischen) Logenmitglieder, das freimaurerische Licht selbst und durch die Verbündeten in der ganzen Welt auszubreiten, von ganzem Herzen zu begrüßen. (Langanhaltender Beifall)" [1]).

Es ist eine weltbekannte Tatsache, daß die englische Intelligenz und die englischen Staatsmänner die Bestrebungen der italienischen Revolution im allgemeinen und hinsichtlich der Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes im besonderen tatkräftig unterstützten. Diese Tatsache stellte kein Geringerer als der britische Minister-

[1]) Vgl. The Freemason, London, 20. Januar 1917, 368.

präsident Asquith in drei Reden, welche er am 1., 2. und 3. April 1916 bei seinem amtlichen Besuch in Rom hielt, feierlich vor aller Welt fest. Er führte in diesen Reden aus:

Trotz aller Verschiedenheit des Temperaments verfolgen England und Italien seit mehr als einem halben Jahrhundert „auf Grund gleicher Grundsätze gleichartige politische Interessen". „England hat mit einer einmütigen Sympathie, welche von allen seinen großen Geistern, Dichtern und Staatsmännern geteilt wurde, den heroischen Kampf des italienischen Volkes für seine Freiheit und Einheit verfolgt"[1]. „Vom zivilisatorischen Genius Roms ist das Gesetz der Nationen ausgegangen"[2]. „Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß die Vorkämpfer der nationalen Erhebung Italiens: Mazzini, Garibaldi und Cavour, — in jeder Phase ihres Kampfes unablässig vom beständigen Interesse der uneingeschränktesten Sympathie und den lebhaftesten Hoffnungen des britischen Volkes begleitet waren. In der Tat ist das nationale Leben unserer beiden Völker, Herr Ministerpräsident (Br.·. Salandra), bei aller Verschiedenheit in mancher Hinsicht . . ., großenteils aus denselben Quellen (der „lateinischen" Zivilisation) gespeist und vom selben Geist beseelt"[3].

Crespi, ein angesehener italienischer Staatsmann und genauer Kenner Englands, stellte in der Vita Internazionale vom 20. Juli 1915 fest:

„In der öffentlichen Meinung Englands herrscht eine höhere Auffassung hinsichtlich Mazzinis vor, als sie durchschnittlich in Italien angetroffen wird. Wir sehen in Mazzini, dem bei weitem größten unter den vier Begründern der nationalen Einheit Italiens, welcher überhaupt der größte Italiener nach Dante ist, ausschließlich den nationalen und politischen Apostel, den revolutionären Agitator, den intransigenten Republikaner. In England betrachtet man ihn als einen Heiligen, einen Ethiker, einen Geistesmann und selbst als einen Propheten, welcher klarer als irgend ein anderer die nächste Zukunft der Menschheit schaute. Sein Evangelium wird von Philantropen und Sozialisten, von katholischen und protestantischen Publizisten zitiert." Ein Arbeiter in den Kohlenbergwerken von Wigan äußerte mir gegenüber: „„Ich glaube nur an einen einzigen Sozialismus, „„den Mazzinis, mit der Religion der Pflicht als Grundlage. Christus und „„Mazzini sind mir Gott und Prophet.""[4]

Hinsichtlich nordamerikanischer Freimaurer, Freidenker und Staatsmänner genügt es, folgende Tatsachen festzustellen.

Die Zahl der aktiven Freimaurer der Vereinigten Staaten — als solche werden nur Meister-Maurer (vom dritten Grad) in good standing, das heißt die ihre Beiträge regelmäßig zahlen usw., angesehen — wird auf etwa 1 700 000 geschätzt[5]. Außerdem gibt es noch etwa vier Millionen Mitglieder anderer unter dem Einfluß der Freimaurerei stehender geheimer Verbindungen[6]. Unter den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses der Vereinigten Staaten

[1]) In der Consulta. Vgl. Secolo, Mailand 1. April 1916.
[2]) Auf dem Kapitol; vgl. ebenda, 2. April.
[3]) Im Hotel Excelsior; vgl. ebenda, 3. April 1916.
[4]) Vgl. Rivista massonica 1917, 42.
[5]) The American Freemason. März 1916, 235.
[6]) Stephens, Cyclopedia of Fraternities. New York 1907, S. V, XV.

befanden sich Ende 1916 zweihundertdreizehn und unter den Senatoren achtundvierzig Freimaurer. Das Abgeordnetenhaus bestand 1916 demgemäß zu fast zwei Dritteln und der Senat zu mehr als der Hälfte aus Freimaurern[1]). Auf die Regierung in Washington üben besonders die Mitglieder des in dreiunddreißig Graden abgestuften alten und angenommenen Schottischen Systems der Freimaurerei großen Einfluß aus. Der Nachfolger des berühmten Chefs dieses Systems in Washington, Albert Pike, welcher von angelsächsischen Freimaurern als der größte Freimaurer aller Länder gefeiert wurde, Br.·. Richardson, 33.·., war Präsident des demokratischen Zentralausschusses, welchem die Leitung der demokratischen Wahlagitation obliegt[2]). In sämtlichen Verwaltungsabteilungen des Washingtoner Staatsdepartements sind Klubs von Brrn.·. dieses Systems errichtet. Die Zahl der Mitglieder dieser Klubs beträgt etwa zweitausend. Dieselben halten regelmäßig Versammlungen ab. Bei den Hauptversammlungen treten hervorragende Mitglieder des Verbandes und dessen höchster Chef — gegenwärtig bekleidet Br.·. Fleming Moore diese Stelle — als Redner auf[3]).

Der Präsident der Vereinigten Staaten, Woodrow Wilson, ist zwar selbst nicht Freimaurer[4]), Freimaurer und zwar sogar Inhaber des dreiunddreißigsten Grades ist aber der Vizepräsident Br.·. Marshall[5]) Bei dem beherrschenden Einfluß, welchen die Freimaurerei im Leben der Vereinigten Staaten ausübt, ist von vornherein zu erwarten, daß auch Wilson nur in Übereinstimmung mit den im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten vorherrschenden freimaurerischen Grundsätzen die große transatlantische Republik regieren kann. Daß die amerikanische Freimaurerei gleich der britischen aufs lebhafteste mit den politischen Bestrebungen der italienischen sympathisiert, bezeugte, abgesehen von vielen anderen Kundgebungen, die begeisterte Aufnahme, welche den berüchtigten Großmeistern des italienischen Großorients, Ferrari und Nathan, anläßlich ihrer Reise zur Weltausstellung in St. Franzisko 1914/1915 seitens der amerikanischen Freimaurerei zuteil wurde.

Daß Wilson in seinen amtlichen Kundgebungen zum Weltkrieg, besonders seit Beginn des Jahres 1917, tatsächlich ganz und gar die leitenden Hauptsätze des von der italienischen Freimaurerei vertretenen mazzinistischen Programms: Umgestaltung der Karte Europas auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker und des Nationalitätsprinzips usw., sich zu eigen machte, ist aus seinen Kundgebungen selbst so deutlich zu ersehen, daß es eines weiteren Nachweises nicht bedarf.

Mit Recht betonten daher maßgebendste Wortführer der italienischen Freimaurerei selbst:

[1]) Latomia, 20. Januar 1917, 23.

[2]) The New Age 1914, 83.

[3]) Southern Messenger vom 27. Januar 1916, zitiert in American Tyler-Keystone, Juni 1916, 126.

[4]) New Age 1916, 498; American Freemason, August 1916, 498, und American Tyler-Keystone 1916, 160.

[5]) American Tyler-Keystone 1917, 54.

„Genau wie Wilson, stellte schon Mazzini dem europäischen Gleichgewicht (der Mächte) das Prinzip des Selbstbestimmungsrechts und der Assoziation der Nationen gegenüber." [1])

„In den Botschaften Wilsons tritt uns die revolutionäre Doktrin Mazzinis entgegen. Ganz wie Mazzini betrachtet Wilson einen „durch die Notwendigkeit des Fortschritts gebotenen Krieg als einen heiligen Krieg". Wie Mazzini tritt Wilson für eine nach nationalen Gesichtspunkten gegliederte Völkerfamilie ein und für die durch Verträge freier Völker zu bewirkende moralische Einheit der Welt. Gleich Mazzini stellt er der Allianz der Monarchen die Allianz der Völker (Völkerbund), und der Autokratie (der Fürsten und der Priester) die Demokratie entgegen. Diese Ideen gehen nun nach drei Jahren des Völkerkrieges ihrer Verwirklichung entgegen. „Der Präsident Wilson erklärt... in seinen Botschaften die Verwirklichung der Utopie Mazzinis geradezu als das Kriegs- und Friedensprogramm des amerikanischen Volkes." — „Vom Kapitol in Washington aus erhob ein einfacher Bürger sich über Kaiser und Könige, um im Namen der Menschheit den Anbruch des Zeitalters einer neuen (mazziniistischen) Zivilisation zu verkünden. Das ist unser Sieg; das ist der Sieg der Völker[2])".

„Die Geschicke der Völker dürfen nur in den Händen von Demokraten ruhen. So lehrte es uns Mazzini, welcher, obwohl er seit 1872 im Grabe ruht, heute wirksamer als je in die Geschicke der Welt eingreift. Ist doch in Wilsons Botschaft das Echo seiner Stimme von jenseits des Ozeans als feierliches, durch die ganze Welt schallendes Mahnwort erst vor wenigen Tagen an unser Ohr gedrungen".[3])

Wir verzichten darauf, noch weitere Dokumente zur Beleuchtung des Gesagten hier anzuführen. Den Schluß unserer Darlegung möge ein Auszug aus dem im höchsten Grade beachtenswerten großen programmatischen Neujahrsartikel für 1918 des New Age, des in Washingtoner Regierungskreisen sehr geschätzten „amtlichen Organs des Höchsten Rates der 33.·. des Schottischen Ritus der Südlichen Jurisdiktion der Vereinigten Staaten", bilden. In diesem Artikel wird, ähnlich wie in dem eingangs mitgeteilten der römischen Acacia, unter der Spitzmarke „Die Freimaurerei und der Weltkrieg" ausgeführt:

„Wenn wir die wahre Bedeutung des Krieges verstehen wollen," „müssen wir lesen, was die Meister der deutschen Philosophie geschrieben haben". „Deutschland handelte bei der Entfesselung des Weltkrieges als das blutbefleckte Werkzeug einer falschen Philosophie" (Nietzsche, Bernhardi, Treitschke)[4]). „Würde der uns zur Verfügung stehende Raum es gestatten, so

[1]) Irredenta-Staatsminister Br.·. Barzilai (sein richtiger Name ist „Bürzel"), vgl. Rivista massonica 1917, 54.

[2]) Br.·. G B Reggiori in der Mailänder Vita Internazionale, August 1917, vgl. Idea democratica 1917, 27. Juli.

[3]) Chef der italienischen Hochgradbrüder 33.·. Achille Ballori, vgl. Rivista massonica 1917, 144.

[4]) Unter „Philosophie" wird hier, wie aus den weiteren Ausführungen im Artikel hervorgeht, die Weltanschauung verstanden, auf die sich die von der amerikanischen „Demokratie" bekämpfte „Autokratie" auf geistlichem und weltlichem, kirchlichem und staatlichem Gebiet stützt, gleichviel, ob dieselbe profanwissenschaftliche oder theologische Lehrsätze zur Grundlage hat.

wäre es im höchsten Grade interessant, die Entwicklung dieser entsetzlichen Philosophie vom grauen Altertum bis auf unsere Tage in allen ihren Verzweigungen zu verfolgen. Niemand, der vorurteilsfrei Geschichte studiert, wird in Abrede stellen können, daß diese Philosophie im Teutonischen Volk schon seit Jahrhunderten einen günstigen Nährboden gefunden hat." „In den Schriften Nietzsches gelangte sie zu ihrem endgültigen Ausdruck" [1]).

„Daß diese Philosophie bei der Liquidierung des Weltkrieges absolut in Verruf erklärt werden muß, daß dieses wutschnaubende Raubtier mit Keulenschlägen in seinen Schlupfwinkel zurückgetrieben werden und dort so gründlich in Stücke gehauen oder wenigstens zum Krüppel geschlagen werden muß, daß es für alle Zukunft unfähig ist, den Frieden und die Sicherheit der Zivilisation noch ferner zu bedrohen, darüber kann keinen Augenblick ein Zweifel bestehen. Das ist die höchste und die dringendste Aufgabe, welche die Menschheit gegenwärtig zu bewältigen hat."

„Wenn aber endlich der Friede kommt, welcher der Achterklärung der ganzen Welt über diese teutonische Philosophie das Siegel aufdrückt, muß ein gewaltiger Wiederaufbau nicht nur der materiellen Wohlfahrt der verwüsteten Länder, sondern auch der Ideale und der Philosophie der Menschheit folgen. Bei diesem Wiederaufbau wird die Rolle, die Mission und die Macht der Freimaurerei klar in die Erscheinung treten [2]).

„In wie hohem Maße die Zivilisation der Freimaurerei zu verdanken ist, kann in Worten nicht genau festgestellt werden. Sicher aber ist, daß reine Liebe zur Demokratie, welche die zivilisierten Völker im zwanzigsten Jahrhundert in so hohem Maße kennzeichnet, mehr als von irgendeinem anderen Machtfaktor von der Freimaurerei verbreitet worden ist."

„Die Freimaurerei legte die Grundlage zur Demokratie in den Vereinigten Staaten". „Die Freimaurerei war in England, Frankreich, Belgien, Italien und selbst in Rußland, trotz aller Zaren-Ukasse, zwar im stillen, aber doch erfolgreich, Jahrhunderte hindurch am Werke, um im Volke das Verständnis für die wahre Bedeutung der Demokratie im besten Sinne des Wortes zu wecken. Sogar in Deutschland hat das Werk der Freimaurerei, trotz vielfacher Hindernisse, Fortschritte gemacht. Schon jetzt sind die Wirkungen der freimaurerischen Propaganda, freilich nur wie im Halbdunkel, deutlich erkennbar. Wenn's zum Frieden kommt, werden sie klar in die Erscheinung treten."

„Bereits seit dem ersten Dämmern der Zivilisation ist der unvermeidliche Konflikt zwischen den beiden sich widerstreitenden Mächten: der demokratischen Strömung und der autokratischen deutschen Philosophie, im Gange. Letztere unterdrückt die Individualität und läßt sie in der Organisation untergehen. Erstere, welche nichts anderes ist als die Auswirkung der freimaurerischen Grundsätze im politischen Leben, betont die persönlichen Rechte und die persönliche Verantwortung des Menschen" [3]).

„Die gleichen Mächte bekämpfen sich auch auf dem Gebiete der Religion. Die erstere (demokratische) wird hier durch die Vorkämpfer des Individualismus vertreten, die letztere (autokratische) durch die Anmaßung einer organisierten Priesterschaft."

„Der Konflikt zwischen diesen zwei Mächten (der Autokratie und der Demokratie) auf beiden Gebieten (dem geistlichen und dem weltlichen) war unvermeidlich, ist jetzt noch unvermeidlich und wird für weitere hundert Jahre unver-

[1]) The New Age, Januar 1918, 4. [2]) Ebenda, 6. [3]) Ebenda, 6 f.

meidlich sein." „Auf dem staatlichen Gebiete befinden wir uns jetzt im letzten Entscheidungskampfe." „Der deutsche Angriffskrieg hat diesen Entscheidungskampf heraufbeschworen; die meisten Demokratien der Welt haben in demselben aufs entschiedenste gegen Deutschland Stellung genommen. Sein schließlicher Ausgang im Triumph der Demokratie, welche nichts anderes ist als die auf das politische Leben angewandten freimaurerischen Grundsätze, kann nicht zweifelhaft sein."

„Wenn aber auch die Kanonen zum Schweigen gebracht sind und die Freiheit und Sicherheit zur See wieder hergestellt sein wird, ist der Kampf noch keineswegs zu Ende. Er wird vielmehr auf anderem Gebiete in subtileren Formen nur noch heftiger entbrennen."

„Von den Vertretern der Nietzscheschen Lehre selbst wird nach Beendigung des Krieges voraussichtlich wenig mehr zu befürchten sein. Die Freimaurer haben aber allen Grund, vor den unheilvollen Machenschaften der Mutter der religiös-politischen Intrige (der römisch-katholischen Hierarchie) auf der Hut zu sein, welche die Wechselfälle des Völkerkrieges in ihrem eigenen Interesse unausgesetzt aufs aufmerksamste verfolgt. Ist sie sich doch wohl bewußt, daß für ihren eigenen Kampf auf Tod und Leben gegen die freimaurerischen Grundsätze durch jeden Fuß Bodengewinn seitens der Ententemächte, durch jede Versenkung eines Unterseebootes durch die Flotten der demokratischen Koalition die Lage sich ungünstiger gestaltet."

„Dieser neue Entscheidungskampf (gegen die Autokratie auf geistlichem Gebiete), der schließlich ebenfalls mit dem Triumph der (demokratischen) Grundsätze enden muß, für welche die Freimaurerei eintritt, wird voraussichtlich ein unblutiger sein. Die Wahrscheinlichkeit, daß er sich tatsächlich unblutig vollziehen wird, ist um so größer, je niederschmetternder die Niederlage sein wird, welche die Mittelmächte erleiden. Der neue Entscheidungskampf (gegen die kirchliche Autokratie) wird seitens der Freimaurerei (der Welt) die Anspannung aller ihrer Kräfte bis an die Grenzen des Möglichen erfordern und ihre Machtmittel in einem Maße in Anspruch nehmen, wie dies bisher noch niemals der Fall war."

„In diesem letzten und größten Entscheidungskampfe darf die Freimaurerei nicht versagen. Denn durch ein solches Versagen würde sie der wertvollsten Früchte ihres Sieges verlustig gehen, welchen sie in diesem Weltkrieg zweifellos erringen wird. Im kommenden Entscheidungskampf auf philosophischem (das heißt kirchlich-religiösem) Gebiet handelt es sich um die verantwortungsvollste Aufgabe und um die günstigste Gelegenheit, welche nicht nur der Weltkrieg, sondern vielleicht der ganze Verlauf der menschlichen Entwicklung der Freimaurerei (für die Verwirklichung ihrer Endziele und Zivilisationsideale) je darbieten kann." [1])

Bereits in einem Rundschreiben vom 31. Juli 1914 an die italienischen Logen hatte der Großmeister des italienischen Großorients Br.·. Ettore Ferrari, 33.·. betont:

„Die Ordensregierung wird, eingedenk der ihr obliegenden Pflichten, alle ihr nur irgendwie möglichen Anstrengungen machen, um zu bewirken, daß die Aktion sämtlicher Freimaurerverbände der Welt in Übereinstimmung mit den allgemein anerkannten Grundsätzen der Freimaurerei sich vollziehe, damit die menschliche Zivili-

[1]) The New Age 1918, 7.

sation (civiltà umana) von der Geißel errettet werde, welche sie bedroht, oder damit doch wenigstens die Folgen des über sie hereinbrechenden Unheils gemildert werden[1]).

In einem neuen Rundschreiben vom 6. September 1914 wies Großmeister Ferrari darauf hin, daß „gewisse Zeitpunkte in der Geschichte nie wiederkehren, und daß es deshalb töricht und unheilvoll wäre, die günstige Gelegenheit" zur Verwirklichung der „Zukunftsideale der italienischen Freimaurerei" „nicht zu beachten und nicht zu benutzen"; „Italien würde gemäß der Anschauung des Großorients übel beraten sein, wenn es dem tragischen Kriegsspiele, in welchem sich die Geschicke Europas entscheiden, fern bliebe", zumal da es sich in diesem „riesenhaften Völkerkriege" nicht nur um „die wichtigsten nationalen Interessen Italiens", sondern auch „um die Sache der Zivilisation und des Rechts" und den „zivilen Fortschritt der Menschheit handle"[2]).

Am 24. Februar 1915 trat Großmeister Ferrari mit dem Ehrengroßmeister und jetzigen aktiven Großmeister Nathan, im Auftrage der italienischen Regierung, die Reise nach St. Franzisko an[3]). Während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten[4]) waren die beiden Führer der italienischen Freimaurerei nach Kräften und mit bestem Erfolg tätig, um für die Förderung der Kriegsziele der italienischen Freimaurerei, unter welchen die Erniedrigung des Papsttums eine hervorragende Stelle einnimmt, Stimmung zu machen. Die Eigenschaft der Minister des Auswärtigen Sonnino und Nathan als halbe Engländer kam diesen Männern für den Erfolg ihrer Bemühungen bei den angelsächsischen Großmächten sehr zustatten. Die bekannte Papstklausel des Vertrages vom April 1915 zwischen Italien und den Ententemächten und die verletzend ablehnende Haltung derselben gegenüber der Papstnote vom 1. August 1916 bildeten eine auch in der Öffentlichkeit wahrnehmbare Bestätigung für den Erfolg ihrer Wühlarbeit.

Wie Großmeister Lecni schon am 2. März 1890, konnten auch die Großmeister Ferrari und Nathan mit Genugtuung von neuem feststellen:

„Die Freimaurerei der Welt hat begriffen und folgt uns. Im Namen Roms gehen wir ihr auf dem Wege voran, der uns zur vollständigen Verwirklichung unseres (freimaurerischen) menschlichen Ideals führen muß."[5])

So bedeutet der heranziehende Ententefrieden nichts anderes als den Sieg des „lateinischen Kulturideals" der Freimaurerei über die alten Mächte der christlich-monarchischen Weltordnung. Welche Folgen aus dieser Wendung erwachsen werden und erwachsen müssen, liegt nach dem Vorstehenden auf der Hand.

[1]) Vgl. Rivista massonica 1914, 316. [2]) Ebenda, 321, 322, 320.
[3]) Ebenda, 1915, 92 f. [4]) Vgl. ebenda, 139, 265 ff., 281. [5]) Ebenda 1890, 3 f.

Das neue Marokko.

Von

Ewald Banse.

Man hat immer ein seltsam angenehmes Gefühl von Sicherheit, wenn man in einem fremden Hafen seine Schiffskarte gelöst und bezahlt hat. So ging es mir besonders am Abend in Alexandria angesichts der Polcevera, so in Oran vor dem Maréchal Bugeaud, einem ganz stattlichen Dampfer mit netten Kabinen und guter Küche.

An Deck, im Raum, alles voll von Tirailleurs aus Tunisien, die unterwegs waren nach Marokko, zur Eroberung des Atlas. Eine Mobilmachung im Frieden, wie sie dem afrikanischen Soldaten so vertraut ist.

Die Kapelle klettert aufs Promenadendeck, stellt sich im Kreise auf und spielt los. Vorherrschen die troddelflatternden langen Hörner, in die blasen sie hinein, daß die Halsmuskeln springen. Dann sind vier Trommler da, die fangen zwischen den einzelnen Passagen ihre Trommelstücke auf. Dies ist Europa, la gloire de France. Zwei Trommler hauen mit gebogenen Stöckchen auf große Eingeborenentrommeln los. Mehrere spielen kleine Flöten, und die schreien die einheimischen Dudelsacktriller aus sich heraus. Dies ist der Orient, pour la gloire de France. Alle treten fortwährend mit den Ballen auf und ab, um im Takt zu bleiben (gerade wie es auch die türkischen Musikbanden machen).

Dumpfe Wirbel und schrilles Johlen klingen zu einer Melodie zusammen. Sie macht dir den Ruhmesmarsch des jungen Frankreichs durch den Norden und Westen Afrikas verständlich, verkörpert die Glanztaten des republikanischen Frankreichs. Ruhm und Soldatenfreude und wilde Märsche, lodernde Lagerfeuer und aufflammende Duar singen darin, tränenvolle koloniale Resignation und bittere Abkehr von der alten Kulturhöhe der Ludwige, von der versunkenen Militärdiktatur Bonapartes. Diese wilde Musik, in welcher die Töne der Barbaren jene der Musikkapellen zu ersticken drohen, sie ist das Abbild des neuen Frankreichs. Sie ist das Vive l'Empereur der Republik. Ist der Cancanrausch Mariannens.

Nie habe ich mehr gefühlt, daß auch das französische Soldatenleben in seinen Kolonien eine hohe, wohl noch nicht entdeckte Poesie besitzt. Gerade wie das englische die seine, eine andere, hegt, und Kipling hat sie besungen. Wie das italienische sie erst später erhalten wird, wenn die Kolonien dauerhaft genug bleiben.

Aber mir scheint, diese Armeen, die englische und die französische, sie haben vielleicht ein kleines Zuviel von Poesie, von Kolonialpoesie. Die Poesie geht ihnen nie aus, bleibt im Kriege wie im Frieden, denn ständig stecken sie eigentlich im Lagerleben. Im deutschen Heer ist man sparsamer mit der Soldatenpoesie, hier beginnt sie erst am Tage vor der Mobilmachung. Und das mag nüchterner sein, aber vielleicht ist es praktischer. —

Die braunen und schwarzen Kerls, meist stämmige Gestalten, in ihren lichtblauen und gelbbordierten Uniformen, mit ihren scharfgeschnittenen Gesichtern, zerrissen und zerfurcht von Lebensgier, unter den roten, schiefsitzenden Troddelmützen, die oben breiter werden und dort eingestülpt sind.

An eine Auflehnung dieser Burschen gegen die Republik, mir scheint, daran ist gar nicht zu denken. Denen gefällt das Soldatenleben unter der Trikolore zu gut, als daß sie sich weigern würden, selbst auf ihre farbigen Brüder zu knallen. All dies habe ich bisher falsch eingeschätzt.

Die Offiziere, Franzosen, waren sehr verschiedenartig gekleidet; namentlich ihre Hosen wichen in Schnitt und Farbe merklich voneinander ab. Ein Capitaine fand nichts dabei, in braunen Segeltuchschuhen mit Bastsohlen zu gehen; bei uns stehen die Putzer der Ladenfensterscheiben in solchen Dingern. Kriegerische Gesichter sieht man nur wenig. Ein deutsches Offiziersgesicht fand ich nur bei dem Colonel. Es fällt auf, daß gar zu viele Orden tragen, Orden offen zur Schau und stets. Das ist französisch. Aber es liegen Feldzüge dahinter.

Das Verhältnis der Offiziere zu den Soldaten war sehr familiär, zu Farbigen also. Ein Souslieutenant (er schien mir eher ein Soulieutenant) sprang in die Kapelle hinein, schob einen Trompeter hinaus und blies das Horn mit, als habe er nie etwas anderes getan.

Im ganzen verwischten die Offiziere, Franzosen, den kriegerischen Eindruck der Soldaten, tunisischer Berber.

Casablanca. An dieser Stadt sind nur negative Erscheinungen fesselnd. Sie hat den bildsaubersten Namen von allen orientalischen Städten, die Weiße, aber sie ist eine der häßlichsten, der ausdruckslosesten, der schmuddligsten.

Hier ist die Landung ein Ding der Abenteuer. Hier ist die wirtschaftliche Stellung ein rapides Steigen und eine amerikanische Erscheinung im morgenländischen Rahmen. Aber das Abenteuer der Landung läßt sich beseitigen und muß beseitigt werden. Und die wirtschaftliche Höhe beruht auf ungesunden und auf falschen, auf künstlichen Voraussetzungen, und sie muß in sich zusammensinken, wie der Turm von Babel zusammengefallen ist.

Sonst wüßte ich von Casablanca nichts Erhebliches zu erzählen. Negativ wie die Farbe im Namen und im Bilde der Stadt ist das Leben dieser Stadt selber. Deshalb ist Casa überhaupt keine Stadt, glaube ich, sondern so etwas wie ein werdendes Vineta Übermeer. —

Die See hatte draußen eine ganz glatte Oberfläche, aber auf der offenen Reede wogte ein Schwall, wie er im Mittelmeer nirgends vorkommt. Es

war lebensgefährlich, ins Boot zu kommen, und einer spanischen Frau wurde der Oberschenkel zwischen Fallreep und Boot gebrochen.

Selbst die Barken konnten nicht an Land anlegen, sondern kippten in dem schauerlich häßlichen kleinen Innenhafen über alten Steinblöcken halb auf die Seite: ein greuliches Gefühl, wenn man das Holz der Bootsplanken über Grund schrammen hört. Hier wateten Eingeborene auf uns zu, bis zum Magen in Salzwasser, huben uns auf ihre Schultern und schleppten uns schwankend und ausgleitend zum nahen Ufer. Das erinnert an die Taten und Abenteuer in längst vergessenen Jugendschriften, wenn die Helden auf den muskulösen Achseln athletisch gebauter Schwarzer durch die Calema ritten, hinein ins Land des weißen und des schwarzen Elfenbeins.

Himmel ja, die Stadt trägt ihren netten Namen insofern nicht mit Unrecht, als ihre Farbe durchweg ein (wenn auch schmuddliges) Weiß ist. Aber, wieviele Orientstädte sind nicht ebenfalls weiß, und glänzendes Weiß! Also. Allerdings als ich aus dem Innern zurückkam, zurück von dem sattroten Mrrakesch, zurück aus der tiefschwarzen Schauja, da wunderte ich mich doch über die weiße Zuckergußmasse Casablanca, und ihr Name schien mir natürlicher.

Eine weiße, flachdachige Häusermasse, sehr ungleichmäßig und deshalb als Ganzes doch leidlich anziehend. Darüber ein paar Ghiraldatürme und dünne Flaggenstöcke. Zum Meer hinab eine Abstufung, und dort Molen und Rauchschwaden, Kräne und Kähne. Die Dampfer ganz weit draußen.

Hinter der Stadt Baracken und Neubauten der französischen Zeit. Ringsum flaches Land mit apfelgrünen und düsteren Äckern.

In der Stadt ein Sammelplatz alles nur Ungünstigen, das sich über orientalische Städte sagen läßt. Nüchterne, helle und meist sehr niedrige Häuser, enge Gassen mit winzigen Läden, Schmutz, leidlich viele südeuropäische Gebäude mit Läden und Schildern, namentlich in der Hafengegend. Nicht die geringste Andeutung von Malerwinkeln, wie etwa Tandscha ihrer eine Fülle birgt. —

Auf der Grundlage ganz falscher Berechnungen ist die Entwicklung dieser Stadt seit 1907 erwachsen. Das marokkanische Atlasvorland zerfällt in eine Reihe natürlicher Landschaften, die alle ihre eigenen natürlichen Häfen besitzen. Larasch, Mehedia, Rabat und Fedala, Casablanca und Masagan, Safi und Mogador: sie alle erschließen ihre Hinterländer und üben ihren Handelseinfluß mehr oder weniger weit ins Innere aus. Es sind durchweg nur unsichere Reeden, und deshalb beschlossen die Franzosen, die großen Kosten der notwendigen Hafenbauten nicht auf alle gleichmäßig zu verteilen, sondern sie auf einen zentralgelegenen Hafen zu verwenden und diesen unter Mithilfe von Eisenbahnanlagen und Automobillinien zu der beherrschenden Eingangspforte von Französisch-Marokko zu machen.

Das war ein bestechender Gedankengang, ebenso glänzend durch seine geniale Einfachheit wie durch seine Unkenntnis der geographischen Umstände. Denn die guten Franzosen übersehen dabei, daß nicht für alle Zukunft die

anderen Häfen in ihrem gegenwärtigen schlechten Zustande würden bleiben können, daß sie, wenn nicht von staatlicher, so doch einmal von privater Seite würden ausgebaut werden. Und daß sich von ihnen nie und nimmer der Verkehr ihrer eigenen Hinterländer auf die Dauer abschneiden ließe, daß mithin in nicht allzu fernen Jahren die auf Casablanca verwendeten Mittel sich als zu groß herausstellen müssen!

Wenn diese geographische Erwägung richtig ist, und sie ist es, so sind sämtliche Aufwendungen für und alle Anstrengungen in Casablanca maßlos übertrieben und tragen den Keim der Pleite in sich.

Casablanca ist gegenwärtig in einer Entwicklung begriffen, die durchaus einzigartig für orientalische Verhältnisse ist und sich nach dem Maß ihrer Schnelligkeit und Größe nur mit amerikanischen Gründungen vergleichen ließe, wenn sie besser in der Natur der Dinge begründet wäre. Es ist, als hätte das Franzosenvolk hier wieder einmal eine fieberhafte Anstrengung gemacht, der Welt etwas Großes zu zeigen, den Schimmer einer Zukunft zu erhaschen. Daß es sich in den Grundlagen vergriff, das ist eben französisch. Ein Haus auf Sand gebaut ... So entwicklungsreich Marokko ist, gerade hier in Casablanca riecht man schon jetzt den werdenden Bankrott.

Welches Zuströmen von Fremden, welche maßlose Steigerung sämtlicher Preise! Welche sinnlose Bauspekulation. Dreihundert Mark und mehr werden für den Quadratmeter gefordert, zehn Mark für Ackerland. Ein mäßig möbliertes Zimmer kostet im Durchschnitt um hundert Mark monatlich. Kaufmännische Angestellte, die vier- bis sechshundert Mark im Monat verdienen, machen kaum Ersparnisse.

Unsinnige Hotelbauten, Warmhäuser, Kneipen, Kinos, man wird an Tripolis erinnert, nur daß in Tripolis alles viel theatralischer in Szene gesetzt wird. Hier aber ist es ein mehr unscheinbares Draufloswüten.

Dieses traurige Casablanca, dieser kaltherzige Friedhof von Kapitalien, dieses Nest von Spekulanten.

Und dazu der Typhus, der schier unausrottbar wütet in dem militärischen und Verkehrsmittelpunkt Französisch-Marokkos. Seit dem Herbst 1913 geht er um und holt seine Opfer zusammen, manchmal mehr als hundertzwanzig Todesfälle am Tag nur unter den Europäern (die der Eingeborenen zeichnet niemand auf). Zu meiner Anwesenheit, im April 1914, waren's immer noch fünfzehn bis zwanzig täglich.

O diese Stadt der Enttäuschung, der ästhetischen Enttäuschung schon jetzt, der wirtschaftlichen Enttäuschung gar bald. —

In einem der vielen Kaffeehäuser gegenüber dem Uhrturm. Schmutzige weiße Burnusse mit Kapuzen, knatternde Automobile, eine Überzahl schreiender Reklameschilder. Soldaten, Spanier mit ihren kräftigen Kiefern und glänzend tiefschwarzem Haar: so findet man es auch bei Italienern und Griechen kaum. Stämmige Zugmaultiere im kastilischen Hörnerjoch.

Leben und Hetzen, Geldgier und Typhus, Dirnen und Waffen. Koloniales Neuland, auf altorientalischem Boden und mit neuamerikanischer Spekulationswut.

Ich sitze neben einem deutschen Kaufmann aus Tandscha, der seinen hiesigen Vertreter, einen Spanier, ausräuchern muß. Da redet uns eine Stimme an, hinter uns, deutsch: Ihr seid wohl Deutsche? Ist ein französischer Soldat, aber kein Elsässer, nein, ein Westfale, Hermann Guillaume Vinnen, so stellt er sich vor, in der düsterblauen Uniform der Infanterie-Marine, nicht Legionär. Vollblutdeutscher, als französischer Vollblutsoldat ... Nicht bloß Legionär. Ist abkommandiert zum 11me Sénégalais, um die schwarzen Senegalrekruten zu drillen.

Er renommierte, wie eben all diese Entwurzelten, durch alle Länder Gewirbelten renommieren. Hat in Frankreich eine junge Frau, eine Deutsche. Sagte: wer mir zwanzig Francs gibt, dann bin ich Franzose, gibt mir einer dreißig Francs, dann bin ich Engländer, gibt mir einer vierzig Francs, ich bin Spanier. Das Heimweh muß man abgelegt haben, wenn man sich in der Welt herumtreibt, so wie ich.

So wie ich, das ist das Gesprächsskelett der Entwurzelten. Wir schreiben Bücher, sie treiben sich herum. Aber immer heißt es, so wie ich.

Er sprach ein etwas internationales Deutsch, mit vielen französierenden Wendungen. Diese Entwurzelten sprechen alle so, alle gleich, und die deutschen Worte kommen zögernd heraus, gleich als schämten sie sich solcher Lippen. Ihr Akzent ist ein wenig hart, und die Diktion steckt voll von Fehlern.

Hermann Guillaume Vinnen sah ganz deutsch aus, in seinen roten Zügen und seinen Kornblumaugen wohnte die Treuherzigkeit (so schien es), und es züngelte aus ihnen die kaum verhaltene Freude, mal wieder deutsch sprechen zu können, trotz allem Internationalismus. Seit zwanzig Jahren schon war er nicht in Deutschland gewesen und konnte doch höchstens Ende dreißig sein. Man kennt die Schicksale dieser alten Burschen, und man weiß, daß sie das Heimweh doch niemals ganz loswerden. Auf welchem Schlachtfelde Frankreichs wohl mag der Westfale Hermann Guillaume Vinnen verreckt sein?

Casablanca ist das Zentralbureau Französisch-Marokkos. Hier sollen alle Fäden zusammenlaufen, die das Verkehrsnetz des Landes zu knüpfen bestimmt sind, namentlich die beiden wichtigen Stränge, die Linien nach Fes und Mrrakesch. Deshalb legt man vorerst ganz schmalspurige Militärbahnen an, die (Lenz 1914) bis Rabat und bis Bir Reschid in Betrieb stehen. Und deshalb laufen von hier verschiedene Automobillinien aus, und auf denen herrscht recht reger Verkehr.

Es ist wahr, auf der schwierigen Straße nach Fes geht nur allwöchentlich ein Auto ab, das zwei Tage unterwegs ist (bei gutem Wetter), und der Preis der Hin- und Rückfahrt beträgt fünfhundert Francs. Aber zwischen Casablanca und Mrrakesch findet ein täglicher, regelmäßiger und eifrig benutzter

Dienst von einer ganzen Anzahl Autos statt. Die Hin- und Rückfahrt kostet hundertfünfzig Francs. Die Entfernung beträgt ungefähr 225 km und wird bei trockenen Wegen in sieben Stunden oder etwas mehr zurückgelegt; Karawanen brauchen ebensoviel Tage. —

Wir waren sieben Reisende. Ein französischer Leutnant mit knarrender Stimme und einem Schuß in der Hüfte, fünf Franzosen, die geschäftliche und amtliche Dinge zu erledigen hatten, und ein vornehmer Berber, der nach Mrrakesch zurückkehrte und deutscher Schutzgenosse war.

Ein bedeckter, ein trüber Himmel lag über den weitgelagerten Militärbaracken vor der Stadt, über der rotbraunen Erde und den grünen Feldern draußen. Leichtgewelltes offenes Land, Acker abwechselnd mit Weide. Verstreute weiße Fermen dazwischen, umgeben von einem Büschel grüner Bäume und mit einem Heckengürtel von Agaven und Opuntien. Viele bunte Blumen streuen ihre hellen Lichter mit verschwenderischer Hand in diese epische Landschaft. Rinder weiden auf den Wellen. Ein Wasserbach zwischen zwei Raupenzügen von dunklen Binsen, ein gelegentliches Lager von Hütten mit Reisig- oder Strohwänden und gedeckt mit Zeltbahnen oder schrägem Strohdach, Berberbauern in hellen Lumpen, das alles sind Ereignisse in dieser dunklen Szenerie, die platt wäre, sähe man nicht ihre prangende Fruchtbarkeit, welche nichts weiß von den Forderungen einer künstlichen Bewässerung.

Die Bauern im Atlasvorlande tragen um den Kopf nichts als ein kreisförmig gerolltes Tuch, das den größten Teil der Schädeldecke freiläßt, Beweis, daß die Kraft der Sonne in Marokko unter dem Einfluß des feuchten Atlantik schon wesentlich schwächer ist als im übrigen Orient. Diese Haupttracht ist mir nur noch an einer Stelle der Erde bekannt (aber es mag wohl noch andere geben), nämlich an unseren Thüringer Bauernfrauen.

Auf violettem Lehmboden bläst die bunte, immer buntere Pracht der Blumen ihre Fanfaren. Der rosablühende Asphodelos erhebt auch hier seine ragenden Masten, mein Begleiter vom Nil bis zum Atlantik. Wenn Äcker über die Wildsteppe herrschen und grün oder (ungepflügt) dunkelbraun sich über die sanften Wellen hinziehen, dann könnte man sich in Norddeutschland glauben, wenn man zur Jagd hinausfährt und sich fester in seinen Mantel wickelt. Ganz so.

Da und dort stechen die vulkanigspitzen Giebel von Schwarzzelten aus dem grünen Horizont, im Weiß oder Grau der Wolkengebirge.

Wasserlachen in Mulden, unglaubliche Blumenpracht, und dann die Stärke dieses Atlasvorlandes, der schwarze Tirsboden. Gerade hier in der Provinz Schauija nimmt die Schwarzerde weite Flächen ein und bedingt die Fruchtbarkeit und den Wohlstand dieser Landschaft.

Entstanden durch Staubfülle aus dem Innern, die durch verwesende Pflanzenreste gebunden, befruchtet und geschwärzt wurden, ständig befeuchtet durch starke Taufälle, oft auch durch Regen: ist der Tirs ein wichtiges Ge-

biet der Rinderzucht und üppiger Felderkultur mit Weizen und Gerste, mit Mais und Durrah, mit Kichererbsen und anderen Gemüsen. Im Durchschnitt dürften wohl ziemlich drei Viertel der Flächen angebaut sein.

Es müßte selbst blöden Beobachtern auffallen, wie sich beim Übertritt vom Rot- auf den Schwarzboden mit einem Schlage der Aspekt verändert. Ganz düstere, strengepische Farben, wesentlich größere Höhe und Üppigkeit der Pflanzen. Man wird erinnert an den Sawad von Babylonien, und das ist's, dieser Vergleich trifft: schokoladenfarbig. Auch wenn der Ton einmal heller und brauner wird, auch wenn gelegentlich die weiße Kalkkruste aus der Erde schämig hervorblickt. —

Während das Auto zum erstenmal streikt, beschaue ich ein Dörfchen am Wege. Spitze Hütten, Nuala, vier bis fünf Meter hoch. Sie bestehen aus Reifen von Weiden, die nach oben hin immer kleiner werden. Zwischen jedes Reifenpaar werden kreuzweis gestellte Stäbe geflochten. Darauf kommen dichte Lagen von senkrecht herabhängendem Stroh. Das Türchen ist kaum einen Meter hoch. Sicher zwang der Mangel an Bäumen und Steinen zu diesem Kegelbau, gerade wie in gewissen Teilen Nordostsyriens und Nordwestmesopotamiens zur Erfindung der im Prinzip ganz gleichen Lehmgubab. Die Farbe der Nuala ist die des Tirs, Schokolade.

Vielleicht noch fesselnder aber ist die Gesamtanlage dieser Schauijadörfer.

Die völlig offene, weder durch Höhen noch durch Baumwuchs geschützte Situation der Ebene und die Unsicherheit unter den alten Sultansverhältnissen, sie zwangen zu besonderen Abwehrbauten. Und da haben diese Menschen ein wahres Festungssystem ersonnen. Ein vier Meter tiefer Graben wird auf der Außenseite durch einen kleinen Steinwall geschützt, der offenbar die erste Verteidigungslinie darstellt. Hinter dem Graben erst erheben sich auf einer Plattform die Hütten. Am Rande aber steht ein einziges Steinhäuschen, nur mit kleinen Löchern in mittlerer Höhe und mit flachem Dach, das ist die letzte Zuflucht der Besatzung.

Ein seltsames Land, dieses Marokko. —

Die Bewohner des Atlasvorlandes, sie waren mir eine Überraschung. Mit ihren ringförmigen Kopftüchern, ihren hellen Wollburnussen, die besseren auch in dunkelblauen Wettermänteln: alle sprangen sie vor dem rücksichtslos vorwärtsjagenden Auto entsetzt ins grüne Feld. Aber kaum ein böser Blick, geschweige denn eine böse Geste, nichts von Äußerungen erbitterter Rache, trotzdem die Schauija erst zwei Jahre in französischer Gewalt ist. Nein, sie grüßen und erweisen die militärische Ehrenbezeugung. Die Kinder rasen aus den Dörfern herbei, jubeln und grüßen. Die Gesichter sind offen und freundlich, haben nichts Finsteres, nichts Abweisendes. Man sieht viele rote Backen auf Braun und Hellbraun, aber doch anders als in Nordalgerien. Nordische Typen, wie sie im Tellatlas so häufig auffallen, habe ich im Atlasvorlande nicht gesehen. Und dies Volk Marokkos galt als das fanatischste unter allen

Orientalen! Man lese nur die vor der französischen Besetzung erschienenen Reiseschriften. Jeder mußte einen Heidenrespekt vor so wilden, räuberischen Kerlen kriegen, platzend von Freiheitsdrang, nie oder nur ungenügend bezwungen durch ihre Sultane, rasende Fremdenhasser.

Wie wenig Mühe aber hat den Franzosen die Niederwerfung dieser Leute gemacht! Ungleich weniger als noch die Eroberung Algeriens. Wie leicht haben die Tripolitaner, nachdem sie einmal ihre ersten Niederlagen erlitten hatten, das Joch der Italiener auf sich genommen. Wie ungeheuer haben wir alle die Widerstandsfähigkeit und den Fanatismus dieser Orientalen unterschätzt, gerade die, so sich für ihre besten Kenner hielten ... Aber es scheint, daß die Jahre von 1911 an eine Zeit der Umwertung in dem Leben und den Ansichten des Planeten bilden. Ich glaube, die Leute, welche früher über die Marokkaner geschrieben haben, kannten andere Orientalen nicht. Es fehlten ihnen mithin Vergleichsmaßstäbe; dafür aber waren sie befangen in einer mit der Zeit traditionell gewordenen Bänglichkeit. Der wilde Marokkaner war ein Kind der Unkenntnis seiner literarischen Erzeuger, die niemals einen Hakkiarikurden gesehen hatten oder einen Tscherkessen oder gar einen Pathan.

Dottergelb blühende Steppe (die ich noch niemals erblickt habe), überwölkt vom düsteren Schiefergraublau eines marokkanischen Regenhimmels, das ist hierzulande ein sehr gewöhnlicher Anblick. Ganz verloren im gelben Dampf der Frühlingsblüten ein Dutzend Spitzhütten, alle in einem Kreis aufgestellt und untereinander verbunden durch niedrige Dornverhaue. Nur an einer Stelle ist ein schmaler Durchgang frei geblieben. Solcher Dorfspitzen erblickt man ziemlich viel. Am Mittag prasselt ein schlimmes Hagelwetter auf das ungeschützte Auto hernieder, Mitte April, unter dreiunddreißig Grad Nordbreite ...

Eine sanfte Hügelreihe mit milden Tälern und hellbrauner Erde. Dann ein Ort.

Sstat besteht aus schmucken weißen Häusern in Baumgrün. Eine gelbgraue Lehmmauer ringsum, spitze Strohhütten, Oliven, ein Bächlein und oben auf einer Kuppe das Fort mit der lustigen Trikolore. In der Mitte des Ortes die alte Kasbah in hoher Zinnenmauer, jetzt Kaserne.

Auf dem Platze, inmitten niedriger Schänken, erhebt sich ein bescheidenes Kriegerdenkmal für einen 1908 hier gefallenen Kapitän:

Élevé par le 1er Ron
2me Rgmt. Étranger.

Die Spuren unserer Jungens.

Grand Café de Commerce, Hotel de France, ziemlich viel kleine Lädchen, Epiceries, Coiffeur Français, drei spanische Dirnlein: das macht immer die neue Zivilisation solcher neueroberten Nester aus. —

Wieder, wie in der Dschefara und in Krumirien, empfinde ich mit allen Nerven den Reiz, im Auto über die grünen, die bunten Wellen der Äcker und der Steppen dahinzujagen. Über dunkelbraune, dann schwarze Erde. Vorbei an erdumwallten Kralen von Spitzhütten.

Aus dem lockeren Boden ragen die starren grünen Finger der Zwergpalme, höchstens einen Fuß hoch, ohne daß vom Stamm oder Stiel etwas sichtbar wird als ein Bündel Bajonette oder ein Fächer davon; nein, wie die Hand eines Sünders, die anklagend aus seinem Grabe wächst. Das ist ein sehr merkwürdiges Gewächs. Aber trotz diesem gefährlichen Unkraut — so weite, so viele Ackerländereien hat wohl kein anderes orientalisches Land! Nur Marokko. Und das Wichtigste, auch nicht die leiseste Andeutung von künstlicher Bewässerung. Wer Marokko nicht gesehen hat, kennt die wirtschaftlichen Höchstleistungsmöglichkeiten des Morgenlandes nicht. —

In vielen Dörfern steht ein würfelförmiger Steinbau inmitten der Spitzhütten. Oft aber sieht man statt seiner nur ein dunkles Spitzdach auf einem gemauerten ringförmigen Untersatz. Der ist dann sauber weiß getüncht und dient als Moschee. Manchmal gibt es deren zwei, und dann wohnt der Schulze in dem einen. Bei jedem Dörfchen findet sich ein kreisförmiger Steinhaufen mit einem niedrigen Balkenwerk darüber, das ist der Brunnen. Die Bewohner des Atlasvorlandes benutzen nur Grundwasser, das oft aus bedeutenden Tiefen heraufgezogen wird. In der Nähe des Flusses Umm e'Rbia hebt und senkt sich der Boden bedeutend. Er verändert seine Farbe in Rot, das Steppenkraut scheint weniger üppig, auch ein bißchen fahler, und der Boden leuchtet vielfach rot zwischen den Palmen hindurch (im Schwarzerdgürtel erblickt man ihn nur auf dem Wege selber.) Die Äcker bleiben fast ganz hinter uns. Schroffe Felsklippen springen aus den Höhen heraus. Keine Spur mehr von Dörfern, nur knuppernde Schafe und Ziegen. Selbst ein wenig Busch stellt sich ein, noch weiter zerstreut als das Kleinvieh. Ein paar Oleaster und immer das wilde Felsgeklüft, es sieht aus, wie die Teufelsmauer am Harz.

Ganz schlank abwärts, der Motor braust, man hört Hundekläffen. Eine Biegung, und dann sieht man eine große Zahl Zelte und Baracken der Senegalschützen.

Unten im grünroten Tal liegt zwischen ziegelfarbenen Schrägwänden der Fluß Umm e'Rbia (ich hörte ihn sprechen Led Murbiä). Tamariskendickicht begleitet seinen Lauf und spiegelt sich in dem dreißig Meter breiten Wasser. Hinüber führt eine, von Genietruppen erbaute, sehr stattliche Eisenbrücke, die zu überschreiten zwanzig Centimes kostet.

Ringsum eine Fülle von schwarzen Soldatenweibern mit ihren Bälgern, die Last der Sénégalais.

Mit der Umm e'Rbia endet die fruchtbare Landschaft Schauija und es beginnt die dürrere Provinz Erhámmna. Genauer genommen fängt sie

schon mit dem roten Steppengehügel nördlich des Flusses an, aber der Mensch verlangt ausgesprochene Linien als Grenzscheide, denn bandförmige Zonen leuchten ihm nicht gleich ein.

Jenseits des linken Ufers, das viel steiler und höher ist als das rechte, setzt sich das rote Steppengehügel fort. Der im Tirs oft regenschwere Boden ist hier ganz trocken und völlig glatt, da lange kein Regen gefallen ist. Die Erde leuchtet in hellem Karmin und trägt im Kraut vereinzelte Dornbüsche. Hier herrscht blauer Himmel. Die Sonne lacht, und nur noch weiße Haufwolken erinnern an die Meeresnähe des Tirsgürtels.

Unter den Wanderern, die hin und wieder, wohl von einem Markt heimkehrend, den Weg beleben, fällt mir jetzt die Häufigkeit dunkler Gesichter auf. Doch ist der Schnitt nicht eigentlich negerhaft. —

Einen ausnehmend phantastischen Anblick gewähren die spanischen Maultierkarren. Das sind hohe Gestelle auf zwei unwahrscheinlich hohen Rädern. Vorn ein halbes Mandel stämmiger Maultiere, zu zweien, zu dreien, einzeln geschirrt. Jedes mit dem spanischen Hornkummet, ein Horn senkrecht in die Höhe ragend, zwei seitwärts ausladend. Die Kutscher daneben mit langen Peitschen. Das dem Spanier eigene rauhe Geschrei, das schon an das Arabische erinnert, flattert mit schwerem Flügelschlag über dem Knarren der Achse, dem Rasseln der Geschirre und dem Schnaufen der Mäuler. Es sind abenteuerliche Bilder, diese Karrenzüge, die langsam über die marokkanischen Ebenen dahinschwanken: Don Quixote.

Diese Spanier, rohe Gesellen, vermitteln Lieferungen für Militär und auf Privatrechnung, Bretter, Stroh, Lebensmittel, Röhren usw. Abends halten sie bei dem einsamen Wirtshaus eines Franzosen oder Spaniers. Da treiben sie die Tiere auf einen Haufen, fahren die Karren im Kreise drum herum und lagern sich selber darunter.

Mittelalter, alles versunkene Stimmungen. Der Orient ist das Land der alten Stimmungen . . .

Im Süden, in weiter weiter Ferne, tauchen spitzige blaue Bergmassive auf. Die Steppe entkleidet sich ihres Blütenschmucks, steht kürzer und dünner. Die Kette Dschebilet rückt dem sausenden Auto zusehends näher. Unter dem Einfluß des Gebirges finden sich weite Wasserlachen auf dem roten Boden, und dichte dunkelgrüne Dornkrautpolster verteilen sich über das hellere Weidegrün. Wie gewöhnlich in der Nähe von Steppengebirgen, breiten sich weite Schichten von kleinen Geröllen zwischen den ganz kurzen Kräutern aus.

In hellem Rosagraugrün steht die Bergkette vor mir, dunklere samtweiche Schatten in den zahlreichen Rissen. Purpurne Lichter wandern über die lichten Gebirgsrippen, und zuletzt glüht die gezähnelte Profilkante wie Eisen auf dem Ambos.

Die Sonne geht im fernen Atlantermeer zur Ruhe, und die Kette versinkt in ein grämliches Grau.

Hinter den Militärzelten von Sidi Bu Atman schlägt die Finsternis der Nacht uns und unser Auto, und ohne Licht und ohne Steg fegen wir durch die Windungen des Gebirges.

Das aber ist ein höchst eigenes Gefühl, so ins unbekannte Dunkel hineinzurasen. Ich fühle mich nicht im geringsten geängstigt, nur ein klein wenig gespannt, w a n n nun eigentlich das Umwerfen beginnt.

Die Franzosen hinter mir scheinen mit noch anderen Zufällen zu rechnen. Ich höre mehrmals ein Knacken, wie zur Probe, ob die Revolver imstande sind. Muß lachen, denke an Kurdistan, an die Tscherkessen; diese Marokkaner aber! Es scheint, der Allemand hat zu der pacification mehr Vertrauen als Franzmann selber.

Dabei funkeln die Sterne.

Über eine Brücke, die der Chauffeur, ein französischer Algerer, in der tiefen Dunkelheit haarscharf gefunden hat. Den Weg erkennt man eigentlich nur am gelegentlichen Aufblinken der Wasserpfützen, die in den Rinnen lauern. So geht es lange dahin, ich glaube, in endlose Zeiträume, alle schwarz, tief samtschwarz; aber sie sausen nur so an unseren Ohren vorbei. Manchmal scheint's, als ob der Chauffeur den Weg in den Fingerspitzen hätte; dann wieder irren wir in wirren Achten über Weiden und Felder. Ohne Licht, in kaum erobertem Lande, auf Wegen, die sich nur durch Räderspuren von der Wildnis unterscheiden; aber das ist französische Schlamperei.

Unterirdische Wasseradern gibt es an der Straße, die durch große Löcher mit der Oberwelt in Verbindung stehen. Rasseln wir in solch einen Schlund hinein, dann . . .

Endlich recken sich riesige Urtiere zu beiden Seiten über uns empor, wollen greifen nach uns, und ich glaube, klaffende Spalten zerreißen ihre schwarzen, unsichtbar grinsenden Fressen. Das sind aber nur hohe, vereinzelt stehende Palmstämme mit besenartig gestutzten Schöpfen. O, es ist wundervoll, alten Sagen von ihnen nachzuhängen . . . Im schnarchenden Auto, in dem niemand laut spricht. Hinten im fernen Marokko, über dem die Dunkelheit der Nacht liegt. Vor den verschlossenen Toren des unsichtbaren Mrrakesch, der blutigen Sultanstadt.

Wie manche orientalische Stadt hab ich doch zu meinen Füßen gesehen: den Zypressen- und Minaretraum des Goldenen Horns, die Basarraupen und Obsthaine unterm schneeigen Hermon, die gelben Terrassen und das Oasengeschmeide am Tigris, die Geierflügel und die Horizontdreiecke, die grüne Deltaflur und die bräunliche Stadt der Türme am Nil. Konstantinopel und Damaskus, Bagdad und Kairo: soviel Namen, soviel Märchen, soviel Träume. Den weiß und grün gestickten Teppich von Tunis, die perlgraue Alabasterstadt gegenüber von Ninives Trümmerwällen, die Felsnadeln und Königsgräber der Seidenstadt Amassia, die schlichten Häusergruppen der Handelsmetropole Aleppo, den Essay in Zuckerguß am Golf von Alger, die Maul-

beersymphonie in Schnee von Berut ... Und was dazwischen liegt, welche Fülle von Gestalten, von Abstufungen, von Metamorphosen! Jede mit einem anderen Gesicht, jede eine eigene Persönlichkeit, nur in seiner ihm allein eigenen Lage von Charakter und von Aspekt. Alle schön in ihrer Form, in ihrem Gewande, in ihrem Ich. Jede ein neues Erlebnis. —

Und nun Mrrakesch, Rot! Rot!! Rot!!!

Ich glaube, der Kriegsmantel aller Sultane Marokkos, von den Almoraviden angefangen bis auf Mulei Hassan hinauf, er hat seinen bluttriefenden Saum über die Terrassen dieser Stadt hinübergeschleift ... und davon ist sie so rot, so gräßlich rot. So aber ist vielleicht keine einzige andere Stadt im Morgenlande.

Ich stieg hinauf auf den Abfallhügel am Rande des Mellah, im Südosten der Stadt. Das ist ein Umblick, das ist eine Rundschau, das ist ein Panorama!

Überall flachdachige Häuser. Die Gebäude sind von dünnen, rötlich gebrannten Ziegeln errichtet, manche hat man angetüncht, weiß und hellbraun. Die Wände überragen die platten Dächer um einen Fuß. Fenster sieht man nicht viel, eher kleine Zuglöcher. Aus den Innenhöfen blicken runde Bogentüren hervor. Die Terrassen sind kahl und leer, man besteigt sie, scheint's, nur selten.

Kuppeln fehlen in diesem ganz orientalischen Stadtbilde fast völlig. Ich vermag nur eine einzige zu entdecken, sie ist senkrecht gerieft wie im fernen Mardin, plissiert wie die gestärkten Hosen der Algererinnen. Minare fallen auch nicht stark ins Auge, nur neun zähle ich ihrer und davon bloß sechs, die höher emporragen. Alle natürlich im massigen Ghiralda, kleine Turmaufsätze über der Plattform. Voran der Riese aus ihrer Mitte, das Minare der Ktubia. Sanft rötlich schimmern seine kantigen Backen, genau wie die Felsrippen von El Gántra.

Zwei französische Fahnentücher flattern an langen dünnen Flaggstöcken wie ein Protest gegen die noch immer trotzige Rede der dicken Minare. Aus einigen Innengärten ragen die dunklen Kerzen von Zypressen; ich glaube, sie sind Ausrufzeichen des Todes und Mäler des Verderbens. Böcklins Dichterseele ist in ihnen allebendig, und die Erdgeister strömen durch die Obsidianspitzen ihre Seelen aus. —

Am westlichen Hinterrand der Stadt stehen, wie farbige Schnüre auf der Achsel, Baumgärten mit Dattelpalmen, Oliven und anderen Obstbäumen. Lugen smaragden über die hellroten Terrassen der Häuser. Im Nordwesten, rückwärts der Stadt, erhebt sich der Dschebel Glis, eine steile, rötlich-braune und dunkelschattierte Felsmasse. Auf ihrem zähnigen Kamm lauert verfallenes Mauerwerk.

Weit dahinter und über den ganzen nördlichen Horizont zieht langhin die Kette Dschebilet. Rötliche, ziemlich spitz profilierte Berge, manche mit

einem weichen Flaum dünnen Steppengrüns. Vor ihnen lagert ein schmaler Streifen der blaßgrünen Ebene, durch die der unsichtbare Uedd Tensift seine roten Fluten rollt. Viel weiter vorn, zu meinen Füßen, löst sich die Stadt nordostwärts in niedrige, hellbraune Häuser auf, zwischen denen apfelgrüne Baumgärten stehen, von der Außenwelt aber immer noch durch die rotbraune Stadtmauer abgesperrt. Helle Pappeln ragen aus ihrem Blattdickicht heraus und einige wenige Palmen, doch treten diese weiter nordwärts zu einem dichteren und langen Oasenbestand zusammen.

Das Hauptstück der Oase aber zieht sich gegen Osten und Südosten hin bis in ziemlich weite Entfernung von der Stadt weg, gegen den Fuß des Atlas zu. —

Des Atlas. Und dies mag das Wunder sein an der roten Stadt. Die unmittelbare Nähe des Alpengebirges, seiner Schneematten unterm Himmelsblau. Das kennt keine andere Großstadt im Morgenland.

Gewiß, es sind noch runde vierzig Kilometer bis zum Gebirge, aber es fehlt das unlustige Hindernis von Vorhügeln, welches den Blick hemmt und die Phantasie, welches einen Abstand schafft, den man nicht sehen will. Hier schweift eine Ebene von der Stadt weg unmittelbar zum Gebirgsfuß hinüber, nicht gestört, selbst nicht durch ein Kleinstes. Deshalb glaubt man, die Sägekette läge unfern der Stadt. Und deshalb hat Mrrakesch, in diesem einen Sinne, vielleicht die schönste Stadtlage des Orients.

Den ganzen Osten, Süden und Südwesten des Horizonts nimmt der Atlas für sich allein in Anspruch. Eine wundervolle Wand und das herrlichste Relief einer großen Stadt.

Unten vor mir nur noch wenige Häuser. Ein Olivenhain, aus dessen graulichem Grün einzelne hellstreifige Maulbeerbäume leuchten. Dahinter der schmal aussehende Streifen einer Ebene, die in grünen und gelegentlich in bräunlichen Facetten daliegt.

Dann erheben sich wellige, zart schattierte Buckelhügel in blassem Reseda. Über ihnen folgt eine dunklere, schärfer zerschattete, also auch tiefer und steiler zertalte Bergzone. Hinter ihr böschen sich steilere Wände an, mit Schneefeldern, die noch recht weit hinabreichen, und mit dunklen Steilwänden.

Und zuletzt die Hochgebirgsregion, mit steilen Bergkegeln in langer Sägreihe. Von scharfen Graten senkt sich nach der einen Seite eine blank flimmernde Schneesteile ab, nach der anderen eine matt schattierte. Kobaltblaue, schneefreie Steilwände wechseln in unendlichem, reizvollem und nicht ermüdendem Wechsel ab, mit leuchtenden Schneefeldern von erstaunlich fleckenlosem Silberweiß. Die Gesamtfarbe ist ein leuchtendes, klares Weißsilber und daneben ein prachtvolles, fast tiefes Blau. Beide Farben vereinigen sich zu der Gesamtwirkung eines seltsamen Silberblau. Hinter dem Gebirge steigt ein hell-, aber klarblauer Himmel empor, dessen kristallene Kuppel sich, nur von ein paar lichterfüllten, fedrigen Wölkchen durchflossen, auf die starken Schultern des Atlas stützt. —

So muß ich anerkennen, selten einen derart starken Eindruck empfangen zu haben von einer Stadtlage im Orient.

Hellrote, leicht angebräunte Flachdächer. Karminrote Berge im Norden. Oasengrün ringsum. Silberblaues Alpengebirge gen Mittag. In der Stadt selber nichts Europäisches, ein Milieu altorientalischer Unberührtheit. Der Hintergrund einer von Strömen Blutes durchflossenen Geschichte.

Ja, Mrrakesch ist ein wundervolles Erlebnis. Es wäre vielleicht eine stärkere Erschütterung als Bagdad, wenn es dessen Namen trüge.

Eine jede nähere Beschreibung ertötet den Gesamteindruck. In Europa wie im Orient, im Leben und im Geiste. Sie schließt den großen Zug aus und verläuft sich, verirrt sich rettungslos im Labyrinth der Kleinigkeiten und der Wiederholungen. Nur einige Züge aus Mrrakesch, die mir auffielen; es mag noch andere geben.

Die Stadtmauer ist wirklich ein ganz elendes Bauwerk. Sie besteht nämlich nur aus hellbraunem Lehm mit eingebackenen Steinchen. Ich sah, wie so etwas gebaut wird. Zwischen zwei, einander in einem bestimmten Abstand gegenüberstehende Bretterwände wird das Material in feuchtem Zustande eingefüllt. Wenn es getrocknet ist, dann entfernt man das Holz, und die Lehmmauer ist fertig. Wir machen es ja jetzt auch so — aber mit Beton, nicht mit Lehm.

Die Bastionen, welche alle vierzig bis fünfzig Meter aus der Stadtmauer hervorspringen, sind einige Meter höher. Alles ist eine zum Lachen spaßige Befestigung. Aber im Stadtbilde wirkt es trotzdem sehr dekorativ. —

Zwischen dem alten Bab Agoenga und dem Platz Dschama el Tna geriet ich in ein Gewirr ganz enger Gäßchen, natürlich mit rötlich-hellbraunen Lehmmauern. Wie überall in Mrrakesch, so sperrten hier besonders viele Tore die einzelnen Gassen, ja selbst einzelne Stücke solcher Gassen voneinander ab. Das ist eine geradezu versteinerte Unsicherheit. Große stattliche Backsteintore, rundbogig und mit Arabesken, fand ich. Und ich fand kleine Holztüren, welche niemand anders als nur die Bewohner eines einzigen winzigen Sackgäßchens von der Außenwelt, ja vom Auslande abschließen.

Ist das ein anderer Zustand als draußen in der Wildnis? Mrrakesch ist sohin nicht viel mehr als eine ungeheuere Anhäufung von Einzelhöfen, von Weilern und von kleinen Dörfchen; jedes von ihnen umhegt sich mit Wall und Tor und verkehrt mit dem Nachbardorf, das nur zwei Schritte entfernt ist, lediglich wenn es ihm paßt.

Das ist Marokko.

Hierzu gehört die weite Ausdehnung der Stadt, denn viele haben ihr Stück Land, ihren Baumgarten oder Acker gleich dicht beim Hause. Sie wollen sicher gehen. Dazu gehört auch noch dies. In den Hauptstraßen spaziert man jetzt schon leidlich unbeachtet, aber kaum komme ich in eine weniger begangene Gasse, da stieren und staunen die Leute.

Vor der französischen Besetzung (7. 9. 1912) ein Wagnis, macht es jetzt Spaß, durch die Engpässe zu schlendern. Man kostet die unberührten Reize eines weltentrückten Kurdendorfs aus und hat ein Sicherheitsgefühl wie in einer europäischen Hauptstadt.

Ich kam in Gegenden, wo vierzehnjährige Buben mit entsetzt aufgerissenen Augen und laut schreiend vor mir wegliefen. Einer war so verrückt geworden, daß er mit dem Kopf gegen eine Hausmauer schlug und bewußtlos zur Erde sank. Die Männer umher ließen aber nicht das geringste von Wut sehen, sie lachten über den Dummen und zeigten mir höflich den Weg. So wirken die Schrecken der Eroberung nach. —

Enge rote Gäßchen, dazwischen weite Strecken mit grünen Gärten, oder wüstliegende Strecken, eingerahmt von zerbröckelnden Lehmmauern. Es drängt sich unaufhaltsam der Gedanke auf, daß der Verfallsmomente zu viele sind. Das Baumaterial ist zu vergänglich, und die Leute bauen anscheinend lieber neu und an anderer Stelle, als daß sie wieder aufbauen.

Auch ist die Stadt zu weiträumig. Weniger wäre hier mehr. Man kann nicht ein Schloß bewohnen, wenn man nur für ein halbes Dutzend Zimmer Möbel hat. Aber in zehn Jahren wird's anders aussehen. Denn schon hat unter dem Einflusse der Fremdherrschaft auch hier eine allgemeine Preissteigerung eingesetzt. Und wenn erst die Bodenwerte beträchtlich gewachsen, dann wird man auch nicht einen so ansehnlichen Teil des Weichbildes wüst daliegen lassen.

Der Puls von Mrrakesch schlägt natürlich in seinen Basargassen. Die bestehen aus erdgeschossigen Häuserreihen, in denen sich Tür an Tür reiht. Hinter den Eingängen liegen schmale Räume, gewöhnlich zwei Meter breit und einige lang, Laden und Werkstatt zugleich. Viele befinden sich nicht zu ebener Erde, sondern sitzbequem oder gar brusthoch über dem Boden der Straße.

Oben, aus den Wänden der Häuser, die meist nicht viel mehr als doppeltmannshoch sind, laufen starke Rundhölzer schräg zur Mitte empor, wo sie sich mit denen der anderen Seite kreuzen. In der Höhe sind sie durch ein Querholz verbunden. Jedes Rundholz steht außerdem mit seinen beiden Nachbarn, die zweieinhalb bis drei Meter seitwärts entfernt stehen, durch eine Stange in Zusammenhang. Über dieses Gerüst hat man durchsichtige Lagen von dünnen gelben Rohrstäben gelegt; durch ihre Schleier fällt jenes gedämpfte Licht, das über die Basare des Morgenlandes seinen mystischen Zauber ausgießt, allerdings auch den Regen.

Manche Basare bestehen aus gemauerten schmalen Höfen. Alle können sich gegen die anderen durch Tore, Ketten und Stangen absperren. —

Unter den Waren fielen mir zahlreiche Körbe voll rosiger Rosenblütblätter auf, die des Wohlgeruchs wegen gekauft werden. In den Gärten sieht man viele Rosen und in den Gassen nicht wenige Leute, die eine Rose in der Hand tragen, um gelegentlich daran zu riechen.

Diese Tausende von blaßroten Rosenblüten in Körben! Das habe ich noch nirgends sonst gesehen. Von ihren zarten Seelchen zieht ein angenehm süßlich-welker Geruch in das Dämmern der Basarzeilen. Das macht einem die Stadt liebenswert, und sie wird dadurch ein klein wenig zu einer Stadt der Rosen. Und seltsam, rot ist auch diese sanfte Farbe, rot in dem tyrannenroten Mrrakesch.

Aber es ist nicht zu leugnen, dieses welke Rosenbluten, dazu das raunenvolle Dämmerlicht und die süßschwülen Atemzüge weißgelber Jasminblüten, all das ist der Geist der Dekadenz. Der Verfall des Orients vollzieht sich in der Form einer berauschend schönen Blumenblüte, die unter Wolken von Wohlgerüchen ihre Seele aushaucht. Doch verwechsle man nicht. Dieser Tod trifft nicht die Menschen, nicht die Völker des Orients, sondern nur ihre Form, nur ihre Kultur. Der Niedergang des Morgenlandes ist nichts als der Ausdruck des Ausgleichs von Einst und Später. —

Gegen Abend rauscht es in den Basargassen von Menschen und Eilfertigkeit. Ein so ungeheures Gewühl habe ich selbst in größeren Orientstädten selten gefunden. Alles geht Leib an Leib, und Atem stößt auf Atem.

Ganze Gassen sind voll von buntfarbigen ledernen Gürteln und Zügeln, nicht selten mit glitzerndem Flitter benäht, die hängen in dichten Reihen senkrecht herab, wie lichtschillernde Stalaktiten. Bunte Dolchschnuren in Fülle. Ganze Felder jener meist gelbroten, farbig bestickten Umhängtaschen: ohne die läßt sich kein Marokkaner blicken, und ich glaube, sie tragen sie selbst des Nachts, so unvermeidlich gehören diese Taschen zur taschenlosen Kleidung. Genau wie die scharf gekrümmten Dolche, die hier jedermann unter der Achsel oder auf der Hüfte trägt. In keinem anderen Teile des Orients sieht man diese Ledertaschen, nur hier in Marokko. Weite Lager von gelben Lederpantoffeln, nicht selten in allen möglichen Arten bestickt. Viele Läden voll jener farbenbunten Lederkissen mit oft reizender Ornamentik.

Lange Fluchten von weißen und bunten Wolldecken, von hellen und blauen Burnussen, von schwarzweiß geflochtenen Stricken, mit denen der Beduine des Tigris seinen Klepper ebenso zäumt wie der Bergberber des Atlas. Ganze Basargassen, in denen Seidenfäden aller Spektralfarben auf kleine Holzgestelle aufgewickelt werden, rot, grün, weiß besonders. Bunt gestreifte Baumwoll- und Leinentücher aus Frankreich, natürlich ziemlich gewöhnlich in Stoff und Farbe. Die hier gewebten sehen etwas besser aus. Dazwischen leuchten, über verfallenden Wänden und verrosteten Türen, die Schrägdächer einer Moschee auf, mit grün glasierten Ziegeln, die wie bemoost scheinen.

Leder und Messing, diese beiden alten Hauptbestandteile der alten Zivilisation Altmarokkos, sie tauchen auch heute noch als erhaltene Reste aus den Strudeln des Untergangs empor. Leder und Messing. Es klingt wehrhaft, noch immer . . .

Im Judenviertel am Südostende der Stadt sieht's böse aus. Von Mauern ist es umrahmt und vom übrigen Mrrakesch abgeschlossen, anscheinend

nur, damit sein Schmutz und Dreck um so fester liegt. In manchen Gassen sah ich mannshohe Haufen des allerschlimmsten Kotes und Abfalls, und darauf hockten fette, satte Ratten. Der Hügel, von dessen Höhe ich das Panorama Mrrakschs und des Atlas in mich trank, es muß gesagt werden, er bestand ausschließlich aus jahrhundertealtem Judenmist. Das junge Geschlecht aber tat alles, was in seinen Leibeskräften stand, um die Anhöhe wachsen, blühen und gedeihen zu lassen.

Die männlichen Juden Marokkos rasieren die Mitte und den hinteren Teil des Schädels, der somit eine Art sehr großer Tonsur trägt. Darauf sitzt jenes schwarze Käppchen, welches den marokkanischen Juden vom Mohammedaner unterscheidet. Um den Rand der Kappe schlingt sich ein Kranz von stehen gebliebenen Haaren; wären sie golden, so möchte es aussehen wie Cäsarenlaub. Ein Jude, der in einem veilchenbraunen oder in einem schwarzen Burnus und mit bloßen pantoffelbekleideten Füßen langsam dahinschreitet, dem die breite Kapuze über den Rücken hinabhängt, das schwarze Käppchen auf der rituellen Tonsur, das ist fürwahr das Urbild eines frommen Mönches. Und es bereitet dem Wanderer eine freudige Genugtuung, zu sehen, wie sehr doch einander so wesensfremde Dinge sich ähneln können.

Die Frauen der Juden tragen sämtlich Röcke; du würdest ihnen allerdings höchstens den Rang von Unterröcken zuerkennen. Bunt, meist in kreischenden Farben. Um die Schultern legen sie ein Tuch, von dessen Saum Fransen herabhängen. Es sieht aus, als hätten sie es auf der Auswanderung von der Halbinsel der Iberer mitgebracht. Am Hinterkopf hängt das übliche Tüchlein. Gerade wie in Algerien tragen die Jüdinnen Marokkos keine Hosen und unterscheiden sich hierdurch scharf von denen der Syrtenländer. Manche hüllen sich auf der Gasse in ein großes weißes Leinenlaken und lassen das Gesicht frei aus den Falten herausblicken. —

Bei vielen Männern und Knaben, Mohammedanern gleichwie Juden, sieht man lang herabwachsende Schläfenlocken. Im übrigen aber ist bei den Muslemin der Schädel glatt geschoren, mit Ausnahme natürlich der Wirbellocke, die häufig als Zopf bis in den Nacken herabhängt. Die Landleute winden ein weißes Tuch kranzförmig über den Hinterkopf, oder einen Kranz von makkaronidünnen, zimmetbraunen Schnüren.

Mir fiel auf, daß der kleine Kopfbund der Mohammedaner und das Käppchen der Juden auf genau gleiche Weise sehr weit nach hinten gesetzt werden. Beide sehen einander, aus einiger Entfernung erblickt, ziemlich ähnlich.

Zum Ausgehen hüllen sich die Frauen des Islam vom Kopf bis zu Fuß in ein großes Laken und verbergen den untern Teil des Gesichts hinter einem weißen Tüchlein, das nur Augen und Stirn frei läßt.

Man sieht sehr viel schwarze Burnusse. Und überall den phantastischen Dolch unter der Achsel, die farbige Ledertasche auf der Hüfte. Leder und Messing ...

Im Hotel nahe Bab Dukkala waren wir eine wilde Gesellschaft. Hinter dem Embryo einer Bar thronten Frau und Schwester eines französischen Wirtes, die Frau frech und ein wenig schlampert, die Schwester frech und noch kokett. Aber durchscheinende Seidenstrümpfe, zierliche Schuhe, schimmernde Blusen sind rare Leckerbissen im Innern Marokkos, nicht wahr?

Sonst alles Männer, meist Franzosen, dann ein Deutscher, ein Spanier, ein Engländer. In Reithosen und Gamaschen ein jeder. Mit gesträubten Schnurrbärten, weils draußen regnet.

Die Wein- und Sektflaschen ziehen wir mit unseren eignen Taschenmessern auf. Die Knochen- und Fettreste fliegen einem räudigen Hühnerhund zwischen die laut zuschnappenden Lefzen. Kräftige Worte und saftige Witze flitzen schallend hin und wider. Rücksicht auf die fehlenden Damen nimmt hier am Rande der Eroberung keiner. Unzählige Fliegen picken unermüdlich nach unseren Schädeln.

Die Franzosen stippen einmütig ihre Teller mit der Brotkrume in der Hand ab. Denn wie den speisenden Italiener der Zahnstocher, so kennzeichnet den Franzosen die Brotkruste zwischen den Fingern. Einige essen in Paletot und Mütze, weil's draußen regnet und man den Hauch des Atems sieht.

Auch hier in Mrrakesch wieder muß ich mich erneut über die bei uns weit unterschätzte Tatsache wundern, wieviel Blonde und Blauaugen es unter den Franzosen gibt. Sind es gerade diese germanischen Sprößlinge, die in erster Linie in Galliens Kolonien hinausziehen? Es wäre wieder bezeichnend für den Unternehmungsgeist der germanischen Rasse, wenn das keltische Frankreich sein Kolonialreich hauptsächlich seinen Gobineaus, seinen Deutschblütern verdankt. Übrigens, im Tonfall der Sprache sind diese Blonden durchaus Franzosen.

Das verregnete Mrrakesch.

Jetzt weiß ich wieder, was das Schlimmste ist. Ich hatte es ganz vergessen. Es ist der verregnete Orient, zumal ein verregnetes Mrrakesch.

Gestern noch labte ich mich am altorientalischen Treiben und Bild seiner trockenen Gassen, jauchzte auf (literarisch natürlich) im Angesicht der Silber und Blau ausstrahlenden Schneekette des Hohen Atlas. Heute aber hocke ich unter der moresken Veranda des neuen französischen Hotels in dem alten marokkanischen Palast.

Der Regen rauscht eintönig hernieder. Er trommelt auf den breiten schamhaften Zackenblättern der Feigenbäume, er raschelt durch die streifigen Zweige einiger Maulbeeren, er prügelt aufstachelnde süße Gerüche aus den gelbweißen Blütensternen des Jasmin. —

Heute war ich trotz dem Regen in die Stadt gegangen. Dicker, zäher Urschlamm preßte sich schnell in meine Schuhe. Mehrmals mußte ich auf den verlausten Schultern Ahua-lüsterner Burschen knietiefe Lachen übersetzen. Ungeachtet des zerborstenen Zustandes meines linken Stiefels watete ich durch

bis zu dem Gassenlabyrinth der Basare: traurige Schlammbäche, so nahmen sie mich auf.

Die Verkäufer hatten die Öffnungen ihrer kleinen Verschläge halb geschlossen, dem Regen zu wehren. Und sie hockten trübselig in ihrem Dreiviertelsdunkel, heftig in Anspruch genommen vom Träumen und vom Auffangen des durchsickernden Regens. Kaum erkannte ich etwas von der bunten Pracht der vergangenen Tage: all der gelbroten Ledertaschen und ihrer zierlichen Stickereien, der vielfarbig ausgeschnittenen Lederkissen, der glitzernden Gürtel, der geschweiften Dolche. Alles war jetzt dunkelgraue, düstere Öde, und von ihrem Schmutzgrund zeichneten sich nur undeutlich schattenhafte Gestalten ab.

Mein linker Fuß ward immer feuchter. Scheltend und schleppend kämpfte ich mich durch Schlamm, Schmutz und Wasser zurück, den weiten Weg nach Bab Dukkala. —

Am Nachmittag bin ich verurteilt, im Gasthof zu hocken. Alle anderen Gäste gleichfalls, das ist mir ein kleiner Trost. Dazu schleicht heran die von Stunde zu Stunde, von Tropfen zu Tropfen sich steigernde Gewißheit, daß es morgen noch viel schlimmer sein wird. Eine Woche und länger können diese Frühlingsregen anhalten, und dann ist die Straße lange Zeit für die Autos gesperrt. Schon heute morgen ist keines von Casablanca angekommen. Wie schauerlich, hier beim eintönigen Fallen des Regens noch einige Tage ganz unnütz sitzen zu müssen. Mit geborstenem Stiefel ... Das Geld reicht auch nicht mehr lange, der Kreditbrief aber weist für Mrrakesch keinen Korrespondenten auf. Welch schändliche Lage!

In gelben Marokkanerpantoffeln, oben darüber Reithosen und erdfarbene Beinwickel, so hocke ich mit hochgezogenen Beinen auf zwei Stühlen.

Vor mir liegen vier lächerliche Blumenbeete, eingetieft in zementierte Becken, das ist orientalisch. Ein paar Bäume mit feucht triefendem Blätterdach steigen höhnisch aus der schwarzen, naßriechenden Erde auf. Gelbe und blaue Blumen glotzen frech nach mir her.

Die flachen Gesichter der Lachen auf den Zementsteigen verzerren sich unter den unaufhörlich von neuem sich bildenden und unaufhörlich von neuem vergehenden Ringen der fallenden Tropfen. Das ist ein elendes Spiel; wie abgekartet von Wetter und Wasser, wie gewollt, meine trostlose Stimmung zu verlängern und auszudehnen gleich solch einem vergänglichen und doch immer wieder erneut sichtbaren Wasserkring.

Diese plätschernden Tropfen. Diese rauschenden Regen. Diese winselnden Blätter. Der zerborstene Stiefel, der nicht trocken werden mag. Die heulende Rotte der Gassenlümmel vor dem Tor des Gasthofs. Die farblosen Regenbasare. Die schauerlichen Schlammbäche der Stadt. Zum Teufel mit der ganzen Sultansstadt! Zum Henker mit diesem elenden Orient! Zu Hause blickt es sich gut in die Regenschleier der Bergwälder. Aber im Morgenlande Regen ...!

Da, mit einemmal, ein paar rote Lichtkringel an der östlichen Hauswand. Sie malen sich in schüchterner, aber liebevoller Zartheit und Genauigkeit dort ab. Die alte Sonne lebt noch, und kurz vor ihrem Ende gibt sie noch ein Zeichen ihres Daseins.

Sollte es doch möglich sein, morgen auszugehen? O, dieser köstliche, dieser wundervolle Sonnenorient!

Rosenöl! Wißt ihr, was Rosenöl ist? Ihr werdet sagen, eine Essenz. Aber das ist es nicht, sondern Rosenöl ist eine Ausschweifung allerzartester Potenz. Gutes Rosenöl kann einzig der Feinnervige fühlen, und unter den Orientalen sind gar viele mit feiner Kultur.

In diesem Seelenauszug Tausender und Abertausender von erloschenen Rosen schmiegt sich das süße Laster der Dekadenz wohlig in weiche Pfühle.

Das Rosenöl ist der paradoxe unter den Wohlgerüchen; je geringer der Hauch seines Äthers ist, um so stärker duftet es.

Rosenöl ist nichts für Männer der Tat, aber es ist köstlich für Männer nach der Tat. Erst das Rosenöl und nachher das Weib, oder besser erst das Weib und dann das Rosenöl: denn das Rosenöl ist das Tiefere.

Das Rosenöl ist der Philosoph unter den Wohlgerüchen; es ist möglich, daß nichts auf Erden seine Weisheit erreicht. Es ist Philosophie ohne Korrekturabzüge.

Schwerblütig ist die Welle des Rosenöls, ein ganz blasses und zartes Gelbgrün. Eau de rose nennen es die Franzosen; natürlich, sie sind zu leicht und zu flüchtig, um seine schwere Flut zu verstehen.

Im Rosenöl liegt die ganze volle und längst überreife Süße der uralten orientalischen Kultur. Man kann daran gesunden; aber ich glaube, daß man eher daran stirbt.

Vielleicht krankt das ganze Morgenland am Rosenöl, und vielleicht ist der Untergang des Orients nichts anderes als ein Sterben an Schönheit.

Unsere Parfüme, viel teuerer oft noch als das Rosenöl, immer aber viel verwickelter zusammengesetzt, viel raffinierter; nichts anderes sind sie dagegen als geschickt frisierte Kokotten gegenüber Aspasia.

Wer ermißt die Welt im Rosenöl, die Welt des Rosenöls ...

Rosenöl scheint ein Aperçu, aber es ist Kultur. Ist vielleicht die Kultur. Die Kultur der stillen Leidenschaft.

Lichtstehende Palmen, am Fuß meist verbuscht, viele von niedrigen, rötlichen Lehmmauern eingefaßt. Äcker mit Oliven dazwischen, fließende Wasserbäche, häufig kanalartig verdeckt, so sieht es vor dem Bab Dukkala von Mrrakesch aus.

Die schneegestreiften Alpenberge, welche über die rote Masse der Stadt herüberschimmern, die bald bräunlich-grünliche, bald düsterblaue Kette im Norden, dieses ausgesprochene Rot der Mauern und Wände, das gibt dem Oasenbild seinen wesentlichen Reiz, unterscheidet Mrrakesch von anderen Stadtlagen.

Mrrakſch iſt eine rote Stadt, Stadt und Landſchaft, alles rot. Die Häuſer, die Mauern, der Erdboden, die Lehmwälle der Gärten, die Waſſerbäche, alles rot. Würde Mrrakſch ſich eine Stadtflagge zulegen wollen: rot, grün, ſilberblau müßte ſie geſtreift ſein! Rot, Grün, Silberblau — Erde, Vegetation, Schneeberge. Keine Stadt iſt ſo ganz ein Kind ihrer Gegend wie Mrrakſch. —

Außerhalb der Palmäcker iſt freies Feld voraus. Eine erſtaunlich kurzfahlgrüne Steppe, flach, oder ganz ſchwach gewellt, einzelne niedrige Stauden zwiſchen Geröll. Deshalb ſieht die Steppe hell- und dunkelfleckig aus.

Vorn umſpannt die lange Kette Dſchebilet den Blick. Leidlich milde Hänge, von Rinnen zerteilt und mit dürftigem Krautflor getüncht, dazwiſchen überall ſichtbar der violettbraune Boden. Felshörner an einigen Stellen der geſchwungenen Kammlinie.

Braune Rinder und ſchmalſchwänzige Schafe weiden in der Leere, und in dieſer iſt vom Menſchen wenig zu verſpüren. Am Fuße der Vorhügel kriechen winzige Weſen herum. Sie laufen in Mulden und klettern auf Kuppen. Es ſind Männer mit Stangen und Dreibeinen, franzöſiſche Geometer, die den Weg aufnehmen und Vorarbeit leiſten für den kommenden Bahnbau.

Der nähere Einblick in das Gebirge enttäuſcht natürlich, wie in allen Steppengebirgen. Aus der Ferne eine geſchloſſene Kette, ſtattlich anzuſehen, die laute Wünſche wachruft. Kommt man aber hinein, ſo löſt ſich die Einheit in einzelne Rücken und Kuppen auf: in deren ineinander übergehendem Wirrwarr ſucht man vergeblich eine Kardinalzone. Steppengebirge mit ihren Felsharniſchen und ihren Farbenfanfaren verſprechen viel und halten wenig. Ähnlich wie viele orientaliſche Städte, ganz ſo wie die Mehrzahl der Kelten und Südländer. So auch die Kette Dſchebilet, die gegen tauſend Meter hoch iſt. Beim Überſchreiten wird man kaum ein wirkliches Gebirge gewahr. Der Weg läuft ſanft hindurch.

Vorn zwiſchen den grünen Spitzhügeln des Dſchebilet ſpannt ſich, wie ein ſtraffgezogenes Tuch, die blaue Schauija aus.

Das ſtille Sonnenſchiff im Hafen von Caſablanca. Es liegt eine ſeltſame Poeſie über ſolch einem ſtill vor Anker liegenden Schiff.

Die weißen Häuſer von Caſablanca träumen ausdruckslos und ſtill am Strande. Die grüne Ackerlandſchaft der platten Schauija ſcheint geradewegs in das blaßblaue Meer hineinzulaufen.

Das Schiff ſchaukelt in der verhallenden Dünung. Von einem anderen Dampfer, der fern auf einem fernen Planeten liegen mag, rackelt ein Kran. Da noch einer, noch ferner.

Ein paar Schreie hallen matt über das gekräuſelte Waſſer.

Das querlaufende Blauweißrot ſchlägt ſchwach in der ſanften Briſe.

Ich liege im Liegestuhl. Lese Daudet, und lese ihn nicht.

Ein Matrose, Bretone, streicht mit einem leise schleppenden Geräusch das Oberlicht des Speiseraums.

Über mir wallt das doppelte Sonnensegel. Matrosen in weißen Tropenhelmen hantieren vorn: Mingrélie kommt aus Dakar, wo die Sonne heißer brennt als hier im feuchten Atlasvorlande.

Ein Boot rauscht und plätschert heran. Doch noch ein paar Mitreisende für Tandscha.

Der ferne Kran rackelt. Ein Deckpassagier, vierfüßig, blökt.

Sonne spinnt uns ein. Weißblaue Luftwellen umfächeln das Schiff. Vorn summt es vom Maschinenhaus her.

Irgendwo rackelt ein Kran, glaube ich.

Frische Ölfarbe riecht bis hierher; irgendwo muß ein Bretone sein oder so was.

Die Sirene heult auf. Das stört gar nicht mal, sondern paßt ganz gut hierher. Paßt in das Glasgespinnst von Salzwasser und Teergeruch, von Tropenerinnerung und Heimatshoffen, von Ölfarbe und von gemächlicher tatgeborner Trägheit.

Die Gibraltarenge ist die Fußdecke vor der Schwelle Marokkos, und Tandscha ist der Eckpfeiler am Sultanat des Westens.

Da sind Berge mit steilen Abbrüchen, und andere mit grünen Steppenmatten und dunklen Stauden von Zwergpälmchen. Da sind graue Felsschroffen, steil und malerisch, doch an ihrem Fuß kleben lange Felder von hellen Dünen.

Auf all diesen Säulen aber lasten graue, tiefhängende Wolken, und drüben ahnt man das wehrhafte Löwenhaupt von Gibraltar. —

Tandscha liegt auf und zwischen zwei Höhen und senkt sich von ihnen aus ostwärts zum Meer hinab. Dünen vor der Stadt und die weite bergumgrünte Bucht: das ist's, was zuerst überrascht und fesselt. Und diese Stadt, von den unzähligen Touristen der anlaufenden Dampfer durchströmt, sie enttäuscht nicht, sie ist innen viel, viel reicher, als der Außenblick ahnen läßt. Eine Mischung von unglaublich internationalem Leben mitten in leidlich farbig erhaltenem, orientalischem Gewühl, dies eingeschachtelt in ein Kleinod bizarrer Malerwinkel. Das ist Tandscha.

Ein Steigen und Fallen, eine Fülle schöngeformter Hufeisentore, köstliche versteckte Winkel. Weiße Häuserkanten und grüne Ziegelsimse, die reizende Linien in Himmelsblau hineinschneiden. Eine zinnenreiche Kasbah, frisches Baumgrün, der belebende Hauch der nahen See. Tönende Sirenen von Dampfern, welche nach Ostindien fahren und von Neuseeland heimkehren. In naher Ferne die dunkelgrünen Berge der unbezwungenen Rifioten, die vor dem Tore die Fremden abknallen. —

Jede Stadt kann man von verschiedenen Standpunkten aus betrachten,

aber Tandscha einzig vom Kleinen Sokko aus. Nur auf den Stühlen seiner Kaffeehäuser hat man den richtigen Abstand zu Tandscha, und der besteht vielleicht darin, daß man mitten inne sitzt. Ich glaube, noch in keiner Stadt dreier Erdteile habe ich mich so schnell heimisch gefühlt wie in Tandscha. Schon nach wenigen Stunden war ich hier völlig zu Hause, vielleicht mehr als in meiner Vaterstadt. Einen Reitausflug in die Berge habe ich gemacht und ein paar Gänge durch die Stadt. Sonst aber saß ich faul am Kleinen Sokko. Schrieb sogar wenig.

Was sollte ich auch niederschreiben! Nie gesehen, kannte ich dies alles schon. Nicht etwa durch vorhergehendes Bücherstudium, sondern durch Intuition, durch Gefühl. An Tandscha darf man nicht mit dem Verstande heranwollen, hier mußt du die Sinne wirken lassen.

Dabei war nicht einmal blauer Sonnenhimmel, sondern es regnete fast immer elend. Und doch heimelte mich die Stadt an. Wenn ich mich ernstlich befrage, vielleicht möchte ich gar nicht dort wohnen. Aber leben möchte ich in Tandscha, empfinden, und vor allem sitzen vor den Kaffeehäusern des Kleinen Sokko.

Das ist mir Tandscha, so sah ich Tandscha, so offenbarte es sich mir. —

Man mag tausend Wege machen müssen und noch einige dazu, um das Bild von Berlin zu gewinnen. Aber es genügen ein paar Gänge, ein Rundblick von einer Höhe, um die Äußerlichkeiten einer jeden orientalischen Stadt kennen zu lernen.

Damit kennst du die Form. Und nun kommt das Innere, der Geist, das Milieu, die Seele. Die kannst du nicht finden, sondern die muß zu dir kommen, falls sie gesonnen ist, dich zu begnaden.

Die geht dir nur auf in den Ambra- und Sandelholzdämpfen der Basare, in denen die Zauberdämmerung summt und die bleichen Kaufleute im Kif befangen sind. Geht dir nur auf mitten zwischen den Tischchen und Täßchen der Kaffeehäuser, im Angesicht der Farben und Läufte ihres Lebens.

Du mußt nicht nachdenken, gar nicht das Hirn anstrengen, damit vertreibst du es nur. Das kann es nicht leiden. So ganz plötzlich, unerwartet, völlig ungesucht tritt es an dich heran, im goldenen Mantel der Dichtung, und drückt dir die Feder zwischen die Finger. Es schreibt Zeilen hinein in dein Taschenbuch, gottvoll närrisches Zeug wie tiefe Weisheit. Und mit einem Male setzt es aus. Das Hirn versucht nachzuhelfen, bringt noch eine kluge und kalte Reihe zustande. Dann aber steht es ganz still.

Die Gesichte entschwimmen dir, du bist wieder der und der. Dein bleibt nur eine innige hohe Freude, daß du eines Gnadengeschenks bist gewürdigt worden.

Gentz.

Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation.

Ein Versuch.

Von

* * *

(Fortsetzung.)

Wie er außerhalb einer politisch treibenden Kraft stand, als er politisch zu arbeiten begann, so war er auch in der politischen Theorie ganz auf sich selbst angewiesen, als er sich mit Prinzipien und Ideen auseinandersetzte.

Gentz gehörte nie einem zweckmäßig geschlossenen Zirkel, Debattierklub oder Konventikel mit Richtung und Ziel an. Der rasch sich weitende Kreis, in den er sich zuletzt in Berlin beziehungsvoll eingereiht sah, ohne daß er ihn als solchen ansah, war ganz lose, aus lauter Einzelbekannten, entstanden. Als er einheitlich und damit einflußreich wurde, war Gentz selbst schon ein Einfluß geworden. Gerade die beiden aber, die Gentz zur Zeit seiner Entpuppung seelisch richten konnten, Humboldt und Brinckmann, waren in Paris, dort, von wo ihm Auftrieb und Gegensatz herkam, ohne daß einer der Freunde sich mitdrängend daran beteiligte. In Person wirkte niemand auf ihn ein — er selbst war es, von dem die Wirkung ausging. Nah waren ihm auch nicht die andern beiden, deren Begegnung mit ihm er als den Gewinn seines keimenden Ruhmes schätzte, an die er sich politisch und menschlich verschwendet hat: an den siebenjährigen Austausch mit Johannes von Müller, dem Geschichtschreiber der Schweiz, und an die Freundschaft des Lebens mit dem einzigen Menschen, der ihn ganz besessen hat — Adam Müller.

Fremd gemeinsamer Jugend in Gedanken, die nur zusammen gedacht werden konnten, vermochte es Gentz, auch in seinen Versuchen als politischer Denker, unabhängig und überschauend zu sein.

Die Jahre 1800 und 1801 brachten Gentz einen so vollkommenen Umschwung seiner Lebensbedingungen und Möglichkeiten, wie er ihn noch zweimal so entscheidend, wenn auch nicht mehr in den äußeren Formen, durch-

* * *

gemacht und auch durchgeführt hat: als er in der Wende von 1812 auf 1813 sich an Metternich band, und nach 1828, als er sich von ihm entfernte. Die Wucht und zugleich die Wüstheit dieser Jahre hätte ihn nicht bloß aus dem alten Geleise, sondern aus allen werfen können. Ohne einen festen persönlichen Plan blieb er sicher seiner selbst und seiner Sache.

Wirtschaftlich im Zusammenbruch, gesellschaftlich im Fall sich aufschwingend, schied er völlig aus dem Kreis, dem er angehörte. Er riß sich aus der amtlichen und bürgerlichen Mißachtung und tat den ersehnten Übergang in einem Sprung, der ihn weit über den Graben trug. Drüben blieb die Welt der Namenlosen. Er hat sie nie mehr betreten.

Leicht hob ihn sein Ehrgeiz in der dünneren Luft der ersten Gesellschaft von Berlin, und sein schweifender Geist verdichtete sich in dem Ring der Diplomaten, der ihn jetzt umschloß. Fremde umgaben ihn, die er sich erobern mußte. Die Jugendfreunde, Humboldt, der „Leidenschaftslose", und Friedrich Schlegel, „die potenzierte Unruhe", waren in Jena und Paris; dort war auch der Allerweltsfreund Brinckmann. Der junge Adam Müller, der „privilegierte Müßiggänger", aber war noch ohne Amt und Einfluß. Wilhelm Humboldt hatte an Schiller geschrieben, daß Gentz der einzige gewesen sei, der die Briefe über ästhetische Erziehung in sich aufnehmen konnte. Derselbe Gentz, von dem Rittmeister von Schack in den Zirkel des Regiments Gens d'armes eingeführt, saß an der Tafel des Prinzen Louis Ferdinand, hörte den geistreichen Grotesken des königlichen Flügeladjutanten Peter von Gualtieri, Heinrich Kleists Vetter, zu, sah der Pauline Wiesel verliebt in das reizende Mätressengesicht, stritt sich mit Rahel Levin, der „Kleinen", über Goethe, und fuhr vom langwierigen Souper beim Grafen Stadion zur russischen oder englischen Gesandtschaft, um dort von der Frau Luise von Berg, Freundin der Königin Luise, mit Vergnügen zu hören, daß ihre kluge Königin sich freue, ihn um den Vetter Louis zu wissen. Es war die eigensinnige Spötterpartei, die den französischen Chargé d'affaires zu meiden pflegte, von dem kleinen General Bonaparte und seinem großen Zug nach Ägypten Karikaturen zeichnete, die ignorierte, daß Marengo und Hohenlinden geschlagen wurden, und daß in dem Zaren Paul noch nicht der letzte Narr erwürgt worden war. Aber alles war doch bloß Spannung und Zwischenzeit. Ihm riß die Lust, mitzutun, an den Nerven.

In seinem Tagebuch trug er die erste Verbindung mit England ein. Im Rest dieser Aufzeichnungen, nach dem 1826 veranstalteten Scheiterhaufen, ließ er bestehen, daß es aus war bei ihm mit dem Beamten nach der Karriere, und mit dem Schriftsteller allein aus Lust und Überzeugung. Er sah sich nicht mehr „aus der Dachstube" die Dinge an, sondern trat vor sie hin. Das alte Subsidienland des politischen Europa bestimmte die einzige Erscheinung, die ihm Europa bot. Inmitten des Aufruhrs und der Niederlagen auf dem Festland reifte dem Interesse Englands ein Fremder ebenbürtig heran. Gentz war während der Kontinentalsperre der Agent provocateur des britischen

Kabinetts am österreichischen Hof und im gelähmten Preußen; von ihm aus liefen Geheimfäden überall neben den offiziellen Missionen, und der Torypremier übernahm Gentz von dem Whigministerium als unveräußerliche Erbschaft. Er hat ein persönliches und ein hohes Spiel jahrelang auf eine Karte gesetzt, und nicht den öffentlichen Ankläger allein wollte Napoleon in ihm vernichten, sondern den Mineur des Todfeindes aus seiner fatalen Verborgenheit zur sehr gewissen Verantwortung ziehen. Im Wien der Jahre 1803 bis 1809 hat nicht das Haus Habsburg, aber der englische Gesandte die Hand über den genialen Pamphletisten gehalten, der das Empire auch auf dieser offenen Straße anfiel, lange ehe in seiner Heimat Preußen von zerlumpten Gestalten der einen Frage die stumme Antwort wurde: De la Russie.

*

Gentz' private Verhältnisse waren, während seine Persönlichkeit sich schon weit über seinen kriegsrätlichen Stand und den Rang seiner Familie hinausgehoben hatte und er, auch im langsameren Sinne seiner Zeit, eine Berühmtheit war, so verworren und drückend geworden, daß er vor der schmalen Kluft stand, jenseits deren der Abenteurer beginnt. Es war bereits das zweitemal, daß er sich wirtschaftlich aufgeben mußte. Als Humboldt am 10. Januar 1797 für ihn von Goethe Bücher aus der Herzoglichen Bibliothek in Weimar erbeten hatte, setzte er hinzu: „Daß den armen Gentz in diesen Wochen der traurige Fall betroffen hat, einen förmlichen Banquerout zu machen, hörten Sie vielleicht. Er ist wohl durch Schwäche, nicht aber eigentlich durch Verschwendung schuld daran." Humboldt traf den Kern des lebenslangen Gentzschen Mißvergnügens. Wessenberg, der im Sommer 1801 nach Berlin kam und Gentz noch in vielen Lagen sehen sollte, fand auch, daß Gentz' Stärke nicht im Ökonomisieren war. Der junge Nesselrode, dem sein Vater von Petersburg aus dringend empfahl, vom Berliner Aufenthalt zu profitieren, „pour faire et le plus vite que vous pourrez la connaissance de Gentz" antwortete, er könne nicht so viel Nutzen aus dem Verkehr mit Gentz ziehen, als er wolle, „car son caractère est tout aussi léger que ses écrits sont profonds." Es stand dem russischen Grafen, der in Berlin die ersten politischen Gehversuche machte, nun zwar nicht zu, über Gentz in Bausch und Bogen sein Urteil abzugeben, aber er hatte Recht, zu sagen, Gentz sei „dominé par une passion indomptable pour le jeu". Beide Nesselrode beklagen den von ihnen Bewunderten, daß das Spiel ne dérange pas seulement ses finances, mais l'empêche aussi de mettre tout la suite nécessaire à ses travaux literaires". Die Sucht, sich pekuniär zu verbessern, war zuerst höher als die Leidenschaft zum Spiel; man kann an Lessing denken, der jahrzehntelang von einem Lotterielos sich Sorgenfreiheit erhoffte. Aber Gentz verlor sich daran. Er schien einem Abgrund zuzutreiben. Aber niemand sah das deutlicher als er selbst, und keiner hat schärfer über ihn geurteilt als er

* * *

über sich auf den Blättern, die er in seinen Tagebüchern übrig gelassen hat. Er überbietet sich da gegenseitig in Rücksichtslosigkeit und Frivolität. Doch dies Tagebuch aus seinen drei letzten Berliner Jahren ist nicht das einzige zynisch-sentimentale, das damals geschrieben wurde. Friedrich Schlegel, der nie das Geld, und Novalis-Hardenberg, der nicht die Gesundheit zu den Exzessen besaß, die Gentz wenigstens begangen hat, schrieben im gleichen Ton. Gentz summierte damals seine durchaus nicht eingebildete moralische Häßlichkeit; aber er gestattete sich nicht, auch geistig morbid zu sein. Er hatte ja nichts mehr als den Ruf des premier auteur allemand zu verlieren. Was er leistete, war robust, an Arbeit wie an Bedeutung. In einem Wirrsal eigener Verschuldung blieb sein Kopf steif; sein Leichtsinn erschütterte die Sinne, aber nicht die Kraft seines Hirns. Sein Wille war voll Hoffnung, während er der Gegenstand eines Berliner Skandals war.

Ende 1800 teilte er noch die Zeit zwischen Arbeiten, der diplomatischen Gesellschaft und dem bürgerlichen Leben „meiner Eltern und Schwiegereltern", im Frühjahr sprach er von „bedenklichen Gerüchten" über sich, und im Oktober, bei der Abreise seines Gönners, Lord Carysfort, gestand er, daß er über den unendlichen Dissipationen der Zeit selbst diese Personen ziemlich vernachlässigt, am Abend aber wieder sehr hoch im Spiel verloren habe. Für seine Person bedeutete es vielleicht wenig, daß seine Ehe an seinen Liebschaften und an seiner Unhäuslichkeit zerbrach, mehr aber noch an seiner Vorliebe für das Hasard, die ihn nicht mehr verließ. Später, in der Welt wo alles spielte, beschränkte er sich auf einen hochpointierten Kartentisch mit Damen; damals verlor er sein erborgtes Geld in der Wut nach Ausschweifung jeder Stärke und sättigte sich, wie dann in den verschärften Genüssen des Wiener Kenners, an seiner Frivolität: „Ich lebe rasend gut." Er wüstete aus Ungeduld. Im Tagebuch wundert er sich, woher ihm das Geld kam zu Gelagen, zu Spielpartien, die ihn tagelang von Berlin wegführten, zu kostspieligen Besuchen bei einer in der ganzen Hauptstadt schlecht bekannten „Schauspielerin", die er mit einem anderen teilen mußte. Er weiß von „fünfzig Talern vom Judenältesten Hirsch für Verfertigung ich weiß nicht welcher Vorstellung" und im November 1801 von „einem Arrangement bei einem Advokaten, wobei ich siebzig Louisd'or erhalte. (Versetzte ein Manuskript, welches ich erst zwanzig Jahre nachher wieder einlöste.) Abends werden diese siebzig Louisd'or bei D'Faril verspielt."

Seinem Elternhaus war dieser Sohn, der jüngste von fünf Geschwistern, auch als Mann noch keine Freude. Er war ein schwerfälliges, lernunlustiges Kind gewesen; siebzehn Jahre war er, als sein Vater bei einer Schulprüfung, in der neben dem jungen Gentz Fleck, Berlins späterer Schauspieler, den Preis erhielt, das erstemal von seiner Begabung als Redner etwas merkte. Gentz hat von seinem Vater nur mit Ehrerbietung gesprochen; mehr als einmal hat die Güte des Vaters ihm verziehen, wo dieser streng rechtliche Mann nicht entschuldigen konnte. Der alte Gentz starb 1803, als sein Sohn schon

in Wien war, ohne daß er noch sicher erfuhr, wie sich der Vielbewegliche mit dem neuen Leben vertragen werde. Die Mutter, deren Großvater Ancillon der Juge et Directeur des Refugiés gewesen war, nennt Gentz niemals. Der Vater half ihm pekuniär, soweit es ging. Als der Sohn von seiner Reise nach Weimar zurückkam, verlor er am 23. Dezember 1801 „alles, was ich hatte" im Spiel, und am Weihnachtstage borgte er sich ein paar Taler, um nur Geschenke kaufen zu können. Am 3. April 1802 stand es „äußerst schlecht" mit ihm, und im Mai sagte er seinem Schwiegervater „nach einer ziemlich milden Unterredung un adieu éternel"; danach folgte eine „Hauptexplikation" mit seinem Vater. Er war da schon mit seiner Person halb in Wien. Am 24. Mai kam noch „ein herzzerreißendes Gespräch mit meinem Vater", wobei der schon Kränkelnde, von seiner Sorge um den Unverbesserlichen Beherrschte, ohnmächtig wurde und beide hinfielen. Die Aussöhnung mit der Familie vollendete am anderen Tage dieser Vater damit, daß er noch das Reisegeld gab! Vielleicht hat Johann Gentz die Schwäche, die beim Sohn zur Schwachheit geworden war, zu gut verstanden, um streng bleiben zu können. Verwöhnt hat er ihn nicht allein.

Immer neue Nachgiebigkeit war auch der Fehler von Gentz' Frau, wenn es ein Fehler war, daß ihr Stolz auf den Vielgenannten immer ihren Zorn erstickte. Als Gentz um 1788 Minna, die Tochter des Geheimen Oberbaurats Gilly, heiratete, waren beide so jung und freudig, daß es nicht schwer sich ansah, die Ehe glücklich auszubauen, obwohl sie im Haus von Minnas Eltern wohnten; für dieses Ehepaar aber war das bürgerliche Familienmiteinander Gezerre und Entfremdung. Minna Gilly wußte schon nach den ersten Wochen mit Gentz, daß es noch über andere als ihre guten und klugen Mädchenkräfte gegangen wäre, ihren Mann bei Haus und Ehe zu halten, daß seine Talente unfähig waren, zu besitzen. Er hat niemals über seine Frau eine Klage gehabt. Wenn er im Spätsommer 1801 ins Tagebuch notierte: „ein halbes, zwar artiges, doch wüstes Leben mit der Frau", so wußte er ja, daß das Artige bei ihr und das Wüste bei ihm war. Denn Minna Gentz weinte ihre Tränen in der Stille, wollte auch an der stadtbekannten Wissenschaft, wie sehr er sie betrüge, keinen Teil haben. Die Art ihres häuslichen Verkehrs erhellt ein Vorgang vom 21. Februar 1802: „Als ich um zwei Uhr morgens nach Hause kam, finde ich einen Brief von meiner Frau, qui a décidé du sort de ma vie. Et le lendemain notre résolution a été prise. Vermutlich die, uns scheiden zu lassen." Aber erst im Mai schreibt er, daß mit dem Gedanken, von Berlin fortzugehen, sich der an eine Trennung seiner Ehe in ihm „festgesetzt" habe. Die Trennung brauchte freilich nur noch die Form. Lästig mit sich ist ihm Minna nicht gewesen; er hat „Madame Gentz" auch von Wien aus noch bis zuletzt geschrieben — bis zuletzt, denn bereits 1803, im Januar, starb Minna Gilly. Sie hat diesen Mann nicht nach seinen verliebten Launen gewertet; sie nahm sie hin, wie seine nächsten Freunde, wie Humboldt in der Berliner Zeit bloß

* * *

fand: „Gentz ist sterblich verliebt." Es war viel Sterbliches an ihm — Debauche des Geistes doch mehr noch als der Sinne, eine Ausstrahlung unbedingter Daseinsüberzeugung, nachlässig und entschlossen, ihn früh den Mächtigen gesellend. Nach dem mißglückten bürgerlichen Liebesversuch auf Dauer durchging und durchraste er die süßen und geheimnisbitteren Aphroditegärten, so oft er Zeit hatte — nicht öfter, nicht länger. Wien kannte ihn auch da dann freilich, wenn eine Schönheit vom Tausendguldenkräutl sich nach ihm verteuerte. Er bekannte aber schon 1815 aus Paris, daß ihm die filles kein Vergnügen machen. Später bewies er sich bloß mit erfreutem Staunen seine Unverwüstlichkeit, wenn eine Nanette oder Aurora von „zehn Uhr ab" mit ihm den Abend teilte, und zuweilen sprach bei ihm, neugierig angesehen, wer vor — „ein junger Mann, der sich meinen Sohn nennt". Vor der großen Verwirrung der Liebe hat er sich gehütet. Mehr als eine kleine Weile der Huldigung oder Zweideutigkeit, als den Schmelz einer Stunde, hat auch keine der Damen von Geblüt von ihm genossen, die er so gut und lange kannte. Seiner Greisenpassion verdankte Fanny Elßler, ehe sie durch die Hauptstädte tanzte, in Wien ihre europäische Berühmtheit. Diese flackernde, zärtlich und ängstlich gehegte Glut galt — nach Adam Müllers Tod — einem jungen Menschen wieder, der zufällig ein bildschönes Mädchen war. „Ich habe Fanny durch meine Beredsamkeit gewonnen." Dies Geschöpfchen erzog und liebte er und dafür zitterte er — in der Sterbenseinsamkeit seines alten Herzens. —

Wien kannte nur den Herrn von Gentz. Berlin sah einen unheimlichen Kriegsrat, für den kein Stand recht war und dem keine Schranken gesetzt schienen. Die Berliner Gesellschaft zerfiel um 1800 in zwei ganz verschiedene, in sich einheitliche Kulturkreise. Die Welt des Hofes: der Adel und die Offiziere der hauptstädtischen Hausregimenter, das diplomatische Korps und die ihm empfohlenen „Reisenden von Distinktion", das hohe Beamtentum. Sie gab damals viele Elemente, ja Überläufer an das noch ganz in sich ruhende Bürgertum ab, kraft einer besonderen Erscheinung, vermittelnd und belebend: das Geistige stieß hüben wie drüben die Grenzen ein und zog alles an, was nicht bloß von mitläufigen Zeittendenzen erfaßt war, sondern die echt liberale Gesellschaftsidee vertrat, die das Bewußtsein der Bildung zusammen- und nur die Unbildung ausschließt. Berlin, das noch keine Universität besaß, erhielt in wenig Jahren, zumeist aus Zugezogenen und vorübergehend Verweilenden, fast eine geistige Atmosphäre. Einen Mittelpunkt zur Sammlung besaß es also nicht; aber vielleicht war es besser, daß sich vorerst alles gesellschaftlich wahllos mit diesem Fluidum durchsetzen, aufnehmen und abgeben konnte. Es schwangen damals manche Kreise ineinander, deren Mitglieder die feste kulturelle Haltung des eigenen Kreises nicht aufzugeben gedachten, aber den Geist genießen oder erhöhen wollten. Einseitig beschriebene Blätter der deutschen Kulturgeschichte tragen aus dieser Zeit bei Berlin wie bei Weimar nur Namen, die dort wie überall sternhoch gewesen sind. Ihr Wert besteht aber bei einer solchen Betrachtung nicht allein in dem Glanz, den sie

durch die Zeiten ausstrahlen, sondern auch in dem Umfang ihrer Bedeutung für das Leben der jeweiligen nationalen Gesellschaft. Und an diesen Kulturpotenzen hatten auch im Berlin von 1800 alle ihren Teil, die überhaupt in den Bereich kamen. Es war ein ständiges Fluten und darum mitteilend und befruchtend. Zu oft ist auch das Originelle und Interessante in dieser berlinischen Gesellschaftsbewegung vor den bleibenden Gehalt gestellt worden — „Salons", die entscheidende Dinge bewirken konnten, gab es noch nicht. Zum mindesten waren jene gesellschaftlichen Zirkel, welche die Berliner Kultur von damals vorstellen sollen, mehr auflösend als aufstellend. Die drei klugen jüdischen Frauen dieser Tage — Rahel Levin, Henriette Marcus-Herz, Dorothea Veit-Mendelssohn — waren gesellschaftlich bedingt. Alle ihre oft recht jungen und gar erst die ältesten Freunde stammten nicht mit ihnen ab, die meisten waren sehr „von Familie", und keinen haben Literatur und Philosophie und die schöngeistigsten Allüren verführt, einen Bruch mit Traditionen herbeizuzwingen. Den Freunden und Briefen der drei gloriösen Berlinerinnen stellen sich ruhig die Frauen gegenüber, die mehr als einem von diesen Freunden wert und wichtig waren und die besten Briefe schrieben, nur später ediert — Frauen, die mit ihrem Einfluß und nach ihrer Veranlagung auch in die politische Welt hineinragten, wie Karoline von Humboldt, Frau von Berg, Prinzeß Marianne von Preußen, Marie von Clausewitz und Frau von Ompteda, nicht zuletzt die Königin Luise von Preußen.

Gentz war in der „großen" Gesellschaft so gut daheim wie in dem Kreis der Geistreichen, am Teetisch des Fräulein Levin wie im Kasino des Regiment Gensd'armes, im Souperzirkel der Gesandten wie am Spieltisch der Diplomaten — nur nicht in seiner eigenen Häuslichkeit. In einem Portefeuille seines Nachlasses fand sich eine Liste jener Personen, die schon in Berlin seinen steigenden Namen suchten. Gentz mußte sich keine Tür mühsam öffnen. Als sein Können voll zum Durchbruch kam, war er bei denen, auf die es ihm ankam, Vorzugsgast und Vertrauter. Die Hofgesellschaft empfing den Untergebenen des Ministers Schulenburg im Range seines Ruhmes. Er war Gast der alten Gräfin Voß, der menschlichsten Oberhofmeisterin der preußischen Königinnen, und der ihr versippten Familien; er hatte das schon etwas taube Ohr der alten Minister des Auswärtigen, des Herrn von Heinitz, Grafen Finkenstein und des Herrn von Alvensleben ebenso wie das eigentümlich konstruierte des Grafen Haugwitz und das des Herrn von Hardenberg, des späteren Kanzlers. Das Haus des Fürsten Radziwill stand ihm seit März 1801 offen; dort übte die Frau des Hauses, die Prinzessin Luise von Preußen, eine Gastlichkeit mit reichen Mitteln, dort traf Gentz die Prinzeß Marianne, Schwägerin des Königs, die tapferste Prinzessin in den dunklen Jahren nach 1806, im Krieg von 1813 die Gründerin des Vaterländischen Frauenvereins. Vor allem aber die beiden Brüder der Fürstin Radziwill, die Prinzen Louis Ferdinand und August von Preußen.

* * *

Den Prinzen Louis, der von seiner Garnison Magdeburg aus häufig in Berlin war, sah Gentz zum erstenmal im Januar 1802. Prinz Louis, „der Abgott der Genossen, der Liebling schöner Frauen, und in der jungen Hand den alten Preußendegen", war das Vorbild einer Jugend, die, freigeistig und tatendurstig in der Berliner Luft nicht atmen konnte. Gentz saß bald unter den Intimen des Prinzen Louis, die bei viel Champagner politisierten und debattierten, bis in später Nacht der Prinz am Flügel zu phantasieren begann, das Talent des flötierenden Großohms Friedrich in den nervigen Händen des „Kriegers, Jägers und Musikers". Politisch trat Gentz erst von Wien aus in bedeutungsvollere Beziehung. In Dresden sah er ihn dann im Frühling 1806 wieder. Dort erst konnte sich Prinz Louis ausreden ohne Scheu; dort wurde der Frondeur zum Offizier der ruhigen Pflicht. Da sah Gentz auch, was Stein und Scharnhorst schon erkannt hatten: daß nichts umsonst gewesen war — wenn es auch vergeblich sein sollte — was er dem Prinzen gegeben hatte. Auch er hat den ästhetischen Freigeist zu dem von den nächsten Notwendigkeiten überzeugten und bewegten Prinzen von Preußen erzogen. Er hat den Offizier nicht hindern können, als ungestümer Soldat auf seinem letzten Schlachtfelde zu bleiben — aber er hat Prinz Louis ahnungsvolles Wort mit erzeugt, wenige Monate vor der Katastrophe: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hilfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre." Sie allein hat Prinz Louis gerettet, als er bleiben wollte, wo sonst nichts mehr zu retten war: vor Jena.

Vielleicht hat Gentz auch bei Prinz Louis, wenn nicht im Levinschen Naturalienkabinett, die „himmlische Paulette" zuerst gesehen; sie, die den Prinzen in Liebreiz und an Unbefangenheit der Leidenschaft von seinen Geliebten am entzückendsten betörte — Pauline César, die wohlhabende Berliner Ratstochter. Sie heiratete im Widerspruchsaffekt ihren Landsmann Wiesel, den Abenteurer aus Prinzip und Lebensraisonneur, von dessen „teuflischer" Grazie im Debattieren und Intrigieren Gentz und seine Freunde viel zu reden wußten — „Wiesel trieb alles auf die rechte deutsche Höhe". Eine unerforschte Gestalt aus der Reihe der Lenz und Büchner, der Günther, Waiblinger und Grabbe, von einem Zeitgenossen gemessen mit Goethes Freund, dem Darmstädter Kriegsrat — „Merck, Mephistopheles — Wiesel —" unfähig und wissend, kindlich und bösartig, an Personen und Ideen wie ein Zeck sich ansetzend und schwellend, von Gentz durchschaut, als Adam Müller 1806 von Wiesels umhertreibender, verlumpender Bosheit beherrscht war: „Ihr furchtbares Einverständnis mit Wiesel — er hat ja, wie ich endlich bemerke, den Gegensatz in der Tat auch erfunden — ist eine der schrecklichsten Entdeckungen, die ich je gemacht. Das, womit Wiesel so harmoniert, wird mir immer verdächtig sein; ich gäbe ein Jahr meines Lebens, wenn ich diese Koalition, die ich nun leider schon eine Allianz nennen muß, nie entdeckt

hätte. Und wie Sie, der nichts fürchtet, den Teufel fürchten!" Wiesel endete, von Rahel in seinen verlassenen Qualen gepflegt, in seiner Vaterstadt. Seine verrufen schöne Frau, längst von ihm geschieden, zog unbekümmert weiter durch die Welt des Vergnügens, wo der Strom gerade hinzog, gutherzig und unverwüstlich, in der besten und in der zweideutigsten Gesellschaft. Am Tage, da die Julirevolution ausbrach, legte sie, die indessen auch den Namen eines Hauptmanns der königlichen Schweizergarde getragen, ihr blondes Haupt zum Sterben nieder, in einem Landhaus bei Paris. Den reizenden Kopf, der schon 1808 nicht mehr wußte, wann der geliebte prince denn eigentlich gestorben war. Gentz vergaß Pauline nie, so wenig er sie auch in seiner Nähe liebte, wenn sie kam, um irgend etwas zu erlangen. Das „Paulinengesicht" aus Trotz und Schelm war eine Redewendung der Berliner Freunde gewesen; es kehrte erinnernd in seinen wenigen Briefen an sie wieder. Als Brinckmann Ende 1803 Pauline heftig zu lieben anfing, legte ihm Gentz sein eigenes Verhältnis zu dem „herrlichen Mädchen — denn Mädchen for ever! —" so warm dar und sprach aus, was alle Freunde dieser Frau, zu der er „aus bloßem Zufall nie eine eigentliche Leidenschaft gefaßt habe", an ihr festhielt; ein Zeugnis für Pauline, das er nie zerstört hat und das unbeeinflußt den Zauber wiedergibt, dem die Herzen blieben: „ihre Fehler, die eine nichtsnutzige Welt ihr so hoch anrechnet, verschwanden in meinen Augen immer wie Staub vor dem unauslöschlichen Sonnenglanze ihrer inneren persönlichen Trefflichkeit; ich hielt es fast immer nur für Scherz, daß eine so eigentlich selige Natur je unglücklich werden könnte."

So rücksichtslos und triebhaft wie Pauline, witzig wie sie, aber gebildet, wo sie nur amusant war, erschien der Stoff dieses Kreises, der Major Peter von Gualtieri, Bruder jener Marie verehelichten von Kleist, an die ihr Vetter Heinrich von Kleist seinen wundervollen Todesbrief geschrieben hat. Gualtieri war der böseste Spötter in der an spitzen Zungen doch nicht armen Gesellschaft, mit der er auf jedem Fuß stand, Flügeladjutant des Königs, der Esprit de contradiction des Hofes. Er starb bald auf einem diplomatischen Posten in Madrid — es war ihm zuzutrauen, daß er sich erschossen hat. Gentz verdankte ihm die Einführung in die spezifisch preußische Gesellschaft. Durch Gualtieri befreundete er sich mit Frau von Berg, geborenen von Voß, der liebsten und klügsten Freundin der Königin Luise. Frau von Berg war geräuschlos, aber leidenschaftlich politisch bemüht. Sie schrieb im September 1807 Stein jenen Brief, in dem sie ihn beschwor, „sich des Ganzen zu bemächtigen, wie Ihr Beruf ist". Sie hat der Königin Stein allein als den rechten Mann bezeichnet und ging mit den Ideen, die 1813 ermöglicht haben. Auch Gentz wurde von Gualtieri durch ihre Vermittlung der Königin vorgestellt. Er hat von dem Interesse der Königin wenig gehabt, denn sie durfte es ihm nicht offen oder gar öffentlich zeigen, weil Gentz' Opposition, zuletzt gegen Kabinett wie Ministerium gerichtet, Einladungen unmöglich machte. Auch war seine Verbindung mit allen ausländischen Be-

* * *

fehdern der laufenden preußischen Politik, mochten sie in Berlin akkreditiert sein oder nicht, zu bekannt. Gentz aber hat die Königin Luise stets zu seinem Teil gezählt. Doch erst im Hauptquartier von 1806 durfte sie reden und er ihr rückhaltlos antworten. Er hielt viel von ihr, nicht weniger, als was Napoleon bei ihr voraussetzte. Gentz aber wußte auch am besten, daß sie nicht die treibende Kraft war, die Napoleon in ihr beschimpfen wollte — vielleicht war ihm die Königin nur zu bewußt fern geblieben. Was sie ihm schien, sprach er bei ihrer Todesnachricht an Böttiger 1810 aus Teplitz aus: „Der Tod der Königin von Preußen ist der härteste Schlag, der diesen Staat jetzt noch treffen konnte. Mit ihr verschwindet nicht allein das einzige wahre Lebenselement, das diese absterbende Maschine noch beseelte, sondern auch die einzige große Dekoration, die ihr ein gewisses äußeres Ansehen noch verleiht. Für alles, was Meinung heißt, selbst für den gemeinen Geldkredit der preußischen Monarchie konnte nichts Empfindlicheres geschehen." — Briefe der Königin an andere zu sehen, hatte Gentz öfter Gelegenheit gehabt; er stand ja mit Frau von Berg, wie er im Oktober 1807 aus Teplitz Brinckmann mitteilte, „in beständiger Verbindung". Brinckmann sollte zu erfahren suchen, ob das Schreiben an die Königin, aus Nachod vom Januar 1807, „das keiner Antwort bedurfte, weil es nichts als den Ausdruck meiner damaligen Empfindungen enthielt," in die richtige Hand gelangt sei. Denn das „für das gemeinschaftliche Wohl sehr wichtige Geschäft" in Nachod, das Gentz dabei erwähnt, war kein anderes als die geheime Unterredung mit dem preußischen Major Graf Goetzen, dem Organisator des Widerstands in Schlesien, der dem König die letzten Festungen hielt, an deren Besitz sich eine hohe Hoffnung Gentz' und seiner Wiener Freunde und nicht wenig englische Guineen knüpften. Wenn Gentz der Königin beflügelte Andeutungen gemacht hatte, so war es selbstverständlich, daß sie Absender und Brief und vielleicht auch Überbringer ignorieren mußte. Was gesagt werden sollte, zog man vor, durch Dritte gehen zu lassen. Gentz verstand meisterhaft, indirekte Nachrichten zu geben und zu empfangen. Es war ein Teil seiner europäischen Aufgabe.

Frau von Berg blieb Gentz' getreue Mittlerin. In Dresden 1806 vertrat sie allein unter den politisch eifernden Damen die Preußin — dort war er von ihr und Prinz Louis unzertrennlich. Er warf 1810 Adam Müller vor, Frau von Berg „nicht gründlich und anhaltend kultiviert zu haben", so daß sie „die Königin wegsterben ließ, ohne durch diese etwas Bedeutendes für Sie ausgewirkt zu haben". Gentz schätzte hier weder Adam Müllers Versäumnis noch den Einfluß der Königin richtig ein — sie hatte fast nichts zu vergeben, am wenigsten für Adam Müller, den der Minister Hardenberg so lange hinhielt, bis auch er Preußen den Rücken kehrte. Zwanglos konnte Gentz aber, unter Assistenz der Frau von Berg, in den böhmischen Bädern mit der Schwester der Königin verkehren, Friederike, seit 1796 Witwe, nach dem Prinzen Louis, Bruder des Königs, vermählt mit dem Prinzen

von Solms-Braunfels. Später wurde sie noch als Gattin Ernst Augusts von Cumberland Königin von Hannover, in jeder ihrer Ehen ohne Glück und Ruhe. Sie war nicht die einzige fürstliche Frau, der Gentz auffallend huldigte; aber durch alle Wechselfälle ihres und seines Lebens erhielt sich hier allein der innere Anteil. Von der zarten alternden Frau sprach Gentz noch so feurig wie einst von dem jungen, „mit nichts zu vergleichenden Engel, zu dessen wahrhaft erhabener Liebenswürdigkeit Frau von Berg, mit allen ihren trefflichen Eigenschaften, doch nur eine Art von stillem Akkompagnement abgab". Inmitten der Wiener Gesellschaft von 1804 bat er Brinckmann, Frau von Berg zu sagen, „daß ihr Andenken und ihre Zufriedenheit mit mir unendlich erfreulich für mich ist; Frauen von dieser höheren Gattung nicht zu mißfallen, ist doch immer das Beste auf Erden. Es leben die Porzellannaturen! Mag doch alles Fayence und Töpfergeschirr nebst dem übrigen Kot darüber zugrunde gehen"! Ab Herbst 1801 war Gentz auch bei der jung verheirateten Gräfin Voß, Tochter der Frau von Berg, und ihrem Gatten, dem Enkel der alten Exzellenz, zu sehen. Ebenso häufig bei der jung geschiedenen Gräfin Gaspari, die als Madame de Klöst in Berlin blieb. Sie war als Tochter des Baron Jacobi-Klöst, des langjährigen preußischen Gesandten in London, schon eine der diplomatischen Damen, die Gentz' besonderer Verzug waren.

Von den Jugendfreunden kam Brinckmann im Juni 1801 zur schwedischen Gesandtschaft nach Berlin zurück. Gentz hatte ihm schon im Januar 1800 nach Paris geschrieben: „Wenn Sie selbst kommen, so bringen Sie mir doch ohne allen Zweifel Bücher, Bücher, Bücher mit? Denn so dumm bin ich noch immer, daß ich diese liebe." Brinckmann ging zuerst nach Schweden; in Berlin begann dann der tägliche Verkehr und das Hin und Her der Billetts wieder: „Die Menge der Gegenstände, worüber ich noch mit Ihnen sprechen muß, ist so groß, daß, wie mir scheint, die Ewigkeit nicht hinreichen würde, um sie abzuhandeln." Sie trafen sich auch im Haus von Brinckmanns Missionschef, Graf Engeström, und Ende August 1801 kehrte auch Humboldt aus Frankreich und Spanien heim. Nach seiner Ankunft, diesem „awful event", verzeichnet Gentz am 13. September mit ihm „zwischen Mitternacht und 3 Uhr ein großes Gespräch, touchant de très près les plus grandes affaires et les relations les plus intimes de ma vie". Auch hier erneuerten sich die alten Tage; doch zog sich Humboldt von früheren Bekannten zurück. Gentz hatte sich über des Freundes Weltläufigkeit geärgert — „man kann Humboldts Namen nicht mehr genannt sehen, ohne ihn entweder mit einem Franzosen oder mit einem Juden gepaart zu finden". Während die Brüder Humboldt in Paris die Blüte französischen Geistes genossen hatten, mußte sich Gentz mit den Brosamen von Brinckmanns Tisch begnügen. Die ersten Apriltage von 1802 verbrachte Gentz bei Humboldts in Tegel; der Unterschied zwischen dem Leben dieses Ehepaares und dem seinen, zwischen Humboldts Ruhe und seiner Unruhe wurde ihm be-

* * *

wußt: „en rentrant chez moi, la solitude que je trouvais dans la maison, tout ce que je savais, tout ce que je sentais m'a jetté dans les transes de désespoir". Doch über Stimmungen ging Gentz rasch hinweg. Wenn es ihm unheimlich vor sich selbst wurde, stieg er zu der „Kleinen", zu Fräulein Rahel Levin, in ihre Mansarde hinauf.

Die Freundschaft von Gentz und Rahel war von vornherein ein von keiner Illusion verschleiertes Verhältnis hoher Potenzen. Varnhagen, in der Götzenanbetung seiner Frau, hat auch hier gefälscht und ergänzt, was in den Briefen der beiden kommentarlos klar dasteht. Rahel war für Gentz weder Gönnerin noch Anregerin. Sie lebten beide nach grundverschiedenen Seiten und Zielen hin, so nahe sich diese hier und da auch schienen. Gentz, dem Wessenberg nachrief: „tout le monde était d'accord sur la bienveillance de son caractère, sur son empressement d'être utile aux personnes qui réclamaient son appui et le constance dans son attachement pour ses amis," hatte Rahel kein Recht gegeben, auf ihn so erbost zu sein wie 1813 in ihren Prager Briefen an Frau von Humboldt. Rahel beging den Fehler, den damals besonders von allen Seiten umworbenen Freund im persönlichen Umgang mehr zu beanspruchen, als er ihr davon geben konnte. Sie entlud sich über ihn, wo sie ihn zu treffen meinte. „Er stieß mit Gewichten an mein Herz, wenn er sagte ‚Preußen', der König von Preußen, und ‚wir', wenn er von den Österreichern sprach. Der Blasebalg! An Friedrichs Ruhm zehrte und nagte sein Jünglingsalter, seine Jugend, und den König von Preußen nennt er den König, Preußen sagt er, wie ich nicht Indien sage." Der politische Gentz hatte im Innern Rahels keine Geltung — erst recht nicht, als sie Varnhagens Diplomatenfrau wurde. Ihre Wertung für ihn war rein persönlich. Er wollte nie anderes Verständnis von ihr. Er ist ihrer Klugheit, die er sonst herausforderte, wo er konnte, nie politisch gekommen, auch nicht in ihrem nie vertagten Streit über Goethe, ihren Abgott und seinen Antipoden, der nach jeder Begegnung von Goethe mit Gentz — Rahel selbst hat Goethe nie gesehen — sich erneute. Ihr hat er sich gram- und schamlos entdecken können — nicht, wie er gerade immer war, aber wie er sich sah. Er hat Rahel nach Prag nicht mehr erblickt; seine Briefe aber fanden sie immer. Sie sind die Randbemerkungen zu Gentz' Leben, die er machte, wenn er seelisch Pausen brauchte. Überschwang, vor dem er sich so sorgfältig sonst zu hüten wußte, wird aufrichtig, auch wo er nicht will, daß Rahel den anderen Menschen in ihm sehen soll, der nichts für sie ist. Da war sein Verhältnis zu Humboldt, den Rahel so instinktiv nicht ausstehen konnte, wie Humboldt sie gelassen ablehnte. Rahel war drei Jahre halb geheim mit dem fad verschwärmten Grafen Finkenstein verlobt gewesen, der 1799 als Legationsrat in Wien sich und ihr nicht mehr gewachsen fühlte; die gescheite Frau geriet dann an ihre „größte Türpitüde", wie sie sagte, an das Mitglied der spanischen Legation in Berlin, Don Urquijo, der noch einige Grade unter Finkenstein stand. Gentz sprach nur ein Urteil darüber, an

Brinckmann 1803: „Was sagen Sie denn zu Urquijo? Ich fürchte, Humboldt wird wieder rasend triumphieren. Welche Nahrung für seinen Haß gegen die Kleine!" Wie er zu Humboldt stand, stellte er ihr aus Teplitz am 21. September 1810 einmal klar: „Vor einigen Tagen sah ich Humboldt wieder; seit zehn Jahren zum ersten Male. Auch ihn fand ich durchaus nicht verändert, ebenso klug, ebenso amüsant, ebenso dämonisch als sonst. Sie haben mir meine Intimität mit Humboldt nie verzeihen können, sie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermutlich recht; aber der Reiz, mich ewig an einem Sophisten von solcher Überlegenheit, daß ich, ihn einmal besiegt, keinen anderen mehr fürchten durfte, zu reiben — diese Lockungen waren für meine Eitelkeit zu stark." Da hatte Rahel den ganzen Gentz; sie hatte ihn auch 1803, als er ihr aus Wien antwortete: „Ihre Briefe sind gar nicht geschrieben: es sind lebendige Menschen, die mit schönen, lieben, weichen Händen, vollen Busen, kleinen Füßen, göttlichen Augen, besonders göttlichen roten Lippen einhergehen, vor mir auf- und abspazieren, mich küssen, mich an ihre Brust drücken." Er brauchte nur noch zu bitten, ihm „bald wieder himmlisch zu schmeicheln", um in seinen ersten Wiener Jahren an sie das „Bekenntnis" folgen zu lassen, das sogar Rahel mißverstehen konnte, Varnhagens Veröffentlichung aber mißverstanden hat. „Wissen Sie, Liebe, warum unser Verhältnis so groß und so vollkommen geworden ist? Indes will ich es Ihnen sagen. Sie sind ein unendlich produzierendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann; ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis vor meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht; bemerken Sie diese Sonderbarkeit: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus; ich bin unelektrischer als Metall: aber eben darum ein Ableiter der Elektrizität, wie kein anderer. Meine Empfänglichkeit ist ganz ohne Grenzen; Ihr ewiger, ewig tätiger, ewig fruchtbarer Geist (ich meine nicht Kopf, sondern Seele, alles) traf auf diese unbegrenzte Empfänglichkeit, und so gebaren wir Ideen und Gefühle und Sprachen, die alle ganz unerhört sind. Was wir beide zusammen wissen, ahndet kein Sterblicher."

Das ist derselbe Gentz, der wirklich „nie etwas gedichtet hat", der Adam Müllers anspringende Seele, die ihm doch teuer war vor allen, immer mit einem Arm von sich abwehrte; derselbe, den, im gleichen Sommer des Wiedersehens mit Humboldt, der junge Alexander von der Marwitz vor Rahel beurteilen durfte: „Ich liebe Gentz sehr, weil er so naiv, so gutmütig, so enthusiastisch, so eitel, kurz, auf eine so allerliebste Weise kindlich und kindisch ist bei so vielem Geiste, denn ohne den wäre das übrige nicht viel wert." Der unmündige Jüngling sprach die Kinder- und Narrenweisheit über Gentz aus: der Gentz des Rahel-Kreises, der sich so vertat, war ja nicht der Mann, den Napoleon haßte, auf den England und Europa hörten, das er in seine

* * *

Schriften bannte. Durchschaute ihn nicht Rahel? Sie schrieb so gern ihre konfusen und zerhackten, in Herzenslogik hinreißenden Briefe an ihn, sandte ihm ihren Varnhagen zu, der sich bald gekränkt von diesem nicht Zeit für ihn erübrigenden alten Freund der älteren Freundin abwandte, sie klatschte mit ihm über gemeinsam köstlich durchzuhechelnde Bekannte und nahm wie Dokumente seine ihr unentbehrlichen Briefe entgegen. Ihr Herz, das so großmütig war, wenn es gereizt wurde, rief einmal, als man Gentz zum ungezählten Male bei ihm verdächtigte: „dieser Freund sei ihr doch lieber als viele andere, die mit Bewußtsein ihre Unwahrheit trieben, während er sich wirklich einbilde, was er sage, und gewiß seine Ansicht fahren lassen würde, sobald eine andere von ihm verstanden worden." Und nach Gentz' Ableben hörte Ranke von ihr, der längst berühmten Frau von Varnhagen, im alten Rahelstil: „Seine Perfidien — er übte sie reichlich gegen mich — sind anders als der anderen ihre — er gleitete wie in einem Glücksschlitten fliegend auf einer Bahn, auf der er allein war, und niemand darf sich ihm vergleichen. Er war immer zu dem aufgelegt, was er als wahr fassen konnte. Er begriff das Unwahre mit Wahrheitsleidenschaft." So hat Frau von Varnhagen den Staatsmann Gentz zeichnen wollen, wie sie ihn sehen mußte. Er hat sie nicht wärmer, aber freier gesehen, hat mehr an ihr gekannt und bewundert, als bloß, wie Adam Müller, „den beweglichen und schmieglichen Verstand dieses kleinen Wundertieres". Die kleine Szene vom 24. Januar 1802, die er am nächsten Tage Brinckmann beschrieb, deutet seinen Umgang mit ihr: „Gestern abend hätten Sie bei der Levi sein sollen! . . . Da erscheint Gualtieri und erklärt und kommentiert uns alle unsere Worte, bringt mich zur Verzweiflung, reizt die anderen beiden zum leichten Spott und wird endlich so weit getrieben, daß er in einem Ungewitter von Wut davonläuft. Nachher wurde es dann noch ganz herrlich: die Kleine stellte sich zwischen unsere beiden heterogenen Naturen und bildete, recht im eigentlichen Verstande, ein Ganzes, das heißt die Welt, daraus. NB. Sagen Sie Humboldt nichts hievon!"

Im November 1801 lernte er sie kennen; wie und durch wen hat er nicht aufgezeichnet. Rahel residierte und empfing in ihren Stuben unterm Dach und hatte Ton und Art für die ungleichsten Menschen und Hintergründe. Was die Besten ihres Kreises zu ihr zog, war der Dienst ihrer Seele, den Prinz Louis ihr beschrieben und Gentz sein Lebtag von ihr gehabt hat: „Ich habe nämlich zu Gentz gesagt, Sie wären eine moralische Hebamme und accouchierten einem so sanft und schmerzlos, daß selbst von den peinlichsten Ideen dadurch ein sanftes Gefühl zurückbliebe." „Bei Rahel" — einen „Salon" hatte sie erst in ihren letzten Lebensjahren unter Varnhagens gravitätischer Assistenz — sprach man sich von Rücksichten frei und legte Scheuklappen ab. Aber sie hat auch sehr laute Meinungen in gesellschaftlicher Form gehalten. Im allgemeinen war man wenig gewillt, einander zu schonen. Am häufigsten erschienen Gualtieri und Brinckmann; mit diesem

zuweilen sein Freund Schleiermacher, der sonst lieber, wie er zu sagen pflegte, „als Pompadour am Arm der großen Herz" hing, Friederike Unzelmann-Bethmann mit ihrem Kollegen Fleck, der Komponist Hummel und Tieck. Im engen Kreis um Gentz fand sich bei Rahel auch Siegismund von Kurnatowski, ein angehender Diplomat, später polnischer General, der 1804 nach Wien kam und dort 1805 mit Adam Müller, „auf den er wie auf den lieben Gott rechnete", zusammen war. Gentz hieß ihn seinen „lieben verdammten Windbeutel" und fand, daß Müller aus den „schwachen Anlagen" herausgeholt hatte, was er nur konnte. Der junge Pole war ein Typ der Freundschaftsergebenheit, die Adam Müller so brauchte, und deren üppige Auswüchse Gentz bekämpfte.

Wenn Gentz zu Rahel von einem der diplomatischen Diners kam und sich vor seinen Zuhörern sichtlich der frischesten Nachrichten aus den drei Hauptstädten Europas erfreute, so giftete sich Friedrich Schlegel, wohlweislich von Gentz durch das ganze Zimmer getrennt, hörbar: „Feiler Schreiber! Nichtswürdiger Freiheitsfeind!" Gentz, der Schlegels „dezidierten Geisterseherton" nicht vertragen konnte, mied ihn ebenso gern, vertiefte sich aber, mit ihm allein, als Schlegel um die Jahreswende von 1801 einige Wochen bei Schleiermacher wohnte, in philosophische Gespräche — „ich lebte gestern Abend mit Friedrich Schlegel bis an den Morgen". Schlegels diffuse Begabung verkannte Gentz keinen Augenblick. Literarisch leitete ihn der gleiche unbeirrbare Instinkt, der ihn politisch führte. Sein Kunst gewordenes Unterscheidungsvermögen bildete ihm rasch den stehenden Wert einer Sache aus. Seine literarischen Urteile sind ganz Temperament, aber nicht vergeudetes. Wort und Idee hingen für ihn aufs engste zusammen. Er verlangte angemessene Form für den Gedanken, den klaren Ausdruck jedes Willens. Daß Gentz bei dieser Art zu sehen „kein Auge für die bildende Kunst" hatte, war auch Humboldt und seiner Frau auffällig. Gentz wußte um diese Sparsamkeit der Natur bei ihm und unterließ es, sich als Kenner aufzuspielen. Friedrich Schlegels Aufsätze über die Kunstwerke „ließ ich in ihren Würden, weil ich zu wenig von der Sache verstehe". Um so schärfer stach ihm aber in der „Europa" von 1803, Schlegels einjähriger Zeitschrift, der Überlegenheitston ins Ohr, „als gäbe es hors de nous et nos amis gar keine Schriftsteller in Deutschland". Schlegels Literaturgeschichte sei „vom armseligsten literarischen Rotten- und Cliquengeist eingegebene Aufzählung der rohen, hingeworfenen ephemeren Produkte einer einzigen engen Schule. Das Sonderbarste ist, daß diese Menschen die Intoleranz, so zu raffinieren, oder, um mit ihnen zu sprechen, so zu potenzieren wissen, daß sie selbst auf ihrem eigenen Gebiet mit der schnödesten Willkür und geradezu — ‚welches Haupt ihnen gefällt' — mit Lob und Kränzen umwinden und andere, die doch auch ihres Glaubens sind, ungerecht, karg oder kalt behandeln". Ihn peinigte in Stil und Idee die „Verwirrung und Nachlässigkeit", besonders bei Schleiermachers „Briefen über Lucinde", Friedrich Schlegels staubaufwirbelndem

* * *

Roman — „was diese Menschen schreiben nennen, möchte ich kaum faseln nennen". Die romantischen Verquickungen — „diese Sekte, die keinen andern Zweck ankündigt als den, alle Wissenschaften auf Poesie und Religion zurückzuführen", waren ihm höchst zuwider. Bei ihren Kritiken verstand er nicht, daß die Verfasser konfuser Verse „jene klare und himmlische Goethesche Poesie noch gelten lassen können". Dennoch übersah er, was daran Mode und Getue war, und hielt dafür, daß „diese fatale Schule, trotz aller Exzentrizitäten, doch einmal die literarische Partei ist, auf welche sich jetzt unsere besten Hoffnungen gründen müssen". Gefährlich schien ihm ihre selbstgewollte Absperrung zwischen der hohen Region in Weimar und der niedern des Kotzebue und noch minderer seiner Art. Um das „Unwesen" in Wesenheit zu verwandeln, fand Gentz am 21. September 1803 vor dem Allerweltsfinger Boettiger eine literarpolitische Formel: „Freilich wird die Schlegelsche Schule in der neuen Literaturzeitung dominieren: das ist allerdings ein Übel und fürs erste ein ernsthaftes Übel. Ich denke mir aber immer, daß es vielleicht das beste Mittel ist, den herben und despotischen Geist dieser Schule nach und nach zu mildern, wenn man sie mehr in Kontakt mit der Literatur und den Literatoren im großen bringt, wenn man sie zwingt, für ein größeres Publikum als das ihrer Sekte zu arbeiten, wenn man sie aus ihren isolierten Logen herauslockt und sie in die Welt zu verstricken sucht. Und geht das Unwesen fernerhin so fort wie bisher, werden fernerhin die ersten Köpfe der Nation, es sei nun durch welche Triebfeder es wolle, vermocht, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, so haben wir in zehn Jahren gar keine Literatur mehr." Die kritischen Fähigkeiten Friedrich Schlegels, die Gentz mit falschen Impulsen unheilvoll vermengt sah, hatte er schon 1797 begrüßt; über Schlegels Erläuterungen zu der Herausgabe von Lessings Fragmenten, Gedanken und Erinnerungen äußerte er sich zu Brinckmann: „Was wird dieser große Kopf, wenn ihn die Zeit vollends von allen Schlacken gereinigt haben wird, nicht noch hervorbringen!" Das erfüllte sich nicht. Es dauerte kaum ein Jahrfünft, so war Friedrich Schlegel aus seinen weiten Pariser Meinungen und auch aus seinen prachtvollen, großenteils in der „Europa" niedergelegten Entdeckungen des Deutschen und der nationalen Kultur wieder heraus und mit Hilfe seiner Frau Dorothea Veit-Mendelssohn in eine neue Haut geschlüpft. Er gehörte 1808 in Wien in den Kreis der preußischen Konvertiten, die in Adam Müller ihren vornehmsten, in Zacharias Werner ihren grotesken Ausdruck hatten. Schlegel in Wien war ein Geschöpf von Gentz; ein opponierendes aber, aus Faulheit und Überdruß. Er ließ sich machen, nicht tragen, und maulte mit aller Bösartigkeit der kranken Begabung um Ämter, denen er schließlich nicht gewachsen war. Erzherzog Karls Manifest von 1809 war ein Konzept Schlegels; 1810 übertrug ihm Gentz die Redaktion des neuen Regierungsblattes, des „Österreichischen Beobachters". Aber damit vertrug er sich nur sehr kurz. — Der Seelenwiderstand Adam Müllers, so oft er auch dem großen Verführer Gentz

erlag — „Hören Sie doch nicht auf, mich, wofür ich mich immer halten werde, als eines Ihrer Werke zu betrachten" — artete bei Schlegel, weil ihm Gentz nie nahe genug war, in Trotz aus. Immer wieder zog ihn Gentz zu Geschäften heran, brachte ihn 1816 als Legationsrat beim Bundestag nach Frankfurt, noch 1818 nach Aachen, obwohl der dicke Büßer auch dort als „Blei-Schlegel" bekannt wurde. Selbst Metternich nahm ihn 1819 mit nach Rom, um an Gentz aus der Peterskirche über diesen diplomatischen Helfer amüsiert zu berichten: „Welchen Eindruck sie auf Schlegel macht, weiß ich nicht, denn er findet die päpstliche Küche so vortrefflich, daß ihm kaum einige Stunden erübrigen, um etwas zu sehen."

Dem Bruder Friedrichs, *August Wilhelm*, widerstrebte Gentz ebenfalls persönlich. Der ältere *Schlegel* kam im Februar 1801 nach Berlin; seine Ehe mit Karoline Böhmer-Michaelis war am Brechen, und *er* wollte den Bruch mit ihrem Hausfreund Schelling vermeiden. Gentz traf ihn im Sommer auch schon in seiner Gesellschaft, denn er erwiderte auf ein Billett Brinckmanns: „Was sprechen Sie denn, um des lebendigen Gottes willen, von dem Sonetten-Schlegel? Ist denn dieser bei Frau von Berg? Ich dachte, wir wären da durchaus in bonne société?" Nachdem Auguste Wilhelms feierlicher Literatenruhm sich auch in Berlin ausbreitete, vermochte Gentz „mit großer Lust" im Januar 1802, als Schlegel seine Vorlesungen über Literatur und Kunst begann, auf Einladung des Prinzen Auguste mitzugehen, und wünschte sich Glück, die Stunde nicht versäumt zu haben, obwohl er in seiner intim-abrupten Weise Brinckmann versicherte, „nächst *unmittelbaren* Juden gäbe es nichts Schrecklicheres, als diese *mittelbaren*, die Tyrannen der Natur". Über den Kreis der Gebrüder Schlegel, wo „in unendlicher Schnelligkeit Revolutionen auf Revolutionen folgen", sah er aufmerksam, ohne Anteil beobachtend hin — ganz in Übereinstimmung mit Humboldts Urteil, daß „in der Schlegelschen Clique alles klettenartig zusammenhänge, viel Gutes, aber auch viel Roheit sei".

In einer überstark motivierten Art aber trat er gegen *die* Persönlichkeit der weiteren Schlegel-Umgebung auf, die mit ihrer äußerst bewegten Haltung doch die geschlossenste darin gewesen ist: gegen *Fichte*. Das immer wechselnd-scharfe Urteil Gentz' schlug da ins Heftige, ja Maßlose um. Fichte gegenüber war Gentz der Schüler Kants, verstärkt durch die Gegnerschaft zu Fichtes *politischen* Theorien. Alles kam aus diesem Grund. Wo er philosophisch noch bedingt gewesen wäre, wurde er hier unbedingt, denn auch Kant hatte er ja, um Fichte gerade entgegengesetzter Ideen willen, an diesem selben Punkt verlassen. Er verhieß Adam Müller noch 1804 von Wien aus einen „Strafbrief über das heillose Projekt, ein Kollegium bei Fichte zu hören und Graf Metternich dazu zu verführen". Fichtes Hörer in den Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" im Winter von 1804 auf 1805 bestanden, nach Brinckmann, an den Gentz seine Anti-Fichte-Sätze hinschleuderte, aus derselben Gesellschaft, welche die Gentzens in Berlin

* * *

gewesen war. Daß Fichte in seinem konsequenten fordernden Idealismus von der Stellung des Ich in der Welt ein Vorbild der preußischen Wandlung werden würde, hat Gentz erst erleben müssen, ehe er die ihm praktisch ganz neue geistige Erfahrung freudig aufnahm, und 1808 Fichtes „Reden an die Deutschen" „vortrefflich" findet. Fichtes Geist stand ihm von Anfang an sehr hoch; seine Empörung über Fichtes Idee verdoppelte sich dadurch. Adam Müller erhielt schon 1801 eine Lektion von ihm. Adam hatte gegen Fichtes „Geschlossenen Handelsstaat" eine Polemik veröffentlicht, ohne gerade hier Gentz vorher zu befragen. „Die Sachen sind gut, aber der Ton verdirbt sie," schrieb er Müller, und hielt ihm vor, daß es erste Pflicht einer Polemik gegen „einen der tiefsinnigsten Köpfe der Zeit" sei, auf Recht und Anstand zu halten. Auch die Wirkung erhöhe sich erst durch den Gegensatz von Übereinstimmung und Widerspruch. Den Schulfehler Müllers beging Gentz in seinen Kritiken und Entgegnungen allerdings nicht. Er hatte Fichtes 1793 anonym erschienene „Beiträge" zur Beurteilung der Revolution im Mai 1794 in der Allgemeinen Literaturzeitung in Jena besprochen und ein „besonderes Dankesschreiben von den Herausgebern" erhalten. Bezeichnend für Gentz und den Grund seines Verhältnisses zu Fichte ist ein Brief, den er an Böttiger am 3. März 1799 schrieb, als Fichtes „Philosophisches Journal" wegen angeblichen Atheismus verboten wurde und Fichte sich an die Öffentlichkeit wandte: „Wie urteilt man bei Ihnen über den großen Prozeß zwischen Fichte und der kursächsischen Regierung? Mir scheint die Fichtesche Appellation eines der trefflichsten Produkte zu sein, die aus dieses Schriftstellers Feder hervorgingen. Überhaupt ist Fichte ein außerordentliches Phänomen. Eine solche Größe des Denkens und eine solche Gemeinheit des Menschen hat sich wohl selten in einem Individuum vereinigt." Von seinen Privatgefühlen wurde Gentz als Rezensent nicht bezwungen. Vor Brinckmann zog er am 25. April 1803, nachdem er die „Europa" gelesen, noch einmal gegen die Schlegel und ihre Freunde los, die „gerade den Idealismus", und zwar den Fichtes, „den verstocktesten, den unheilbarsten, den ungeselligsten von allen, zu ihrem Lieblingssystem in der Philosophie wählen konnten". Er sprach nun auch alles heraus, was er über das prinzipiell Destruktive der frühromantischen Anschauung von der Philosophie seiner Zeit zu sagen hatte: „In den Ideen und Tendenzen dieser Leute müßte eigentlich Fichtes Philosophie als ein Rückschritt betrachtet werden (ich sage nicht, daß sie nicht in gewissen Beziehungen ein wirklicher Fortschritt gewesen; vielmehr glaube ich dies); denn umfassender, kräftiger, politischer war ja Kant ohne allen Zweifel als Fichte; seine Philosophie hat eigentlich den Geist nur gelöst und ihm Freiheit gegeben, und es wird nie eine große und gute Philosophie (wie z. B. Müllers Gegensätze) erdacht und erfunden werden, die sich nicht mit der Kantschen auf irgendeinem Wege vereinigen ließe oder, um es richtiger auszudrücken, welche durch die Kantsche ausgeschlossen wäre. Dagegen ist das Fichtesche System seiner Natur nach

beschränkend und beschränkt, feindselig gegen alle wahre Realistik, auf eine einzige, unendliche oder ins Unendliche zurückkehrende Linie gebannt, der wahren Erweiterung und Expansion des Gemüts zuwider. Allerdings artete die „Kantsche Philosophie" in eine Sekte und Epidemie aus, die schlimmer und geistesarmer war als eine der vorübergehenden. Aber das war ja bloß die Schuld derer, die den negativen Charakter dieser Philosophie in ihrer Dummheit und Plumpheit in einen positiven verkehrten oder besser, die das Ursprünglich-Flüssige derselben versteinerten; in ihren großen und echten Standpunkten wird die Kantsche Philosophie gewiß fließen und leben, solange es Köpfe gibt." Das bezog sich auf Friedrich Schlegels Aufsatz im ersten Europaheft, wo dieser für die Nachwelt Kants philosophische Schriften „unvermeidlich der Vergessenheit entgegengehen" sah. Im tiefsten aber war es eine Abwehr des philosophierenden Idealismus; „wahre Realistik" hat Gentz später auch bei Adam Müller vermissen müssen. Es war ihm, dem Logiker der realen politischen Idee, ein Bedürfnis, gegen irrlichternde Auslegung und Übertragung der Philosopheme in Tat und Leben anzukämpfen. Er war auch als Schriftsteller auf Handlung eingestellt; nach ihm hatte ihr allein der Kampf der Gedanken, der Streit der Meinungen zu dienen. Die Revolution war ihm ein Beispiel, das folgenschwerste, für seine Ansicht von der schrecklichen Gewalt auf Staaten und Völker abgeleiteter Gedanken gewesen — ein Vorgang, neben dem ihm jedes Interesse „geringfügig". Der Betrachtung seiner Tragweite hat sich Gentz nicht wieder entziehen können. Trieb und Willen waren bei ihm gegen anarchische Zersetzung radikal, witterten und beantworteten jedes Anzeichen. Diese Intensität seines Wesens empfand er sehr stark. So konnte er schon im Frühjahr 1802, freilich in höchster seelischer Unzufriedenheit, seinem Brinckmann zurufen: „Es ist ein Unglück, in der französischen Revolution politischer Schriftsteller gewesen zu sein. Jetzt kommt mir alles in der Welt höchst insipide, und ich selbst komme mir wie ein ausgebrannter Vulkan vor."

Um diese Zeit entfaltete sich die andere Seite seiner Begabung: die Beredsamkeit. Die oratorische Lust des revolutionären Jahrzehnts war auch auf ihn gekommen. Aber niemals ward ihm, wie seinen großen Freunden und Gegnern, Gelegenheit, öffentlich zu sprechen. Er hat nur in der dem breiten Hall und Widerhall nicht offenen Intimität seiner politischen und gesellschaftlichen Kreise gesprochen. Er muß das auch vorgezogen haben, denn selbst nach seinem Besuch in England verriet er keinen Drang, persönlich je vor der Weite von Raum und Zahl zu stehen. Wer ihn sprechen hörte, hat ihn bewundert. Es war nichts im voraus Fertiges, nichts als Schaustück angetan. Gentz trat in jedem größeren Kreis, zumal wenn sich Unbekannte darin befanden, ohne Nachdruck auf; in Berlin aus persönlichem Unvermögen, in Wien mit bewußter Zurückhaltung. In offizieller Gesellschaft erwartete man Anregung von ihm; im privaten Zusammensein regte er sich an. Ein

* * *

Gast Rahels erklärte sich Gentz' tastende Haltung aus „Schüchternheit und Dreistigkeit" gemischt. Gentz drängte sich aus Hochmut nicht vor und ließ in ästhetischem Egoismus Stimmung und Menschen an sich herankommen. War ein Thema, eine Frage, ein Mitgast, dann so weit oder bereit, daß Gentz einzusetzen vermochte, so entwickelten sich ihm Gedanken und Sätze von funkelnder Biegsamkeit und Folge: es entstand sein berühmtes „Einnehmen und Bereden", dem sich Freund und Feind ergeben hat. Das Hinreißende fanden seine Zeitgenossen im sicheren Wohllaut der Sprache, im schnellen Wenden und Verfolgen der Gedankengänge — er holte den Gedanken nicht heran und breitete ihn aus, sondern er empfing ihn und setzte ihm nach, bis er eine junge Meinung und eine triumphierende Bestätigung wurde. Seinen Zuhörern teilte sich Gentz unmittelbar mit — seinen Lesern erschien die lebendige Persönlichkeit wie in Resonnanz seiner Rede. Und in den zehntausend Briefen, die er geschrieben hat, ist noch sein Atem eingefangen; auch die wichtigen und amtlichen Schreiben tragen noch den vibrierenden Abglanz des Lebens. Gentz' Liebenswürdigkeit war wie sein Gespräch: unerschütterlich. Geist und Kenntnis trugen ihn noch, wo der eigene menschliche Anteil versagen mochte, über die Abgründe eines aufreibenden täglichen, ja stündlichen Umgangs mit den unglaublichsten Menschenwerten, dem er oft abschwören wollte, aber nie abhelfen konnte. Auch in Stunden, wo Minuten entscheidend waren, blieb er nicht für sich, er, der doch auch die Hälfte seiner Lebensnächte, arbeitend bis an den Morgen, in der kühlen Ruhe des greisenden Junggesellen verbracht hat. Erregt und ungewöhnlichen Inhaltes voll waren seine geselligen Stunden, selten heiter und harmlos. In manchen Augenblicken hat man ihn gesehen, wo er selbst nicht sehen wollte, wie er erschien. In so grotesker Verwandlung aber wohl kaum mehr vor Dritten, — denn die Szenen mit Metternich und Adam Müller gingen unter vier Augen vor sich — wie an jenem Morgen seiner Berliner Resttage, nach einem seiner redefrohen Abende bei Rahel: „Unerwartet stürzte, aber buchstäblich *stürzte* Gentz in das Zimmer, und ohne auf uns beide Fremde die geringste Rücksicht zu nehmen, warf er sich auf das Sofa und rief wie außer sich: ‚Ich *kann* nicht mehr! Welche Müdigkeit! Welche Qual! Die ganze Nacht geschrieben, *gesorgt*; seit fünf Uhr verdammte Gläubiger; wo ich hinkomme, treten sie mir entgegen, sie hetzen mich tot, nirgends Ruhe noch Rast. Lassen Sie mich eine *halbe* Stunde in Sicherheit hier schlafen.' Und schon lag er und hatte die Arme verschränkt und die Augen geschlossen. Der süßen Ruhe, die er begehrte, schien er in seinem Innern vollkommen fähig, sobald er nur von außen nicht gestört wurde." In diesem Tempo ging sein Leben dann weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Großstadt und Nerven.[1]

Von

Ludwig Wilhelm Weber.

Wer es bisher noch nicht wußte, dem hat dieser Weltkrieg eine Tatsache klar gemacht: daß Deutschland und mit ihm das deutsche Volk in den letzten drei Menschenaltern die größte Umwandlung in ihren gesamten Lebensbedingungen durchmachten, die je ein Volk in einer so kurzen Zeitspanne erfahren hat. Aus einem vorwiegend Ackerbau treibenden Land ist es ein Industriestaat geworden. Mit diesen Stichworten ist freilich nur ein Teil, aber der hervorragendste, dieser gewaltigen Umgestaltung umschrieben, die in ihrer Gesamtheit den Übergang von der gebundenen Wirtschaft in das freie Unternehmertum bedeutet. Eine solche Umwandlung hat nicht nur das Aussehen des Landes, nicht nur die äußeren Wirtschafts- und Lebensformen seiner Bewohner beeinflußt, sie hat auch tiefgreifende Änderungen in der materiellen und vor allem in der seelischen Struktur des ganzen Volkskörpers mit sich gebracht, die nicht durch die Umstellung der äußeren Lebensbedingungen, der Beschäftigungs- oder Arbeitsart allein genügend erklärt werden können. Am deutlichsten ist dieser seelische Zustand erkannt worden von dem verstorbenen Historiker Lamprecht, der dafür auch das kennzeichnende Wort der „Reizsamkeit" geprägt hat: ein Zustand gesteigerter und rasch wechselnder gemütlicher Erregung, rascherer Auffassung, starker Impulsivität, verbunden mit dem dauernden Gefühl der Sorge und Verantwortung, bei den besten Vertretern außerdem mit mächtiger Energie und klarem Willen. Und diese seelische Eigenart findet sich nicht allein bei dem freien Unternehmer, dem Kaufherrn, Fabrikanten oder Arbeitgeber, dem Arbeit und Verdienst nicht mehr bloß Mittel zum Lebensunterhalt, zur Erreichung eines behaglichen Wohlstandes, sondern zum Selbstzweck geworden ist, der schließlich auch nur ein Diener seiner „Unternehmung" wird; auch der Arbeiter, losgelöst von dem ruhigen, kargen Boden der Ackerscholle, befreit von der sicheren Gebundenheit des zünftlerischen Handwerks, hat mit der dadurch erreichten Möglichkeit weiterer und freierer Betätigung erlernen müssen, durch größere Aufmerksamkeit auf die Arbeitskonjunktur, rascheres Zugreifen, häufigeren Wechsel in Lebens- und Arbeitsform der Unsicherheit, welche die neue Lebensführung mit sich brachte, zu begegnen. Mit dem Unternehmer und Handarbeiter haben die Berufe der Geistesarbeiter, Lehrer und Forscher, Künstler und Ärzte, Beamten des Staates und der Gemeinden diese Umwandlung mehr oder weniger mitmachen müssen.

[1] Nach einem Vortrag im Chemnitzer Ausschuß für Kriegerheimstätten.

Aber die Lamprechtsche Reizsamkeit bezeichnet noch nicht die letzte Phase dieser seelischen Entwicklung. Als er das Wort schuf, war bereits eine Reaktion gegen den schrankenlosen Individualismus des freien Unternehmertums in Erscheinung getreten. Je mehr das manchesterliche „laisser faire, laissez passer" als alleinige Parole des Wirtschaftslebens unheilvolle Folgen zeitigte, um so mehr machte sich die Neigung bemerkbar, diese Folgen des freien Wettbewerbes zu bekämpfen durch Zusammenschluß eng verwandter Berufe oder wirtschaftlich gleicher Interessengruppen in Kartellen, Syndikaten, Gewerkschaften, Bünden, die ihren Mitgliedern, manchmal auf dem Weg politischer Kämpfe, größere Gleichmäßigkeit und Sicherheit ihrer Arbeits-, Gewinn- und Lebensbedingungen erringen sollten. Dasselbe wird versucht durch die Teilnahme an anfangs privaten Versicherungen, denen im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts die große Tat der staatlichen sozialen Versicherung folgte: ein Werdegang, dessen Ende noch nicht abzusehen ist, seit uns der Weltkrieg gezeigt hat, wie weit eine Sozialisierung der Privatwirtschaft wenigstens vorübergehend möglich ist. Alle diese dem freien Wettbewerb und schrankenlosen Idealismus stracks zuwiderlaufenden Bestrebungen haben aber einen anderen Seelenzustand breiter Volksschichten gezeitigt, den ein anderer geistreicher Forscher, diesmal kein Historiker, sondern ein Arzt, W. His, mit dem Ausdruck „Sekurität" kennzeichnen wollte: das Bestreben, sich gegen die Gefahren des freien Daseinskampfes, gegen die Wechselfälle des Erwerbslebens durch Zusammenschluß in größeren Gruppen, als es etwa die alten Zünfte oder Stände waren, durch Beteiligung an privaten und staatlichen Kassen zu „sichern", ist ein Gegengewicht gegen die „Reizsamkeit" geworden, weil es mehr Ruhe, Stetigkeit und Gleichmaß in die wirtschaftliche Entwicklung und Lebensführung brachte. Freilich ist dadurch auch Selbstvertrauen und Wagemut des Einzelnen gemindert worden, wenn auch nicht in dem Umfange, wie dies früher (und in manchen Ländern auch jetzt noch) bei dem Streben, rasch den Stand des kleinen Kapitalrentners zu erreichen, geschah.

Schließlich hat uns der Weltkrieg mit seinen erschütternden, einer Erdkatastrophe gleichenden Ereignissen gezeigt, daß auch diese großen und weit angelegten Schöpfungen unseres Wirtschaftslebens kein absolutes Sicherungsmittel gegen die tiefsten Erschütterungen und Zerstörungen der Wirtschafts- und Lebensverhältnisse des Einzelnen wie ganzer Stände sind. Wie diese Erfahrungen auf die Seele des Volkskörpers wirken, bleibt abzuwarten.

Diese von der Lamprechtschen Forschung angeregten Einblicke in die seelischen Vorgänge bei der wirtschaftlichen Umgestaltung unseres Landes und Volkes sollen hier nur flüchtig angedeutet werden, weil sie natürlich auch für die Frage der seelischen Gesundheit des Volkes von allerhöchster Bedeutung sind.

Aber genauer soll hier einmal untersucht werden, wie bestimmte, durch diese wirtschaftlichen Umwandlungen bedingte Vorgänge, Veränderungen der

Lebensweise breiter Volksmassen auf die Gesundheit des Volkes selbst, besonders auf die geistige Gesundheit, gewirkt haben.

Wenn Essen, Hochofen und Dampfhammer jetzt als Wahrzeichen der neuen Zeit die Burgen und Edelsitze aus vielen Gauen unseres Landes verdrängt haben, wenn sich für einen größeren Teil unseres Volkes das Leben statt im stillen, lindenumschatteten Dorf, statt auf dem friedlichen Marktplatz der kleinen Stadt, in lärmenden Fabrikgebäuden, im Trubel und Hast der Großstadt abspielen: ist das alles ohne Nachteil auf Widerstandsfähigkeit und Gesundheit dieser Volksgenossen geblieben? Ich greife gerade hier die Gesundheit des Nervensystems, die seelische Widerstandsfähigkeit heraus, nicht nur, weil mir diese Seite der Frage als nervenärztlicher Fachmann am nächsten liegt, sondern weil auch hier die Besorgnis nachteiliger Folgen am größten ist. Denn auch der Laie weiß heutzutage, daß durch die Fortschritte der Hygiene, durch neue Erfahrungen der medizinischen Wissenschaft, durch die Triumphe der modernen Chirurgie die Verhütung, Erkennung und Heilung vieler körperlicher Krankheiten erheblich gefördert worden ist; hier sind nachteilige Folgen viel weniger zu fürchten. Hierin ist auch, um dies gleich jetzt zu bemerken, die Großstadt nicht schlechter daran, sondern besser gestellt als das platte Land oder die kleine Provinzialstadt. Denn sie kann alle hygienischen Anforderungen viel einheitlicher und großzügiger erfüllen, für Kranke und Gebrechliche schnelle Hilfe durch Fachärzte aller Art bereit stellen oder Unterbringung in Krankenanstalten schaffen; sie kann — wenigstens im Frieden — auch die Ernährung ihrer Bewohner auf gleicher Höhe wie der des Landes halten.

Bedenklich sind — das wird allgemein anerkannt — die Gefahren, die aus den veränderten Lebens- und Arbeitsbedingungen, auch aus jenen seelischen Umwandlungen die Gesundheit des Nervensystems, die geistige Gesundheit bedrohen.

Wenn wir für diese Fragen die Bedeutung der Großstadt untersuchen wollen, so muß erst einmal festgestellt werden, wie beschaffen die krankhaften Zustände sind, deren Vermehrung und Steigerung wir hier befürchten.

Das Wort „Nervenkrankheiten" hat sehr mannigfaltige Bedeutungen gewonnen und deckt durchaus keine einheitlichen Krankheitszustände.

Geringere Wichtigkeit haben für diese sozial-hygienischen Erörterungen die Nervenkrankheiten im engeren Sinne: grobe Veränderungen in der Struktur eines der Teile unseres Nervensystems, Gehirn, Rückenmark oder periphere Nerven, wodurch Lähmungen, Krampfzustände, Ausfälle der Sinnesfunktionen zustande kommen.

Aber in einer beschönigenden Ausdrucksweise bezeichnet man jetzt vielfach als „Nervenkrankheiten" Zustände geistiger Störung und will damit das ominöse Wort „Geisteskrankheit", „Irrsinn" vermeiden. Der Laie stellt sich naiverweise unter einem „Geisteskranken" immer noch einen unbedingt ständig

tobenden, nur sinnloses Zeug schwatzenden, verwirrten Menschen — etwa nach Art der Bühnenerscheinung des König Lear — vor, und zu seiner eigenen Beruhigung versichert er dann von einem Angehörigen, der eine ausgesprochene Geisteskrankheit hat: er ist wohl nervenkrank; „aber irrsinnig" ist er doch nicht! In Wirklichkeit sind bei dem Geistiggestörten die „Nerven" nicht krank.

Ohne auf diese Sprachverschiebungen näher einzugehen, müssen wir für unsere Betrachtung diese Krankheitsgruppe der Geistesstörungen besonders hervorheben. Denn immer wieder wird unserer modernen Kulturentwicklung im allgemeinen, der Industrialisierung unseres Volkes im besonderen der Vorwurf gemacht, daß sie eine Zunahme der Geisteskrankheiten verschuldet habe.

Endlich aber sind hier zu berücksichtigen die Zustände, die man als die eigentliche Krankheit des modernen Lebens betrachtet, die man als „Nervosität", „Nervenschwäche", „Neurasthenie" bezeichnet. Auch hier handelt es sich am wenigsten um nachweisbare Krankheitsprozesse des Nervensystems in einem seiner wichtigsten Teile, Gehirn, Rückenmark oder Nerven. Sondern der „Nervöse" leidet hauptsächlich an einer veränderten Beschaffenheit seines seelischen Zustandes, besonders seines Gemütslebens und seiner Willenstätigkeit. Diese Veränderung äußert sich in abnormer Reizbarkeit, leichter Erschöpfbarkeit, ungleichmäßiger Reaktion auf alle, besonders auf seelische Erlebnisse, einer Disharmonie zwischen Wollen und Streben auf der einen, Aufwand an Energie und erreichten Zielen auf der anderen Seite, ein seelischer Zustand, der große Feinfühligkeit, Schwungkraft, geniale Begabung, außergewöhnliche Einzelleistungen in vielen Fällen nicht ausschließt.

Man muß auch wissen, daß die „Nervosität" nicht immer, ja meistens keine „Krankheit" ist, keine Krankheit in dem Sinne, daß dieser Zustand nicht in einem bestimmten Zeitabschnitt bei einem Menschen beginnt und nach einiger Zeit wieder aufhört. Sondern der Nervöse ist häufig von Geburt ab bestimmt zu dieser „nervösen" Reaktionsweise auf die Umwelt; ob er so reagiert, hängt dann von besonderen Umständen, von seinen Schicksalen ab, die also nur das krankheitsauslösende oder manifestierende Moment, nicht die Krankheitsursache darstellen. Daher finden wir unter den Nervösen eine kleine Gruppe derer, die, vorher ganz gesund und robust, durch außerordentlich schwere Ereignisse und Schädigungen die Widerstandsfähigkeit ihres Nervensystems eingebüßt haben, und die große Gruppe derer, die auf der Basis einer von Haus aus abnormen — aber nicht krankhaften! — Anlage durch an sich unbedeutende Ereignisse, durchschnittliche Lebensschwierigkeiten in einen als Krankheit imponierenden Zustand geraten und nun wieder und wieder versagen. In diesem Sinne betrachtet ist bei beiden Gruppen die „Nervosität" eine seelische Veränderung von sozialer Bedingtheit, entstanden nicht aus dem Individuum allein, sondern aus der Einwirkung seiner Lebensumstände auf den Einzelnen.

Die soziale Bedeutung, die beiden hier kurz umschriebenen Gruppen von „Nervenkrankheiten", den Geisteskranken und den Nervösen, gemeinsam ist, liegt darin, daß es sich bei beiden weniger um körperliche Störungen, als um seelische Vorgänge, um physische Alterationen, handelt. Dadurch wird aber die soziale Leistungsfähigkeit, das Zusammenleben in den engen Kreisen des modernen Lebens mit seinen vielfachen Reibungsflächen erheblich gestört.

Die Frage, ob in den letzten Jahrzehnten überhaupt eine Zunahme der Geisteskranken und der Nervösen eingetreten ist, wurde in der Fachpresse oft erörtert, ohne aber eine definitive Beantwortung zu finden. Man kann — dies liegt in der schwankenden Natur dieser Krankheitsformen — nicht einmal mit Sicherheit die absolute Zahl dieser Kranken feststellen (wenn man auch gewöhnlich auf tausend Einwohner zirka vier Geisteskranke und zwanzig bis dreißig Nervöse in Deutschland annimmt). Aber man darf sich zu der Meinung, daß die Geisteskranken erheblich zugenommen hätten, durchaus nicht etwa durch die Tatsache bestimmen lassen, daß in den letzten Jahrzehnten immer mehr Irrenanstalten gebaut und die Zahl der in ihnen untergebrachten Kranken vermehrt wurde. Dies ist nur die Folge größerer Fürsorge und außerdem dadurch zu erklären, daß bei der zunehmenden Schwierigkeit auf allen Gebieten des privaten und öffentlichen, beruflichen und wirtschaftlichen Lebens alle die Menschen leichter auffallen und versagen, die wegen ihres abnormen Geisteszustandes diesen Schwierigkeiten nicht gewachsen sind, während sie früher unter einfachen wirtschaftlichen Verhältnissen unerkannt und ungestört ihr Dasein in der menschlichen Gesellschaft als Sonderlinge, Eigenbrödler, in einfachen Arbeitsverhältnissen auf dem Land, in Kleinstädten, Klöstern, schließlich auf der Landstraße weiterführen konnten, weil eben damals nicht so viele Reibeflächen bestanden. Die allgemeine Schul- und Wehrpflicht sind zum Beispiel Prüfsteine für die geistige Gesundheit des ganzen Volkes, die man früher nicht kannte. Man kann also aus dieser Vermehrung der Anstalten und ihrer Insassen nur schließen, daß jetzt eine weiter gehende Anstaltsunterbringung der Geisteskranken eingetreten ist. Wenn erst die jetzt in der Bevölkerung überhaupt festgestellten Geisteskranken, nämlich vier auf tausend Einwohner, annähernd in dieser Weise versorgt sind, ist wahrscheinlich keine weitere Zunahme dieser Kranken zu erwarten, als dem natürlichen Bevölkerungswachstum entspricht. Vielleicht ist dieser Zustand schon jetzt eingetreten. Denn es ist auffällig, daß in dem jetzt vier Jahre dauernden Weltkrieg mit allen schweren Erschütterungen, die er auch in die Privatverhältnisse des Einzelnen brachte, doch in den öffentlichen Anstalten die Aufnahmezahl der Geisteskranken allenthalben abnimmt.

Noch weniger können wir zahlenmäßig die Verhältnisse der Nervösen erfassen, weil diese Zustände noch vielgestaltiger und schwankender sind — wir haben ja oben gesehen, daß es sich hier mehr um eine zeitweilige Reaktion eines zu anderen Zeiten fast normalen Menschen, als um dauernde Krankheit

handelt. Aber man wird wohl nicht in Abrede stellen können, daß die Verhältnisse des modernen Lebens im allgemeinen die Entstehung nervöser Störungen namentlich auf dem Boden angeborener Anlage erleichtern. Denn gerade die „Reizsamkeit" im Lamprechtschen Sinne ist ja der geeignete Nährboden, der die dazu Disponierten von Zeit zu Zeit aus dem psychischen und nervösen Gleichgewicht bringt.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine Beobachtung hinweisen, die mir nicht so sehr vereinzelt zu sein scheint, da sie mir von verschiedenen Seiten bestätigt wurde: Die Familien unserer Großindustriellen haben vielfach eine geringere Lebensdauer, als die Familien des bodenständigen Adels, des Bauern- und Bürgertums und selbst des Handels, denen sie in bezug auf Vermögensbildung, wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung gleichstehen. Im Vergleich zu den letzteren wird häufig der Fall beobachtet, daß schon nach wenigen Generationen ein gesundheitlicher Niedergang, manchmal völliges Aussterben der Industriefamilien eintritt, obwohl ihre Entstehung aus den gesundheitlich kräftigsten Elementen des Volkes nicht weit zurückliegt. Ob es sich hier nur um Entartung durch „Konsanguinität" (Verwandtenheirat) handelt, ist mir zweifelhaft; vielleicht spielen doch hier auch die oben erwähnten psychischen Faktoren, die durch Generationen gesteigerte „Reizsamkeit", eine Rolle.

Aber diese allgemeinen Betrachtungen geben noch keine Antwort auf die Frage nach besonderen Schädigungen der Großstadt für das Nervensystem derer, die in ihr den größten Teil ihres Lebens zubringen müssen. Hier kann man zu einer Entscheidung nur gelangen, wenn man die dem großstädtischen Leben eigenen Züge einmal im einzelnen überprüft.

Das, was jedem Beobachter hier zuerst auffällt, ist die Einwirkung zahlreicher, mannigfaltiger Sinnesreize. Selbst wenn man von dem mit den meisten industriellen Betrieben verbundenen Lärm in den eigentlichen Fabrikvierteln absieht, haben die Geräuschbelästigungen durch den Straßenverkehr: Passanten, Fuhrwerke, Autos, Straßen- und Hochbahnen, in den letzten Jahren vor dem Krieg eine kaum mehr zu übertreffende Höhe erreicht. Dazu kommt der in bewußter Absicht hervorgerufene Lärm zum Zwecke der Reklame, die Tag und Nacht ertönende Musik der Kaffeehäuser und anderer Vergnügungslokale; und selbst den, der vor ihnen nach Hause flüchtet, verfolgt durch die dünnen Wände der Mietswohnung die Klavier- und Grammophonseuche. Daß diese Fülle und Steigerung der akustischen Reize wirklich eine „Belästigung" darstellt, haben zahlreiche Notschreie, hat die Gründung der „Antilärmvereine" erwiesen. Neben dem Ohr hat der andere vornehmste Sinn, das Auge, durch die immer wieder gesteigerte Intensität der Beleuchtung, die grellen Wirkungen der Lichtreklame zu leiden.

Man hat, um die Bedeutung dieser Momente abzuschwächen, darauf hingewiesen, daß, auch außerhalb der Großstadt, sehr viele Menschen ein

langes und gesundes Leben in einer dauernd mit Geräusch erfüllten Umgebung zubringen, zum Beispiel die Müller und ähnliche Gewerbetreibende. Aber hier handelt es sich ja meist um stets gleichbleibende, monotone Geräusche, an die tatsächlich rasch eine Gewöhnung eintritt. Das, was den allgemeinen Lärm der Großstadt von ihnen unterscheidet, ist gerade die stete Abwechslung, das jähe und unberechenbare Einsetzen und Einwirken immer anderer Geräusche.

Trotzdem und trotz zahlreicher Prozesse wegen „Geräuschbelästigung" wird man eine direkte „Gesundheitsschädigung" durch solche Wirkungen nur in einzelnen Fällen erweisen können. Ein vorher ganz gesunder Mensch kann durch die gedachten Sinnesreize sicher nicht geisteskrank oder nervös werden.

Aber einer mehr indirekten Wirkung dieser gesteigerten Sinnesreize auf das Nervensystem muß hier schon gedacht werden: sie haben einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Verkürzung und Verschiebung der normalen Schlafzeit, ein Faktor, der bei der Entstehung nervöser Störungen mindestens bei hierzu Veranlagten sicher eine große Rolle spielt, besonders bei der heranwachsenden Generation, den Kindern jedes Alters. Wenn die Fortdauer der oben geschilderten starken Tagesgeräusche, das in Friedenszeiten Abend für Abend die Großstadt überflutende Lichtmeer nach und nach den Unterschied zwischen Tag und Nacht für den Großstadtbewohner verwischt, so wird es ihm immer schwerer, den ohnehin schon durch berufliche Sorgen und Aufregungen fern gehaltenen Schlaf herbeizuführen. So verschiebt sich der Beginn des Schlafes immer weiter, und das Versäumte wird am Morgen gar nicht oder durch mehrere dem Tag mühsam abgewonnene Stunden nur mangelhaft nachgeholt. Hier betreten wir schon das Gebiet der indirekten Einflüsse, die nicht ein einzelnes Organ schädigen, sondern auf psychischem Wege wirken, indem sie die oben erwähnte „Reizsamkeit" zu einer krankhaften Höhe steigern.

Aber die verstärkten Sinnesreize der Großstadt sind nur das äußere Symbol für die Unruhe des ganzen großstädtischen Lebens, das schon allein durch die oft weiten Entfernungen zwischen Wohnung und Arbeitsstätte zu dauerndem Hasten nötigt, das durch das Beispiel des starken, unmittelbar vor Augen stehenden Wettbewerbs die Arbeitsleistung, den Wagemut und damit Verantwortung, Spannung und Sorge des Einzelnen immer mehr steigert, das andererseits immer neue und groteskere Formen des Genusses ersinnt, weil nur noch der grelle Wechsel zwischen Arbeit und Vergnügen Erholung vortäuscht, weil nur die ständige Steigerung der Reize den ersehnten Genuß oder die vorübergehende Entlastung von Spannungen und Sorge gewährt. („War die Arbeitszeit vollbracht, so litt es ihn nicht daheim: Theater, Konzert und wohl gar Spiel und Ausschweifung sollten die allzu lebhaften Eindrücke verjagen, die noch aus den Verantwortlichkeiten des Geschäftes in ihm hafteten, sollten Ruhe schaffen und brachten doch nur neue Erregungen." Lamprecht.) In diesem Sinne erblicken wir im Warenhaus, Kaffee und Kino bezeichnende Merkmale der Großstadt, Einrichtungen, die an sich

weder gesundheitsschädlich noch verwerflich, aber symbolisch sind für das Bedürfnis des großstädtischen Lebens nach Konzentration und rascher Erledigung des geschäftlichen Verkehrs wie des Genusses und der Erholung.

Besonders nachhaltig wird von diesen Einwirkungen wieder die heranwachsende Jugend betroffen. Leicht empfänglich für jeden Reiz, nimmt sie alle neuen Eindrücke der Straße und des öffentlichen Lebens begierig und kritiklos auf, und bald erwacht der Wunsch, es in Lebensführung, namentlich in Genüssen, den Erwachsenen gleich zu tun. Als ganz besonders schädigendes Moment kommt für die Jugend die Schlafverkürzung in Betracht.

Eine andere Gruppe von Schädigungen erwächst aus den Verhältnissen der Großstadtwohnung. Nicht als ob sie schlechtweg unhygienisch wäre. Auch in bezug auf Wohnungshygiene ist die moderne, in dieser Richtung sorgfältig beaufsichtigte Großstadt oft dem platten Lande voraus. Aber — und das gilt nicht etwa nur für das Proletariat, sondern auch für viele Angehörige des Mittelstandes, namentlich des Beamtentums — wenn sie in erreichbarer Nähe ihrer Arbeitsstätte wohnen wollen, bleibt ihnen meist nichts übrig als die typische Mietswohnung. Die Mietskaserne, ob sie nun grau und düster in einer Fabrikstraße steht oder ob sie mit einer geschmacklosen Fassade aufgeputzt und einem „Vorgärtchen" versehen ein „besseres Wohnviertel" ziert, sie hat immer dieselben Übelstände: die Mietswohnung der Großstadt ist teuer und deshalb zu klein, um der normalen Entwicklung einer Familie zu genügen. Das ist mit ein Grund zur Beschränkung der Geburten und zur Lockerung der Ehe, drängt den Mann ins Wirtshaus und die Kinder auf die Straße, gibt sie also noch mehr den vorhin erwähnten Reizen und den entsittlichenden Einflüssen der Verführung preis. Vielfach ist auch durch die ganze Bauart der individuelle Abschluß der einzelnen Wohnungen unmöglich: was an intimen Vorgängen nicht auf gemeinsamen Treppen oder Wohnungsfluren durch Familienmitglieder oder Dienstboten verbreitet wird, geben die schalldurchlässigen Wände und Decken schonungslos preis, so daß das Gefühl des „Daheimseins", des Geborgenseins mehr oder weniger verloren geht, ganz abgesehen von den zahllosen Aufregungen, verursacht durch Klatsch und Reibereien, die je nach der äußerlichen sozialen Stellung der Bewohner des Miethauses nur andere Formen annehmen, in Wirklichkeit aber die gleichen üblen Eigenschaften behalten.

Mit der Notwendigkeit der Mietwohnung ist in den meisten Fällen der Mangel eines Gartens verbunden. Dadurch wird die beste Erholung des abgehetzten Großstadtbewohners unmöglich: zwangloser Aufenthalt in freier, guter Luft, Arbeit am Boden, liebevolle Beschäftigung mit der Natur und den Bodenerzeugnissen, ganz abgesehen von dem Zuwachs an selbst erarbeiteten Gartenbauprodukten, der wenigstens im Frieden für die landwirtschaftlich gut versorgten Großstädte weniger in Frage kam.

Die Notwendigkeit, in den meisten Fällen auf ein eigenes Heim ver-

zichten zu müssen, bringt für den Großstadtbewohner das Gefühl der Unsicherheit mit; er bleibt ein Fremdling auf dem Boden, den er bewohnt; er ist auch der ländlichen oder kleinstädtischen Heimat, der er vielleicht entstammt, seiner Blutsverwandtschaft fremd geworden, verliert die Fühlung und den Rückhalt an einer größeren Familiengemeinschaft; mit seiner Familie ist er in der Masse der Großstadt ein einzelnes, losgerissenes Blatt. Es fällt auch der erziehliche Einfluß des Eigenheimes auf Erwachsene und Kinder weg, das Streben, nicht nur sein Eigentum zu schonen und gut zu erhalten, sondern durch Neuanschaffungen zu verschönern und so den Besitz zu mehren. . .

Die ganze Art des großstädtischen Lebens überträgt sich — wieder in allen Kreisen! — auch auf die häusliche Geselligkeit: auch wo die Kneipen und Vergnügungslokale nicht aufgesucht werden, veranstaltet man bis tief in die Nacht hinein reichende Zusammenkünfte, bei denen man die zur Erholung für erforderlich gehaltene Sensation zu erreichen sucht durch aufregende Unterhaltung oder durch Darbietung immer gesteigerter Genüsse.

Auch die hier kurz angedeuteten Schädlichkeiten sind an sich nicht imstande, Geistesstörungen oder Nervenkrankheiten hervorzurufen. Zahllose robuste, starknervige Naturen werden im Trubel der Großstadt geboren, wachsen auf ihrem heißen Asphalt auf und bewahren durch ein langes und schaffensreiches Leben ihre Gesundheit, Lebens- und Schaffenskraft. Zahllose andere auf dem Land oder in der Kleinstadt Geborene fühlen frühzeitig in sich den Drang nach stärkerer, mannigfaltiger Betätigung, den sie nur in der Großstadt befriedigen können. Aber gefährdet sind die Prädisponierten, die durch angeborene Veranlagung in ihrer geistigen Beschaffenheit, ihrem Nervensystem weniger Widerstandsfähigen. Sie unterliegen den erwähnten Schädlichkeiten, reagieren darauf, je nach der besonderen Schwäche ihrer Veranlagung, mit sozialen Entgleisungen, vorübergehenden oder dauernden nervösen Störungen und Geisteskrankheiten. Und man darf nicht vergessen: unter denen, die unternehmungslustig ausziehen, die Großstadt zu „erobern", sei es als Arbeiter oder Unternehmer, als Geschäftsleute, Künstler oder Literaten, finden sich viele von Geburt ab besonders labil, reizbar, nervös Veranlagte. Denn das unruhige Leben der Großstadt lockt solche Naturen an, wie das Licht die Motte.

Endlich wird der Kreis von Ursache und Wirkung geschlossen: Die „Reizsamkeit", wie sie Lamprecht uns schildert, wird durch das ganze moderne Leben der Großstadt, wenn nicht bei der ersten, so bei der folgenden Generation, erzeugt und stellt dann selbst wieder eine Prädisposition dar, welche ihren Träger widerstandsunfähiger gegen die tieferen Einwirkungen der Großstadt macht, Einwirkungen, die schließlich doch das Nervensystem ernstlich und nachhaltig schädigen. Ist aber jemand erst einmal weniger widerstandsfähig, ist er „haltlos" geworden, so scheitert er sozial und gesundheitlich leichter in der Großstadt, weil deren Lebens- und Arbeitsbedingungen komplizierter

und anstrengender sind, mehr Reibungsflächen bieten, als die ruhigen und stetigen Verhältnisse der Kleinstadt oder des platten Landes. Eine Rückversetzung des für den Existenzkampf der Großstadt unbrauchbar Gewordenen in jene einfacheren Verhältnisse ist aber selten möglich: wenigstens für Landwirtschaft oder Kleinhandwerk ist der großstädtische Industriearbeiter und seine Familie in den meisten Fällen verdorben.

Wirken die bis jetzt genannten Schädigungen mehr indirekt, indem sie eine schon vorher vorhandene Reizbarkeit und Widerstandsunfähigkeit steigern, so müssen außerdem noch zwei Momente erwähnt werden, die im höchsten Grade geeignet sind, geistige Störungen und nervöse Erkrankungen der verschiedensten Art direkt hervorzurufen: der Alkoholismus und die Syphilis. Nicht als ob die Großstadt die einzige Quelle und der ausschließliche Herd dieser schwersten Schädlinge der Volksgesundheit wäre: es sei nur an die Trinksitten der kleinen Städte erinnert, in denen die geheiligte Institution des Früh- und Dämmerschoppens und der Stammtische mehr als in den Großstädten blüht und unter mancherlei liebenswürdigen und humorvollen Formen doch im großen und ganzen nur dem chronischen Alkoholkonsum und dem geistigen Stumpfsinn gehuldigt wird. Und daß auch die unmittelbare Naturnähe den Landbewohner nicht vor den Verheerungen der Syphilis schützt, dafür sorgt der dort vielfach erleichterte geschlechtliche Verkehr, verbunden mit der Einschleppung der Seuche durch den allgemeinen Heeresdienst und durch die Freizügigkeit, welche eine stetige Verbindung zwischen allen Teilen der Bevölkerung herstellt. Aber die oben geschilderten Verhältnisse der Großstadt, ihre Verkehrs- und gesellschaftlichen Sitten, ihre Vergnügungslokale, die mangelhaften und engen Wohnungsverhältnisse, das Schlafburschenwesen, bieten zahlreiche Gelegenheiten und Anreize für Trinkexzesse, frühzeitiges Erwachen des Geschlechtslebens und für Verbreitung geschlechtlicher Infektionen unter größere Volksmengen.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen zu schildern, in welcher mannigfaltigen Weise gerade auf dem Gebiet der Geistes- und Nervenkrankheiten der Alkoholismus und die Syphilis als Ursache auftreten können. Aber der eine Punkt sei noch einmal erwähnt, daß beide Schädlichkeiten nicht nur den direkt von ihnen Befallenen ruinieren können, sondern auch noch Verheerungen in seiner Nachkommenschaft anrichten, ein Umstand, der sie in ganz besonderem Maße zu den schwersten Volkserkrankungen stempelt. Und ebenso trifft auf beide Schädlichkeiten zu, daß beinahe ihr wichtigstes Wirkungsfeld das Gebiet der Geistes- und Nervenkrankheiten ist; dadurch, daß sie also in hervorragendem Maße die Geisteskräfte und damit die soziale Leistungsfähigkeit der von ihnen Befallenen schädigen, wächst noch einmal die soziale Bedeutung dieser Krankheitsursachen.

*

Wenn die vorstehende Betrachtung erkennen läßt, daß mit der Großstadt mancherlei für das Nervensystem schädigende Einflüsse verbunden sind, so ist die nächste Frage: was ist dagegen zu tun? Denn die Entwicklung wird nicht rückwärts gehen; man kann, auch wenn man wollte, die Großstadt nicht mehr aus unserem Volksleben ausschalten; man kann die Menschen nicht alle auf das Land zurückbringen. Die Industrialisierung unseres Volkes ist eine notwendige Lebensbedingung geworden. Es muß versucht werden, die üblen Einflüsse der Großstadt möglichst zu beseitigen.

Und es läßt sich, wenn auch nicht in kurzer Zeit, sondern allmählich, hier doch vieles tun.

Es ist die Gepflogenheit des Deutschen, wenn ihm etwas mißfällt, zuerst nach der Polizei zu rufen. Und man wird auch in diesem Falle einige der beklagten Mißstände durch behördliche Maßnahmen abstellen können. Das sind in erster Linie die Belästigungen durch übertriebene Sinnesreize, vor allem Geräusche. Es ist gar nicht einzusehen, warum in unserer Zeit, wo jeder seine ganze Lebensweise nach behördlichen Vorschriften einrichten muß, nicht auch die laute Betätigung von musikalischen und anderen Lärminstrumenten in verständiger Weise eingeschränkt werden kann. Für eine Einschränkung der Lichtreklame und übertriebenen Beleuchtungseffekte wird allein schon die durch den Krieg nötig gewordene Sparsamkeit auf allen Gebieten sorgen. Auch daß es ohne das berühmte Nachtleben der Großstädte selbst in unserer Reichshauptstadt geht, hat uns der Krieg gelehrt, und diese Lehre wird wohl dazu beitragen, auch im Frieden einen Teil der jetzt geübten Beschränkung beizubehalten, ohne daß dadurch Ansehen und Ruhm unserer Kulturzentren leidet. Auch die Regelung der Kinofrage gehört hierher.

Andere Übelstände sind — weniger leicht, aber doch nicht unmöglich — durch eine entsprechende städtische Verkehrs- und Baupolitik zu beseitigen, wozu sich schon vielfach erfreuliche Ansätze zeigen. Bei der Projektierung neuer Straßenbahnlinien und Vorortbahnen, bei der Anlage von Verkehrsstraßen, der Erschließung neuer Bauviertel, der Angliederung von Vororten kann darauf Bedacht genommen werden, den Verkehr in einzelne Kanäle zu leiten, so daß andere Wohnviertel ruhiger gestaltet werden. In noch größerem Umfange müssen solche Gesichtspunkte den großstädtischen Bebauungsplänen zugrunde gelegt werden, so daß bei Neugestaltungen allmählich eine Scheidung in Geschäfts-, Fabrik- und Wohnviertel, Gartenvorstädte eintritt, wozu freilich die nochmals kostspielige Dezentralisierung gemeinschaftlicher öffentlicher Einrichtungen, wie Schulen, Krankenhäuser, Bäder, und die Schaffung entsprechender Vorortbahnen gehört. Aber die Zeit nach dem Krieg wird so viele Umstellungen des ganzen öffentlichen Lebens nötig machen, daß auch das bauliche Bild unserer Großstädte — nicht sofort, vielleicht erst in Menschenaltern — sich stark verwandeln wird; dabei können auch diese Gesichtspunkte berücksichtigt werden.

Vielleicht hat unsere industrielle Entwicklung vor dem Krieg ihren Höhepunkt erreicht gehabt, und es war vielleicht schon eine gewisse Überspannung eingetreten. Die Verschließung mancher Auslandsmärkte — wenn sie auch hoffentlich keine dauernde ist — wird hier eine Beschränkung auferlegen, die durch das verringerte Bedürfnis nach Luxuswaren noch mehr zur Geltung kommt. Weiter kann an eine Auseinanderlegung mancher Industrieunternehmungen gedacht werden. Wenn auch ihre Zusammenhäufung in den Zentren des Handels und Verkehrs manche Vorteile bietet, so können doch Verkehrserleichterungen, neue Wasserstraßen, die Möglichkeiten billigeren Landerwerbes fern von den Großstädten diese Vorteile aufwiegen und den Industriearbeitern wie den Unternehmern ein ruhigeres, gesünderes Leben verschaffen.

Von besonderer Bedeutung ist hier die Frage der Großstadtwohnung, nicht nur für den Arbeiter, sondern auch für die Mittelstände. Und es ist ein großes Verdienst der Bodenreform, gerade diese Frage im Hinblick auf die nach Rückkehr unserer Krieger in die Heimat zu erwartende Wohnungsnot wieder in Fluß gebracht zu haben. Von einer wirklich gesunden großstädtischen Kleinwohnung muß man neben den grundlegenden Voraussetzungen der Hygiene, die hier nicht zur Erörterung stehen, fordern, daß sie ausreichend groß ist, um den eigentlichen Aufgaben der Familie in Bezug auf Kinderzahl zu genügen, daß sie in ihren baulichen Einrichtungen einen gewissen individuellen Abschluß gegen die Nachbarschaft gewährt, ein wirkliches Heim darstellt, daß ein Schutz gegen ungerechtfertigte Mietssteigerung oder wucherische Enteignung gegeben ist, daß wenigstens eine größere Anzahl der großstädtischen Wohnungen die Möglichkeit einer Gartenbenutzung bieten, schließlich daß die Lage der Wohnungen dem Inhaber im Stadtgebiet eine gewisse Bewegungsfreiheit, nicht zu schwierige Erreichung seiner jeweiligen Arbeitsstätte ermöglicht.

Zweifellos wird die beste Erfüllung dieser Bedingungen durch Eigenheime erreicht, wie sie jetzt von dem Vater der Bodenreform, Damaschke, in der Kriegerheimstättenbewegung vorgeschlagen werden, also an geeigneten Stellen der Großstadtperipherie zu errichtende Wohnkolonien mit Einzel-, Doppel- oder Reihenhäusern in Flachbau, jedes Haus mit entsprechendem Gartenland versehen. Die Heime sollen Eigentum der Bewohner und durch eine besondere Reichsgesetzgebung gegen Mißbrauch durch Bodenspekulation geschützt werden. Daß die Ziele der Kriegerheimstättenbewegung, jedem zurückkehrenden Krieger ein solches Heim zu schaffen, vollständig erreicht werden, erscheint mir zweifelhaft. Auch durch eine entsprechende Gesetzgebung, auch durch geschickte bautechnische Maßregeln wird man nicht erreichen, daß für alle Arbeiter das Eigenheim mit Garten die ihrer wirtschaftlichen Lage und ihren Lebensbedürfnissen entsprechende Wohnung ist. Es wäre aber eine ungesunde Sozialpolitik, wenn man, auch durch öffentliche oder private Opfer,

eine große Zahl von Volksgenossen mit einer Wohnung versehen wollte, die zu ihrer sonstigen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit nicht im richtigen Verhältnis steht. Aber es ist schon viel erreicht, wenn in jeder Großstadt wenigstens eine Anzahl solcher eigener Wohnheime entsteht und wenn die Schaffung von Wirtschaftsheimen auf dem Lande vielen dazu geeigneten Kriegsteilnehmern eine neue, für sie und ihre Nachkommenschaft gesunde, dauernde Existenz gewährt. Daneben und in der Hauptsache müssen aber für die großstädtische Arbeiterschaft geeignete Mietwohnungen geschaffen werden, die gleichfalls die obigen Bedingungen erfüllen. Auch hierfür sind erfreuliche Ansätze vorhanden in den durch gemeinnützige Baugenossenschaften errichteten Mietblocks, die geeignete größere und kleinere Mietswohnungen bieten; die genossenschaftliche Errichtung schützt gegen Mieteüberteuerung; bautechnische Vorkehrungen verschaffen jeder Wohnung individuellen Abschluß und besonderen Zugang. Die Kolonien dieser Mietwohnungen sind so gelegt, daß geeignetes Land zum billigen Erpachten eines Mietsgartens in der Nähe vorhanden ist. Beide Systeme, das der Eigenheime und das der genossenschaftlichen Mietwohnung, lassen sich verbinden, indem in Wohnkolonien und Gartenvorstädten größere und höhere Baublocks mit Einzel- und Reihenhäusern abwechseln und die Möglichkeit der Ermietung oder des Eigenbesitzes gegeben ist. Diese Lösung ermöglicht auch eine gute architektonische Gliederung und die Unterbringung gemeinsamer Einrichtungen, wie Schulen, Bäder, Kaufgeschäfte in den einzelnen Kolonien, die dann auch nicht ausschließlich von einer bestimmten sozialen Schicht, wie Arbeiter, Kriegsverletzte, bewohnt werden, sondern eine ihrer gedeihlichen Entwicklung günstigere Bewohnermischung aufweisen.

Neben und mit dieser Bewegung für eine individuellere Wohnweise gehen Bestrebungen, die in gewissem Sinne eine erhöhte Zentralisierung und somit eine größere Behaglichkeit erreichen wollen: Dazu gehört schon die Einrichtung gemeinsamer Waschküchen, Bäder, Kinderspielplätze, gemeinsame Beschaffung von Kohlen, Lebensmitteln in den einzelnen Kolonien, weiter die Zentralisierung der Heizung, Warmwasserzuführung, Einrichtung von Dachgärten in den Baublocks, die schließlich in der Zentralküche für Miethäuser endet; dieser letztere Ausläufer dieser Entwicklung arbeitet aber einer individuellen Ausgestaltung des Familienlebens in unserem Sinne entgegen.

Alle diese erfreulichen Ansätze werden sich nur allmählich weiter entwickeln können und nicht auf einen Schlag die alten Massenquartiere im Innern der Großstädte entleeren. Besonders die nach dem Krieg zu erwartende Kleinwohnungsnot und die ungeheure Erhöhung der Baupreise wird die jetzigen Mietkasernen vorläufig unentbehrlich machen. Gesorgt muß aber dafür werden, daß die jetzt vielfach vorgeschlagene Teilung größerer Wohnungen, die Wiederzulassung von Dach- und Kellerwohnungen nur eine vorübergehende Maßregel bleibt, daß auch in diesen Quartieren die Mietssteigerung nicht un-

gemessene Formen annimmt und daß kinderreiche Familien ein entsprechendes Heim finden.

Die Maßregeln, die zur Bekämpfung der großen Volksschäden, Alkohol und Syphilis, zu ergreifen sind, sind bekannt und brauchen hier nicht im einzelnen erörtert zu werden. Die schweren Verluste, die der Krieg unserer Volkskraft zufügte, machen hier noch einen weiteren Ausbau nötig, und die Wissenschaft, die gerade auf dem Gebiet der Syphilisforschung Großes erreicht hat, wird vielleicht auch in Zukunft hierfür noch wertvolle Fingerzeige geben. Nötig ist auf diesem Gebiet vor allem auch, immer wieder darauf hinzuweisen, daß durch diese Schädlichkeiten besonders die Nachkommenschaft gefährdet wird; wer sich ihnen aussetzt, muß genötigt werden, sich entsprechend behandeln zu lassen; die persönliche Freiheit, nach Belieben kranke, lebens- und leistungsunfähige Nachkommen zu zeugen, kann niemandem mehr zugestanden werden.

Daneben läßt sich mancherlei tun, um die Folgen der großstädtischen Arbeits-, Verkehrs- und geselligen Gewohnheiten zu mildern, allerdings weniger auf dem Gebiet der Gesetzgebung, Polizeiverordnung oder behördlicher Organisation als durch eine langsame, zielbewußte Aufklärung und Erziehung.

Es ist wohl noch eine Erbschaft aus dem alten Polizeistaat, daß die meisten Menschen bei uns nur das unterlassen, was die hohe Obrigkeit verboten hat, im übrigen aber keinerlei Rücksicht aufeinander nehmen. Etwas mehr soziale Kultur, das heißt Rücksichtnahme auf andere, müßte allmählich zu erreichen sein im Verkehr auf der Straße, in den Bahnen und öffentlichen Lokalen, im gegenseitigen Verkehr zwischen Hausgenossen und zwischen Beamten und Publikum; dadurch würden viele Reibungen und Aufregungen vermieden. Ich glaube, daß wir hierin einiges von unseren Feinden lernen können: das Publikum der englischen Großstädte ist trotz allen brutalen Hastens rücksichtsvoller und verständiger unter sich. Es wäre eine dankbare Aufgabe unserer Schulen aller Art, dieses soziale Gefühl zu lehren, daß auch ohne Polizeistock Ordnung und gegenseitige Rücksichtnahme im Zusammenleben und Verkehr der Menschen geübt werden kann.

Die Jugend hat in den letzten Jahrzehnten mit sicherem Instinkt fast ohne Beihilfe der Erwachsenen gefunden, was ihr not tut: Rückkehr zur Natur. Die Neigung zu gesundem Sport, zu gemeinsamen Wanderungen führt jetzt auch die Großstadtjugend mehr als früher aus den Straßen, Kneipen und zweifelhaften Vergnügungslokalen hinaus in die freie Natur. Wenn dieser ganzen Bewegung, die in den Vereinigungen der Wandervögel, Pfadfinder und ähnlichem ihre äußere Form fand, vielleicht manches Überschwengliche und Modehafte anhaftet und manchmal selbst zu Auswüchsen führt, so hat sie doch das große Verdienst, zum ersten Mal wieder einen großen und den empfänglichsten Teil des Volkes mit der Natur zusammengebracht zu

haben, bewahrt ihn vor dem Stumpfsinn des Kneipenlebens und erweckt auch in den Erwachsenen allmählich die gleichen verständigen Bedürfnisse. Wenn die Schule, zumal die höhere Schule, sich jetzt gegen die Aufgaben der körperlichen Ertüchtigung der Jugend, die gleichzeitig eine Stählung der Willenskraft und der nervösen Widerstandsfähigkeit bedeutet, nicht mehr so ablehnend verhält, wie noch vor einem Menschenalter, so ist das nicht zum wenigsten der in der Jugend selbst entstandenen Wandervogelbewegung zu verdanken. Auch bei den erwachsenen Großstädtern wächst das Interesse an verständigem Naturgenuß, und vielfach tritt der Sport an die Stelle der alten Zerstreuungen in Kneipen, Kaffees, Vergnügungslokalen; daß dadurch dem Alkoholmißbrauch am besten entgegengetreten wird, liegt auf der Hand. Vielleicht können auch Handel und Industrie diese Bewegung fördern, wenn sie noch mehr als bisher auf die Schaffung eines freien „Wochenendes" (Sonnabend Nachmittag und Sonntag) für ihre Angehörigen bedacht sind. Daß das kaufende und verbrauchende Publikum in dieser Richtung auch etwas Rücksicht nehmen kann, hat ja der Krieg gezeigt. Anderen Großstädtern werden Theater, Museen, öffentliche Vorträge und Volkshochschulkurse geeigneten Ersatz für die minderwertigen Vergnügungen bieten. Es ist nicht richtig, zu meinen, daß das „Volk" nicht reif für solche Bildungsbestrebungen sei; wieviel auch Unverstandenes mit unterläuft, das Bedürfnis und die Sehnsucht nach geistiger Höherentwicklung besteht in allen Kreisen unseres Volkes; sie muß in richtige Bahnen gelenkt und geleitet werden, um statt der platten Aufklärung und Halbbildung eine wirkliche Vertiefung der Weltanschauung, eine Geistes- und Herzensbildung zu erreichen.

Man hat oft — in Witz und Satire — über den deutschen Sommerfrischler und Vergnügungsreisenden gespöttelt, der mit wenig Geld, salopp oder übertrieben modehaft bekleidet, alle schönen Landschaften im Gebirge und an der See unsicher macht. Und doch liegt hierin — wenigstens soweit es den nicht-wohlhabenden Großstadtbewohner betrifft — ein instinktives, gesundes Vorbeugungsmittel gegen die Überreizungen der Großstadt. Es mag etwas Protzentum sein, daß jeder kleine Beamte, Angestellte, Geschäftsmann seine Urlaubswochen in einer „Sommerfrische", im Gebirge, an der See, zubringen will. Aber alle diese billigen Sommerfrischen, Erholungs- und Ferienheime sind vielen abgearbeiteten und abgehetzten Großstädtern wirklich ein Bedürfnis und ein Jungbrunnen, in dem er in Berührung mit der Natur, in Ruhe und einfacher Lebensweise sich wieder für ein Jahr die Kraft zu seinem Körper und Nerven zerrüttenden Leben in der Großstadt sucht. Wer noch mehr mitgenommen und von einem wirklichen Versagen seiner Nervenkraft bedroht ist, kann Genesung in den Mittelstandssanatorien, die nach einer Anregung des verstorbenen Leipziger Nervenarztes Möbius in den letzten Jahrzehnten in Deutschland entstanden sind, finden. Auch diese Einrichtungen müßten noch vermehrt und so ausgestaltet werden, daß sie

namentlich den Angehörigen des Mittelstandes einen für seine wirtschaftlichen Verhältnisse möglichen behaglichen Aufenthalt bieten. Denn gerade der nicht in die Versicherungsgesetzgebung einbezogene Mittelstand (Beamte, freie Berufe) ist in dieser Beziehung viel schlechter daran, als der Arbeiter, dem auf Grund seiner Versicherung die besten und modernst eingerichteten Heilstätten und Sanatorien offen stehen. Diese Mittelstandssanatorien sollen ohne großen Komfort einen einfachen, behaglichen Aufenthalt gewähren, brauchen, da sie keine schweren Kranken aufnehmen sollen, auch keinen kostspieligen ärztlichen Apparat und keine teuren und komplizierten Kurmaßnahmen. Hier genügt eine verständige Hausordnung, die, unter gelegentlicher ärztlicher Kontrolle und Beratung durchgeführt, dafür sorgt, daß die Besucher wirklich ihrer Erholung leben, einfache Ruhekuren durchführen und nicht üble Sitten des Großstadtlebens in das Sanatorium verpflanzen. Frei müssen aber diese Sanatorien von den Patienten gehalten werden, bei denen es sich meist weniger um Behandlung als um Begutachtung von Unfallnervenkrankheiten handelt. Diese Aufgabe muß besonderen Instituten unter fachärztlicher Leitung vorbehalten bleiben. Das muß einmal erwähnt werden, weil der ursprüngliche Gedanke der Volksnervenheilstätten durch die Verquickung mit dieser Begutachtungsaufgabe geschädigt worden ist. Um möglichst weiten Kreisen des Mittelstandes den Aufenthalt in den für sie geeigneten Sommerfrischen, Erholungsheimen oder Sanatorien zu gestatten, sind Kassen und entsprechende Einrichtungen entstanden; ihre weitere Gründung ist dringend zu befürworten.

Endlich lassen sich eine ganze Anzahl von Gesichtspunkten anführen, die geeignet sind, die Nervosität in Stadt und Land zu bekämpfen. Ohne sie im einzelnen zu schildern, sei nur in Stichworten hingewiesen auf Maßregeln bei der Kindererziehung vom Säuglingsalter ab, verständige Auswahl der Schullaufbahn unter Berücksichtigung mehr der Begabung der Kinder als der sozialen Stellung der Eltern (Einheitsschule), Reform auch der häuslichen Geselligkeit und der ganzen Lebensführung in den Kreisen, die bisher glaubten, die Lebenskunst bestehe darin, daß man jede Tagessensation mitnehmen muß, kurz eine mehr ethische als intellektuelle Vertiefung der Lebensauffassung. Die furchtbaren Erfahrungen des Krieges, der so unendlich viel Leid über uns alle gebracht hat, werden vielleicht wenigstens in diesen Beziehungen segensreich wirken.

Denn wir müssen am Schluß dieser Betrachtung sagen: die Ursachen der Nervosität sind nicht allein in der Großstadt zu finden: auch in die ländliche Stille, in die Behaglichkeit der Kleinstadt ist die neue Zeit mit ihrer Reizsamkeit eingedrungen und sucht ihre Opfer. Aus seiner Sprechstunde kennt jeder Nervenarzt den besonderen Typ des Fabrikanten oder Geschäftsmannes der Kleinstadt, der die gleichen Unternehmersorgen zu tragen hat, wie sein großstädtischer Berufskollege, und dabei unter der Beschränktheit der kommunalen und gesellschaftlichen Verhältnisse seines Wohnortes leidet, denen der vielbeschäftigte Mann sich nur vorübergehend entziehen kann.

Die durch den Krieg noch mehr gesteigerte wirtschaftliche Notlage des Mittelstandes ist ferner eine der wichtigsten und eine von Industrieentwicklung und Großstadt unabhängige Ursache dafür, daß der für die kulturellen Aufgaben unseres Volkes so wichtige Mittelstand immer mehr in nervöser Beziehung gefährdet ist, obwohl gerade dieser Stand in seinen Lebensformen sonst gute Gegenkräfte gegen eine Zunahme der Nervosität bot.

Man darf auch nicht in den Fehler verfallen, nur die schlechten Seiten der Großstadt zu sehen. Sie hat ihre großen und für die Entwicklung unserer Wirtschaft und unserer Kultur nicht zu ersetzende Vorzüge. Daß sie in bezug auf Hygiene, Krankheitsbekämpfung, Krankenbehandlung dem Lande und der Kleinstadt überlegen ist, wurde schon oben erwähnt. Wir wollen auch nicht vergessen, daß die Großstadt durch ihr mannigfaltig entwickeltes Schulsystem viel reichere und der Begabung des Einzelnen mehr angepaßte Bildungsmöglichkeiten bietet, die vor allem auch dem minderbemittelten Großstadtkind zugute kommen und damit dem Tüchtigen freie Bahn eröffnen, leichter, als wenn es sich darum handelt, ein begabtes Kind vom Lande oder der Kleinstadt empor zu fördern. Auch die übrigen Bildungseinrichtungen der Großstadt: Volkshochschulkurse und andere Vorträge, Theater, Museen und Sammlungen, geben dem, der sich nach wirklicher geistiger und gemütlicher Vertiefung sehnt, mehr Anregung und Ablenkung, als dies in der engen Monotonie der Kleinstadt möglich ist, lenken von minderwertigen Vergnügungen ab und verhüten den Pessimismus oder das stumpfe Hinvegetieren, dem weichere oder lebhaftere Naturen in der Kleinstadt so leicht verfallen. Wenn unsere deutschen Großstädte in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege auch in der Ausschmückung ihrer äußeren Erscheinung, in geschmackvoller Architektur der öffentlichen Bauten, Schaffung von Schmuckplätzen, Anlagen, Zierbrunnen miteinander in regen Wettbewerb traten, so zeigte sich darin nicht nur die wachsende Wohlhabenheit der Städte. Sie haben auch ihre kulturelle und ethische Aufgabe erkannt: unsere großen städtischen Kommunen sind in der Hebung der Volksschulbildung, Förderung der Kunst und ähnlichen Aufgaben in gewissem Sinne an die Stelle der Fürstenhöfe der Renaissance und des Aufklärungszeitalters getreten, aber mit der Änderung, daß die städtischen Leistungen in dieser Hinsicht einer größeren Allgemeinheit zugute kommen und weniger als die der fürstlichen Mäzene jener Zeit von Laune und Geschmack des Einzelnen abhängen.

Und schließlich darf man auch nicht das kluge Goethewort vergessen:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."

Der Strom unserer Welt, unserer Zeit, rauscht am vollsten und stärksten in den Zentren der Arbeit und des Verkehrs, in den Großstädten.

Die Bildung eines festen Charakters ist aber das beste Vorbeugungsmittel gegen Nervosität und psychische Schwäche.

Der Krippenschnitzer.

Erzählung

von

Robert Walter.

(Schluß.)

Nach der Geburt des Kindes gewann Lobering unter Enttäuschung und Bitternis seine eigenwillige Selbstgehörigkeit zurück. Während er anfangs glaubte, nun ein vollgültiger Mensch zu sein, erfuhr er schnell, daß er der überflüssigste geworden war. Man hatte ihn aus dem Schlafzimmer gewiesen. Wollte er die Schwelle überschreiten, mußte er auf Strümpfen kommen, und wenn man ihn nach etwas fragte, so geschah es nur, um seine Antwort nicht anzuhören. Hebamme und Wärterin, selbst die Altmagd, deren hundertfältige Besorgungen sie nur bis an die Kammertür führten, wo sie sich mit geheimnisvollen Klopfzeichen bemerkbar machte, sprachen zu ihm in einem geschärften Ton, als hätte er ihnen mit dem Kind ein Unrecht angetan. Und er plagte sich mit Vorwürfen, daß ihm die Gedanken an das neue Wesen nicht über sein Beiseitgestelltsein weghalfen. Als er das erstemal an dem verhangenen Korbbettchen stand, versuchte er noch, sich zu freuen. Aber es glückte ihm nicht. In seinen Gedanken hatte er mit einem Kind, das unsichtbare Flügel trug, gespielt; nun war es ein runzliges, rotes Tierchen geworden, das in Krämpfen das Gesicht verzerrte und sicher vom bösen Blick des Todes behaftet war. Engelke lag daneben im Bett, mit Wangen wie ein Paradiesapfel, schlafend noch den Zug Triumph im Gesicht. Sie war erlöst, aber sie dünkte ihm gefährlich. Er fühlte, sie hatte etwas vollbracht, und wußte darum, wogegen er nicht mehr bestehen würde. Als sie erwachte, wurde er an ihr Bett befohlen. „Willst du mir nicht Guten Tag sagen?" fragte sie. Er griff nach ihren Fingern. „Willst du dich nicht bedanken?" Er küßte die Hand. „Hast du das Kind schon gesehen? aber weck es nicht auf. Freust du dich nicht?" Er antwortete mit einer Lüge, soweit er sich besinnen konnte, zum erstenmal. „Geh!" sagte sie. Das Wort erschlug ihn. Es scholl ihm im Augenblick aus den künftigen Jahren entgegen: vernehmlich und zischend, voll Ärger, voll Ungeduld, spöttisch, unbarmherzig, vergiftet: Geh!

Der Garten lag im ersten zarten Schnee. Er ging, als müßte er flüchten, nach der Kate und brannte ein Feuer an, daß die Kacheln strahlten. Aber es wollte ihn nicht wärmen. Und wie er auch in sich hineinrief: Komm her! er kam nicht zu sich selber. Jedes Messer war kalt von Haß, die Schnitzbank vor Trägheit unwillig, das Holz widerspenstig, die Bücher ohne Sinn und Wesen. Bis ihm die Erschütterung zwischen Weinen und Lachen den Kopf in die Arme bog. Da hörte er, als das Gefühl in ihm emporbebte, Worte, die von einer Melodie durchklärt wurden: „Wer war schon auf der Erde, der mich liebte?" Als er geglaubt hatte, die Liebe würde sich an seine Brust lehnen, wandte sie sich ab. Er mußte an einen Mann denken, einen kleinen Tagelöhner im Dorf, der vor Jahren ein junges Weib genommen hatte. Sie sollen wie unstillbare Verliebte gelebt haben. Aber am Tage nach der Geburt seines Kindes war er davongegangen, ohne Abschied und spurlos. Den hatte er bisher für einen Narren gehalten. Er lag, bis die Dämmerung die Stube verschattete, bitter vor Verlassenheit und wie mit Tränen angefüllt.

In der Nacht sah er die Krippe vor sich im Land, undeutlich nur und halb fertig. Die Gestalten waren zerstreut, die Könige verschwunden, die Ställe voll Trauer. Die Hirten standen zusammen wie stumme Klötze. „Wo ist Joseph der Väter geblieben?" „Er ist nach Ägypten geflohen," sagte der Nacktfuß und nach einer Weile der Griesbart in Lumpenschuhen: „Maria liebt ihn nicht." Lobering stöhnte. „Weiß er nicht, daß die Mörder des Kindes kommen?" Sie mußten sich erst besinnen. Dann hob der Kinnbart den Kopf von den Fäusten am Stab. „Das Kind hat seinen Engel, du Narr." „Welchen Engel, Simon?" Sie sahen sich kopfschüttelnd an. „Den Engel mit dem Schild Finsternis, heidnischer Mensch!" Jetzt trat ein weißes Pferd schnaubend aus dem Stall. Es hatte Augen wie blaue Blitze und ein weißes Horn auf der Stirn. Hinter ihm kam der Engel mit dem furchtbaren Antlitz. Und die Hirten und Tiere fielen auf die Knie.

Lobering hatte die Erlaubnis erhalten, in die Stadt fahren zu dürfen. Ehe er sich bei dem Professor melden ließ, suchte er durch die Ausstellungssäle, bis er die Krippe fand. Sie dünkte ihm fremd und hölzern, und selbst ein Kind hätte sich hier nicht an dem Figurenspiel gefreut. Er sah nur mit kalten Augen, was ihm nicht gelungen war, und verließ bald das Museum, beim Türwächter am Direktorzimmer vorbeischleichend. Die Stadt tat, als wäre sie fröhlich. Die Menschen liefen schneller als sonst, weil ein kleiner Schnee fiel. Lichter brannten mitten in den Tag. Die Häuser verkrochen sich hinter den Schildern. Die Straßen lärmten, als stürzten und rollten sie auf tausend Füßen und Rädern weg. Aus den Kaffeehäusern schwang die Fröhlichkeit heraus. Lobering erlebte das alles mit geheimer Zufriedenheit, obwohl ihm die Traurigkeit anhing, wie niemals sonst, wenn er auf dem steinigen Pflaster statt auf der Erde gegangen war. Er atmete auf, als

wäre er daheim, und fühlte sich wohl, daß er die letzt vergangenen Tage vergessen konnte, ohne untätig zu träumen. Hier hatte jede Stunde ein paar hastige Fäuste. Die faßten ihn, daß er gehorchen mußte, und eine gab ihn der andern weiter.

Er lief den Nachmittag über durch mehrere Kunsthallen, wo er sich zwischen den Stilen der ausgestellten Plastiken nicht mehr zurecht fand. Einige Holzbilder waren da, Werke von Bildhauern, die es auch einmal in Holz versuchen wollten und weder den Wuchs des Materials noch ihre Messer kannten. Sie besaßen eine Vorliebe für seltene Hölzer, nicht aber den Schnitt, der blind gehorcht. Davon konnte er nichts lernen. So ließ er sich im Lesesaal ältere Jahrgänge der Kunstzeitschriften vorlegen, die er nicht zu Hause gesammelt hatte und blätterte nach Abbildungen von Holzschnitzereien, bis die Halle am späten Nachmittag geschlossen wurde. Abends saß er glühend und mit ineinandergelegten Händen vor einem Schauspiel, das ein lebender Dichter nach einem alten Vorwurf geschrieben hatte. Er sah Säulen, vor denen der Lorbeer grünte, schöne lebendige Gewänder, einen Tanz, südländisches Licht, Wildnis und ein Berggrab. Und hörte Flötenspiel und solche Menschenworte, nicht mehr von der Erde, die aus Himmel und Hölle zusammengemischt waren, daß der Schauer über seine ärmliche Tageszeile hinfuhr. Es war die Tragödie der Liebe, von der Gewalt des göttlichen Stromes aus einem Menschenherzen handelnd, den Freunde und Beschenkte in ein steiniges Bette zwängen, bis er versiecht. Lobering sah gegen solche Nacht sein Schicksal wie ein regnerisches Wölkchen, das Haus, Acker und Welt ertränken möchte. Welch geringes Maß der Liebe wurde mir dagegen, überlegte er, als er zu seinem dürftigen Gasthauszimmer emporstieg; ich wäre meiner ärmsten Arbeit unwert, wenn ich es nicht bewahrte. Dieser Titan aus Gott mußte im Haß verenden.

Schon gedachte er, als er in der Frühe erwachte, heimzukehren und nicht den Abendzug abzuwarten. Aber als er wiederum die Stimmen der Stadt vernahm, wurde er unschlüssig. Der bläuliche Frosttag aus dem einsamen Feld hatte sich auch zwischen steinernen Straßen eingenistet. Hausdächer und Türme glänzten durch den Sonnendunst. Die Stadt lächelte ihn an, die schon gestern im Schlackschnee geschenkfroh gewesen war. Er wandte sich nach dem Tierpark hinaus, ging herzklopfend wie jeweils die alte Pilgerstraße aus seiner Jungenzeit. Strauße und Kormorane stelzten durch den Schnee und taten schön im weißen Lichtfeuer, das heller als die Wüste brannte. Die Löwen und Leoparden kamen mit tollen Sprüngen in den Winter heraus, schüttelten sich, blinzten durch die Sonne und gähnten die Kälte an. Nur die Teiche der Wasservögel waren verödet. Die Eisbären lagen in eisigen Träumen. Zwischen ihnen, auf den Grottenhängen, watschelten die Pinguine und hielten Gesellschaft. Wilde Möwen kreischten über der Schlucht und stießen nach den Fischresten zwischen Steinen und Eisschollen. Als Lobering

nach den Häusern gehen wollte, war es Mittag geworden. Er fuhr in die Stadt und kam nach einer Stunde mit einem Skizzenbuch zurück. Er arbeitete bis in die Dämmerung, ließ sich vom Gastwirt Papier und Feder bringen und schrieb nach Hause, er müsse noch mehrere Tage im Tierpark skizzieren. Als der Brief fort war, besann er sich erst und atmete auf, als hätte er eine Gefahr überwunden. Schon am zweiten Tage nahm er das Mittagbrot mit hinaus, um die helle Zeit nicht auf dem Weg zu lassen. Wenn ihm die Faust hart gefroren war, daß sie schmerzte, zeichnete er in den Ställen und vor den Käfigen in den geheizten Vorbauten weiter. Er bildete nach, ohne zu wägen, und sah das Tier, während er ihm Kleid und Form gab, im Holz lebendig. Das Buch füllte sich mit fertigen Gestalten, von verschiedenen Blickpunkten gesehen, mit seltsam bewegten Tiergesichtern, angedeuteten Muskelstellungen und Bewegungslinien. Als er die letzten Seiten in den Fingern hielt und sie, als erwachte er, befühlte, brach er mitten im Tag ab, ging, das Herz über die Heimkehr und den Empfang daheim beschwert, Abschied nehmend durch den Garten und nach der Stadt zurück. Am Abend fuhr er in das Winterland, einsamer, aber von sich selbst bewegter denn je.

Er hatte sich gegen Weib und Kind versündigt, dafür gab es weder jetzt noch zukünftig eine Vergebung. Während das Weib leidet, flieht der Mann nach dem großen Babel, das soll man den jungen Mädchen predigen, ehe sie heiraten. Sein Skizzenbuch war keine Entschuldigung, das verriet nur seine Herzlosigkeit. Was half es ihm, daß ihm die Schwere seines Lebens in den Augen stand? Er war der Mensch ohne Liebe. Wenn er sein quälerisches Verlangen in Worten ausgestoßen hätte, es wäre ihm zu Sinne gewesen, als läge sein Herz noch zuckend auf dem Fußboden. Er würde eher ersticken, als sich selbst verraten. „Wenn du nicht zu mir kommst," rief er und streckte ihr noch die Hände hin, „ich kann nicht zu dir! dann gehen wir immer weiter auseinander!" Sie hörte nur die Worte, deren Wahrheit sie nicht glaubte, und wandte sich ab. Und er wußte nicht, daß sie jetzt nur ein Gefühl des Lebens hatte: die Mutterschaft und wurde nicht darum versöhnt. Sie konnte triumphieren, weil das Kind ihr Verbündeter war, das ihn in die Ehe fesselte. Aber dieser kleine Heiland der Menschen bringt auch das Schwert zwischen Mann und Weib.

So lebte er tagsüber wieder in der Kate wie in einer Burg und war von lauter Arbeit umschlossen, vor der die Feindschaften schwach und stumpf werden. Hob er sich staunend von einem endlosen Schlaf? oder war sein Leben nur eine Schwelle gewesen, die er, aus einem vergangenen Dasein kommend, überschritten hatte? Die Weite von drüben her hatte sich ihm gesellt. Soweit sein Traum und Wille auch umging, war Welt in ihm. Was er vordem in Kärglichkeit erreichen mußte und mühselig dem Gesicht nachbildete, das drängte sich nun, Form an Form, rund schon im ersten Aufblitz, Gestalt um Gestalt, daß er sich der Fülle nicht erwehren konnte. Wäh-

rend er noch an einem Bildnis schlug und schnitzte, wuchsen andere in ihm, fertig bis in den letzten lebendigen Zug.

Der junge Uhu im Tag war lange auf dem Bord einsam gewesen. Er bekam einen Genossen, einen löffelnden Hasen, der hoch und spitz aus einer Sandsenke wuchs, horchend, die Flanken voll Furcht, das Gesicht aufgespannt und nur noch Ohr. Alle Angst, die im schauernd einsamen Feld spukt, lauschte aus diesem Wesen. Sie stammten, Uhu und Hase, geschwisterlich nebeneinander aus derselben Welt. Man wußte auch nicht, ob man den Witternden, der mit unschuldigen Pfötchen die pochende Brust schirmen wollte, belächeln oder bejammern sollte. Aber hingeduckt auf die Erde, latschflügelig und die Hälse gesträubt, lauerten zwei halbwüchsige Hähne gegeneinander, sprungbereit und Schnabelspitze fast an Schnabelspitze gesetzt, einen Augenblick lang zwischen Furcht und Wut. Lobering riß die höchste Bewegung aus dem Ahornklotz: verbissene Dackel, die sich mit gebleckten Schnauzen an den Hälsen hatten. Einer, der ältere, dessen breit gesetzte Hinterbeine wie festgerammt standen, stieß dem andern die Schultern in den Sand, daß ihm der Hinterteil durch die Luft flog. Hier verging jede Linie in der großen Bewegung. Und weiter war nur ein Schritt zu jenem Ausdruck, der alles Nebenwerk aufgesogen hat und es nur im Wesenskern auslädt: nachdenkliche Pinguine. Drei Kreaturen, in der Behäbigkeit menschenähnlich, die einander auf die Bäuche starren, gedankenvoll und kurzatmig, Geschöpfe, die ihre Plumpheit überwunden haben, sich aber der Entenfüße schämen und die Arme hängen lassen voll Trauer, daß sie nicht hinter ihren Tiefsinn geraten können.

Das Reich war aufgebrochen, aber die Scheu vor Begegnissen unbekannter Art hielt ihn. Verloren in pochender Arbeit hatte er ein Gesicht. Es brach durch zwanzig Jahre, ohne Beschwörung. Der angeschossene Hund, der auf dem Feldwege die Hinterbeine nach sich zog und zusammenbrechend seine Wunde leckte, sah ihn mit solchem Schmerz an, wie er nur aus dem Auge des stummen Tieres schreit. Gefühl und Mitleiden hatten Lobering gepackt. Und er spürte werkend, daß der Schöpfer zwischen Gottes beiden gefüllten Händen wohnt. Der Hund war nichts anderes mehr als Gestalt gewordener Schmerz, zusammengeschleudert, in jedem Glied zerrissen und vernichtet, aus einem Gesicht äugend, das aller Kreatur Leid trug. Lobering gesellte ihm, des eigenen Trostes voll, die Kaninchenmutter bei, das Tier, dessen Fruchtbarkeit sein einziger Panzer gegen die Feindschaft der Welt ist. Sie war von lauter Glück rund und fett und mochte, selbst genügsam und mit geknickten Löffeln, dem spielenden Wind im Gras und den sommerlang raschelnden Büschen, die sie erschrecken wollten, zuschauen, und ihre kugeligen Kinder hingen an den Zitzen, daß sie mit ihnen einer strotzenden Weintraube glich.

*

Lobering erkannte erst an dem wachsenden Kind, wie schnell die irdische Zeit sein kann. Als Hulle laufen lernte, verwünschte er sich als Müßiggänger und begriff nicht, daß Engelke über die ungebärdigen und leichtsinnigen Füßchen außer sich geriet. Er hatte erfahren, wie sehr er bei jedem Ding im Unrecht war, und konnte längst schweigen, ohne die Zähne aufeinanderbeißen zu müssen. Er ertrug ihr Zankwort Ja und Nein, ohne zu widersprechen, weil es ihm nebensächlich schien, zu streiten, wenn man dem schöpferischen Leben gehört. Aber gegen jede Arbeit, die ihm vom Hof kam, hatte er sich mit jäher Heftigkeit gewehrt, angreiferisch und die geballte Faust auf dem Tisch, und der Alte ließ endlich von ihm ab, nachdem es ihm klar geworden war, daß er mit dem Schwiegersohn doch keinen Großknecht ersparen konnte. Das Kind war Lobering lange fremd geblieben. Er konnte ihm vor Engelke nichts recht machen und wurde, wo er sich auch in den Bereich der Mutter wagte, exerziert. Er faßte es wie ein Heubündel an, erschreckte es mit einer bärenhaften Stimme, weckte es, wenn es schlafen sollte, und sprach Dinge zu ihm, von denen der kleine Geist frühreif wurde. Erst als er es einmal nackend sah, im Badewasser platschend, lachend wie die Sonne im Sturzbach, rund und märzenhaft strotzend die Schulterchen, Brust, das Leibchen, die Beinchen und Greifefüße, ging ihm das Kind im Herzen wie eine Himmelsblume auf. Gleich wollte er es, wie es ihm die Ärmchen herstreckte, mit beiden Händen anfassen, aber er wurde für nicht gescheit erklärt und mit einem Auftrag aus der Kammer geschickt.

Bald danach, als die Juniroſenbüſche brannten, kam Hulle, der mütterlichen Aufsicht wie unter einer Tarnkappe entschlüpft, durch den kleinen Garten gegen die Kate gewandert. Hier war eine unbetretene Welt. Aber sie hatte keine Furcht, blieb zwischen zwei hohen Blumensträuchern stehen und schien das Häuschen wie aus einer Erinnerung anzulächeln. Lobering gingen hinter den Scheiben die Augen licht über. Er riß die Haustür auf und hockte sich kniend vor dem Steintritt hin, bis sie in seinen Armen gelandet war. Küssend und schäkernd trug er sie in die Stube, rollte Holzkugeln über den Boden und ließ die Drehbank surren. Dann brachte er das weiße Schäfchen hervor, das sie an sich drückte, während sie ihn erstaunt über solche Güte anblickte, und er erzählte ihr das Märchen vom Schäfchen Zottelfell, das nach der Wiese Siebenquell wandert, wo auch der Winter im grünen Grase liegt. Er hörte schon durch die Worte Engelkes heftigen Schritt. „Da!" rief sie in der Tür, hochatmend, „hast du sie geholt?" „Sie ist allein hergefunden," sagte er. Engelke verfärbte sich, dann riß sie ihm das Kind vom Schoß und trug es hinaus. Hulles Weinen versank bitterlich in den Gärten. Sie wird aufhören mit Weinen und wieder im Schoß der Mutter sitzen, sann er, aber sie kennt nun den sehnsüchtigen Weg.

Hulle verstand plötzlich, vor aller Augen zu verschwinden. Aber man fing sie zumeist schon zwischen Büschen und Beeten ein und band sie bald

mit Blicken und ewigen Unterhaltungen fest. Wenn sie lange nicht kam, machte Lobering sich auf und beschlich sie, von fern in Freude stehend. Er stapfte nachmittags in die Kammer. Da lag sie zwischen den Kissen mit offnen Augen. „Hulle," dämpfte er die Stimme ab, „schläfst du denn nicht?" „Papa," sagte sie, und das Glück wohnte in jedem Wort, „ich habe mir eben eine schöne Geschichte erzählt." Er langte nach dem Händchen, das gnädiglich aus dem Bett hing. „Die wird so wahr werden wie dein Herz ist," sagte er gerührt. Zur Weihnachtszeit schnitzte er ihr eine Arche Noah mit bunten Tieren, die auch auf dem Badewasser schwimmen konnte. Über dem Dache saß des Geistes weiße Taube, den Zweig vom grünenden Frieden im Schnabel. Wenn sie mit den Tieren spielte, gab sie jedem einzelnen einen besonderen Namen wie Gottvater im Paradies. Und abends fuhr sie mit dem Kahnhaus in den Schlaf. Als danach das blaue Veilchenbeet im Blumengarten wieder wie ein rundes Stückchen Himmel blühte, sah Lobering, hinter der Weißdornlaube wartend, wie sie an der Großvaterhand den breiten Steig heraufkam. Sie schnüffelte mit dem Näschen und stand gleich darauf im Anschauen wie versunken und verklärt. „Großvater," fragte sie, „was sagen die kleinen Veilchen jetzt?" Der Alte besann sich, und da er es nie gewußt oder doch lange vergessen hatte, schüttelte er den Kopf. „Ach, die sagen gar nichts." Und sie dagegen, das weißblonde Haar voll Sonne wie einen Lichtkranz ums Köpfchen: „Doch, Großvater, sie sagen jetzt: Duffe, duffe, bald kommt der schöne Sommer." Lobering legte die Hände ineinander. O Augenblick, wie wandelst du durch mich hin, träumte er, ich will dich anbeten, wenn ich wieder stumpf und gottlos bin.

Solange er in der Arbeit lag, hätte ihn die singende Lerche gestört, die seine schweigsame Stube zum Himmel gemacht hätte. Hulle kam mit Poltern und Lachen und hatte soviel Wünsche wie Fragen. Aber er mochte mit ihr spielen, und das Werk ließ ihn nicht los. Er horchte, wie der Verliebte abends nach der Nachtigall, als sie plötzlich zu singen anfing. Es war kein Lied, aber er hörte die Lieblichkeit aus hundert Liedern. Als er sich behutsam herumdrehte, stand sie, den kleinen roten Rock aufgehoben, den Engelsblondkopf zurückgelehnt, setzte die Füßchen umeinander und tanzte, berauscht von dem hellen Gesang. Er wußte, sie hatte nie einen Tanzenden gesehen; sie wurde, als wäre es nur ein Spiel, von ihrem Blut bewegt. Und während sie sich wiegte und verzückte Töne sang, lachte sie mit geschlossenen Augen in sich hinein. Er hockte schon an der Erde und fing sie, als sie taumelte, in den Armen auf.

Engelke führte ihren Kampf um das Kind mit der Verbitterung des betrogenen Weibes. Es wäre seine Pflicht gewesen, dankbar zu sein, aber er wollte nicht einmal etwas mit dem Hof zu schaffen haben. Er hatte sie getäuscht und verlassen und war voller Heimlichkeiten. Er dünkte sich mehr als alle andern, wich dem Schulmeister Lerch aus, mied auch den Präzeptor

und kannte den Pastor nicht. Wenngleich er aus dem Stalle gekommen war, so tat er sich doch ein Gebaren um, als wäre sie eine Ausgestoßene. Er war ihr der Rechte gewesen für die heimliche Hörigkeit, in der Haus bei Haus jeder Mann zum Weibe stand, aber nun war er ungebundener denn je vordem und hauste auch nachts in der Kate. Oft fuhr er in die Stadt und blieb über Tage hin fort. Rechenschaft gab er nicht. Sie konnte vor ihm schreien, er blieb fühllos wie ein Stein und ging mit einem Wort und Seufzer und einer Handbewegung darüber weg. Er hatte mit vielen Büchern sein Wesen; man wußte nicht, wozu. Und wenn er auch bis in die Mitternächte hockte und am Holz bosselte, seine Arbeit war ein Müßiggehen, denn er hatte seit dem Verkauf der Krippe keinen Pfennig verdient. An der bäuerlichen guten Tracht schien er kein Genüge mehr zu finden; er ließ sich städtische farbige Anzüge schneidern und tat die rohleinenen Hemden außer Gebrauch. Sie verstand es nicht anders, als daß man sich für einen andern putzte. Und zu allen diesen Dingen erlitt sie es, daß sich das Kind zu ihm hinsuchte und über jeden Widerstand hinweg danach drängte, ihn anlächeln zu können.

Lobering war eines Tages beim Professor erschienen und hatte ihm in ruhig gesetzten Worten erklärt, er habe sich nun sieben Jahre mit Gott und Teufel in der Wüste herumgeschlagen und müßte unter die Menschen gehen. Es triebe ihn sogar wunderlicherweise dazu, und er wäre sich selber zuviel geworden. Er habe zwanzig oder vierundzwanzig Holzwerke zu Hause, mit denen er die Kunstausstellungen eines ganzen Winters aufwiegen könne. Der Professor verstand wohl, daß hinter den graden Worten nichts, als die in innerster Not verwurzelte und mit Zweifeln und Ängsten vermörtelte Sicherheit eines Menschen lag, der im Kampf mit sich selbst die Furcht vor der äußern Welt verloren hatte. Trotzdem warnte er ihn vor der eignen Unbefangenheit und bewies ihm auch an manchem Einzelfall, daß das öffentliche Urteil ein Tier mit hundert Hirnen und ebensoviel gezähnten Mäulern sei, malte ihm den gedankenlosen Widerstand der kunstfreundlichen Kreise in grauen Farben, tröstete sich aber am Ende mit der schöpferischen Kraft des Holzschnitzers, die um sich selber lebe und gewiß mit der Genügsamkeit, was die Einkünfte beträfe, gepaart sei. Lobering wehrte ab. „Ich bin nicht genügsam," sagte er, „und wenn ich es gewesen bin, so lag es in meinem äußern Wesen, wie ich bäuerische Kleidung getragen habe, ohne ein Bauer gewesen zu sein. Ich will lieber ein Holzstück auf einen Enkel vererben, als es einen Groschen unter dem höchsten Preis abgeben." Der Professor schien eine Antwort zu bedenken, dann langte er nach dem Fernsprecher und unterhandelte mit der ernsthaftesten Kunstausstellung der Stadt. Lobering hörte, daß er noch ein halbes Jahr warten müsse. „Ich habe Zeit," sagte er, „ich würde mich sonst nur ein unbeträchtliches Stück in die irdische Ewigkeit messen." Er ging noch am selben Tage, um den zweimonatigen Vertrag abzuschließen.

Schon auf der Heimfahrt war ihm zu Sinn, als hätte er mit dem vergangenen Werk nichts mehr zu schaffen. Der glückhafte Schritt im äußerlichen Leben genügte, ihn aus dem bisherigen Kreis der Gesichte, Stimmungen und Formen herauszuheben. Er fuhr, wunderlich beschwingt, jede Fiber in Kraft beherrscht und doch voll nachlässiger Überlegenheit durch das aprilenspäte Land, und der Frühling ging sonnig neben dem Zuge her, das strahlige Haupt im Himmel schüttelnd, daß das Licht spritzte. Lobering sah seltsam entrückt den bräunlichen Wanderer schreiten, wie er die irdischen Wölkchen Grün über Buchen, Birken und Ackerränder warf, wie er sich tollend in den überschwemmten Wiesen spiegelte und die Füße auf die fernen Wälder setzte. Seltsam und unbegreiflich im halben Traum noch erblickte er durch die riesige Gestalt, aus der Sonne erschaffen, andere dunklere sich bewegen, wuchtige, der Nacht verwandt, aus der Erde wachsend wie die verwitterte Eiche, die ihm noch vorbeiglitt. Er hatte schon die Augen geschlossen, und das Herz pulste ihm. Er hätte singen oder lachen mögen, aber der Hals war ihm umklammert. Er wußte nicht mehr, daß er im engen Abteil hin und her stürzte und sich an den Wänden halten mußte, damit er nicht in die Knie brach. Er war ohnmächtig und gewaltig zu einer Zeit. Während er um Luft rang und nach dem stockenden Pulsschlag der Brust langte und sein Körper nur noch ein überwältigtes Herz war, das flog und sich krampfte, bedrängten ihn Gestalten mit staunendem Leben, die vollendet waren, ehe er wußte, daß er sie erschaffen hatte. Sie wuchsen, eine vor die andere, schon aus braunem Holz gemeißelt, und bewegten sich. Wären sie nicht aus seiner eigenen Blutfinsternis gekommen, er hätte sich nur als ihr Spielzeug gedünkt. Niemals war er, der Umwelt abgestorben, wie jetzt eigene Welt gewesen. Er hatte vergessen, daß er sehen, hören und fühlen konnte. Wenn man ihn mit einem Messer gestochen hätte, es wäre kein Blut danach geflossen. Er taumelte aus dem Zug, ohne zu wissen, weshalb, lief durch Abend und Nacht und erkannte den Weg nicht. Dann schloß er die Kate auf, blind, taub und im Wirbel, fiel auf das Lager hin wie ein Betrunkener, und die Gestalten gingen mit ihm in den Schlaf.

✲

Es war staubiger November geworden, und die Straßen in der großen Stadt bliesen sich den trocknen Schmutz gegenseitig zu. Lobering hatte am letzten Oktobertage die Aufstellung der Bildwerke beaufsichtigt und war dann nach dem Dorfe zurückgekehrt, über das der Ostwind seine Wirbel hintrieb. Das Feuer bullerte durch den Ofen, während er von früh bis spät auf dem Sofa in der Wolke Rauch lag und die tiefsinnig wunderlichen Märchen las, die chinesische Philosophen Jahrhunderte vordem gepredigt hatten, bevor Gott in einem Stall geboren und an ein Kreuz genagelt worden war. Unter der Größe dieser Werke und der unmenschlichen Zeitspanne wurde ihm sein

Schaffen und Erwarten, worin er mit dem Leben bitter verwachsen war, nichtig und unmeßlich winzig. Als er es endlich wieder in den Kreis der Vorstellungen einspannte, machte er sich zu dem Wege fertig, an dessen Ende auch das Bildnis seiner Zeit mit den zwei Masken stand. Mochte nun das bezaubernde Gesicht mit dem Blick des irdischen Wohlstands oder das verwitterte der ewigen Bettlerschaft auf seinen Gang schauen, es dünkte ihm nebensächlich, er wußte, daß der Weg seinen Füßen gehorchte und nicht seine Füße dem Weg folgten. Er verpackte, vom Dorftischler beraten und bedient, die drei Holzwerke, die er über den Sommer hin, während jede Stunde mit Arbeit bis an den Rand gefüllt gewesen war, gemeißelt und geschnitzt hatte, und kam noch vor den Nebeln in die Stadt. Hier umkräuselte ihn der Staub, und Papierfetzen flatterten in den Straßenkanälen wie im Land draußen die Tauben über den bronzenen und zerblätternden Bäumen. Er hatte längst die bedeutungslosen Zufälligkeiten der Stadt erfahren und war auch über das Mitleid und den Spott um solche Dinge weggekommen. Er trat in den Ausstellungsraum, musterte nur mit einem Blick die Besucher, fand an einigen Bildwerken die blaue Marke „Verkauft", zählte die Summen zusammen, ließ sich von einem Angestellten die Kritiken der Zeitungen bringen und fuhr, die Einladung ins Verwaltungszimmer überhörend, nach dem Hotel.

Die Stimmen waren in den Nebensächlichkeiten einig und widersprachen sich in allem Wesentlichen. Lob hatte er nicht gesucht, und über das Getadeltwerden war er längst hinaus. Die Lober gefielen ihm nicht, weil sie Liebhaber waren und harmlos ihren Wissensmangel in der Technik und Artung der Holzbildkunst verrieten. Er glaubte, einen gesucht zu haben, der im selben Boden wuchs wie er, oder der sich doch aus der innern Berufung heraus als Prediger vor ihn hinstellte, aber es war niemand unter ihnen. Daß sie alle, die Brustsänger wie die Kehlkopftöner, sein Können verkündeten, galt ihm nicht als Entschädigung. Er erlebte, was er geglaubt hatte, daß die Kritik hinter den Grenzen des Reichs wohnt. Er las, was zwölf Proselyten des Tores vom Heiligtum wußten, und er wäre zufrieden gewesen, wenn ein einziger von ihnen wenigstens die Kunst besessen hätte, die man billig vom Kritiker verlangen muß, über den eigenen Schatten springen zu können. Der Kunsthändler, mit dem er sich durch den elektrischen Draht unterhielt, pries die Kritik, weil er ihre Handhabung kannte, als einen ersten und endgültigen Sieg. Sie wirke schon im Reich, und Lobering lachte über die Stimme, die ihn überzeugen wollte, während sie vom Ende einer andern Welt herüberwisperte. Er gab seine Anordnungen über die Aufstellung der drei neuen Werke und begab sich in die Stadt, ein frohsinniger Mensch, der eine Welt um sich aufgebaut findet, die ihm gibt, was er verlangt, und keine Macht über ihn besitzt.

Die vierundzwanzig Tiergestalten an den Wänden des Saales waren nun nichts mehr als Paladine der drei beherrschenden Bilder, die in der

Längsmitte standen und den Eintretenden durch ihre Größe und die Wucht des erdhaften Wuchses überwältigten. Ein Bauer vor dem Schnitt lugte vorgebeugt, auf den ausholenden Sensenschaft gestützt, ein Koloß in rohgehauenem Kleid. Der Wind spielte ihm im Haar wie mit Flammen. Er war der braune Sommer, von Sonne vollgesogen, der Mensch auf dem Gipfel des Jahrs, Bildnis des höchsten Lebens, das den Tod mit breitem Schwung um sich senst, Sein und Vergehen in eins. Der hatte wohl den Schädel eines Bauern, aber mit dem Kinn des Eroberers, mit der Stirn des Schöpfers, den Wangenfalten des Hungernden nach ewiger Zeit, den Augenhöhlen des Schicksals. Ihm gegenüber das Weib im Pflugsterz, mit der Erde verwachsen, die Gebärerin, die Schultern von der Last der wirkenden Scholle niedergedrückt, aber den Nacken straff, daß die weiten Blicke noch die Lerche über den Wolken fingen. Breithüftig wie der Herbst schritt sie, Kleider und Hemd von der sommerlichen Brust gesprengt und den maienblütigen Mund geöffnet. Zwischen den beiden lag der Hütejunge, ein Kind mit dem wilden Haarschwalch, halboffnen Auges, der die Herde vergaß und träumerisch die weißen Himmelfahrtsschäfchen treibt. In den Händen die Weidenflöte mit dem letzten Hauch Musik war ihm ans Herz gesunken. So lag er, das ewige Sonntagskind, gegen den hockenden Wächterhund, der zum Sprung die Muskeln angezogen hielt, das Gesicht gespannt und voll menschlicher Klugheit. Das Tier ist weise, wo die Erwachsenen das Reich des Kindes zerstören möchten. Und die beiden waren nur noch eine Gestalt.

Als Lobering in das Dorf heimkehrte, erschien er wie ein Reisender aus fremden Ländern mit solchen Geschenken, daß er selbst an die Beschreibungen in alten Geschichten erinnert wurde. Engelke kam ihm näher, widerwillig, aber von der Begier getrieben, wie ein verscheuchtes Tierchen, das man mit Leckerbissen einfängt. Sie wurde, während die Ketten und Ringe sie anlockten und sich die Stoffe vor ihr auftürmten, von Argwohn, Reue und der alten Liebe bedrängt. Und da sie nicht wußte, wohin sie mit der aufsteigenden Scham sollte, umschlang sie ihn und küßte seinen Hals und Mund. Daß er in seinem Ruhm und unerwarteten Reichtum zu ihr kam, wie ein Bräutigam mit Geschenken, verwandelte ihre Bitternis in dunkle Rührung. Lobering sah die Tränen, und er entsetzte sich jählings vor seinen Sünden, die ihm unendlich wie das Meer dünkten. Sie mochte in ihrer Verlassenheit gebüßt haben, während er gegen sie vor sich selber Wache gestanden hatte. Er war so gesegnet, daß er sie hätte mit sich nehmen müssen, als sie ihm nicht folgen konnte oder wollte. Seine Schuld reute ihn nun im Augenblick ihrer Tränen und er drückte ihre Hände. In Wahrheit war er von der bannenden Qual der Arbeit frei geworden und durch die Wirkungen des Werks zu jeder Güte beschwingt.

Die erwartende Zeit der aufgehenden Weihnacht verlebten sie in der Stadt. Engelke lernte unbewußt, ihn mit den Augen der Kunstgeschäftler,

Käufer und Zeitungsleute zu sehen, und es verwunderte sie, daß man schwieg, wenn er zu sprechen anfing, daß er von Dingen wußte, die sie nicht in der Welt geahnt hatte, daß sein Wesen, wie er es hier zur Schau trug, keine Gegnerschaft litt. Hatte sie nicht durch die Ehejahre mit ewigen Zurechtweisungen, Kritteleien, Zankworten versucht, ihn mindest zu einem leidlichen Hauswirt zu machen? Wie Bilder auf einer Lichtwand schossen ihr die Händel vorüber, während sie die Schläfen brennen fühlte, und doch war sie im Recht gewesen. Er hatte den morschen Zaun um den kleinen Garten bis heute nicht dicht gemacht, und fünf Winter waren die Hasen über den Grünkohl gekommen. Mit dem Skizzenbuch war er hinterm Fenster gestanden, wenn das Wildzeug zu Abend mummelte, und hatte ihren Ärger über seine Unordentlichkeit mit närrischen Reden vom Evangelium der löcherigen Zäune in der Welt angefacht. Und zur Strafe, die nie ihn getroffen hatte, war sie des Nachts ohne Schlaf geblieben. Um den stehlenden Hasen konnte er sie vermahnen: Sei barmherzig! aber ihre Freudlosigkeit durch ihn bekümmerte ihn nicht. Hier aber strömte im Gleichmut seiner Art und unter den alltäglichsten Geschäften eine sommerliche Wärme um ihn, und selbst in seinem ernstesten Gesicht war noch ein Lächeln. Es wurde ihr hier nicht schwer, folgsam und zufrieden zu sein. Die Menschen waren höflich, alle Dinge dem Wunsche dienstwillig, das Dasein zeigte sich in den buntesten Schaufensterauslagen. Und neue gute Kleider machen den Menschen besser als die Predigten eines Kirchenjahrs. Erstaunt sah sie die Holzbilder, vom Staub der Arbeitsstube gereinigt, auf den farbigen Samtbehängen der Ständer ruhen, wie aus einer fremden Welt stammend. Der Saal war feiertäglich wie eine Kirche. Das Licht schien durch eine gläserne Decke herab. Die Menschen schwiegen oder flüsterten nur, standen still und gingen unhörbar auf den dicken Teppichen.

Lobering führte Hulle das Kind ins Museum. Sie wußte nicht, was sie dort sehen würde, und hatte nichts von der Krippe gehört. Ihm war diese Stunde seit Jahren schon eine lebendige Freude gewesen, und die wimmelnden Straßen im Schneedunst, die sie Hand in Hand gingen, wurden ihm zu einem Weg des Herzens. Sie war nun so groß geworden, daß sie die Fibel lesen und ihren Namen malen konnte, wobei sie das Köpfchen im Wohlgefallen rechts und links drehte. Hinter der Schwelle, im Angesicht der Krippe, stand sie stille. Sie zog das Händchen aus seinen Fingern und trat erstaunend näher. Dann wandte sie sich, die Augen vom Widerschein Glanz aufgespannt, und der Schrei eines Vogels im Sonnenwipfel flog ihr aus dem Kehlchen. Sie griff nach seiner Hand und zog ihn heran. „Es ist der Bethlehemstall," sagte er, „mit dem kleinen Jesuskind und seiner Mutter. Da sind schon die Hirten und ihre Schafe, die Eselchen und Öchslein beten an, da kommen auch die Könige aus Indien."

Nun saß er, von der Stille des Saales umhorcht, vor seinem Werk, das

Kind auf dem Schoß, und fand sich allmählich im Erzählen nach dem wunderigen Reich seiner eigenen Geburt zurück. War er selbst doch nur aus den Tagen der ersten Arbeit hervorgegangen. Und während ihm Hulles Haupt die Brust beglänzte und ihre Hände in seiner Linken gefaltet lagen, waren ihm die Gestalten so liebend vertraut, daß er ihre Fehler und Gebrechen nicht mehr wahrnahm. Hulle fragte in seine Erzählungen hinein. „Da stehen drei Bienenkörbe im kleinen Ställchen. Sind die Bienen zu Hause?" „Sie hängen wohl an den Heideblumen und holen den Honig heim," sagte er. „Damit das Jesuskind süßen Kuchen essen kann," beschloß sie. „Ja," antwortete er, „das hat Gott wohl schon bedacht, als er Adam und Eva aus dem Garten Eden verjagte und das Paradies in seinen Himmel zurücknahm. Damals mochte Gott geweint haben, weil die Menschen sein Bild, nach dem er sie geschaffen hatte, mit der Sünde zerstörten. Nachts lehnte er sich aus den Sternen und ruhte seinen Kopf auf den Bergen zum Schlaf. Da träumte er milde, und die Bienen flogen mit dem Honig aus seinem Traum. So kamen die paradiesischen Tiere auf die Erde, und um die Wabe geht noch der Duft vom Garten Eden. Müssen die Bienen nicht Honig tragen, wo ein Kindlein vom Himmel gebracht wurde?" „Kommen die Kinder aus dem schönen Himmel, Vater?" „Unsichtbare Engel tragen sie herunter." „Vater," sagte sie und drückte sich an ihn, „ich sehe die unsichtbaren Engel noch auf dem Stalle sitzen." „Ja," gedachte er, „dort haben sie mir zugeschaut, während ich diese Herden, Hirten, Könige und Tierlein schnitzte." Er erzitterte, als ihn Hulles Erstaunen durchfuhr, die nun die Ärmchen um seinen Hals hob und ihn mit stammelnden Worten zwischen Bewunderung und Anbetung anrief. Ein Augenblick Unvergänglichkeit entrückte ihn, wie er dem Kinde als ein Wesen erschien, das eine märchenhafte Welt erschaffen konnte und an des lieben Gottes Allmacht langt. Er hatte Augen, die durch Mauer und Weite sahen. „Hulle, mein Kind," sagte er, „was auf der Erde gut ist, das ist aus dem Licht gekommen, das merken auch die Maulwürfe, weshalb wären sie sonst so traurig? Nur die Menschen sind zu klug geworden, daß sie es nicht wissen, obgleich sie in den Kellern weinen und auf den Bergen singen. Wer weise ist, dem leuchtet auch der Stern nachts. Kommt nicht der Frühling aus dem Himmel der Erde? Die Königskerze am Sandrain ist gewaltiger vor Gott als der Sturm, der den Wald wirft. Die gegeneinander hüpfenden Ziegenlämmlein aus meiner Hand sind ewiger als die Schlachten der Kriegsleute. Den Besten lieh der Himmel noch das Heimweh zum Paradies, und wen Gott am Ende verachten will, den nimmt er als Blutwerkzeug der höllischen Welt. Wer zur Unschuld wallfahrtet, der tritt das Schwert unter sich. Es sind Kriegsheere über die Erde gestampft, und ganze Völker gewandert, durch Jahrhunderte. Aber man hat nicht gehört, daß ein Stern vor ihnen hergezogen ist. Sieh da, Hulle, die drei Könige vom Berge Vaus!" Er schwieg und besann sich, strich mit der

Hand über die Augen und blickte nieder; da ruhte das Gesicht des Kindes stumm zu ihm aufgeschlossen. „Davon weißt du noch nichts," sagte er. „Ich verstehe das alles, Vater," antwortete Hulle verklärt, und er lächelte. Ein Schlüsselbund klirrte am Saaleingang. „Das Märchen ist zu Ende," mahnte der Wärter und wandelte zufrieden vorbei. „Es fängt erst an," rief Lobering, „es fängt in jeder Stunde an, Weißbart." Er hatte Hulle bei der Hand und ging, dann wandte er sich zurück. „Einem weht das weiße Haar ums Haupt, wie der Schnee im sterbenden Dezember," bedachte er sich, „und der ward nicht verzaubert von dem unendlichen Leben!"

Loberings Jahr stand wieder unter dem Stern. Er werkte und schnitzte den neuen Bethlehemstall mit seinen Geschöpfen so leicht entrückt und aus dem träumerischen Spiel der Kraft, wie Gott die schwingenden Adler und die auf Flügeln tanzenden Tauben geschaffen hatte. Die Strohkate war noch ein Sprehenkasten voll Gezwitscher, und Hulle umschnäbelte ihn, bis er nichts mehr vom Stummsein wußte, hockte neben der Schnitzbank, daß ihm die Arbeit von ihren Augen in lauter Blüte stand. Nun war ihm der Stall nur noch eine Höhle unter der Mauer, wo sich die wilden Tiere verkriechen, und geringer als der Stein im Feld, auf den die Hirten nachts das Haupt legen. Die Stätte war Wüste, und auch das traurige Moos wuchs nicht mehr. Aber die Kälber und Lämmer tanzten, und die Tiere hatten Gesichter vom überirdischen Geist. Es war keine Legende; sie konnten wahrlich in der heiligen Geburt ihre berauschten Gespräche führen. Nur sieben Hirten eilten zur Krippe, gegürtet wie Wanderer, die den Widerhall ihrer starken Füße um die Erde locken. Und drei Hirtinnen folgten ihnen, die Gezeiten des Lebens, Jungfrau, Weib und Greisin. Schon beteten die Könige an und opferten ihre Kronen und Szepter dem spielenden Kinde. Nur Joseph der Narr sah von den Schätzen nichts. Er mochte nach der Stadt Jerusalem gepilgert sein, um ein rotgrünes Spielbällchen zu kaufen. Aber selig über dem Bündelchen Pracht mit seinen runden Pausbacken leuchtete Marias Antlitz, Hulles ewiges Kindergesicht.

An manchen Tagen war dem Fleißigen das Leben so süß wie Honig. Er hatte den steilnackigen Trotz des Berges überwunden und ging auf den sonnenwürzigen Halden und Kämmen. Die Wolken trieben zu seinen Füßen hin, und der blaue Höhenwind durchblies ihn mit einem Atem sommerlich und kühlend. Wie Hulle sein zauberischer Werkgesell war, so wurde er ihr einziger Spielgenoß, und vom Eselchen, auf dem sie ritt, über den gackernden Osterhasen, den Pfingstlümmel, der die Sonne auf dem Kopfe trägt, den grauslichen Bilwißschnitter, den Waldmärchenschratt, in dem alle Tierstimmen echoen, den wonneschauerlichen Knecht Ruprecht bis zum allmächtigen und allweisen Gott war er ihr die ganze Welt. Und wenn Engelke darüber vom Unwillen bewölkt und wetterwendisch wurde, vermochte er sie mit der Hand,

die ein Vermögen aus ärmlichen Holzblöcken geschlagen hatte, so um den Leib zu greifen, daß ihr Mund und Augen zuckten und feuerten.

Sie hatte nun, nachdem sie seine Geldgeschäfte verwaltete, ihre lieben Sorgen mit ihm und war darum auch mit ihm zufrieden geworden. Sie fühlte sich vom Rauchopfer, das man seiner Ehre angezündet hatte, lieblich umwölkt, und wie sie sonst die Tiere und Menschen des großen Hofs besorgen mußte, so konnte sie sich nun mit der Besorgung ihrer Wünsche beschöftigen. Solche Teilnahme an seinem äußerlichen Leben machte ihn selbst vollends frei. Und während sie mit dem errungenen Besitz und der Lust an des Mannes Zufriedenheit genug hatte und nicht merkte, daß sie den Menschen niemals gewinnen würde, dünkte er sich zu seinem Teil gesegnet, daß er sein Bestes in Freude und Qual, das Schöpferische und Zukünftige des eigensten Wesens, das ihm nicht zum Teilen und Mitteilen gegeben war, ohne Not für sich bewahren konnte. Sie würde ihn in allen Möglichkeiten lieb haben und war noch saftig und heiß wie der frühe Sommer. Und indem er zwischen den Zähnen pfiff und sie von der Seite anzwinkerte, daß sie sich verschämt lachend wegdrehte, hegte er das ungesprochene Wort zwischen den Lippen: Wo ich nur anfange, mit mir selbst zu leben, wirst du nicht eintreten, und kämst du, den fünfstrahligen Stern über den Augen, auf nackten Füßen. Der verborgene Sinn, der sie zueinander getrieben hatte, daß sie sich vor Lust gebissen und darnach voll Grimm und bösen Willens verwundet hatten, enthüllte sich ihm: das Kind, in dem er verklärt war und in ganz erstaunter Weltblüte stand.

Die zwölf heiligen Nächte warteten schon hinter den Türen. Sie bedrängten Lobering seltsam fern und nah mit den märchenhaften Geschichten vom zwölffachen Leben des Jahrs, und er fühlte bisweilen, herzklopfend und schon mit beengtem Atem, daß ihm aus diesem dichterischen Reich erdhafter und verzückter Ereignisse Gestalten wuchsen, die bald oder dereinst eine nie dagewesene Auferstehung im Holz feiern würden. Er schenkte sich wartend und voll Traumwilligkeit der dunklen nahenden Zeit. Und in den Stunden zwischen Tag und Abend hatten er und Hulle unter dem Katenstrohdach ihre Spiele mit der Krippe. Hier war der Berg Vaus, auf ihm hielten die heiligen Wächter Auslug. Die sahen zuerst den Stern, grüßten ihn mit roten Feuern und gingen als Sendboten in die vier Winde Ost, Süd, West und Nord. Dann fiel sein Licht in die tiefe Erde, und das große Königsspiel hub an. Die Könige aus den drei Indien, Balthasar von Gondolien und Saba, Melchior von Nubien und Kaspar von Tarsus und der Insel Egrisculla, folgten dem Stern und zogen auf verschiedenen Wegen. Hulle reiste mit Balthasar, der hatte ein Schaflämmlein, das hieß Wegesweide und trug eine Glocke am Hals, vor der sich die Ströme überbrückten, die Wildnisse und Sümpfe zu Gärten wandelten und die Berge beiseit rückten. Es war eine Reise voll Wunder über Meer und Land. Die Wüsten wurden

klein, die Sonne blieb blind vor dem Stern, Löwen und Tiger schnurrten wie Katzen um die Füße der Reisenden, die Menschen liefen ihnen aus den Städten nach, aßen die Luft des fernen Landes und tranken das Licht. Dann stießen die Könige auf drei Straßen gegen den Kalvarienberg. Zur Stunde war das Land ringsum voll Nebel, und der Stern entwich ihnen nach Bethlehem. Wer möchte nun das heilige Königsspiel nicht weiterspielen? von der Könige Heimsuchung im Nebel, von der düstern Fahrt nach Jerusalem, den Gesprächen mit Herodes? von der wunderhaften Anbetung im Stall und der seligen Heimfahrt? Oder die beiden Märchenspieler hielten ihre Tiergespräche aus der Mitternachtsstunde von Gottes Geburt. Hier waren die Tiere an der Krippe, die Schafe, die den Engel der Verkündigung gesehen hatten, die Taube der Jordantaufe, aus dem Himmel schwebend, der Hund, der Lazarus Schwären leckte, das Lamm, das von ihm getragen wurde, Gottes Reittier, der Esel des Einzugs und der Hahn, der dreimal krähte. Die wußten mehr von dem Kind zu erzählen, als man in den vier Evangelien beschrieben findet. „Vater, warum hast du den Stern nicht geschnitzt," fragte Hulle, „der den Königen hergeleuchtet hat?" Lobering legte ihr die Hand aufs Haar. „Hulle, mein Kind, der Stern brennt uns innen, der führt uns zur Stätte der Anbetung. Heute hat er eines Kindes Gestalt, morgen wird er ein unbegreifliches Holzwerk sein. Andern Morgens halten wir die Augen geschlossen, da klingt er als lautere Musik oder duftet wie Blumenhonig. Aber an allen Tagen ist er das Auge Gottes, das zündet unsern Weg an, heller als die Sonne. Hulle, wer ein Mensch ist, der muß sich folgen durch Wüsten und Nebel. Die Auserwählten knien im Stall, wo die Erlösung geboren wird. Das wirst du auch erleben. Danach kommt die Verfolgung und hinter der Heimfahrt voller Wunder das mystische Leben der Tat." Er lächelte. „Was kannst du davon ahnen? Wir müssen nun die Kate niederreißen, es ist Zeit. Wir werden unsre eigene Heimat in einem neuen schönen Haus sein. Deine Mutter hat gelernt, mit uns zu spielen. Und ich habe erfahren, daß das Leben mehr als fünf Sinne hat. Mit meinen Gedanken bin ich schon heimgekehrt, aber ich weiß nicht, was morgen in mir sein wird."

Literarische Rundschau.

Ein Buch vom Leben.

Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet von Richard Hesse und Franz Doflein. Erster Band: Der Tierkörper als selbständiger Organismus von R. Hesse. 1910. Zweiter Band: Das Tier als Glied des Naturganzen von F. Doflein. 1914. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Es war in dem schönen Museum für Tierkunde zu Lübeck, mitten in den Stimmungen der ersten Kriegszeit. Ein Friedenstraum hatte uns aber im Gespräch wie auf eine blaue Insel der Seligen entrückt: ein gewaltiges Aquarium, künftig an der deutschen Seeküste erbaut, großartiger noch als das berühmte von Neapel, eine Weltstätte der Forschung und zugleich Mittelpunkt der Volksbelehrung ohne gleichen für alle, die unsern Strand aufsuchten. Darüber fiel ein kluges Wort zur volkstümlichen Naturkunde überhaupt und wie Museen heute eingerichtet sein müßten. Vor fünfzig Jahren noch nach Linné. Vor dreißig nach Brehms „Tierleben". Jetzt im Sinne von Hesse-Doflein. Ich hatte damals den erst im Kriegsjahr 1914 selbst erschienenen Schlußband des bedeutenden Werkes noch nicht gelesen, auf das hier angespielt war, habe mich aber später gern daran erinnert.

Man kennt den famosen Titel, den David Strauß seiner Zeit auf einem anderen Gebiet gefunden: vom „alten und dem neuen Glauben". So könnte man auch hier von der „alten und der neuen Tierkunde" reden. Ein volkstümlich reformierendes Buch wie dieses, auch wenn es von zwei besten Fachforschern gemacht ist, begründet natürlich selbst keine ganz neue Richtung; aber ich möchte, daß Leute der allerverschiedensten Studiengänge, Juristen, Historiker, Philologen, Nationalökonomen, auch Theologen, es zur Hand nähmen, um sich wirklich einmal eine Empfindung zu schaffen von dem neuen Geist, der heute auch in der Tierkunde weht. Der alte Linnégeist mit seinem aufgespießten Zettelkasten, der, zeitlich berechtigt, schließlich Museen wie Lehrbücher todlangweilig gemacht und Generationen von der naturkundlichen Schulbank fortgegrault hatte, ist nachgerade gründlich ausgeräuchert! Auch die Tierkunde ist eine Geisteswissenschaft geworden wie andere, die sich zum Gesetz erhoben hat, zum Verstehen statt des bloßen Beschreibens, zur Idee, wenn man's recht nehmen will, jedenfalls zur Entwicklung. Und andererseits hat sie dieses Gesetzmäßig-Durchgeistigte anzuwenden gelernt oder sucht es doch anzuwenden nicht auf „Tiergeripp und Totenbein", sondern die wirklich „lebendige Natur". Als die bahnbrechende Auffassung von heute bezeichnet Doflein selbst in seiner Vorrede, daß „die Zoologie die Wissenschaft vom lebenden Tier" sei. Hier hatte Brehm (dessen großes Werk eben, leider durch den Krieg verzögert, neu aufgelegt wird) zu seiner Zeit schon vorgearbeitet: mit seiner unvergleichlichen Schilderungskraft, seiner flammenden Forderung, das Tier aus der Seele der Landschaft und seiner eigenen zu verstehen. Was aber seither in diesen Rahmen noch wieder erst hineingearbeitet worden ist an wirklich kritisch gefaßten, nicht bloß intuitiv geahnten Gesetzen auch dieses Lebens, an Gesetzmäßig-

keiten des Landschafts- und Lebensraumeinflusses, wie an innerer Reaktion des Tiers, die das Wort „Seele" (selber erst Forschungsobjekt) decken mag, an Geschichtsgesetz (Darwin), Zwecksinn und technischem Verständnis der einzelnen Lebensfunktionen: — wer davon ein wirklich großes, klares und neues Bild haben will, der muß sich dieses Buch innerlich zueignen, das auch neben Brehm (auch dem neuen) in aufrechter und sogar erst richtig ergänzender Eigenart besteht.

Zwei schwere Bände, der Dofleinsche allein fast tausend Seiten stark, dabei mit durchweg guten, teils neuen, teils mundgerecht erneuerten Abbildungen (nur ein paar farbige soll der Verlag in neuer Auflage, woran es ja nicht fehlen wird, bessern). Trotz der Dicke aber wirklich sehr volkstümlich brauchbar geschrieben, natürlich nicht einfach für jeden, aber doch in einem Ton, daß etwa der gewohnheitsmäßige Leser der ästhetischen oder historischen Aufsätze dieser Zeitschrift, der ebenso im Buche auch Ranke oder Hermann Grimm versteht, folgen kann. Doflein meint, die Entwicklung der modernen Schulen erlaube hier schon etwas höhere Ansprüche; das ist nun trotz besserer Lehrbücher nach meiner Erfahrung leider noch nicht der Fall; speziell der biologische Unterricht ist in seiner Wirkung auf Abiturienten und Studierende der anderen Fakultäten nach wie vor geradezu null. Auch ein Teil Wehen des neuen Geistes in der Forschung selbst aber ist es auf jeden Fall, wenn strenge, sonst in Kleinarbeit erschöpfte Fachleute gelegentlich jetzt schon so schreiben können. Hesse hat dazu zwar in der eigenen Vorrede ein kleines, vielleicht sogar ein bißchen tendenziöses Schwänzchen angebracht: er geize nicht nach dem Ruf anderer populärer naturwissenschaftlicher Werke, daß sein Buch sich „wie ein Roman lese". Nun, ich kann ihm berichten (was wohl auch den Leser amüsiert), daß der erste, der mich persönlich auf den Dofleinschen Band aufmerksam machte, ein hochverdienter Schulmann, es in heller Begeisterung mit den Worten tat: das müssen Sie lesen, das liest sich wie ein Roman! Und warum soll's schließlich nicht, wenn man nur die rechte Achtung vor einem guten Roman hat und übrigens richtig vergleichen will; Phantasiespiel im Kunstsinn soll natürlich nicht in ein volksgerechtes Naturbuch, aber die Mittel der *Darstellung* des *Lebendigen* darf gerade recht der Darsteller, auch der wissenschaftliche, vom Romanerzähler lernen, wenn ihm seine Zoologie wirklich Wissenschaft vom *lebendigen* Tier ist. Und schönen künstlerischen Fluß der Rede (alle *echte* Kunstform ist zugleich tiefste Logik) hat von je zum Beispiel der Historiker (siehe Ranke oder Mommsen oder Treitschke) auch auf der Höhe seiner Wissenschaft und selbst in seinen Fachwerken für ein höchstes eigenes Adelsprinzip gehalten: warum nicht auch fortan der Vertreter einer Tierkunde als Geisteswissenschaft?

Die formale Behandlung ist im übrigen in den beiden Teilen nicht ganz gleichartig, obwohl zwei intime Freunde offenbar einen sehr geschickten stofflichen Arbeits- und Arbeitsteilungsplan entworfen hatten. Hesse hat strenger auf systematisches Lehrbuch heraufgearbeitet, während Doflein mehr, ich möchte sagen, im unglaublich reichen Stoff, der überall interessant ist, wo man ihn packt, herumplätschert. Meine ganze Liebe ist bei der letzteren Art, wo man sich am wohlsten fühlt, wenn man mitten im bunten Leben den Lehrfaden scheinbar ganz verliert und doch von dem Autor als verborgenem Hexenmeister um so strenger dabei festgehalten wird; wie Marquis Posa vom Freigeist sagt, der Gott in der Natur am höchsten preist, indem er ihn vergißt. Dabei erfüllt aber wieder gerade Hesses Teil einen Wunsch, den seit etwa zwanzig Jahren (die Verfasser haben zehn zu ihrem Werk selbst gebraucht!) wohl die meisten hatten, die ihr Beruf an die Schulnaturkunde kettete. Damals schlug in die noch böse fortvegetierende Linnéische Urlangeweile (Zöpfe hängen immer am längsten noch in der armen Schule nach)

wie eine Bombe das treffliche kleine Lehrbuch von Schmeil ein mit der Forderung, „an Stelle des vollkommen veralteten rein deskriptiven Unterrichts eine morphologisch-physiologische oder kurz biologische Betrachtungsweise" treten zu lassen. Wenn der Unterrichtserfolg seither immer noch schwach geblieben ist, hat's wenigstens nicht mehr am Schulbuch als solchem gelegen. Darüber hinaus aber hielt sich ein Desiderat: an Stelle des glücklichen kleinen Schmeilbuchs ein umfassendes biologisches Handbuch entsprechenden neuen Geistes auch für den Lehrer selbst. Solchen „ganz großen Schmeil" sehe ich nun heute aufs gediegenste in Hesse erfüllt, wobei beide, Hesse wie Schmeil, übrigens wohl in gemeinsamen Lehrjahren die entscheidende Anregung vom unvergeßlichen Meister Leuckart erhalten hatten.

Dem ideellen Aufbau in beiden Bänden zu folgen, ist hoher Genuß, wobei auch der etwas hölzerne Titel erst Blut bekommt. Ausgangspunkt ist natürlich die lebendige Zelle; charakteristisch: man konnte noch bei Brehm viele Bände durchlesen, ohne auch nur einmal auf dieses Wort zu stoßen. Solche Zellen bilden aber schon in jedem höheren Einzeltier einen verwickelten Staat. Und von solchem Einzeltier und seinem Zellenstaat handelt nun der ganze erste Band. In Goethes Metamorphosenlehre kommt bekanntlich die „Urpflanze" vor, nicht, wie man wohl geglaubt hat, die darwinistische Erstlingspflanze, sondern im Sinne einer idealen Einzelpflanze, die alles Typische enthält und zu der alle tausend und tausend Pflanzenarten des Systems nur je nachdem Teile oder Varianten sind. Ähnlich malt Hesse das Einzeltier, auf der Höhe seiner Existenz zusammengesetzt aus den entscheidenden Zügen in all der Erscheinungen Flucht, immer aber in sich ein Wunderwerk an Harmonie seines staatserhaltenden Zellenbaues. Wir folgen ihm als dem „bewegten Tier": von der nackten schleimigen Amöbe zum Skelett, durch alle Feinheiten der Statik und Mechanik, schwebend, kriechend, laufend, fliegend, zweckgerecht für alle Elemente, mit Tragballon im Wasser, Hebelrudern, Füßen bis zum Flügel der freien Luft. In einem anderen Staatsressort schließen sich die Zellen zum Magen zusammen, erst in den Einzelzellen noch verdauend, dann mit gemeinsamer Verdauungsflüssigkeit, im weiteren als Lunge, als Niere, als durchgepumptes Blut: — das „fressende Tier". Aber die Zelle teilt sich: das „sich fortpflanzende Tier"; hier ist eine der Stellen, wo auch das strenge Gesetz, das der Forscher sucht, einstweilen noch halb durch den Mythus führt; was vollzieht sich in dem wunderbaren inneren Sternenhimmel der Chromosomen, der Vererbungskörperchen; was kommt da fortschaffend neu hinein, was gibt sich bloß in ewiger Auswicklung weiter; schwerste, doch auch interessanteste Ecke. Aber wie immer das sei: der Zellenstaat des vollkommeneren fertigen Einzeltiers konstituiert sich jedenfalls unter einer immer einheitlicheren Zentralleitung: das Nervensystem beginnt zu regieren. Aus den Reizaufnahmen der Haut erwachsen die Orientierungsorgane zur Außenwelt, die auswärtigen Ämter gleichsam: vom statischen Sinn bis zum Ohr, vom Lichtsinn bis zum vollendeten Auge. Die Kapitel vom „sehenden Tier" bilden eine Glanzstelle hier bei Hesse. Und mit dem Triumph der harmonischen Zusammenarbeit aller Organe im vollkommensten Tierkörper schließt das Buch; zweihundert Billionen Zellen halten so im reifen Menschenkörper zusammen; glänzendste Arbeitsteilung herrscht; geheimnisvolle, erst neuerlich entdeckte chemische Reizstoffe (Hormone) verketten Organ mit Organ; Anpassung der Teile aneinander (Ideen von Roux) regulieren bis ins Kleinste, von innerer Zuchtwahl gelenkt. Die Maschine des idealen Tierkörpers funktioniert in tadelloser Höhe vor uns. Aber noch arbeitet sie wie im Leeren. Da setzt der zweite Band ein, uns zu zeigen, wo eigentlich ihr Zweck steckte: wie sie sich nämlich behaupten muß gegenüber den äußeren Dingen, — dem „Lebensraum".

Das Einzeltier, in sich der geschilderte prachtvolle Zellenstaat, tritt in eine doppelte Umwelt ein: eine unbelebte in kosmischen und irdischen Milieueinflüssen (Element, Klima, Schwere, Druck, Bewegung) — und eine selber belebte, indem es einer Vielheit anderer Geschöpfe vom ersten Tage an und in allen Generationen seiner Art teils freundlich, teils feindlich ausgeliefert ist. Das dramatische Gemälde des Lebewesens, das mitten in eine Überfülle anderen Lebens hineingeworfen ist, hungernd, konkurrierend, sich wehrend, liebend, anschmiegend, herrschend in hundert und hundert Aufgaben und Umschaltungen seiner Eigenmaschine: das ist der wesentlichste Inhalt des geistsprühenden Doflein'schen Teils. Tiere unter gleichen Bedingungen treten in logische Lebensgemeinschaft (Möbius). Aber aus Gegensätzen im Gleichgewicht solcher Gemeinschaft erwächst der Kampf, — Überfüllung, Nahrungsnot machen ihn zum Daseinskampf (Darwin). Wieder erscheint, in schöner Parallele der Komposition, das Tier als Fresser, doch jetzt nicht in der Harmonie seiner eigenen persönlichen Magenzellen, sondern äußerlich raffend, sich aneignend, zum Selbstzweck die Umwelt vielfältig zerstörend. Die Pflanze gibt die Urnahrung. Vielleicht dient das mit Pflanzenausscheidung durchsetzte Meer noch lange als Generalsuppe (Pütter'sche Idee), doch bleibt das problematisch. Mit Staunen sehen wir im Bilde den Krebs, der auf der Koralleninsel seinem Element entkriecht, um die Palmenbäume auf nahrhafte Nüsse hin zu erklettern. Die instinktkluge Ameise baut gar schon nach Ackerbauart künstlich Pilzgärten an. Insekten und Vögel vermitteln auf der Nahrungssuche die Blütenbefruchtung, erst bloß zufällig, während die Yukkamotte es auch bereits in ihren Instinkt selbst aufgenommen hat, daß die Pflanze befruchtet und so dem Tier erhalten wird. Früh aber muß in der Not auch Tier für Tier heran. Und der entspringende Kampf schafft nun seinerseits unzählige Waffen, vom einfachen Stacheldraht bis zum vergifteten hohlen Zahnstachel und den explodierenden Brennkapseln der Nesseltiere; indem solche Brenntiere von Schnecken (Aeolidier) gefressen und die Brennbomben im fremden Leibe gespeichert werden, macht sich die Schnecke selber gefeit. Oder bis zu den feldgrauen Schutzmaskeraden der Mimikry; Doflein glaubt nach wie vor hier an Darwins und Wallaces sinnreiche Ideen, indem er besonders auf die dem Maskenkleide häufig parallel laufenden Instinkte hinweist (das Tier benimmt sich genau so, wie es der Ausnutzung seines Schutzkleides entspricht) und damit den Zufall ausschaltet. Hunger aber — und Liebe! Indem auch das Tier, das sich fortpflanzt, aus dem ersten Bande noch einmal neu auftritt, erscheint zugleich der notwendige Gegenpol des Kampfes auch im Lebensraum: Tier sucht Tier im friedlichen Liebeszug, Eltern sorgen für ihre Kinder. Wieder das Geschlechtliche aber steigert sich allgemein zum Gesellschaftsleben, das nun, mit höheren Instinkten, die zufällige Lebensgemeinschaft in eine Art Überstaat mit Anklängen wieder an die Harmonie des inneren Zellenstaates neu zu konstituieren bestrebt ist. Doflein, der, wie gesagt, seinen Weg etwas mit loserer Route verfolgt, flicht hier wohl den interessantesten Exkurs seiner Naturbibel ein: halbhundert Seiten allein über die Mysterien der Insektenstaaten, jenes Wunderbarste und Höchste, das die lebendige Natur neben dem Menschenhirn auf Erden überhaupt vollbracht. In Wahrheit tritt gerade in diesem scheinbaren Nebenpfad aber auch der innerliche Faden des ganzen zweiten Bandes erst recht ans Licht: die Anteilnahme nämlich am „Seelischen" des Tiers. Dieses „Seelische" ist zuletzt doch die Krone des ganzen Tierlebens auch hier. Die Körpermaschine, vor dem Lebensraum laufend, entpuppt sich in ihrer höchsten Arbeit als Gehirngeist. Sehr besonnen werden in einem Schlußkapitel die Beziehungen, aber auch die Unterschiede zum Menschlichen erörtert, — zuerst Reflex und Instinkt, ganz zuletzt doch die Züge, die auch für „Anerkennung einer mehr oder weniger

selbständigen Intelligenz bei Vögeln und Säugetieren" sprechen. Und so bewährt sich auch in diesem Sinne schließlich das schöne Buch vom lebendigen Tier als Geisteswissenschaft, indem es mit dem Problem des Geistes in der Natur — unbefangen und bescheiden zugleich — schließt.

Wilhelm Bölsche.

Deutscher und französischer Anschauungsunterricht.

Der in paedagogicis äußerst rührige Leipziger Verlag von Quelle und Meyer legt in Feldpostausgabe eine Schrift von Paul Rühlmann vor, deren politische Aktualität seit Unterzeichnung des Waffenstillstandes nur scheinbar der Vergangenheit angehört. „Die französische Schule und der Weltkrieg" stellen in dieser Verbindung, die, um nur den bekanntesten Namen zu nennen, die sattelgerechte Gewandtheit Raymond Poincarés zu schlingen wußte, keineswegs einen Alltagsfall im Wechselspiel historischer Ereignisse vor, von dem daher gesprochen werden mußte und auch weiterhin zu sprechen sein wird. Die Verquickung gipfelte natürlich, wie jetzt zur Genüge deutlich geworden ist, in der Revanchardenerziehung, in jener unheilvollen Durchsetzung jugendlichen Denkens mit der unausbleiblichen Erinnerung an das verletzte Recht, den verratenen Heimatboden und das verstümmelte Frankreich. Es ist von bitterem Reiz, die Geschichte der Revancheidee unter dieser Konstellation aus dem überreichen Tatsachenmaterial, wie es Rühlmann durch Heranziehung aller einschlägigen Erlasse, Reden und vor allem der Schulbuchliteratur zuerst in solchem Umfange kennen lehrt, abzulesen, aber dem Eindruck kann man sich nicht verschließen, daß dabei mit einer bis dahin unerhörten Zielstrebigkeit und Einmütigkeit gearbeitet worden ist. Wenn um die Jahrhundertwende herum die alten Rachegelüste zu erkalten schienen, man die seit dreißig Jahren gültige Losung „pour la patrie, par livre et par l'épée" endlich als kuriose Verirrung belächeln zu können meinte und sich im ruhigen Wasser pazifistischer Grundanschauungen treiben lassen wollte, so war schon nach einem kurzen Jahrfünft der Feldzugsplan ausgearbeitet, durch den man sich mit stürmender Hand der Geister bemächtigen würde, die hernach den Kampf auch mit den Waffen austragen mußten. Wir wissen, daß ihrer Arbeit eine Krönung zuteil geworden ist, die hinter den Erwartungen der Heißsporne nicht zurückgeblieben sein dürfte. Forscht man nach den Ursachen dieses Erfolges, so findet man sie gewiß in dem glatten Gelingen begründet, politisches Sehnen wie ein Chlorophyll in alle Zweige des Lehrstoffes zu treiben; indessen hätte sich das Endresultat kaum so rasch erarbeiten lassen, wenn nicht reichhaltiges Anschauungsmaterial eine höchst wirksame Unterstützung geliehen hätte.

Wenn auf dieses glänzende, deutscherseits aber bisher weder genügend ausgewertete noch auch nur beachtete Hilfsmittel für jeglichen Unterricht die Aufmerksamkeit gelenkt werden soll, geschieht es nicht in der Absicht, im deutschen Schulsystem ein Arsenal zu schaffen, das dereinst einen neuen Gegenstoß ermöglicht. Die Bilderproben freilich, die Rühlmann im Anhang beibringt, illustrieren lediglich das Thema der Verhetzung; racheschnaubende Bayern, plündernde Preußen, ausziehende Elsässer, das sind die in geringer Abwandlung wiederkehrenden Motive, die den grobzügigen Zeichnungen zugrunde liegen. Aber der Franzose hat auch sonst von Anschauungsmaterial weiten Gebrauch gemacht, und darauf kann, nicht also um des politisch-praktischen Erfolges willen, sondern in Anbetracht ähnlicher deutscher Bestrebungen, gar nicht nachdrücklich genug verwiesen werden. In zahlreichen Schulen Frank-

reichs, und zwar auf den Dörfern so gut wie in den Städten, fanden sich fast meterhohe bunte Tafeln mit sechs bis acht verschiedenen Bildszenen auf jeder Seite, die nur zum Teil auch wieder Frankreichs heiligste Angelegenheit, die elsaß-lothringische Frage, erörtern halfen, in ihrer Gesamtheit jedoch als eine fortlaufende Veranschaulichung und Verlebendigung des Geschichtsunterrichts gedacht waren. So existiert beispielsweise eine von dem Direktor Truffier in Arras zusammengestellte, wohl in siebenundneunzig Tafeln vollständige Serie „l'histoire de France en images", die, wahrscheinlich mit den ältesten Zeiten beginnend (mir sind nur die letzten vierzig Tafeln zu Gesicht gekommen), die Geschichte Frankreichs bis zum fin du XIX^e siècle mit seinen durch kurzen Text interpretierten Abbildungen begleitet. Die ganze Aufmachung hat für deutschen Geschmack zunächst wenig Gewinnendes. Nicht allein, daß die Bilder technisch recht primitiv sind, auch inhaltlich sind sie manchmal naiv und undifferenziert; so auf der Tafel „Louis XVI et Marie-Antoinette", wo auf dem ersten Bild der König aus seiner Kutsche steigt, um einer armen, kranken Frau ein Almosen zu reichen, auf dem zweiten sodann die Königin mit einer Hofdame an einem unscheinbaren Wasser angelnd vorgeführt wird, um daran „luxe et frivolité de Marie-Antoinette" im Gegensatz zur „bonté et charité de Louis XVI" kenntlich zu machen. Wäre die Gesamtleistung im Durchschnitt nicht besser, man dürfte sich wahrlich ohne Zuhilfenahme solcher Ergänzungen von der Erzählung selbst des phantasielosesten Dorfschullehrers tiefere Eindrücke versprechen. Andere Tafeln zeigen aber so viel, daß der Geschichtsunterricht, der sich ihrer bedient, reichen Gewinn daraus ziehen kann. Die Kinder werden da nicht bloß mit den wichtigsten Abschnitten und Ereignissen aus dem Leben ihrer militärischen wie politischen Führer vertraut — solche Tafeln sind Männern wie Carnot, Kléber, Rouget de l'Isle, Napoleon gewidmet — ihre Vorstellungen von den Geschehnissen erhalten erst wahrhaft gegenständliche Kraft, wenn sie zu den bisher ihnen nur erzählten Vorgängen des Jahres 1789 die Bastille von außen, aber auch von innen mitsamt den Häftlingen, ja sogar ein berüchtigtes lettre de cachet in der Originalfassung zu sehen bekommen. Daß in ähnlicher Weise dem Krieg 1870/71 Leben und Farbe gegeben worden ist — man sieht die Bevölkerung von Paris sich um die Stände der Metzger drängen, die Katzen und Ratten feilhalten, auf anderen Bildern wiederum wird Gambetta auf der Rednerbühne, oder wie er Paris im Luftballon verläßt, gezeigt —, könnte höchstens im gegenwärtigen Zeitpunkt überflüssig erscheinen; wichtig und bedeutsam neben alledem bleibt, daß andere Tafeln Staatsbürgerkunde im Bilde vorführen und damit auf eine auffallend einfache Art dem Problem zu Leibe rücken, dessen Lösung bei uns von einer Sturzflut der Broschürenliteratur überspült wurde. Die künstlerische Ausführung ist allerdings nicht besonders glücklich, aber es prägt sich zweifellos dem kindlichen Gehirn fest ein, wenn es in Verbindung mit dem Befestigungsgürtel von Paris und der Jahreszahl in einer Ecke des Bildes nun auch den Kopf Thiers' erblickt. Entsprechend ist zu seinem Werk, der Verbesserung der Elementarschulen, Guizot gesellt worden (die Unterschrift lautet hier: Guizot et l'instruction primaire, und das Bild zeigt Knaben und Mädchen auf dem Schulwege), während das Gesetz von 1836, das die Errichtung von Gemeindewegen vorsah, durch Arbeiter beim Wegebau unter Anleitung eines Geometers, der mit dem Theodoliten die nötigen Messungen vornimmt, veranschaulicht wird. Es bedarf keiner weitschweifigen Ausführung, daß unsere Jugend in solchem Maße damit nicht Bescheid wisse — man könnte hier novembergeborene politische Einseitigkeit wittern, auf die sich diese Anregungen nicht aufbauen wollen. Noch weniger ist sklavische Nachahmung zu empfehlen. Wohl aber verdient die Art und Weise, dem Gedächtnis statt toter Abstraktionen

lebendige Vorstellungen einzupflanzen, stärkere Beachtung als bisher, weshalb einer Schrift Konrad Langes[1]), die die Möglichkeiten nationaler Kinoreform mit ungrämlichem Weitblick prüft, günstigster Resonanzboden zu wünschen ist. Natürlich steht völlig außer Frage, daß der moderne Anschauungsunterricht sich vornehmlich des Lichtbildes zu bedienen hat. Neue Weisheit soll damit nicht verkündet werden, aber nachdrückliche Wiederholung auch der alten Erkenntnis ist nur am Platze, wenn man erwägt, daß lang gehegte Wünsche einzelner Pädagogen, denen ein nunmehr zehn Jahre altes Schulprogramm[2]) seine Stimme lieh, bis zum heutigen Tage so gut wie unerfüllt geblieben sind. Außerdem ist das Lichtspiel, seitdem es als „Theater des kleinen Mannes" abgestempelt worden ist und dazu der „Schundfilm" vielerorts ein absolutes Regiment aufgerichtet hat, nicht gerade in besseren Ruf gekommen, und die jüngsten abschlägigen Äußerungen so Hauptmanns wie Bernhard Shaws gegen eine Verfilmung ihrer Dramen haben nur Wasser auf die Mühle der Gegner des Kinematographen geleitet. Richtig beurteilt, haben diese Kundgebungen an dem Tatbestand gar nichts geändert, wie denn von ernst zu nehmender Seite ein solches Ansinnen an den Dramatiker nie gestellt worden ist und sich auch Lange grundsätzlich dagegen ausspricht als gegen einen Verstoß und eine Versündigung am wahren Geiste der Dichtkunst. Selbst wenn man davon absieht, bleibt der Kinobetrieb stark reformbedürftig; aber diese Auswüchse und Fehler beruhen auf einer vollkommen unpsychologischen und darum mißbräuchlichen Verwendung des Lichtspiels, dessen Begrenzung Lange mit ruhiger Sachlichkeit aufzeigt, um aus solcher Einsicht den wirklichen Kinostil zu entwickeln und sein Programm für die Zukunft aufzustellen. Doch sind das Fragen allgemeiner Natur, die die Schule zunächst nicht berühren und darum übergangen werden können; die Maßnahmen, die aus einer pädagogischen Verwertung erwachsen, sind aber vorerst nicht ästhetischer, sondern rein technischer Art.

Schon haben sich mehrere Verleihgeschäfte und Filmarchive aufgetan, die für ein billiges Geld Bildstreifen aus allen Gebieten des Wissens zur Verfügung stellen; in Berlin beispielsweise ist die Urania als Zentralsammelstelle eingerichtet worden. Das sind recht verheißungsvolle Anfänge, bei denen es aber nicht sein Bewenden haben darf; denn der durch den Projektionsapparat zu vermittelnde Anschauungsunterricht muß mit der Zeit so ausgebaut werden, daß er nicht als ein Schulausflug mitten im Unterrichtsbetrieb empfunden werden kann, den dann Bequemlichkeit oder Zeitmangel vereiteln. Vielmehr muß es unbedingt dahin kommen, daß jede Anstalt über ihren Apparat verfügt (etwa den Pathéschen „Kok", der mit dem Vorzug der Billigkeit die Annehmlichkeit leichter Handhabung verbindet und durch eine im Mechanismus gewährleistete Abwechslungsmöglichkeit von ruhigen und bewegten Bildern pädagogischen Wert besitzt), den ein jeder Lehrer zu bedienen imstande ist. Die Erfüllung dieser Voraussetzung dürfte manche Debatte über die Frage gegenstandslos machen, in welchem Fach überhaupt und wie häufig das Lichtbild an seinem Platze ist, das Pensum zu ergänzen und zu beleben, zu vertiefen und zu befestigen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die praktische Einführung am besten jedem Lehrer zeigt, wann und wo er auf die Projektion zurückgreifen soll. Es wird sich dabei sicherlich herausstellen, daß nicht

[1]) Nationale Kinoreform. Von Dr. Konrad Lange, ord. Professor der Kunstwissenschaften an der Universität Tübingen. M.-Gladbach 1918, Volksvereins-Verlag.

[2]) Dr. Willi Scheel: Das Lichtbild und seine Verwendung im Rahmen des regelmäßigen Schulunterrichts. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Steglitz. Ostern 1908.

bloß Geographie und Naturkunde mit der Biologie sowie alte und neue Sprachen dieser Ergänzung dringend bedürfen, wofern sie nicht mit der Verständlichkeit und Anregung die Stützpfeiler erfolgreichen Unterrichts untergraben wollen, sondern daß auch Geschichts- und Deutschstunden sie gut gebrauchen können. In welcher Weise die Einschaltung solcher Stunden vor sich zu gehen hätte, das auszuführen kann hier nicht der Ort sein; obwohl nicht ungesagt bleiben soll, daß hierdurch der Unterricht eine tragfähige Fundamentierung in kultur- wie kunstgeschichtlicher Hinsicht erfahren könnte, was nur den modernen Forderungen, wie sie etwa Lenschau geistreich und überzeugend formuliert hat, entspräche, übrigens auch schon den jüngeren Schülern zugute käme. Für die Erdkunde hat man die angedeuteten Tendenzen verhältnismäßig noch am ehesten gelten lassen, aber praktisch ist trotz aller Billigung so viel herausgekommen, daß es noch kein reichhaltiges, dabei leicht verfügbares Anschauungsmaterial gibt. Und wie hungert gerade die unter einer unzulänglichen Vorstellungskraft schlummernde Phantasie der Jugend danach! Vom „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht" aus, das dem Lichtbild im Schulleben ein verständnisvoller Fürsprech geworden ist[1]), hat jüngst Professor Felix Lampe durch seine anregenden Vorträge die Verbindung von Geographie und Kino hoffentlich endgültig sichergestellt. Der anderen Fächer wird man sich in gleich liebevoll eindringender Weise anzunehmen haben. Hier bleibt noch viel zu tun, aber an Stoff für die Projektion kann es auch ihnen nicht gebrechen. So hat man für den Religionsunterricht vorgeschlagen (Scheel in seinem schon genannten Programm), die Kinder die Gestalten der Bibel mit den Augen der großen Künstler sehen zu lehren; die Deutschstunden dieser Stufe könnten durch die Bekanntschaft mit Schwinds Märchenzyklen nur gewinnen, nicht weniger bliebe ferner den Oberklassen vorbehalten, wo es nicht allein darauf ankommt, zu Lessings Laokoon und Goethes Italienischer Reise die rechte Anschauung zu vermitteln — und endlich, wieviel zum Leben drängendes Material liegt nicht in Könnecks großem Literaturatlas bereit oder in Siegfried Robert Nagels deutschem Literaturatlas, den selbst die Zünftigen über Gebühr unbeachtet gelassen haben. Die Geschichte vollends dürfte das größte Feld zu bestellen haben. Denn von Georg Hirths kulturgeschichtlichem, aber den Schulhorizont weit übersteigendem, auch viel zu kostspieligem Bilderbuch abgesehen, ist außer Herres nützlicher Auslese aus der deutschen Kultur des Mittelalters kaum etwas Nennenswertes da, und gerade hier bleibt höchstes Ziel die Aufgabe, die deutsche Vergangenheit im Relief etwa Gustav Freytags bildhaft erstehen zu lassen. Sklavischer Anlehnung soll damit keineswegs das Wort geredet werden, es hieße sich im Gegenteil schwer am Geiste der freien Persönlichkeit versündigen, wollte man die Lehrer auf die Darbietung bestimmter Reihenbilder festlegen. Gesetzhafte Gleichmäßigkeit auf die Dauer ist noch immer von der Langenweile zu Grabe getragen worden, während sich gerade hier der denkfrohen Individualität tausend Möglichkeiten erschließen. Wer freilich heute noch ganze Stunden damit hinbringen wollte, altrömische Münzen vorzuführen oder die Brakteaten Heinrichs des Sechsten zu erläutern, hat für die Zeichen der Zeit kein Gesicht. Hier wäre — um nur das eine andeutungsweise auszuführen — ein rascher Überblick über die Geldwirtschaft (am geeignetsten an Hand der kurzweiligen Ausführungen Udo Gädes[2])

[1]) Die Lichtspielbühne im Dienste der Schul- und Volksbildung. Lehrgang in der Lichtspiel- und Vortragsbühne „Urania" in Stettin. 3. bis 5. April 1917. Leitsätze der Vorträge, Verzeichnis der Fachschriften. Das Heftchen wird vom Zentralinstitut unentgeltlich abgegeben.

[2]) Vom Muschelgeld zum Scheck. Verlag der Täglichen Rundschau 1917.

unerläßlich; wie pecunia, so müßten Taler und Heller kulturgeschichtlich seziert werden, aber auch das Notgeld, namentlich unserer süddeutschen Städte, mit seinen schönen und sinnigen, zuweilen auch derb drastischen Abbildungen (wie das Krailsheimer Geld, das mit der Wiedergabe einer Belagerungsszene lebhaft an den bekannten Götz-Ausspruch erinnert!) sollte im Bilde ebensogut zu sehen sein wie die kuriosen Deichmann-Bons, die in den besetzten Gebieten aus Mangel an Wechselgeld gevierteilt zur Verausgabung gelangten. — Zugänge zur Kunst eröffnen sich gleichfalls allenthalben, bestreitet doch beispielshalber für das Verständnis des achtzehnten Jahrhunderts Chodowiecki zu weiten Teilen ganz allein die Zeche, so für Berliner Trachten wie für Friedrich den Einzigen oder Lessings Minna von Barnhelm. Und führt nicht eine Behandlung des zerbrochenen Kruges notgedrungen zu Teniers und den übrigen Niederländern? Perspektiven also über Perspektiven, die doch darum nicht ins Uferlose führen, weil überall die von Lichtwark empfohlene Behandlungsweise, die das Bild reden, den Schüler fragen und dann den Lehrer sprechen lassen will, reiche pädagogische Zinsen verspricht. Aber damit mag es sein Bewenden haben. Nur auf längst im Fluß befindliche Strömungen sollte noch einmal der Blick gelenkt werden, um der Bewegung neuen, fruchtbaren Anstoß zu geben. Vielleicht erübrigt sich das bereits durch die soeben in den Tageszeitungen verbreitete Nachricht, daß das Kultusministerium die Errichtung einer besonderen Filmabteilung beschlossen hat. Dann wird es hoffentlich sehr bald keine Schule ohne ordentlichen Projektionsapparat mehr geben und schneller, als selbst Konrad Lange wähnte, die Zeit gekommen sein, „wo man nicht verstehen wird, daß solche Dinge im Jahre 1918 noch nicht zur selbstverständlichen Ausrüstung jeder Schule gehört haben".

Walter Heynen.

Weihnachtliche Rundschau.

Der letztjährige Rückblick hat mit seinem Hinweis auf eine nahe bevorstehende buchhändlerische Hochflut, in deren Zeichen bereits das Weihnachtsbuch von 1917 gestanden hatte, unschwer recht behalten: das ganze Jahr 1918 war bis in die Tage des Umsturzes hinein davon erfüllt und wird es vermutlich mit nicht allzu deutlichen Abstrichen bis zu Ende bleiben. Wie sich danach freilich die Lage gestalten wird, mag bereits manchem Geschäftsmann bange Sorge für die Zukunft bereitet haben; denn wie in den langen Monaten einer doch hoffnungsfreudigen Abgeschlossenheit schließlich aus reiner Verlegenheit selbst lesefremdeste Kreise dem buchgewordenen Geist huldigten, so daß wenigstens die Statistik die ihr als Erbzierat liebgewordene Vorstellung vom Volk der Dichter und Denker bisher vor der Beschlagnahme retten konnte, so dürften die harten Zeiten einer in allem erschwerten Übergangswirtschaft den Buchhandel vor einem auch in Zahlen empfindlich wahrnehmbaren Abfall kaum bewahren können. So auftragsfrohe Epochen wie die eben verfließende werden ihm nicht bald wiederkehren. Um so mehr ist wenigstens ein kurzer Einblick in ihre Betriebsamkeit am Platze. Da ist es nun interessant, zu sehen, wie sich auch im Buchhandel die dem größeren Publikum vom Lebensmittelmarkt her bekannten Erscheinungen geltend machen. Große und größte Verlagsgeschäfte sehen sich plötzlich drohender Papierknappheit gegenüber; bis dahin hätte ihr Ruf ihnen nie und nimmer erlaubt, mit ärmlichen Behelfen zu operieren, wie sie unbekannte Winkelunternehmungen sich schon in Friedenszeiten gestattet hatten. Aber die Nachfrage ist da und steigt gar noch, und nun greifen auch sie zu dem herkömmlichen Ersatz, und während den Autoren dadurch auch fernerhin die Friedenskleidung gewährleistet wird, schlüpfen ihre Werke in das grobe Kriegsgewand des Holzpapiers und des Pappumschlages. Was Firmen von Namen sich in dieser Beziehung an ästhetischen Entgleisungen im Kriegsjahr 1918 geleistet haben, gehört vor das Forum des Kunstgewerbes; aber erfreuliche Ausnahmen, wie sie namentlich der Insel-Verlag, aber auch Georg Müller darstellen, die bewiesen haben, daß auch mit Kriegsmaterial geschmackvolle Ausstattung zu bieten war, sollen auch an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Wie sehr auch die Buchindustrie von den Praktiken des Schleichhandels erfaßt wurde, kann des genaueren hier nicht erörtert werden; genug, daß Beispiele dafür dem aufmerksamen Beobachter allenthalben über den Weg liefen. Da stehen nicht die friedensmäßigen Leineneinbände S. Fischers, an dessen „Papier mit Holzschliffzusatz" man sich in stumpfer Resignation bereits gewöhnt hatte, allein — ein anderer Verleger kündet sogar ein bestimmtes Werk in Leder an, weil es ihm gelungen sei, einen größeren Posten dänischen Glacéleders aufzutreiben. Aber Papier, und nicht das schlechteste, ist verfügbar, um bibliophile Verlangen zu stillen, so daß die Dionysos-Bücherei des Berliner Hyperion-Verlages nicht bloß Goethes „Das Tagebuch" betiteltes Gedicht (die Versicherung einer Textrevision ist hierbei besonders amüsant) oder Lucians „Hetärengespräche", sondern auch Antoines de la Sale „Fünfzehn Freuden der Ehe" und Rétifs de la Bretonne unterhaltsame „Pornographen" neu drucken und von den neun Bänden dieser ersten Reihe zugleich auch eine Luxusausgabe auf Bütten verheißen kann! Erfreulicherweise ist dieser Regsamkeit auch auf allen andern Gebieten zu begegnen, aber nirgends auch scheint die Teilnahme wesentlich abgeschwächt. Das klassische Altertum ist sich wie stets seiner Freunde sicher, worauf Theodor Birts jüngste Veröffentlichung (Aus dem

Leben der Antike, Quelle und Meyer) nicht zu Unrecht schließen läßt. Denn die diesem Autor eigene, ganz unprofessorale Lebendigkeit und seine Geschicklichkeit, Anschauung und Plastizität von entfernteren Dingen gerade einem weiteren Kreis zu vermitteln, bewährt sich auch in dieser neuesten Sammlung von Studien und Essays, die von technischen wie industriellen Errungenschaften der Antike handeln, mit Brauch und Verspottung der Religion und den Gepflogenheiten bei Gastmählern Werk- und Feiertag der Griechen und Römer beleuchten und schließlich in einem interessanten Aufsatz über die Laus von der Sauberkeit des Altertums berichten. Daß daneben Rudolf Alexander Schröders kunstreiche Übertragung der homerischen Odyssee — der man das Wort des Odysseus an Alkinoos:

„Köstlich ist es fürwahr, dem Wort des Sängers zu lauschen,
wenn er sich zeigt wie dieser und gleicht an Gesange den Göttern"

zum Motto setzen möchte — in einem zweiten Zehntausend aufgelegt wurde, überrascht eigentlich nicht, wie sehr es erfreut, weil derartige Meisterleistungen nur propagierend wirken können. Übrigens ist auch für den Kriegsbüchermarkt der Begriff des Altertums damit nicht abgeschnitten, und es ist für die oben angedeuteten Strömungen nur bezeichnend, daß ein Werk, das 1914 bereits im Manuskript abgeschlossen vorlag, dessen Drucklegung aber von einem Leipziger Verlag ängstlich hingezögert wurde, nun von R. Piper in München herausgebracht wird: die „Allgemeine Religionsgeschichte" von Alfred Jeremias, der in früheren Werken wie in dem grundlegenden vom „Alten Testament im Lichte des Alten Orients" (J. C. Hinrichs, Leipzig, dritte Auflage 1916) an einem ebenso interessanten wie aufschlußbringenden Material die Bücher der Bibel als eine Welt historisch vermittelter Offenbarung verstehen gelehrt hatte. Seine neusten Untersuchungen umspannen die Völker fast des ganzen Erdballs, um aus dieser schier überwältigenden Vielheit lehrreicher Betrachtung, die so Zarathustra und Laotse wie Kelten und Germanen zugute kommt, die köstliche Gewißheit einer in Glauben und Aberglauben beziehungsvollen Einheit heimzutragen. Daß dieser Forscher auch jenseits der theologischen Peripherie vielseitiges Interesse zu erwarten hat, erscheint um so weniger zweifelhaft, als der Krieg dem Nachdenken über religiöse Fragen neuen Anstoß gegeben hat.

Als Ausdruck einer breiteren Anteilnahme muß die Ausgabe von „Sagen der Juden" angesehen werden, die Micha Josef bin Gorion aus rabbinischer mündlicher wie schriftlicher Tradition geschickt komponiert hat. (Auch als Einzelbändchen wie „Die ersten Menschen und Tiere", „Abraham, Isaak und Jakob" usw. bei Rütten und Löning, Frankfurt a. M.) — Aber auch künstlerisch ist man dem Altertum nahe geblieben. Aus dem Felde schreibt André Jolles seine lesenswerten Briefe über antike Kunst, die „Wege zu Phidias" (Weidmannsche Buchhandlung 1918) anbahnen wollen, zu jenem Phidias nämlich, der über enge Partei- und Programmgrenzen hinweg nicht Anfang, nicht Ende bedeuten konnte, sondern der mächtiges, starkes Bindeglied war, Brücke, die sich vom Kunstland des sechsten zu dem des fünften Jahrhunderts in unvergeßlichem Bogen spannte. Vom Altertum zur Gegenwart leitet Karl Scheffler, um durch die Jahrhunderte einen Längsschnitt zu legen, der über alle Zeiten hinweg den ewigen Dualismus gotischer und griechischer Kunst aufzeigen soll. („Der Geist der Gotik." Mit 107 Abbildungen. Insel-Verlag). Dieser Gegensatz ergibt sich ihm aus der grundlegenden Erkenntnis, daß der griechische Mensch die Formen der Ruhe und des Glückes, der gotische die der Unruhe und des Leidens erschaffe, und wird von Scheffler in geistsprühenden Antithesen von gewiß oft energischer Einseitigkeit, aber stets mit vielem Gewinn

für die ganze Problemstellung durchgeführt. Sehr hübsch sind die parallelisierenden Betrachtungen über das Gotisch-Dionysische und das Griechisch-Apollinische, wie denn das ganze Buch an aufschlußreichen Aperçus, die die Darlegungen blitzhaft erhellen, einen besonderen Reichtum hat. So wird, wie man sich auch sonst zu der Frage und ihrer Beantwortung stellen will, die einer Bewertung nicht aus dem Wege geht, an dem Essay nicht vorbei können, wen die Nöte und Wirrnisse gerade unserer heutigen Kunst zum Besinnen veranlaßt haben. Von solcher Nachdenklichkeit sind die Schriften, von denen gleich die Rede sein wird, vollkommen frei, womit indes kein Tadel ausgedrückt werden soll. Emil Waldmanns Dürerbuch, das nunmehr vollständig in drei Teilen vorliegt (Albrecht Dürer; Dürers Stiche und Holzschnitte; Dürers Stil. Insel-Verlag 1916—1918), erklärt ausdrücklich mit den klassischen, diesem Großen gewidmeten Leistungen nicht konkurrieren zu wollen. Seine Aufgabe ist darum nicht leichter und geringer; denn wenn Wölfflin nur einen akademischen Leserkreis vor Augen hatte, so setzt sich Waldmann das volkspädagogisch hochwichtige Ziel, auch dem nicht vorgebildeten Kunstwilligen eine zureichende Vorstellung von Dürer zu vermitteln, das ihm dank der unaufdringlichen Frische seines Stils, der zum Volkston herabsteigt, ohne sich gemein zu machen, und mit Unterstützung eines umfänglichen Bildmaterials (obwohl jeder Band nur vier Mark kostet!) auch gut gelingt. Mögen die Auflagen recht bald lehren, daß es ihm auch gelungen ist, von seiner Liebe zu Dürer einer zahlreichen Gemeinde abgegeben zu haben, damit so der Verfasser in seinem eigenen Satz, daß jede Generation ihren Dürer anders, die unsre ihn aber noch zu wenig sehe, schleunigst widerlegt werde! — Wir kommen zu dem Manne, dessen hundertster, auch in dieser Zeitschrift gewürdigter Geburtstag (25. Mai 1918) Anlaß ward zur Herausgabe von Büchern, denen die gegenwärtige Wissenschaft bei allen Fortschritten im einzelnen an kunstvoller Stoffbeherrschung und Erlesenheit des Geschmacks in der Gesamtleistung doch nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat. Karl Emil Hoffmann hat uns von Jakob Burckhardt dem Dichter (Verlag von Helbing und Lichtenhahn, Basel 1918) und den Versuchen, seine Sehnsucht nach Italien in Elegien zu bannen, Aufschluß bringend erzählt; aber wo es gilt, das Gedächtnis des großen Mannes auch einem zweiten Jahrhundert und so weiteren ungetrübt zu erhalten, muß man von Burckhardt dem genialen Kunst- und Kulturhistoriker reden. Das wird in einer großangelegten Biographie geschehen, die einer seiner Schüler unter der Feder hat. Inzwischen mögen von ihm die Werke zeugen, die zu seinem Gedenktage uns von der pietätvollen Basler Historischen und antiquarischen Gesellschaft gespendet wurden. Die „Erinnerungen aus Rubens", einst als erste nachgelassene Schrift veröffentlicht, feiert jetzt in einer dritten, von Trog (der dem Bande das für Burckhardt in seiner Anspruchslosigkeit höchst charakteristische eigenhändige curriculum vitae mitgegeben) treulich besorgten Auflage (Benno Schwabe, Basel 1918) fröhliche Urständ, und man wird bekennen müssen, daß die aus warmer Verehrung für die Schöpfungen des Künstlers geborene Frische an diesem gleichsam jugendlichen Alterswerk nun so erhebend berührt, wie es damals tröstlich wirkte. „Es ist ein höchst angenehmes Gefühl, sich Persönlichkeit und Lebenslauf des Rubens zu vergegenwärtigen; man trifft schon an so vielen Stellen auf Glück und Güte wie kaum bei einem anderen von den großen Meistern, und er ist genau genug bekannt, um ein sicheres Urteil zu ermöglichen." Diese Einleitungssätze geben den Grundakkord, der durch die ganzen Ausführungen weiterschwingt, und fügen so zu der Geschlossenheit der Darstellung jene für Burckhardt fast nicht weg zu denkende Harmonie in Stil und Auffassung. Auch das andere Werk verleugnet

diese Geistesprägung nicht, trotzdem es statt der Einheitlichkeit des Gegenstandes eine Staunen erregende Vielheit in sich birgt, die Altertum und Neuzeit, Kunst, Politik und Geschichte umschließt. Es sind die Vorträge, die Jakob Burckhardt zwischen 1844 und 1887 in seiner Heimatstadt vor den verschiedensten Hörerkreisen gehalten hat, nach denen uns Nietzsches Urteil und Carl Spittelers Erinnerungen längst sehnen gemacht hatten. Nun legt sie uns im Auftrage der erwähnten Basler Historischen Gesellschaft Emil Dürr in sauberer Kommentierung vor (zweite Auflage, Benno Schwabe, Basel 1918), und wer in diesen Wundergarten sich verloren hat und doch einmal wieder zu einem Ausgang zurückfindet, kann nur bedauern, daß statt der dargebotenen vierundzwanzig Vorträge nicht alle einhundertsiebzig, die Burckhardt im Laufe der Jahre zu halten Gelegenheit hatte, gedruckt werden konnten. Denn hier handelt es sich nicht im entferntesten um den Sammelband irgendeines Gelehrten, der in seine „Kleinen Schriften" diese oder jene Miszellen oder Lückenbüßer gestopft hat; in diesen Vorträgen steckt der ganze Burckhardt, wie wir ihn aus seinen besten Leistungen her kennen, der mit souveräner Beherrschung des Stoffes wie des geistigen Klimas an seinen Gegenstand herantritt, um in einer kurzen Stunde seiner Zuhörerschaft vom Phäakenland Homers, den Anfängen der neuen Porträtmalerei, von Rembrandt oder von Napoleon dem Ersten oder gar von der Kochkunst der späteren Griechen ein farbensattes Bild zu entwerfen. „Die Rede floß frei und ungebrochen dahin," berichtet sein Herausgeber, „mit nicht zu lauter, doch sonorer Stimme, im ganzen von gleichmäßiger Tonhöhe, innerhalb deren aber alle Schattierungen des Gefühls und des Gedankens möglich waren und angewandt wurden: Sympathie und Antipathie, Bewunderung, Satire und Ironie, Schmerz, Mitleid, leise Bewegung. Und alles beherrscht und durchtränkt von einer wahrhaft großen Persönlichkeit." Damit ist des Rätsels Lösung gegeben, so erklärt sich der Bann, den seine Worte übten und üben werden. Hinter seiner Rede stand eben seine nie versagende Kunst der Gestaltung des Dinglichen, Vergleiche wuchsen ihm zu Bildern von unvergeßlicher Eindringlichkeit, und Vorstellungen von Vorgängen und Persönlichkeiten kristallisierten sich zu Charakteristiken von treffsicherster Knappheit. Darf man es da nicht schmerzlich bedauern, daß uns all das verloren ist, was der Meister nur in Stichworten konzipiert hatte, in einer Zeit noch dazu, die auch für die ermüdendsten Parlamentsreden Stenographen stets zur Verfügung hatte!

Es ist eine andere Welt, die sich in dem Werke von Rudolf Pannwitz auftut, aber diese „Krisis der europäischen Kultur" (Verlag Hans Carl, Nürnberg 1917) wird mit solcher Schärfe und Eigenwilligkeit umschrieben, daß voll gespanntem Verlangen den beiden nachfolgenden Bänden — „Das Jahrhundert des deutschen Geistes" und „Kosmos Atheos" werden sie heißen und die deutsche klassisch-romantische Geistesbewegung nachzeichnen, sowie schließlich den menschlichen Kosmos als gestaltetes Werk ausformen — auch entgegensehen wird, wer nicht mit dem Verfasser in der Trinität Voltaire, Goethe und Napoleon die Gipfel der letzten europäischen Renaissance sieht; denn es ist ein starkes und kühnes Buch, das selbständig seines Weges zieht und dort, wo es abwegig wird, nur fester noch das Interesse des Lesers einspannt. Zu einem abschließenden Urteil wird man ohne die beiden noch ausstehenden Teile nicht kommen können, zumal die preziöse Diktion des Stefan George-Kreises dem Außenstehenden die letzte Klarheit der Zusammenhänge bisweilen unnötig vorenthält. Von bizarrer Höhe führt der Weg in die Breiten fleißigen Werkellebens zurück. Da ist vor allem der dem Berliner Professor Ludwig Geiger zum siebzigsten Geburtstage gewidmeten Festschrift zu gedenken (Beiträge zur Literatur- und Theater-

geschichte, B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen), Berlin-Steglitz 1918), die für seine Vielseitigkeit Zeugnis ablegt. An den oben gescholtenen Miszellen und an den berühmten Sammelüberschriften, die mit irgendeinem berühmten Namen beginnen und mit einem und fortfahren, fehlt es also nicht; dafür entschädigen freilich einige auch literargeschichtlich gut fundamentierte Aufsätze aus der Theaterwelt und ihren Problemen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, so die von Sauer, Kilian und Petsch; literarisch ist unter anderem ein Beitrag Litzmanns über Heine-Reminiszenzen bei Storm bemerkenswert, und vor allem verdient der Hebbel-Brief Beachtung, den Julius Wahle, der verdiente Weimarer Archivar und nunmehrige Herausgeber der großen, von Richard Maria Werner auf den Plan gestellten Hebbel-Ausgabe, beigesteuert hat, und der in einem kurzen Rechenschaftsbericht über die „Nibelungen" an Dingelstädt uns gern gehörten weiteren Aufschluß gibt. — Ein anderer Gelehrter hat sich selbst sein Monument zum siebzigsten Geburtstag errichtet: Fritz Mauthner, der in seinen Lebenserinnerungen (Band 1, Georg Müller, München) wertvolle Einblicke in seinen Entwicklungsgang und namentlich in die Entstehung seiner Sprachpsychologie tun läßt, aber auch zu den literarischen und politischen Ereignissen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts manches beizusteuern hat. So bunt freilich, wie die Memoiren des Frankfurters Johann Konrad Friedrich, die uns vor kurzem Ulrich Rauscher in einer zeitgemäßen Neuausgabe vorlegte (Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten; Egon Fleischel, Berlin), sind sie nicht. Da dieser Autor trotzdem dem Gedächtnis selbst von Spezialkennern entschwunden war, haben Clemens Ebrard und Louis Liebmann ein größeres Werk zusammengestellt (Johann Konrad Friedrich, ein vergessener Schriftsteller. Rütten und Löning, Frankfurt a. M. 1918), das nächst einer ausführlichen Biographie und einem Klarheit schaffenden Verzeichnis seiner Werke größere Proben von dem kritischen und literarischen Schaffen des merkwürdigen, satirischen und um Einfälle nie verlegenen Mannes bringt (verwiesen sei besonders auf das Kapitel, das seine Erfindungen und utopistischen Gründungspläne beleuchtet). Zu den Vergessenen mußte man bisher auch Gotthilf Heinrich Schubert rechnen; obwohl mancher das Schlagwort von der Nachtseite der Naturwissenschaft im Munde führte, daß Schubert, der Naturphilosoph, ihm erst Leben und Inhalt gegeben, blieb vergessen. Nun zeichnen seine Briefe, die Nathanael Bonwetsch zu einem warmherzigen Lebensbild gerundet hat (Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1918), ein sympathisches Porträt von ihm und umreißen seinen Wirkungskreis so deutlich, daß auch ein Abglanz auf die engere Romantik fällt, die seinen Anschauungen und Gedanken vielfach verpflichtet ist, dafür jetzt aber den Wert des menschlich schönen Buches auch literarisch erhöht. Und noch von einem anderen Buch des Gedenkens ist zu sprechen. Aber Paul de Lagardes „Erinnerungen aus seinem Leben" (Wilhelm Heims, Leipzig), die in zweiter Auflage erscheinen, bedürfen keiner eigentlichen Empfehlungen. Ein Mann, der es sich selbst schuldig zu sein glaubte, darauf aufmerksam zu machen, „daß eine Reihe von Urteilen, welche, als er sie zuerst drucken ließ, für Symptome seiner äußersten Unfähigkeit galten, gegenwärtig bereits Gemeingut der Nation geworden" seien, kann auch in seinen autobiographischen Rückblicken nicht ungehört bleiben; man wird vielmehr auch sie zu seinen „Deutschen Schriften" zu zählen haben. — Von dem köstlichen Mörike-Schwind-Briefwechsel, den Hanns Wolfgang Rath jetzt vollständig vorlegen konnte (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart), wird noch besonders zu reden sein; mit einem Hinweis auf festhaltenswerte Erinnerungen und Denkwürdigkeiten, denen der Verlag Georg Müller in kostbarem Gewande ein dauerndes Leben bereiten will (genannt seien hier an erster

Stelle des Präsidenten von Dijon, de Brosses „Vertrauliche Briefe aus Italien", die den Franzosen seiner Zeit — er gehört in das Frankreich Ludwigs XV. — ebenso ergötzliche und aufschlußreiche Kultur- und Sittenschilderungen gaben wie nun uns in der wohlgelungenen Übersetzung von Werner Schwartzkopf; sodann Saint Simons Memoiren, deren dritter Band erschien, und von österreichischen Werken Josef Richters historisch-berühmte „Eipeldauer Briefe" sowie J. Fr. Reichardts „Vertraute Briefe"), verlassen wir daher diese Gattung, um auch die „schöne Literatur" anzuhören die sich im letzten Kriegsjahr so zahlreich wie je zu Worte meldet. Noch am ruhigsten scheint es da um die Lyrik bestellt; die Kriegsgedichte sind außer Mode gekommen und die Friedensschalmeien für das große Heer der Lohnmusikanten noch nicht zeitgemäß. Um so gehaltvoller und eindringlicher die Klänge, die in oft herzzerreißenden, visionär grausigen Melodien von wirklichen Dichtern angestimmt wurden (Heinrich Lersch, „Deutschland!" Max Barthel, „Freiheit!" Karl Bröger, „Soldaten der Erde", Josef Winckler, „Ozean, des deutschen Volkes Meergesang"; sämtlich bei Eugen Diederichs, Jena). Andere haben dem Krieg unter szenischer Maske gehuldigt. Reinhard Goering zwar läßt seine „Seeschlacht" (S. Fischer, Berlin) auf einem Kriegsschiff modernsten Typs vor sich gehen und erzielt Riesenwirkung, weil er ein wahrer Dichter ist; Hermann Reich aber erinnert sich der Duplizität der Ereignisse und verlegt mit Geschick den Schauplatz in das Athen des Themistokles (Die Flotte. Eine Tragödie. C. H. Beck, München). Und Walter Flex leiht die Gewalt seiner Sprache wie seines Gefühls der deutschen Vergangenheit, darin er seine Geschichten vom Dreißigjährigen Kriege („Wallensteins Antlitz", „Klaus von Bismarck", beide bei Beck, München) wie seine Kanzlertragödie ansiedelt. Daß es darüber hinaus an einer reichen Skala der Stimmungen nicht fehlt, lehrt die Auswahl schwäbischer Dichtung, die Ludwig Finckh mit dem an ihm gewohnten Feingefühl besorgt hat („Die Lerche", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Alfons Petzold, der noch zuletzt als Vertreter der österreichischen Arbeiterdichter gelten konnte, erscheint mit einer Gedichtreihe „Franciscus von Assisi" in den Bahnen Rilkes (Ed. Strache, Wien-Warnsdorf). Vom Gültigkeitsstandpunkt der Aktualität aus wird da die kleine Sammlung „Vormärz", die Proben der politischen Lyrik aus der Zeit von 1848 bietet, entschieden mehr Zuspruch finden (Rolandverlag, München).

Die Epik dieses Jahres hat Gerhart Hauptmann mit dem „Ketzer von Soana", der als eine seiner reifsten Schöpfungen in seinem Werk steht, feierlich eingeläutet. Seines großen Landsmanns Hermann Stehrs soeben erschienenes zweibändiges Romanwerk „Der Heiligenhof" (S. Fischer, Berlin) nimmt diesen ehernen, die Jahrhunderte überdauernden Klang rein auf, mit dem inneren Frieden, den seine Menschen spöttisch erstreiten, die enge Verbindung von Religion und Kunst vollziehend. Ein anderer aus dem alten Hauptmann-Kreise ist dagegen ganz an die Peripherie des äußeren Lebens geraten: Max Halbes „Tat des Dietrich Stobäus", den der Verlag Langen in zehnter Auflage vorlegt, ist ein geschehnisreicher Roman, der das Wesen des Schicksalsdramas seiner Gattung zugeeignet hat. Die Aufzeichnungen des chinesischen Kammerdieners Li, die Albrecht Schäffer unter dem Titel „Josef Montfort" darbietet (Insel-Verlag) stehen ihm an spannender Buntheit nicht nach, während sie ihm an innerer Wärme weit überlegen sind. An sonstiger guter Unterhaltungsliteratur ist, wie auch in sonstigen Jahren, kein Mangel. Vorläufig dem Titel nach erwähnt sei Schnitzlers glänzende Casanova-Novelle, und ebenfalls nur genannt seien das stille, mit den alten Vorzügen der Verfasserin ausgestattete Buch „Meine Schwester Edith" von Sophie Höchstetter (Deutsches Verlagshaus Bong, Berlin); der junge, kräftig aufstrebende

Schwabe Wilhelm Schussen ist mit zwei Bänden vertreten, die von seinem Humor und seiner Eigenart schönes Zeugnis geben („Höschele der Finkler und andere heitere Erzählungen", „Der rote Berg", Strecker und Schröder, Stuttgart). Ein von Krieg und Frieden durchzittertes Heimatsbuch hat Heinrich Wolfgang Seidel, der Sohn des Lebrecht Hühnchen-Dichters unverblaßten Angedenkens, geschrieben („Die Barnholzer"; G. Grote, Berlin), und auch Karl Streckers liebenswürdiger „Pfeifenkönig" (Beck, München) nennt sich einen (übrigens unterhaltsamen und lesenswerten) Roman aus der Gegenwart, in deren blutig-ernster österreichischer Problematik Johannes Thummerer ein unverlierbares Bild entwirft („Die tanzende Familie Holderbusch". Verlag Fr. Wilhelm Grunow, Leipzig). Auf der rechtselbischen Seite sind die Kämpfe dann wieder in den Schoß einer Familie gebannt, in deren Erfassung Kurt Felscher („Die Boberbahn". Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal. Quelle und Meyer, Leipzig) ein schönes Talent verrät. Es ist noch ein neuer Mann, noch keiner Partei verschrieben und auch keiner Mode unterworfen. Wer über diese aber einen Überblick gewinnen will, dem seien die beiden billigen Bände „Neue Deutsche Erzähler" (herausgegeben von J. Sandmeier, Furche-Verlag, Berlin) dringend empfohlen. Übrigens verspricht der Inhalt, was der Titel verheißt; denn wenn auch nicht Emil, sondern Ludwig Strauß erscheint, so herrscht doch der Expressionismus keineswegs tyrannisch, und jedenfalls haben kernechte, modenfremde Dichter wie Hermann Stehr und Wilhelm Schäfer ihren Platz darin gefunden. Was gerade die expressionistische Kunst, die sich auf sich besinnt, zu leisten vermag, kann, um nur zwei Beispiele zu geben, Aage Madelungs großer, das politische Leben geistreich durchschüttelnder Roman „Zirkus Mensch" (Kurt Wolff, Leipzig) einerseits, anderseits Max Pulvers zauberglühende, im Schmelz einer Sprache, die allen Empfindungen gerecht wird, schwelgende Umdichtung „Merlin" (Insel-Verlag) eindringlich lehren.

Daß Knut Hamsun, den uns jüngst erst Robert Müller essayistisch-originell kommentiert hat (Europäische Wege. Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte. S. Fischer, 2 Mk. 50 Pf.), sich in Deutschland, wo er seit Jahrzehnten literarisch eingebürgert ist, mit einer Gesamtausgabe (deren bisher erschienener erster Band „Hunger" und „Mysterien" bringt; Albert Langen, München) vollends ansässig macht, mag nicht übergangen werden; aber auf eine andere, bereits vollständig in sechs schmucken Bänden vorliegende Ausgabe, mit deren Ausstattung der Verlag Ullstein Ehre einlegt, muß besonders nachdrücklich verwiesen werden: die Gesammelten Werke Helene Böhlaus. Nicht der Duft einer Moderichtung und nicht die Sensation der Geschehnisse umziehen ihr Werk, das gerade darum fest verankert sein wird in der bleibenden Anteilnahme ihres Volkes. Denn hier teilt eine echte Dichterin aus dem reichen Schatz ihres Erlebens mit, lebt ein wahrer Mensch seine Erdenbahn in dem verklärenden Licht der Dichtung nach, die in der heiteren Fassung der nun schon klassischen „Weimarer Ratsmädelgeschichten" sich immer von neuem einschmeichelt, aber in der erinnerungsschweren autobiographischen „Isebies" nicht minder anziehend wirkt und in dem psychologisch wie kompositionell gleicherweise ausgezeichneten „Rangierbahnhof" ihr mit Recht weitesten Ruhm gebracht hat. Je tiefer man sich in diese Bücher, die nun bequem beieinander stehen, einliest, je klarer wird die weisheitsvolle Grundanschauung der Dichterin aufleuchten, daß die unendliche Welt nur zersplitterte Seele sei und nur das Zusammenfließen der Seelen die Menschen zueinander führen könne. Die verschiedenen Stadien dieses Prozesses veranschaulichen ihre Romane, wobei das Idealziel nur in seltenen Fällen und nur wie von ferne aufdämmert. Auch dieses Problem setzt die schwierige

Kunst richtigen Rangierens voraus, in der die arme Olly sowohl wie ihr mißverstandener Mann versagen. Feiger Verzicht wird darum nicht anerkannt, und der fatalistisch anklingende Titel ihrer hübschen chronistischen Novelle „Es hat wohl nicht sein sollen" ist nicht ihre Losung; das muß man sich vor Augen halten, um namentlich ihre Kampfromane wie „Halbtier" zu verstehen und zu würdigen. „Die Seelenbrunnen dieser Erde sollen nicht zu tief sein," sagt Helene Böhlau einmal; aber auch wo sie es waren, ist sie nicht beiseite getreten, sondern hat Freude und Leid, Liebe und Tod, Unwürde und Menschenhoheit daraus geschöpft, uns zur Teilnahme und zur Erhebung, und das soll ihr nicht vergessen sein.

Noch ist ein letztes Wort von dem Instrument der Dichtung, unserer deutschen Sprache, am Platze. So mächtig ihre Entwicklung in einzelnen Dichtungen (wie etwa in Hauptmanns Meistererzählung) weiter gediehen ist, so wenig ist ihre Verwilderung im Leben und nicht allein des Alltags zu verkennen; wissenschaftliche Arbeiten und selbst unsere Generalstabsberichte sind von derartigen fehlerhaften Lichtlosigkeiten nicht frei geblieben. Um so mehr besteht die Notwendigkeit, auf Hermann Pauls im Erscheinen begriffene „Deutsche Grammatik" (deren zweiter Band mit der Flexionslehre jetzt vorliegt, Halle 1918, Max Niemeyer) zu verweisen, deren Kenntnis, aber auch Besitz nicht angelegentlich genug empfohlen werden kann, damit an dem Verständnis der Entwicklung die Sprachrichtigkeit sich von neuem festige. Auch ein Buch wie Kluges „Von Luther zu Lessing", das soeben in fünfter Auflage herauskommt (Quelle und Meyer), kann dabei klärende Dienste leisten.

Der Überblick soll nicht abgeschlossen werden, ohne die reiche Weiterarbeit, die in allen Einzelgebieten auch 1918 fortgesetzt wurde, wenigstens zu erwähnen. Zumal die auswärtige Literatur ist dabei nicht schlecht gefahren, und ein russisches Werk dürfte mit den größten Leseerfolg zu verzeichnen haben. Unverdient ist aber diese Anerkennung der Gorkischen Autobiographie nicht zuteil geworden („Meine Kindheit", „Unter fremden Menschen". Ullstein, Berlin). Denn auf den Geschehnissen, die vielfältig, bunt und abenteuerlich sind, die eine arme Kindheit und arbeitsharte Jünglingsjahre schildern, liegt das gedämpfte Licht einer fast philosophischen Ruhe und freudigen Zuversicht, von der sein Russentum, mehr noch aber sein eigenes Ich erfüllt ist. Die russische Psyche, die in Gorkis Büchern sinnt und sehnt, hat Karl Nötzel von Tolstoi aus tiefdringend und feinsinnig zergliedert (Das heutige Rußland. Eine Einführung in das heutige Rußland an der Hand von Tolstois Leben und Werken. Zwei Bände, Georg Müller Verlag, München); eine Darlegung und Auseinandersetzung des russisch-europäischen Problems von glänzender Klarheit wird geboten, die auch dem Politiker und Militär von hohem Nutzen sein kann, die Analysen aber, die den Werken Tolstois dabei zuteil wurden, werden das Entzücken jedes Literaturkenners bilden. Neben dem Russen stehen Engländer verschiedener Jahrhunderte, die der Deutsche wieder zu Ehren bringen will (Georg Müller brachte einen weiteren Band der großen Thackeray-Ausgabe und kündigt die Werke Daniel Defoes an!). Vor allem erfreut uns, daß auch deutsches Eis zum Tauen gekommen zu sein scheint: die stolze Brentano-Ausgabe ist doch um einen Band (XII, 2, der die Märchen abschließt) fortgeführt worden, und zu Hirths Edition des Heine-Briefwechsels hat sich der zweite Band gesellt (beide bei Georg Müller). Als der immer rege Verlagsbuchhändler Georg Müller kurz vor Schluß des vorigen Jahres starb, wurde die Befürchtung laut, seine groß angelegten Unternehmungen würden in den ersten Anfängen stecken bleiben. Der Gegenbeweis ist wenigstens zu einem Teil von seinen Geschäftsnachfolgern angetreten worden; möchten sie sich seine Fortsetzung nicht verdrießen lassen und diese im neuen Jahr auch dem Luther, Ludwig und E. T. A. Hoffmann zugute kommen. Denn an Kulturarbeit wird es auch im neuen Reiche nicht fehlen.

Literarische Notizen.

Deutscher Weltberuf. Geschichtsphilosophische Richtlinien. Von Paul Natorp. Erstes Buch: Die Weltalter des Geistes. VIII und 153 S. Zweites Buch: Die Seele des Deutschen. 213 S. Jena, Eugen Diederichs. 1918.

Es mag vermessen klingen, in diesen Tagen, da anscheinend alle Macht und Herrlichkeit in deutschen Landen zerbrochen zu Boden liegt und ein völlig Neues im eigenen Hause werden muß, über ein Buch zu berichten mit dem Titel „Deutscher Weltberuf". Und doch: wenn etwas geeignet ist, uns über die Not der Zeit in den unvergänglichen Weltberuf der deutschen Seele, das heißt des individuellen Eigenwertes des deutschen Volkes für die Schöpfung eines einheitlichen Welt- und Menschengeistes einzuführen, die Herzen mit ewiger Kraft für ihre Aufgabe zu wappnen, dann ist es das Natorpsche Buch. Der Marburger Philosoph sucht nach einem Kriterium menschheitlichen Weltberufes, das dem Menschengeschlechte eine unendliche Entwicklung ermöglicht. Im Judentum gelangte das glaubende, im Griechentum das wissende Individuum zum Selbstbewußtsein, dort das unendliche, hier das endliche Wesen des Menschen. So wurde aus dem Alleinheitsgrunde der Dualismus des religiösen und des rationalen Menschen geboren. Im Christentum wurde dieser Konflikt aktuell. Allein der Ausgleich, den er in Augustin, mit ihm in dem christlichen Dogma und in der mittelalterlichen Kirche fand, konnte weder der Eigenart des Glaubens noch der des Wissens gerecht werden. So stellte die neue Zeit das Problem, einen inneren Ausgleich zwischen diesen beiden Postulaten zu suchen. Sie fand ihn in dem Begriff der Korrelation, dem Prinzip der Wechselwirkung beider Kräfte, ihrer unauflöslichen, wechselseitigen Aneinandergebundenheit. Wissen und Glauben, ratio und religio, müssen beide für sich die Wechselwirkung zur Durchführung bringen, sich als zwei unauflöslich aufeinander angewiesene Korrelate entdecken. In der deutschen Seele, wie sie sich im deutschen Glauben (Eckehart, Luther) und im deutschen Gedanken (Kant, Idealismus, Wissenschaft), in der deutschen Kunst, Dichtung, Musik und in der deutschen Staatsauffassung manifestiert, sind die Kräfte am Werke, die über den Dualismus des glaubenden und wissenden Menschen hinausführen. Der deutsche Glaube, obwohl aus Gott geboren, bejaht doch die Welt, und das deutsche Denken, obwohl durch den Kritizismus bestimmt, fordert doch den Begriff des Unendlichen, also ein Sein, von dessen Gewißheit nur der Glaube Zeugnis geben kann. Die echte Individualität, in der jene Wechselwirkung zum Durchbruche kommt als Idee im Kantschen Sinne, als unendliche sittliche Aufgabe, bindet den Menschen an die Gemeinschaft, damit an die Geschichte, freilich nicht in dem Sinne, sich in den Geist der Zeiten, „sondern den Geist der Zeiten in sich zu versetzen, durch Aufnahme des Vergangenen, soweit irgend es Aufnahme verstattet, sich zu erfüllen und zu steigern, ihre Kräfte in sich neu lebendig und stark werden zu lassen, und so weiter und weiter sich auszuwirken". Das heißt in Wahrheit geschichtlich leben; eine Wahrheit, die vor allem einer demokratischen, nur auf das Sichtbare als Wirklichkeit sehenden Zeit gilt. Dieses Bewußtsein deutschen Geistes unterscheidet ihn deutlich von dem englisch-romanischen Kulturkreis, dessen Ethik das Unendlichkeitsmotiv fehlt. Es legt uns die Pflicht ob, in unserem Volke nach der Offenbarwerdung der deutschen Seele zu ringen, ein Bild zu sein, daß auch die anderen Völker von ihrer individuellen Bestimmtheit aus jene Korrelation finden, so dem einen Geiste der Menschheit die Bahn zu brechen. Das ist der deutsche Weltberuf. Ob unser Volk nach dieser furchtbaren, mit keiner anderen zu vergleichenden Katastrophe den alten seelischen Inhalt in sich birgt, nachdem es durch das ungeheure Kraftaufgebot bis zum Tode erschöpft ist, sich selbst zu behaupten, den Bau der Ewigkeiten bei sich selbst aufzurichten? — Wer will auf die Frage heute eine Antwort geben, da das Morgen einen völligen Zusammenbruch, einen Sturz in das Chaos des Geistes uns bringen kann? Die einzige Antwort kann sein: wir alle, jung und alt, arm und reich, wollen an unserem Teile schaffen, daß das Suchen nicht vergeblich ist, nicht leidend und reflektierend zur Seite stehen, sondern die Aktivität aller großen und guten Geister unserer Geschichte und unserer Gegenwart aufrufen, daß sie für die ewige Zukunft unseres Volkes und der Menschheit arbeiten, daß der Geist über die Materie zuletzt doch den Sieg davonträgt. Natorp gibt uns Liebe, heiße Liebe zu unserem Volke in der Menschheit, zu der Menschheit in unserem, ja in jedem Volke. Möge sie willige Täter finden. *μx.*

Das Schwert des Geistes. Feldpredigten im Weltkrieg. In Verbindung mit Bischof von Keppler und Domprediger Donders herausgegeben von Bischof M. von Faulhaber. Freiburg i. Br., Herder. 1917.

Feldbriefe katholischer Soldaten. Herausgegeben von Georg Pfeilschifter. Erster Teil: Aus Tagen des Kampfes. Zweiter Teil: Aus Ruhestellung und Etappe. Dritter Teil: Die religiöse Gedankenwelt der Feldsoldaten. Freiburg i. Br., Herder.

Gar viele von den zahllosen Kriegsschriften werden nach einigen Jahren vergessen sein. Wir werden das auch keineswegs bedauern, denn schreibselige Oberflächlichkeit und Unwissenheit haben in den Jahren des Krieges in der Schriftstellerei wahre Orgien gefeiert. Um so mehr werden wir auch in späterer Zeit gerne nach den Büchern greifen, die uns in getreuem Spiegel zeigen, was unser Heer gewollt, wie es für sein Ziel gearbeitet, gelitten und gestritten hat, und wie die Besten aus ihm gestorben sind. Das Buch „Das Schwert des Geistes" gibt uns ein Bild der Arbeit katholischer Geistlichen draußen im Felde. Es sind zahlreiche Predigten in schlichten, aber gewählten und zu Herzen gehenden Worten, die Geist und Seele des Soldaten für die wahrhaften Ziele begeisterten, für Kampf und Sieg stärkten. Wenn die Herausgeber im Vorwort sagen: „Mitten aus der Seelsorge des Weltkrieges herausgewachsen, wird dieser Band Feldpredigten für die Seelenchronik des Krieges ein geschichtliches Denkmal von eigenartiger Sprache bleiben", so wird der Leser dieser Voraussage gerne zustimmen. Daß die herrlichen Ansprachen nicht auf steinigten Boden fielen, vielmehr in echt deutsche und christliche Soldatenseelen, das lehren die „Feldbriefe katholischer Soldaten". Mit hohem Stolze lesen wir diese kurzen und doch so inhaltreichen Briefe der Tapferen und Frommen, bei so manchem war es sein letzter Wille, ein Testament mit ergreifendem Inhalt. Nach dem schmerzlichen Rückzuge unseres besiegten Heeres und inmitten traurigster innerer Zerwürfnisse mag mancher Kleinmütige an der Zukunft unseres Volkes verzweifeln; wer diese Feldbriefe liest, wird wieder frohen Mutes werden. Kein Kriegsunglück und keine durch schwerste Wirrnisse verursachten Leidenstage können eine Nation ganz niederwerfen, die solche Söhne geboren hat und viele von ihnen noch besitzt. Mögen die Feldbriefe auch im Auslande recht eifrig verbreitet werden. *μσ.*

Kindheitserinnerungen. Von Karl Lamprecht. Mit elf Bildern. VIII, 98 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1918.

Marianne und Else Lamprecht geben in dem vorliegenden Bändchen den Anfang der Lebensdarstellung heraus, welche ihr Vater Karl Lamprecht geplant hatte: die Kindheitsschilderungen von der Geburt 1856 bis zum Eintritt in das Wittenberger Gymnasium 1866. Das „alte, liebe" Jessen an der schwarzen Elster, fünf Stunden südlich von Wittenberg, war die Heimat Karl Lamprechts. „Heimat! Was liegt in diesen zwei kleinen Silben! Was alles steht auf im Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum ersten Genusse des heiligen Mahles rief, der jede Viertelstunde zu ihm sprach. Im Gedanken Heimat umarmen sich all unsere guten Engel" heißt es in Otto Ludwigs Zwischen Himmel und Erde. Diesen Zauber der Heimat hat Lamprecht an sich erfahren, und er weiß, indem er von seinem Heimatstädtchen erzählt, es seinen Lesern lieb zu machen. Hier war der Vater Oberpfarrer, dessen Gehalt noch in der alten Weise zum größeren Teil in Naturalien: Holz, Korn, Eiern, Bohnen, Erbsen, Linsen, Hirse bestand. — Es ist, wenn man sich überlegt, was man aus den ersten zehn Lebensjahren im Gedächtnis bewahrt, nicht ein großer Haufen merkwürdiger Erinnerungen, den man zusammenbekommt. So gibt auch Lamprecht in der Hauptsache Schilderungen des Städtchens und seiner näheren und ferneren Umgebung, in welche den Knaben „Explorationen" (S. 26) und kleine Reisen führten, Erzählungen von den Honoratioren der Stadt, den Rittergutsbesitzern und Pastoren der Umgebung und Charakteristiken seiner Eltern; nur gelegentlich ist von persönlichen Erinnerungen — die älteste an die Königsberger Krönungsfeier für König Wilhelm (1861) — die Rede. Lamprecht hat die Gefahr, der so viele Autobiographen erliegen, daß sie dem Leser auch nicht das Geringfügigste, sobald es ihre werte Person betrifft, vorenthalten, sehr glücklich vermieden; nur wird jeder Leser des schönen Büchleins bedauern, daß es Lamprecht nicht vergönnt war, die Aufzeichnung seiner Erinnerungen über die Zeit der Kindheit hinauszuführen. *a.*

Gustav Meyrink, Gesammelte Werke. Sechs Bände. Leipzig, Kurt Wolff.

Der Golem. Roman. Von Gustav Meyrink. Mit acht Lithographien von Hugo Steiner-Prag. Leipzig, Kurt Wolff.

Das verketzernde Geschrei ist hüben und drüben verstummt, und voll ruhiger Sachlichkeit, wie sie gerade diesem Dichter gegenüber am Platze ist, kann man die mit den Emblemen der Magie reizvoll und eigenartig ausgestatteten Bände zur Hand nehmen, in denen Meyrinks bisheriges Werk gesammelt vorliegt. Leider fehlen einzelne Glanzstücke aus seiner satirischen Epoche, wie die Eroberung von Sarajewo, und auch die köstlichen Städtebilder, die seinerzeit den „März" schmückten, haben hierin keine Gesamtausstellung erfahren. Immerhin ist die gebotene Zusammenstellung groß genug, um sich in den Dichter hineinzulesen, und bei weitem auch ausreichend, um eine geschärfte Erkenntnis zu vermitteln für Wesen und Art seiner Künstlerschaft, ihre Bedeutung und Begrenzung. Schon die Tatsache, daß Meyrinks drei Romane (neben dem „Golem" das „Grüne Gesicht" und die „Walpurgisnacht") sich hier vollzählig beisammen finden und die erste Hälfte der Ausgabe einnehmen, während man aus dem älteren Kleingut eine Auswahl getroffen hat, zeigt, daß der Verlag den Schwerpunkt auf den Mystiker Meyrink gerückt wissen möchte. Dahin zielt auch das unaufdringlich und gut orientierende (vom Autor inspirierte und darum namenlose?) Nachwort, das bei aller Würdigung, die es dem Satiriker angedeihen läßt, andächtiger doch die okkultistischen Strömungen unserer Zeit nachzeichnet und zu ihren sichtbaren wie unterirdischen Zu- und Abflüssen die Kunst Meyrinks in Verbindung setzt, sowie endlich des Dichters eigene Auslassungen über das Thema, die im Anhang ebenfalls wieder Aufnahme gefunden haben. Der große Gegenwartserfolg hat für die Richtigkeit dieser Auffassung entschieden, wenngleich man zweifeln darf, ob nicht die Nachwelt den Namen Meyrinks lieber als den des glänzenden Verächters unseres Philistertums, des begabtesten und witzigsten Porträtisten seiner Vertreter, mögen sie nun Kleinbürger des Alltags, mögen sie Akademiker oder Militärs sein, sich wird merken wollen. Gerade die laute Buchsensation pflegt leicht Vergänglichkeitsgeruch um sich zu verbreiten. Schon jetzt möchte man von seiner Romantrilogie nach besinnlicher Überlegung viel eher dem „Grünen Gesicht", in dessen Zügen der Ernst philosophischer Meditation sich nicht verleugnet — daß er künstlerisch nicht völlig gelöst, nicht frei von theoretischer Starrheit ist, bleibt zu bemängeln —, den Vorzug geben vor dem viel äußerlicheren „Golem", dessen transzendentale Zauberkunststücke zu durchsichtig in ihrer Häufung sind, um auf die Dauer Wirkung zu versprechen, Die graphische Beihilfe, die Hugo Steiner gerade dieser Schöpfung geliehen, ist darum nicht verloren und gewiß nicht gefährdet, zumal der Künstler in schöner Selbständigkeit eine bedeutsame Paraphrase des altgeheimnisvollen Themas Prag geschaffen hat, aber man bedauert, neben diesen prächtigen Band nicht einen oder gar mehrere weitere stellen zu können mit den Zeichnungen etwa Gulbranssons zu den „Orchideen" oder dem „Heißen Soldaten" usw. Dazu hätte dann Meyrinks autobiographische Karikatur, wie sie in Albert Langens vergessenem Verlagskatalog von 1904 prangt, treten müssen, die sich natürlich in den Ghettoboden des „Golems" nicht verpflanzen ließ. Erschöpft ist übrigens mit dieser Zurückziehung des kritischen Akzents auf einen früheren Abschnitt im Schaffen Gustav Meyrinks sein Können und seine Kunst keineswegs; aber fraglos wird man über die Solidität ihrer Grundlagen erst vollen Aufschluß gewinnen können, wenn einmal die Zusammenhänge mit seinen Vorläufern tiefer aufgedeckt sind. Und da scheint mir die Beobachtung, wie dieser Künstler durchaus selbständig und fortführend (namentlich in den achtlos verkannten „Fledermäusen") an E. T. A. Hoffmann angeknüpft hat in all den Problemen, die aus der Nachtseite der Natur auch ihm erwuchsen, ungleich wichtiger zu sein als die Ermittlung sensationeller Ähnlichkeit, die ihn in die Nähe Edgar Allan Poes oder Barbey d'Aurévilleys rückt. Wenn die neue Ausgabe auch in dieser Richtung zur Vertiefung führt, wird sie nicht bloß buchhändlerisch ihren Zweck erfüllt haben. *ωχ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bauer von Rolafelden. — Der Sinn des Krieges. 47 Seiten. Wien und Leipzig, Manzsche k. u. k. Hof-Verlagsbuchhandlung. 1918.

Beseler. — Wissenschaftliche Vorträge. Gehalten auf Veranlassung Seiner Exzellenz des Herrn Generalgouverneurs Generaloberſten Hans v. Beseler in Warschau in den Kriegsjahren 1916/17. 273 Seiten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1918.

Buhrer. — Die stille Stunde. 7: Jakob Buhrer, Toni der Schwämmler. 89 Seiten. Zürich, Orell Füßli.

Du Bois-Reymond. — Jugendbriefe von Emil Du Bois-Reymond an Eduard Hallmann zu seinem hundertsten Geburtstag am 7. November 1918. Herausgegeben von Estelle Du Bois-Reymond. 155 Seiten. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1918.

Finckh. — Die Lerche. Auswahl schwäbischer Dichtung von den Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Ludwig Finckh. 429 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Gizycki. — Aufwärts aus eigener Kraft. Ratschläge und Lebensziele. Von Paul von Gizycki. Vierte Auflage. 277 Seiten. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1918.

Gjellerup. — Die Gottesfreundin. Roman von Karl Gjellerup. 393 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.

Goltz, Haußleiter, Luther, Wiegand, Zingel. — Lutbervorträge. Zum vierhundertsten Jahrestage der Reformation gehalten in Greifswald von Eduard Freiherr von der Goltz, Johannes Haußleiter, Johannes Luther, Friedrich Wiegand, Rudolf Ewald Zingel. 90 Seiten. Berlin, Karl Siegismund. 1918.

Hadina. — Heimat und Seele. Neue Dichtungen von Emil Hadina. 96 Seiten. Leipzig, L. Staackmann. 1918.

Hauffen. — Geschichte des deutschen Michel von Dr. Adolf Hauffen, o. Professor an der deutschen Universität in Prag. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 95 Seiten. Prag, Verlag des Vereins. 1918.

Houben. — H. H. Houben, Hier Zensur — wer dort? Antworten von gestern auf Fragen von heute. Mit Umschlagbild von Th. Th. Heine. 207 Seiten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1918.

Heyking. — Die Orgelpfeifen. Aus dem Lande der Ostseeritter. Zwei Erzählungen von Elisabeth von Heyking. Mit dem Bildnis der Verfasserin und einer Einleitung von Grete Litzmann-Bonn. 110 Seiten. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5991.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Hinze. — Sozialdemokratie, Christentum, Materialismus und der Krieg. Eine philosophische Auseinandersetzung von Adolf Hinze. 236 Seiten. Osterwieck (Harz) u. Leipzig, A. W. Zickfeldt. 1918.

Hoeniger. — Das Deutschtum im Ausland vor dem Weltkrieg. Von Robert Hoeniger. 2. Aufl. 131 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt 402.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1918.

Höfding. — Humor als Lebensgefühl. (Der gute Humor.) Eine psychologische Studie von Harald Höfding. Aus dem Dänischen von Heinrich Goebel, Hildesheim. 205 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1918.

Hurwicz. — Rußlands politische Seele. Russische Bekenntnisse. Herausgegeben von Elias Hurwicz. 132 Seiten. (Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte.) Berlin, S. Fischer.

Jolles. — Wege zu Phidias. Briefe über antike Kunst von André Jolles. 153 Seiten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1918.

Kautzsch. — England vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch? Von Dr. E. Werner von Kautzsch. Volkswirtschaftlicher Mitarbeiter der „Natur und Gesellschaft". 94 Seiten. Berlin, Gustav Ziemsen. 1918.

Kautzsch. — Ein Günstling des Kaisers. Aus dem Englischen übersetzt und mit Randbemerkungen versehen von Dr. E. Werner von Kautzsch. 104 Seiten. Berlin, Gustav Ziemsen. 1918.

Kluge. — Von Luther bis Lessing. Aufsätze und Vorträge zur Geschichte unserer Schriftsprache von Friedrich Kluge. 5. Aufl. 315 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Kyber. — Genius Astri. Dreiundzwanzig Dichtungen von Manfred Kyber. 60 Seiten. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Lienhard. — Das klassische Weimar. Von Prof. Dr. Friedrich Lienhard. 3. Aufl. 148 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens 35.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Menzel. — Die Schwurbrüder. Erzählung von W. Menzel. Mit vielen Bildern von R. Trache. Zweite Auflage. 96 Seiten. (Enßlins Roman- und Novellenschatz 238.) Reutlingen, Enßlin und Laiblins Verlagsbuchhandlung.

Möncheberg. — Stellungskämpfe bei Laon. Sommer 1917. Erinnerungen einer deutschen Division. Herausgegeben von Carl Möncheberg, Leutnant der Reserve. 109 Seiten. Stuttgart, Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Natorp. — Hermann Cohen als Mensch, Lehrer und Forscher. Gedächtnisrede gehalten in der Aula der Universität Marburg am 4. Juli 1918 von Paul Natorp. Mit einem Bildnis und Lebensabriß Hermann Cohens. 30 Seiten. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun). 1918.

Pfister. — Schweizer Schriften für allgemeines Wissen, Wahrheit und Schönheit in der Psychoanalyse von Dr. Oskar Pfister in Zürich. 143 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Raithel. — Der österreichische Staatsgedanke. Eine politische Geschichtsbetrachtung von Prof. Dr. Friedrich Raithel, k. k. Landsturmhauptmann. 43 Seiten. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1918.

Ruland. — Elsaß-Lothringen und die internationale Lüge von Dr. H. Ruland, Colmar i. E. Geheimer Justizrat. Mitgl. d. Landtages f. Elsaß-Lothringen. Hierzu 8 Karten. 77 Seiten. Freiburg i. Br., Bielefelds Verlag. 1918.

Rüttenauer. — Vertrade. Die Chronik des Mönchs von Lu Saremon von Benno Rüttenauer. 288 Seiten. München, Georg Müller. 1918.

Sandmeier. — Neue deutsche Erzähler. Herausgegeben von J. Sandmeier. Erster Band 284 Seiten. Zweiter Band 281 Seiten. Berlin, Furche-Verlag. 1918.

Schmitz. — Richard Wagner. Von Dr. Eugen Schmitz, Dozent für Musikwissenschaft a. d. Kgl. Technischen Hochschule in Dresden. 2. Aufl. 138 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 55.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Schussen. — Der rote Berg. Roman von Wilhelm Schussen. 190 Seiten. Stuttgart, Strecker und Schröder. 1918.

Seidel. — Die Barnholzer. Ein Buch der Heimat von Heinrich Wolfgang Seidel. 452 Seiten. (Groteske Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller.) Berlin, G. Grotesche Verlagsbandlung 1918.

Sonnenthal-Scherer. — Ein Frauenschicksal im Kriege. Briefe und Tagebuchaufzeichnungen von Schwester Maria Sonnenthal-Scherer. Eingeleitet und nach den Handschriften herausgegeben von Hermine von Sonnenthal. 260 Seiten. Berlin, Wien, Ullstein und Co. 1918.

Spengler. — Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte von Oswald Spengler. Erster Band: Gestalt und Wirklichkeit. 639 Seiten. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1918.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.177

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY